Magazin
für
Evangelische Theologie und Kirche.



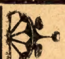
Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.



Neue Folge.

Vierundzwanzigster Band.

 **Fünfzigster Jahrgang.** 

St. Louis, Mo.

1922.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1922.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 24. Band. St. Louis, Mo. Januar 1922.

„Wohin sollen wir gehen?“

Gedanken über die Zukunft unserer Evangelischen Kirche.

Referat, gehalten auf der Nord-Illinois-Distriktskonferenz zu Hanover Tp., Ill., am 16. Juni 1921, von Pastor B. Howe.

Im Leben der Jünger Jesu gab es von Zeit zu Zeit große, folgenschwere Entscheidungen. Als der Heiland es erlebte, daß viele, die bisher seine begeisterten Anhänger und Verehrer waren, plötzlich sich abkehrten von seiner **Ewigkeitsreligion** und lieber in einer **äußerlich ausgebauten, national gerichteten, irdisch und weltlich gedachten** Religion ihr Heil suchten, da entstand die Frage Jesu an seine Jünger: „Wollt ihr auch fortgehen?“ Und ebenso hören wir die herrliche Antwort eines Petrus, der in Namen seiner Mitjünger die Antwort giebt: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des **ewigen Lebens** und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

In solchen Entscheidungen, wie die eben erwähnte der Jünger, liegt die **Hoffnung** und die **Zukunft** der **christlichen Kirche** begründet. Die Jünger konnten und wollten keinen Compromiß mit der großen Welt eingehen. „Du hast Worte des **ewigen Lebens**,“ das entscheidet. Sie haben gemerkt, daß es sich bei Jesus um eine **Ewigkeitsreligion** handelt, um **Ewigkeitsworte** und **Werte**, und daß Jesus selbst der große **Ewigkeitsmensch** ist, **Christus**, der Sohn des lebendigen Gottes. Da wird ihnen das Irdische zur Wesenlosigkeit, da versinkt ihnen die große schöne Welt ins Nichts, da lebt in ihnen nur der eine große Gedanke: „Herr wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“

Auch im Leben Jesu selbst gab es eine Zeit wo er sich für die Ewigkeitsreligion entscheiden mußte, gegenüber einer Religion dieser Welt, nämlich dort in der Wüste, als ihm jene große Vision zu Teil ward, da ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit vor Augen geführt wurden und der Feind ihm zuflüsterte: „Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“

Ein unsagbar großes, wunderbares Bild lag vor des jungen Jesu Geistes Auge: Die Königreiche der Erde, die brausenden Meere, die Himmel anstrebenden Bergketten, die weiten fruchtbaren Ebenen der Erde, die ungezählten Städte und Dörfer der Menschenkinder, und dann sie selber, die hochgestellten und doch tief gesunkenen Menschen mit ihrem ungestillten Sehnen nach Gott, nach Schönheit und Leben. — Das alles wurde dem Heiland in einem riesigen, prächtigen Bilde vorgeführt und ihm für einen Fußfall angeboten.

Gewiß: eine ungeheure Versuchung! Denn hier lag Macht, Glück — und Schönheit, hier lag hohes umfassendes Königtum, hier lag Befreiung der Menschheit, Glanz und Kultur, und auf der andern Seite lag die Armut, die Verachtung, der Haß, eine kleine Schar von Anhängern, ein Verkanntwerden vom eigenen Volke und endlich der Kreuzestod und das Grab.

Gott sei Dank, der Heiland hat keinen Augenblick gezögert! Tausende der Großen dieser Erde, die nur ein klein wenig von der Herrlichkeit dieser Welt gesehen haben, sind zu Fall gekommen. Ein klein wenig Macht hat sie zum Cäsarenwahnsinn verleitet, ein klein wenig Wissenschaft zur Verleugnung des lebendigen Gottes, — ein kleiner Teil der Schönheit der Welt hat andere in den Strudel des Sinnenlebens hineingestürzt; aber der Heiland, der **alles** geschaut, hat gegenüber der größten Versuchung nur das Wort: „Hebe dich von mir Satan, denn es steht geschrieben: Du sollst anbeten Gott deinen Herrn, und ihm allein dienen."

„Durch Leiden zur Herrlichkeit," „durch Kampf zum Sieg," „durch Kreuz zur Krone," das ist der Wahlspruch Jesu geworden. So erobert sich der Heiland die Welt bis zu jenem Tage, da es heißen wird: „Nun sind die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden." Auch für seine Jünger und seine Kirche gibt es keinen andern Weg, denn für alle gilt das Wort; „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach."

Beim Volk Israel kam ebenfalls die Stunde der Entscheidung. Es kam eine Zeit, da die Juden plötzlich klar erkannten, daß dieser gottgesandte Prophet Jesus **nicht daran dachte, zuerst** und **vor allem** den **irdischen** und **weltlichen Wünschen** und **Aspirationen** seiner Zeitgenossen Rechnung zu tragen; „Von dem an gingen viele seiner Jünger hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit Ihm." Und viele, die zuerst begeistert auf seine Rede gelauscht hatten, wurden seine erbittertsten Gegner.

Auch unsere Evangelische Synode steht am selben Scheidewege, an dem einst die Jünger mit dem jüdischen Volk standen. Auch für unsere liebe Evangelische Kirche ist die Frage brennend geworden; „Wohin sollen wir gehen? Sie ist besonders in den furchtbaren

Jahren des Krieges stark in den Vordergrund getreten, und sie hat solch große Bedeutung gewonnen, daß von ihrer richtigen oder unrichtigen Beantwortung die Zukunft unserer Kirche abhängt. Ich bin ja nicht der Erste, der diese Frage behandelt, sondern es sind eine ganze Reihe von Abhandlungen erschienen, die hier hereingehören, so vor allem das Referat von Pastor Alfr. E. Meyer, „Die Zukunft unserer Synode;" ferner das Referat von Prof. Carl Bauer, „Die Zukunft des Proseminars," oder auch die Abhandlung R. Niebuhrs vor etlichen Jahren: „Where shall we go?" (worin uns der Rat gegeben wurde, uns einer der größeren calvinistisch gerichteten Denomtionen unseres Landes anzuschließen) oder auch die Antwort Pastor W. F. Henningers: „Why go at all?" So hoffe ich, daß auch meine Arbeit helfen möge, eine Lösung zu finden in dieser hochwichtigen Frage: „Wohin sollen wir gehen?"

Die Wichtigkeit dieser Frage wird uns sofort klar, wenn wir daran denken, daß durch unsere Kirche ein großer Riß geht. Man könnte sagen: Unsere Kirche ist in zwei Lager geteilt, die durch eine Kluft von einander getrennt sind. Dieser innere Riß war schon seit vielen Jahren vorhanden, und stellt die ungeheure Schwierigkeit dar, zwei grundverschiedene Weltanschauungen mit einander zu vereimgen. Dieser innere Gegensatz ist seit Jahren immer stärker geworden und hat sich besonders während der Kriegsjahre dermaßen verschärft, daß, als der entsetzliche Krieg im Herbst 1918 zu Ende kam, Vertreter der einen Partei um ihrer Ueberzeugung und ihres Gewissens willen im Gefängnis schmachteten, während solche aus dem anderen Lager jubelnd ausriefen; „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unseren Herrn Jesum Christum." Dieses eine Beispiel möge genügen, um den geradezu furchtbaren Gegensatz zu verdeutlichen. — Und leider ist es beklagenswerte Tatsache, daß, soweit die Führung unserer Synode in Frage kommt, die Evangelische Kirche gegenüber den bedrängten Glaubensbrüdern vollständig versagt hat. Wenn je der Satz galt; „Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt," so galt dieser Satz auch in Bezug auf die Evangelische Kirche in jenen Tagen. Daß es dabei Ausnahmen gab, daß z. B. eine Pastoral Conferenz für einen bedrängten Bruder kräftig und hilfreich eintritt, ändert nichts an dem Urteil, daß **die Evangelische Kirche ebenso wie fast alle andern Kirchen unseres Landes die hohen Gedanken und Ideale des Christentums dem Nationalitätsprinzip zum Opfer gebracht hat.** Ich bin fest überzeugt, daß, wenn unsere Evangelische Synode um der Wahrheit willen in diesem Krieg zur Märtyrerkirche geworden wäre, sie heute eine der angesehensten Kirchen unseres großen und schönen Landes wäre.

Sie werden mir, liebe Brüder, aufs Wort glauben, daß ich diese Dinge nicht vortrage, um aufs Neue einen Kampf zu entfesseln, sie

werden mir im Gegenteil bezeugen, daß ich während meiner Amtszeit als Präses des Nord Illinois Distrikts stark für konstruktive Arbeit eingetreten bin, und daß das gemeinschaftliche Interesse der Brüder und ebenso die gemeinschaftlichen Ziele unserer Gesammtkirche mir ein rechtes Anliegen gewesen sind. Aber wenn wir von der Zukunft unserer Kirche handeln, so ist es nötig, daß wir den gegenwärtigen Stand der Kirche erkennen und die Schäden feststellen. Erst dann können wir die rechte Entscheidung treffen.

Wohin sollen wir gehen? Zur ernsten Beantwortung dieser Frage dürfen wir nicht nur auf unsere Evangelische Kirche schauen, sondern wir müssen auch auf die Gesammtkirche unseres Landes blicken und zu erkennen suchen, welcher Platz unserer Synode im **großen Rahmen des Amerikanischen Kirchenlebens zukommt.**

Sobald wir aber mit offenen Augen auf die **Gesamtkirche unseres Landes** schauen, bietet sich uns ein furchtbares Bild.

Im vorjährigen Protokoll des Nord Illinois Distrikts hatte ich darauf hingewiesen, daß die Kirche unseres Landes in den verflossenen Jahren sich nicht als „Salz der Erde“ oder als „Licht der Welt,“ erwiesen hat. Die Kirche, die das öffentliche Gewissen des Landes hätte sein müssen, hat schmählichen Verrat geübt an den heiligen Prinzipien des Christentums. Sie hat in der Stunde der Not und der Gefahr, als es galt, das Panier Jesu Christi zu entrollen, als es galt, sich als Jünger der Warheit zu bekennen, das Christentum verleugnet.

Der furchtbare Irrtum der Kirche stellt sich dar als **dreifache Sünde:** Erstens, hat die Kirche **geschwiegen,** als man in unserem Lande die feierlich erklärte Neutralität mit Füßen trat. Die Kirche Amerikas hat (von einzelnen Ausnahmen abgesehen) keinen Finger gerührt, und kein Wort gesagt, um der Ungerechtigkeit zu steuern.

Von dieser **ersten Sünde zur zweiten größeren war nur ein Schritt,** nämlich **die Aufopferung der Christlichen Idee zugunsten des Nationalitätsprinzips.** Wenn man so schnell die christliche Bruderliebe vergessen konnte, und wenn in tausenden von Kirchen der bitterste Haß und eine wahnsinnige Verhetzung ihre Heimstätte fanden, so kann auch vorher nicht viel christliche Menschenliebe vorhanden gewesen sein.

Der **dritte furchtbare Irrtum der Kirche** ist der, daß sie immer **noch keine Buße getan hat,** daß sie noch immer nicht den Mut der Wahrheit besitzt, einzugestehen, daß ihr Verhalten ein Verbrechen am Geiste unseres hochgelobten Herrn und Heilandes bedeutet.

Die Kirche Amerikas, wie ich sie soeben geschildert, findet ihre höchste Vertretung im Federal Council of Churches of Christ in

America. Auch unsere Evangelische Kirche ist ja ein Mitglied dieser Vereinigung seit vielen Jahren. Vor 16 Jahren wurde dieser Baum im Garten der Christenheit gepflanzt. Damals haben wir uns alle gefreut, denn der Gedanke der Einheit aller Kinder Gottes lebt in allen evangelischen Herzen. Wir sehnen uns danach, daß die herzliche Bitte Jesu im Hohenpriesterlichen Gebet in Erfüllung gehen möge: „Auf daß alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in Dir, daß auch sie eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt.“ Aber jetzt nach 16 Jahren, ist es einem **denkenden Christen rein unmöglich** von **diesem Baum, „Federal Council“** genannt, noch **Ewigkeitsfrucht** zu erwarten.

Wer hat diese Vereinigung geleitet? Vor vielen Jahren wurde uns mitgeteilt, das Federal Council würde für einheitliche Ehegesetzgebung Sorge tragen, wir erinnern uns ferner, daß große soziale Programme aufgestellt wurden, und nachher wars nichts. Und doch ist der blätterreiche unfruchtbare Baum großartig gepflegt worden. Unter anderm ist er mit den Carnegie'schen „Friedensmillionen“ reichlich gedüngt worden. Aber alles schien umsonst! Nur **neue Blätter Angelsächsischer Freundschaft** vermochte er hervorzubringen. Dann kam der Krieg! **Man wartete auf ein großes Wort.** Das **christliche Gewissen** sollte sprechen, man stand ja noch unter dem Eindruck der Edenburger Missionskonferenz, aber **es kam nichts.** Nichts, das angedeutet hätte, daß die Wahrheit des Christentums bei diesen Leuten Geltung habe. Jetzt wird uns gesagt, daß Pastor R. Niebuhr als Vertreter unserer Synode die Leutlein aufgefordert habe, ein versöhnendes Wort an die Deutschen Kirchen zu richten.

Dieses Wort sei zwar noch nicht gesprochen worden, werde aber wohl noch kommen. — Daß Gott erbarm! Wenn wir nun wirklich das versöhnende Wort hören, was wird es sein? Und was wird es helfen? 16 Jahre sind wir ausgegangen und haben Frucht gesucht an diesem Baume und alles, was wir gefunden haben, waren Blätter. Jedes Jahr kam die bittere Enttäuschung. Aber das macht uns nichts aus. Unser Glaube an diese Gesellschaft ist so groß, daß wir lieber selber unsere Salzkraft einbüßten, als uns von ihnen trennen. Auch jetzt haben unsere Führer den Appell der Evangelischen Kirche in Polen, die schwer unter großer Verfolgung leidet, vertrauensvoll in die Hände dieser Leute gelegt. — Was wird nun folgen? Werden wir mehr sehen als Blätter? Ich glaube es nicht, und die armen Evangelischen in Polen tun mir leid.

Wenn wir fragen: „Wohin sollen wir gehen?“ so sage ich: „Wir müssen uns loslösen vom Federal Council, und je eher wir solches tun, desto besser für uns alle.

Wir müssen uns auf uns selbst besinnen! Wir wollen eine gute

treue, evangelische Kirche bleiben, die das Erbteil der Väter treu bewahrt. „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!" Was wir aber von unsern Vätern ererbt haben, ist vor allem unser **herrliches Bekenntnis**, das, frei von allen denomiationalen Schranken, auf dem Boden der **tief innerlichen deutschen Reformation** erwachsen ist und in der Verkündigung des herrlichen großen Evangeliums von Jesu Christi sich auslebt. Dieses geistige Erbe treu zu bewahren ist unsere heiligste Pflicht, auch hier in der neuen Heimat. Nicht in der Nachahmung von allerlei Methoden, nicht in möglichst vollendeter Organisation, auch nicht in großen „Drives" liegt unser Heil (wenn schon diesen Dingen eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen ist), sondern in der tiefinnerlichen **Neuerfassung unseres Bekenntnisses.** Denn wir haben es stark verlernt, unser Bekenntnis hoch zu schätzen. Wir treiben, Gott sei es geklagt, immer mehr in das Fahrwasser des Calvinismus, wie er in unserem Lande vorherrscht, hinein. Gott aber bewahre unsere Evangelische Kirche davor, in das unbiblische, gesetzliche, politisch gefärbte Christentum vieler amerikanischer Kirchen zu verfallen.

Man kann sagen: Unsere Kirche muß sich entwickeln, sie muß sich gewissen Veränderungen unterwerfen, sie muß sich den Verhältnissen des Landes anpassen. Ganz gewiß! So bin ich zum Beispiel der Meinung, das unsere Predigt weit einfacher und praktischer sein muß als früher, sie muß sich noch stark von dogmatischen Ausführungen lösen, sie muß auf das Niveau herabsteigen können, das der meist ziemlich geringen religiösen Ausbildung in unserem Lande entspricht, aber sie darf den biblischen evangelischen Boden nicht verlassen. Sie soll nicht oberflächlich werden, sondern soll tief eindringen in den Text, soll auf tüchtiger Exegese beruhen, aber die applicatio soll sich dem geistigen Niveau unseres Landes und den hiesigen Verhältnissen anzupassen verstehen.

Niemals aber dürfen wir die freie, fröhliche evangelische Art unserer Kirche verleugnen und dem gesetzlich finsterem Wesen des Calvinismus und jener unbiblischen Art verfallen, die auf Kosten der **ewigen Gottesgebote** allerlei **Menschengebote** und **Menschensatzungen** aufstellt und in fanatischer Durchführung derselben die höchste Religionsentwicklung sieht. Durch eine allzu enge Verbindung mit dieser Richtung werden wir zu Verrätern am Glauben unserer Väter und an jener überaus großen freien und tiefen Religionsauffassung, wie sie in Martin Luther ihren hervorragendsten Vertreter fand seit den Tagen der Apostel. Eine freie Anlehnung an die milderen lutherischen Kirchen unseres Landes wäre eventuell zu befürworten, doch so, daß wir unser Bekenntnis nicht preisgeben. Eine Verbindung dieser Art würde den Vorzug haben, als natürlich angesprochen werden zu können, während eine Verbindung unserer Kirche mit dem

Calvinismus als „unnatürlich" betrachtet werden muß. Daß wir trotzdem in dieser Richtung treiben, ist sehr zu beklagen, und es ist die Pflicht aller derer, die mit klarem Auge den Schaden erkennen, mitzuarbeiten, daß es besser werde.

Noch einmal komme ich zurück auf Petri Frage und Antwort. „Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt daß du bist Christus, Der Sohn des lebendigen Gottes."

Die Jünger Jesu waren **Ewigkeitsmenschen**; darum suchten sie eine **Ewigkeitsreligion.** Sie waren nicht zufrieden mit dem was ihnen die **jüdische Religion** bot. Die jüdische Religionsauffassung zur Zeit Jesu war eine äußerliche, gesetzliche, verweltlichte, politische, Und Gott bewahre unsere Evangelische Kirche vor der **Verquickung** mit **politischen Maßnahmen,** wie sie in so vielen Kirchen gang und gäbe sind. Wir müssen genau wissen, daß die Kirche Jesu Christi nichts mit politischen Maßnahmen zu tun hat, und daß sie nur in der Weise und in dem Maße Einfluß gewinnt auf die Menschen, daß sie als ein Licht hineinleuchtet in die Nacht dieser Welt. Die Stadt auf dem Berge kann nicht verborgen bleiben. So möge unsere Evangelische Kirche ein helles Licht werden in der Finsternis unserer Tage.

Die Evangelische Kirche muß als Ewigkeitskirche **international** sein, gerade, wie Paulus erklärt: Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib, sondern sie sind allzumal einer in Christo. Das national gefärbte Christentum mit seinen widerlichen Auswüchsen, wie es sich im vergangenem Kriege gezeigt hat, hat mit der Religion Jesu Christo nichts gemein, sondern gehört sicher zu dem Reiche der Finsternis. Noch eines sei erwähnt: Die Evangelische Kirche muß, wenn sie eine große Zukunft haben soll, eine **große Liebe gewinnen.** An dieser großen Liebe hat es uns oft gefehlt. Wir dürfen **nie wieder** die Brüder verdammen, die um ihres **Gewissens** willen in Not geraten sind. Wir müssen unsere gegenseitige Liebe auch dadurch beweisen, daß wir die **Pensionskasse ausbauen** und **pflegen.** Die **ärmliche** Versorgung unserer Invaliden ist ein Zeichen unserer **Lieblosigkeit,** eine Anklage gegen uns alle. Wir müssen in dieser Sache gründlich Ordnung haben.

„Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des Ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes."

Nicht daß wir eine große Kirche vor dieser Welt werden, ist so wichtig, sondern daß wir eine **Ewigkeitskirche** werden, die das **Evangelium** von Jesu Christo in die Welt hinausträgt und **Ewigkeitswerte** schafft, eine Kirche, die in der Wahrheit bekennen kann: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde."

Christliche Liebestätigkeit und der Biblische Zehnte.

Referat von Pastor G. A. Neumann, erstattet auf der Konferenz des Michigan-Distrikts 1921.

In den letzten Jahren ist in den Kirchen unseres Landes bei den Finanzkampagnen der verschiedenen Vorwärtsbewegungen ausgiebigster Gebrauch gemacht worden von der Idee des Biblischen Zehnten, wie er fast immer genannt wird, und dieser Zehnte wurde mehr oder weniger nachdrücklich als Norm für christliche Liebestätigkeit und die Finanzierung des Reiches Gottes hingestellt. Auch die Leiter unserer Vorwärtsbewegung haben diesem Gedanken öfters Raum und Ausdruck gegeben in den von ihnen ausgegangenen oder doch wenigstens von ihnen empfohlenen Schriften. Das eine Heft unter anderen „The Money Test" ist von Anfang bis Ende von dieser Idee des Zehnten beherrscht und zur Empfehlung desselben geschrieben. Da also unsere Leute offiziell und privatim von diesem Gedanken des öfteren berührt worden sind, so ist es am Ende nicht unangebracht, Rückert's Spruch hier anzuwenden:

„Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen."

Denn das sei gleich von vorn herein als Grundgedanke dieser Arbeit festgestellt: Behauen muß die Idee des Zehnten werden, ehe sie in den Bau christlicher Liebestätigkeit hineinpaßt.

Schon der landläufige Ausdruck „Biblischer Zehnte" ist als klug berechnete Propaganda zu beanstanden. Gewiß steht er in der Bibel als von Gott geboten, und welcher Christ wollte denn sich nicht von der Bibel leiten lassen? Aber richtiger und sachgemäßer sagen wir gleich „Alttestamentlicher Zehnte," denn im ganzen Neuen Testament wird der Zehnte nur an zwei oder drei Stellen erwähnt, und auch da nur als sachlicher Hinweis auf eine im Alttestamentlichen Gottesvolk bestehende Einrichtung.

Welches war denn nun eigentlich diese Einrichtung des Zehnten im Alten Testament, und welche Gedanken lagen derselben zu Grunde? Diese Frage ist keineswegs so leicht und bestimmt zu beantworten, als man gemeiniglich annimmt. Erst wenn man sich mit den einschlägigen Stellen näher befaßt, wird einem klar, wie wenig einheitlich und mit einander übereinstimmend die an verschiedenen Stellen der Bücher Mosis gegebenen Zehntgesetze sind, und wie sie in der Auslegung und Anwendung manche Lücken und ungelöste Fragen lassen. Kein Wunder darum, daß die Ausleger des Alten Testaments in ihren Ansichten über den Zehnten und seine Erhebung unter dem Volk Israel weit auseinandergehen.

Schon langer vor der Zeit des durch Moses gegebenen Gesetzes

war der Zehnte ein uralter Brauch bei Heidenvölkern und auch bei den Erzvätern als Ausdruck der Ueberzeugung, daß der Mensch Gott für seinen Segen greifbaren Dank schulde (1. Mose 28: 20 f), und daß Gott eigentlich der Eigentümer alles ist, was auf Erden wächst. An drei Stellen wird vom Zehntgesetz geredet: 3. Mose 27: 30—33; 4. Mose 18: 21—30; 5. Mose 14: 22—27. In der Stelle im 4. Buch Mosis ist nur von dem Zehnten der Ernte die Rede, in den beiden andern Stellen auch von dem Zehnten vom Vieh. Der im 5. Buch Mosis geforderte Zehnte ist in seiner Verwendung so deutlich verschieden von den an den beiden andern Stellen erwähnten, daß kritische Ausleger sagen, die im 3. und 4. Buch Mosis gegebenen Zehntverordnungen seien nur von den Priestern und Leviten in selbstsüchtigem Interesse gemachte Weiterbildungen eines ursprünglich ganz einfachen, fröhlichen Erntefestbrauches, wie derselbe im 5. Buch Mose noch zu erkennen sei. Andere, und zwar die schriftgläubigen Ausleger wie Oehler und Zeller, reden nach dem Vorgang der jüdischen Rabbiner von einem doppelten Zehnten — einem an die Leviten für ihren Unterhalt zu entrichtenden, von welchem diese den Priestern ein Zehntel abgaben — und außerdem einem zweiten Zehnten, eben dem 5. Mose 14 geforderten, von dem das Volk die Wallfahrt nach dem Heiligtum, Uebung der Wohltätigkeit an den Ortsarmen und die allgemeine, fröhliche Erntefestmahlzeit bestreiten sollte.

Ob wirklich zwei Zehnte neben einander bestanden (von einer praktischen Entrichtung derselben liegen nirgends im Alten Testament geschichtliche Beweise vor), ob ferner die Erstlingsopfer von Ernte und Vieh noch neben dem Zehnten eingefordert wurden, oder ob dieselben im Zehnten eingerechnet und dann von demselben abgezogen werden durften, läßt sich mit Sicherheit aus dem Text des Alten Testaments nicht feststellen. Sicher aber ist, daß er dem Alten Testament Volk als eine allgemeine anerkannte religiöse Verpflichtung und Gewissenssache galt, die nicht abgeleugnet wurde, wenn sie auch nach dem Zeugnis der Propheten in der Praxis oft umgangen wurde.

Aus dem jüdischen Religionsgesetz ging der Zehnte in das Bewußtsein der alten Kirche über, als man anfing, die Geistlichkeit als Nachfolger und Erben des alttestamentl. Priesterstandes anzusehen. In so frühen Schriften, wie die Apostolischen Konstitutionen (3. Jahrhundert) und den Apostol. Kanones (5. Jahrhundert), wie in Schriften des Augustin und Hieronymus (4. Jahrhundert) wird der Zehnte unter Berufung auf Abraham und Jakob als eine Pflicht aufgestellt, die als vormosaisch allgemeine religiöse Gültigkeit habe. Aber, und das ist bezeichnend, es wird die Entrichtung des Zehnten in dieser Periode als eine freiwillige Handlung für die Christen, nirgends als ein Zwang hingestellt. Erst im Jahre 585 findet sich unter den Beschlüssen des Konzils von Macon in Frankreich zum ersten Male

die Forderung des kirchlichen Zehnten unter Androhung des Kirchenbannes im Weigerungsfalle. In Deutschland forderte Karl der Große den Zehnten als gesetzliche Verpflichtung, welche der Staat gegebenen Falles mit Gewalt für die Kirche eintreiben solle. Dieses war namentlich mit eine der Ursachen der blutigen Sachsenaufstände. Ja, in den Verordnungen vom Jahre 779 werden von ihm der Kirche sogar zwei Zehnte als ihr Recht und der Bürger Pflicht zuerkannt auf Grund der oben erwähnten Auslegung zweier im Gesetz Mosis gebotener Zehnte.

Wie im Mittelalter der Zehnte eine stehende Abgabe an die Kirche geworden war, so blieb es auch zuerst noch in den Kirchen der Reformation, wenn auch bald der Zwang des Staates da nicht überall so eisern angewandt wurde. Interessant ist in dieser Verbindung die Tatsache, daß die aufständigen Bauern Deutschlands im Jahre 1525 in ihren Forderungen der 12 Artikel, deren Verwerfung dann der Anlaß zu den blutigen Metzeleien wurde, sich willig und bereit erklärten, den üblichen Zehnten an die Kirche zu entrichten, aber dafür ordentliche geistliche Pflege und lautere Predigt des Evangeliums verlangten. Ebenso forderten sie, daß ein etwa Uebriges vom Zehnten, nachdem Priester und Kirche ihre Gebühr daraus erhalten hätten, den Ortsarmen zugute kommen, aber nicht zur Bereicherung entfernt wohnender Kirchenfürsten verwendet werden solle.

Luther erkennt den Zehnten als das beste und am wenigsten drückende Abgabensystem an, weil eben zu seiner Zeit aus den armen Bauern und kleinen Leuten von Kirche, Lehnsherr usw. weit mehr als das herausgeschunden wurde. So blieb der Zehnte in den Landeskirchen Deutschlands bis ins 18. und 19. Jahrhundert als lokale Einrichtung an vielen Orten bestehen, wurde aber allmählich immer mehr durch bestimmte Geldzahlungen abgelöst, da einesteils die Anforderungen des Staates sich mehrten, andererseits zunehmender unkirchlicher Sinn sich diesen Forderungen der Kirche widersetzte. Heute besteht er als verbindliche gesetzliche Abgabe nirgends mehr.

Für uns haben die vorstehenden Ausführungen ja nur historisches Interesse; wir haben ja unbestritten freie Unterstützung der Ortsgemeinde wie auch der Reichsgottesarbeit im weiteren Sinne. Die Frage, die uns angeht, ist die: Hat die Idee des Alten Testament Zehnten, wo nun die gesetzliche Verpflichtung fehlt, am Ende für uns noch Berechtigung als moralische Verpflichtung oder einen Wert als wünschenswerte Norm und Maßstab dessen, was ein Christ für Kirche und Reich Gottes darreichen sollte?

Diese Frage wird von den calvinistisch gerichteten Kirchen Amerikas und namentlich in Sektenkreisen, wo Altes und Neues Testament einander in ihrer Bedeutung für den Christen gleichgestellt werden,

ohne weiteres bejaht. Diese Frage ist auch unbedingt überall da zu bejahen, wo man nur auf den sichtbaren Erfolg sehen und nach den eingehenden Geldsummen das Interesse für das Reich Gottes und die Kirche abmessen möchte. Denn daß die gewissenhafte Entrichtung des Zehnten dem Werk der Kirche Geldmittel zur Verfügung stellt, bei denen uns Evangelischen mit unseren so bescheidenen Ansprüchen an den Geldbeutel unserer Leute ganz schwindlig werden kann, ist nicht abzuleugnen und wird durch einen Blick auf die Finanzmacht der Mormonen und auf die Leistungen der Adventisten des Siebenten Tages in dieser Hinsicht bestätigt. Nehmen wir z. B. die letzteren. Sie haben nach den Feststellungen des von dem Interchurch World Movement herausgegebenen „Statistical Mirror" im Jahre 1918 für kirchliche Zwecke (Gemeindehaushalt und Liebesgaben zusammen gerechnet) nahezu 7 Millionen Dollars aufgebracht. Das ist bei ihrer Seelenzahl von 162,000 ein Durchschnitt von $42.39 pro Kopf. Im Jahre 1904 war ihr Durschnitt nur $10.48. Daß sich ihre Beiträge in der Zeit vervierfacht haben, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß sie den Zehnten als Norm und religiöse Verpflichtung angenommen haben und jetzt allgemein befolgen. Diese Zahlen bedeuten vielleicht für uns nichts, außer wir machen es uns in der Weise klar, daß wir es auf unsere Verhältnisse übertragen. Wir sind als Kirche im Durschnitt nicht reicher, aber auch nicht ärmer als die Adventisten. Leute des Mittelstandes machen bei uns, wie bei jenen, das Gros der Kirchenglieder aus. Hätten wir nun im gleichen Verhältnis zu den Adventisten gegeben, dann hätte die Evangelische Synode im Jahre 1920 statt der für Gemeindehaushalt und Liebesgaben berichteten Totalsumme von $3,934,000 nahezu 16 Millionen Dollars (genau 15,834,000) aufbringen sollen bei den von uns berichteten 377,000 Seelen.

Oder wenden wir dies einmal auf den Michigan Distrikt an. Wir berichten für das verflossene Jahr eine Gesamtaufwendung von $371,748; nach dem Maßstab der Adventisten oder des alttestamentl. Zehnten gerechnet, sollten wir bei unsern 27,400 Seelen im Distrikt die Summe von $1,150,000 in unserem Jahressummarium drucken können. Das würde bedeuten, daß selbst bei verdoppeltem Haushalt der Gemeinden immer noch an wirklichen Liebesgaben aus dem Michigan Distrikt beinahe $500,000 übrig wären anstatt der $42,000 des letzten Jahres. Oder diese Berechnung auf das Gebiet der Gesammtsynode übertragen, hätten wir selbst bei verdoppeltem Gehalt aller Pastoren, Organisten, Kirchendiener usw. immer noch für Liebeswerke 9 Millionen Dollars zur Verfügung anstatt der $578,000 des Vorjahres.

Nur auf den Erfolg gesehen, wäre die Idee des Zehnten als eine wünschenswerte Norm unserer Gaben anzusehen, ist aber ebenso ent-

schieden als solche abzuweisen, wenn wir den inneren Unterschied zwischen alttestamentl. Gesetz und neutestamentl. Geist festhalten, wie der geniale Paulus denselben zuerst erfaßt und klar dargestellt hat.

Da müssen wir sagen: Im Neuen Testament giebt es keinerlei Einzelvorschrift in diesem Stück, als nur das von Jesu gegebene und von den Aposteln wiederholte Gebot der Liebe. Matth. 22: 37—40; Röm. 13: 8. Da finden sich im Neuen Testament keinerlei Kultusvorschriften, weder über Festtage noch Gottesdiensteordnungen noch über Zeit oder Häufigkeit der Teilnahme am Heiligen Abendmahl. Von allen diesen Dingen heißt es einfach: Der Heilige Geist wird es Euch alles lehren, Joh. 14: 26. Auch steht nirgends ein Wörtlein, wieviel ein Christ etwa für das Reich Gottes geben solle. Gewiß, diese Freiheit (2. Kor. 3: 17) wird von vielen ungeistlichen, noch nicht unter dem Trieb der Gnade stehenden Christen mißbraucht zu einem Deckel der Bosheit, des Geizes und der Trägheit (1. Petri 2: 16; Gal. 5: 13). Wir sehen das leider nur zu deutlich an dem schwachen Durchschnittsbesuch der Gottesdienste, an der verhältnismäßig seltenen Teilnahme unserer Glieder an dem Heil. Abendmahl, an den so beschämend geringen Opfern für die Kirche und das Reich Gottes. Der Geistesmensch, das ist wahr, braucht kein Gesetz und ist ihm auch keines gegeben (1. Tim. 1: 9). Darum ist auch, rein theoretisch und prinzipiell, der Zehnte oder irgend eine andere Norm des Gebens für Geisteschristen abzulehnen. Aber, und dieses Aber ist so sehr wichtig, praktisch ist um der geistlichen Unmündigkeit der meisten Kirchenglieder willen eine Norm als Prüfstein und Maßstab unserer Liebe und unseres Interesses für das Reich Gottes sehr nützlich und empfehlenswert. Und warum dann nicht den auf einer niedrigeren Offenbarungsstufe festgesetzten Maßstab des Zehnten anlegen, aber nicht von oben herab als kirchliches Gesetz, sondern freiwillig von innen heraus jeder einzelne Christ an sich selbst und seine Leistungen an Gaben und Opfern? So und nur so hätte die Idee des Alten Testament Zehnten in der christlichen Liebestätigkeit eine berechtigte Stelle.

Daß solches von vielen Christen freiwillig geübt wird, auch daß die Mal. 3: 8 gegebene Verheißung göttlichen Segens von einfältigen Zehntchristen immer wieder erfahrn wird, kann hundertfach bestätigt werden. (Siehe dazu herrliche Beispiele in „The Money Test“). Daß da die Kirchen, welche unter Gleichstellung des Alten Testaments mit dem Neuen den Zehnten eindringlich als Norm aufstellen, erfolgreicher sind, hat auch seinen ganz guten, psychologischen Grund. Der Durchschnittsmensch mit kirchlich-religiösem Interesse, der aber noch kein wiedergeborener Geistesmensch ist, will eben gern einen gewissen Anhaltspunkt bei seinen Gaben und Opfern haben. Wer hätte denn

nicht schon die ganz natürliche Frage gehört: „Wie viel soll man denn ungefähr geben?" oder „Was tun etwa die anderen im Durchschnitt?" Und je bestimmter da eine Kirche, wie es die katholische und die calvinistischen tun, den Leuten mit geistlicher oder biblischer Autorität entgegentreten kann, desto leichter läßt sich der Durschnittsmensch zu einer gewissen Opferwilligkeit anleiten.

Bei uns Evangelischen fehlt diese Voraussetzung. Wir reden mit dem Brusttone der Ueberzeugung viel von der Evangelischen Freiheit. Aber wir haben sehr wenig Ursache, auf alttestamentl. Zwang oder gesetzliches Wesen in anderen Kirchen überlegen herabzusehen, solange wir mit unserer Freiheit so kläglich hinter den Leistungen jener zurückbleiben. Wenn unsere neutestamentl. Freiheit nicht mindestens das Gleiche leisten kann, wie alttestamentl. gesetzliche Normen, dann ist unsere Freiheit uns wenig Ehre, sondern ein geistlicher Hemmschuh. Wir stehen wohl etwas beschämt da, wenn der alttestamentl. Calvinist oder der Sohn der katholischen Kirche uns mit Jak. 2: 18 sagen wollte: „Du hast den Glauben, ich habe die Werke; zeige mir Deinen Glauben ohne die Werke, so will ich Dir meinen Glauben zeigen aus meinen Werken." Weil nun gerade nach dem Evangelium des Paulus, des Vaters unserer Evangelischen Freiheit, rückhaltloses Opfern ein so bedeutendes Merkmal der Zugehörigkeit zum Reiche Gottes ist, so wäre man fast versucht, in diesem Punkt das Wort des braunschweigischen Herzogs aus der Reformationsgeschichte zu paraphrasieren: „Dann sitzen die Calvinisten im Reiche Gottes, und wir Evangelischen sitzen daneben." Der Geistesmensch braucht für das Zahlen seiner Dankesschuld an Gott den Herrn keinerlei Norm; der giebt sich, wie ein Paulus, ein Livingstone oder wie die armen Christen in Mazedonien ganz „erst selbst dem Herrn, dann uns" und darum von seinem Gut „nach Vermögen, ja über Vermögen" (2. Kor. 8: 3, 5). Aber solcher sind nur wenige, und darum ist ein gewißer Maßstab, wenn auch biblisch nicht zu fordern, doch eine nützliche, praktische Maßregel.

Um nun noch auf das praktilsche Gebiet zu kommen, so ist bei der Idee des Zehnten noch zu bemerken, daß derselbe unter unsern heutigen Verhältnissen eine Härte und Ungerechtigkeit für den Mann mit bescheidenem Einkommen gegenüber dem Wohlhabenden darstellen würde. Jede Familie bedarf ein unreduzierbares Minimum an Einkommen, um die elementaren körperlichen Bedürfnisse des Menschen an Nahrung, Kleidung und Obdach zu befriedigen, wie auch die Forderungen berechtigten Komforts in der Lebensführung. Das wurde unter den Höchstpreisen des vorigen Jahres von amtlicher Stelle in Washington für eine in der Großstadt wohnende Familie von 5 Köpfen auf $2000 berechnet. Jeder davon für ideale Güter abgehende Dollar stellte also im Vorjahre eine Beschränkung berechtig-

ter Lebensführung dar. Auf der andern Seite wird es dem Mann mit großem Einkommen viel leichter, von seinen Hunderttausenden am Ende die Hälfte zu opfern, als dem Mann mit $2000 Einkommen, den Zehnten zu geben. Die Anerkennung wollen wir gerade den minder Bemittelten in unsern Gemeinden nicht versagen, daß die verhältnismäßig das meiste zu den Finanzen unserer Kirche beitragen. Keiner wird wohl ernstlich den Satz bestreiten wollen: Wenn alle Wohlhabenden in unserer Mitte im Verhältnis so viel opfern wollten, wie der Durchschnitt der minder Begüterten, dann hätten wir weit reichere Mittel zur Hand, als jetzt der Fall ist; und umgekehrt, wenn alle minder Begüterten im Verhältnis nur so viel geben wollten, als der Durchschnitt unserer reichen Glieder, dann hätte die Synode für den Aufbau des Reiches Gottes noch lange nicht so viel zur Verfügung, als sie jetzt hat. Ausnahmen nach beiden Richtungen bestätigen nur die Regel.

Da müssen wir Pastoren zuerst ganz offen reden ohne Furcht, hie oder da anzustoßen. Wir reden ja nicht für uns, sondern für den Herrn und sein Reich. Dann müssen wir aber auch die unchristliche und ganz unbegründete Besorgnis fahren lassen, die jetzt leider immer noch manche Pastoren haben, als ob die Gemeinde respektive sie selber das verlieren, was etwa an Liebesgaben nach außen fließt. Die Erfahrung vieler bezeugt es laut: Gerade das Gegenteil ist der Fall. Je selbstloser wir an Andere im Reiche Gottes denken, desto reichlicher wird das eigene Werk gesegnet. Das müssen wir glauben, selber üben und immer wieder, auf der Kanzel, in den Vereinen und privatim betonen. Das bleibt schließlich nicht ohne Frucht. Damit tun wir dann auch dem geistlichen Leben unserer Gemeinden einen wirklich befreienden Dienst. Denn nichts lähmt so sehr das Wachstum geistlichen Lebens, als die Furcht, zu viel zu tun, und bei unserer Liebestätigkeit uns mit niedrigen Zielen zufrieden zu geben, die ohne große Anstrengung leicht erreicht werden können. Nach Vermögen zu geben, ohne Rücksicht darauf, wie viel zusammen kommen möge, das muß unsere Norm werden. Viele Gemeinden erdrosseln ihre eigene geistliche Kraft in dem Stück schon dadurch, daß sie von vornherein ausrechnen, wieviel sie bedürfen und das dann als ihr Maximalziel ansehen. Das tun die Adventisten nicht. Das ist der Nachteil eines Budgetssystems bei allen Vorteilen, die es unstreitig gebracht hat da, wo man bisher unter aller Norm und Kritik lässig gewesen ist.

Welche andere praktische Norm käme denn etwa in Betracht, möchte nun mancher fragen, wenn wir den Zehnten abweisen und doch eine Norm als nötig, gut und nützlich erkennen?

Zur Antwort verweise ich auf die in den diesjährigen Synodalberichten vorliegende Statistik. Da ergiebt sich die Tatsache, daß von

der Totalsumme von $3,934,000 etwa ein Sechstel auf das Konto Liebesgaben aller Art entfällt, während fast 5 Sechstel unter Gemeindehaushalt verzeichnet sind. In Michigan steht es noch nicht einmal so günstig. Wir verrechnen $329,000 für eigene Bedürfnisse und $42,000 für Liebesgaben nach auswärts, also etwa ein Achtel. Das ist entschieden zu wenig; das Verhältnis ist für Synode, wie Distrikt zu niedrig. Für die Bedürfnisse der eigenen Gemeinde werden wir gewiß nicht weniger aufbringen wollen, aber die Liebesgaben dürften wachsen. Und was hindert uns da, unsere Norm als Einzelgemeinde zu suchen in dem Wort Jesu: Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst, und dieses Wort einmal ganz wörtlich und uns vielleicht etwas gewohnt und komisch anmutend in dem Sinne auslegen und anwenden: Für das Reich Gottes nach außen so viel, als für die eigene Gemeinde. Also nicht 1:6 oder gar 1:8, sondern 1:1. Das wäre ein Fortschritt, nicht wahr? Dann hätte unsere Synode für Reichsgotteszwecke etwa drei und einhalb Millionen zur Verfügung, statt jetzt $578,000. Hat eine Gemeinde erstmal dieses Ziel erreicht, so kann sie sich dann leicht ein weiteres, höheres Ziel stecken.

Für unsere Gemeinden selbst wäre es ein geistlicher Segen, mehr an andere zu denken. Es ist doch eine geistliche Armut, das geben wir alle zu, wenn das eigene Werk, wie es vielfach der Fall ist, fast alles Denken, alle Liebe und alle Kraft in Anspruch nimmt. Um ihrer selbst willen sollten Gemeinden sich fragen und klar machen: In welchem Verhältnis stehen bei uns Gemeindehaushalt und Liebesgaben zu einander? Die Jahresberichte, die ja in jeder Gemeinde der Schatzmeister über Gemeindehaushalt und der Pastor über Liebesgaben erstattet, weisen das aus. Man braucht sie nur ein wenig deutlicher neben einander zu halten und darauf wie ein ausgerechnetes Rechenexempel hinzuweisen. Und dann möchte ich mal die Gemeinde sehen, der dieser Spiegel jedes Jahr vorgehalten wird, nicht scheltend, sondern bittend, nicht beschämend, sondern ermunternd mit Hinweis auf unsere Dankesschuld für erhaltenen geistlichen Segen, die da nicht im Laufe der Jahre wie von selber, und ohne daß sie es merkt, hineinwächst — so möchte ich es bezeichnen — in das Apostelwort: Nehmet immer mehr zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß Eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Der Wert des Studiums der Philosophie für den Theologen.

Von Pastor H. Kamphausen.

Wir glauben nicht fehlzugehen in der Annahme, daß eine große Anzahl unserer Leser für das Studium der Philosophie weder Zeit noch Lust hat. Sie halten solches Studium nicht nur für zu schwierig, son=

dern auch für unnötig für die Aufgaben des praktischen Amtes. Es ist auch durchaus zuzugeben, daß man sehr wohl ein tüchtiger und vorwärtsstrebender Pastor sein kann, ohne sich mit Philosophie zu befassen. Deshalb haben wir mit Bedacht in der Themastellung gesagt: für den „Theologen," nicht für den Pastor. Wir richten uns heute insonderheit an diejenigen, welche, obwohl in praktischer Arbeit ihr Bestes tuend, dennoch der Theologie als Wissenschaft ihr Interesse und ihre Pflege nicht versagen können. Es ist unser dringendster Wunsch, daß die Zahl solcher theologisch gerichteten Männer unter uns immer mehr zunehme. In unserer, dem Materiellen zugewandten und oberflächlichen Zeit würden sie ein wertvolles Gegengewicht und eine Bürgschaft besserer Dinge darstellen.

Jeder Theologe weiß, daß die Theologie nicht nur eine systematische Darstellung der christlichen Heilslehre bietet, sondern im Zusammenhang damit auch ein ganz bestimmtes und eigenartiges Weltbild und eine charakteristische Lebensanschauung. Demnach muß sie sich mit der jeweiligen Welt- und Lebensanschauung, die auf dem Boden des natürlichen Menschenwesens erwächst, auseinandersetzen und event. rechtfertigen. Die ganze Geschichte der Theologie bestätigt das. Man denke an die Bekenntnisbildungen und Lehrstreitigkeiten des 4. und 5. Jahrhunderts, zu welcher Zeit die Theologie von der griechischen Philosophie die Mittel und Waffen zu ihrer Lehrbildung entlehnte; an die Zeit der Scholastik, wo die Kirchenlehrer den Aristoteles als Wahrheitszeugen für den christlichen Glauben in Dienst stellten, und wieder an die Geschichte der neueren Theologie, wo die bloße Nennung von Kant und Hegel an den *innigen Zusammenhang von Philosophie und Theologie* erinnert. Auch die Naturwissenschaft, sofern sie es unternimmt, ein Weltbild zu geben, beeinflußt das theologische Denken aufs tiefste. Wer könnte z. B. an der Evolutionstheorie achtlos vorübergehen?

Unabhängigkeit des christlichen Glaubens.

Man muß diese Sache aber ja nicht so auffassen, als wäre der christliche Glaube selbst von den Forschungen und Resultaten der Philosophie oder der exakten Wissenschaften abhängig. Der christliche Glaube hängt an der Tatsache, daß für den einzelnen wie für die Welt das Heil in Christo liegt. Das gibt offenbar Christo eine Stellung, die über das Menschliche hinaus ragt. Nun kommt die Wissenschaft und behauptet, sagen wir, daß Christus nur ein Mensch gewesen, wenn auch ein hochbegabter und einzigartiger, oder gar, daß er nie gelebt, oder daß er nicht leiblich auferstanden sei, oder daß wir jetzt mit ihm in keiner andern Gemeinschaft stehen könnten als mit jeder andern Persönlichkeit der Vergangenheit, nämlich durch Betrachtung seines Lebens und seiner Lehren.

Ist damit dann unserm Glauben der Boden unter den Füßen weggezogen? Doch gewiß auf keiner Weise!

Der christliche Glaube ist Heilsglaube. Er beansprucht, mit Christo und durch ihn mit Gott in solche Berührung gekommen zu sein, daß ihm Erneuerungskräfte zugeführt wurden. Das ist eine Tatsache innerer Erfahrung. Inbezug auf diese Erfahrung fühlt sich der Gläubige eins mit der christlichen Kirche aller Zeiten. Sie wird ihm täglich verbürgt und vertieft durch seinen Umgang mit der Schrift. Die Vorstöße oder Ansprüche der Wissenschaft machen ihn in seiner Ueberzeugung durchaus nicht irre.

Ist er ein theologisch gebildeter Mann, so wird seine Zuversicht noch bedeutend gestärkt durch seine historische Kenntnis und sein geschärftes Urteil. Er weiß, daß die Person Christi durch wissenschaftliche Forschung absolut nicht erklärt werden kann. Oft ist es versucht worden, ihn aus den Zeitumständen, oder aus dem Alten Testament, oder aus seinem Zusammenhang mit den Bildungselementen des klassischen Altertums entwicklungsgeschichtlich begreiflich zu machen und ihn auf die Stufe anderer religiösen „Genies" herabzuziehen. Diese Bemühungen sind noch stets gescheitert. Er ist und bleibt eine inkommensurable Größe. Wer ihm seine Göttlichkeit nimmt, nimmt sich selbst die Möglichkeit, ein Verständnis für ihn zu finden oder zu geben. Allerdings wer ihm die Göttlichkeit zugesteht, wird aus der wissenschaftlichen Zunft ausgestoßen. Er mag in die Kirche gehen und anbeten, in der Wissenschaft aber hat er durch sein „sacrificium intellectus" das Stimmrecht verloren. Seinen Zeitgenossen war Jesus ein ebenso unerklärbares Rätsel wie den Gelehrten nachfolgender Jahrhunderte. „Woher hat dieser solche Weisheit?" fragte man und fand keine Antwort. Und die einzige Antwort, die Jesus gab, war: „So jemand will den Willen tun des, der mich gesandt hat, der wird erkennen, ob diese Lehre von Gott sei." Also, wer ehrlich ist in seinem sittlichen und religiösen Streben, der wird schließlich ein Jünger Jesu von Nazareth werden. Aber er folgt dann bloß innerer Nötigung, er wird nicht durch Verstandesbeweise überwunden.

Auch die Apostel ließen sich durch den Widerspruch der Weisen ihrer Zeit nicht im mindesten in ihrem Glauben irre machen. Besonders Paulus hat die schroffe Ablehnung des Evangeliums seitens der tugendfrommen Juden und der weisheitsstolzen Griechen scharf empfunden. Aber dem gegenüber rühmt er um so nachdrücklicher, daß in Christo die Weisheit und die Kraft Gottes zur Seligkeit der Menschen in das Fleisch gekommen seien. Das ganze Evangelium Johannis durchzieht der Gegensatz von Glaube und Unglaube, den die Person Jesu hervorgerufen. Des Johannes Erklärung dieser erschütternden Erscheinung ist, daß der Unglaube aus der Finsternis stamme. In dieser Allgemeinheit erscheint

das als ein hartes Urteil, aber es zeigt, wie wenig die dräuenden Wogen des Zeitgeistes den Felsen des christlichen Glaubens zu erschüttern vermochten.

So ist es zu allen Zeiten geblieben. In den schöpferischen Epochen der Kirchengeschichte besonders tritt die Unabhängigkeit des Christenglaubens von der Weltweisheit klar hervor. Luthers Glaube fließt aus persönlicher Erfahrung, die er aus der Schrift geschöpft. Auf dem Worte Gottes ruht all sein Christentum, und von der Weltweisheit hält er nichts. Er weist die Philosophie ganz aus der Theologie heraus. Dem mittelalterlichen Satz: "sine Aristotele non fit theologus," stellt er den andern entgegen: *"theologus non fit, nisi id fiat sine Aristotele."* Den Aristoteles nennt er einen Schwätzer, der die Wissenschaft in lauter Formalismus (abstrakte logische Begriffe) auflöse (s. Seeberg, Lehre Luthers, S. 74). Und was wird Schleiermacher, dem Erneuerer der protestantischen Theologie, als Hauptverdienst angerechnet? Daß er die Theologie von der Philosophie unabhängig gemacht habe. Entgegen dem Rationalismus und der Philosophie, die die Religion zu einer Sache des praktischen oder des spekulierenden Verstandes machten, wies er ihr den Platz in den Tiefen des Gefühls an. Wie sehr er auch sonst noch im Banne der philosophischen Spekulation stand, hier zeigte er mit sicherem Griff das Gebiet auf, wo die christliche Erfahrung ihren Mutterboden hat und sich zu selbständigem Leben entfaltet. Seitdem ist die Theologie (wenigstens die positive) auf diesem Wege fortgeschritten. Als das Grunderlebnis des Christen gilt ihr der rechtfertigende Glaube (Kähler), der sich in keiner Weise auf wissenschaftliche Beweise stützt, oder die Wiedergeburt (Frank), und dieser Tatsache gibt sie in ihren Systemen eine beherrschende Stellung. Gottesgewißheit, Heilsgewißheit, Wahrheitsgewißheit beruht auf innerer, an der Schrift gewonnener Erfahrung. Eine andere, etwa auf philosophischen oder wissenschaftlichen Argumenten ruhende Gewißheit gibt es in diesen Sachen nicht.

Demnach ist es klar, daß der christliche Glaube, weil er nicht durch Verstandesoperationen zustande gekommen ist, auch nicht durch solche erschüttert werden kann. Der Fortschritt der Wissenschaft kann ihm nicht den Boden unter den Füßen weggraben. Es ist möglich, daß der Gläubige durch Erziehung und Gewöhnung manche Anschauung mit herübergenommen hat, die er vielleicht für ein wesentliches Bestandteil seiner religiösen Ueberzeugung hält, und die er doch hinterher aufgeben muß. Wir nennen beispielsweise die wörtliche Inspiration der Schrift oder das Sechstagewerk, 1. Mose 1, buchstäblich verstanden oder manches andere. Er findet aber doch bald bei näherer Betrachtung, daß diese Dinge sein Heilsverhältnis zu Christo oder Christi Heilandsverhältnis zur Welt

nicht berühren, daß sie nicht zu den Fundamentalwahrheiten des Christentums gehören.

Die christliche und die philosophische Gottesidee.

Jedoch könnte der denkende Christ, besonders aber der Theologe, teilnahmlos an der Wissenschaft seiner Zeit vorüber gehen? Was würden gebildete Gemeindeglieder von ihrem Geistlichen denken, wenn ihm die wissenschaftlichen Anschauungen der Zeit böhmische Dörfer wären? Er braucht Bekanntschaft mit denselben für apologetische Zwecke, um seinen Glauben und den der Gemeinde zu stärken und zu verteidigen. Es läßt sich das leicht zeigen an der Grundfrage alles religiösen Denkens, nämlich an der Frage: Gibt es einen Gott? Und wenn es einen gibt, was für ein Gott ist er? Es ist wahr, in der Schrift wird es für eine Torheit erklärt, an der Existenz Gottes zu zweifeln, Ps. 14, 1 ff., für eine Ausflucht des bösen Gewissens, welches durch diese Annahme sich der Furcht vor der Strafe entledigen möchte. Das Gesamtgewissen der Menschheit hat auch stets der Schrift Recht gegeben, denn nicht leicht ließe sich ein Volk finden, dem der Glaube an ein höheres Wesen fehlte. Doch der große Teil der Menschheit, dem das Wort der Offenbarung nicht leuchtete, war gezwungen, beim Lichte der Vernunft eine Antwort auf diese Frage zu suchen. Und die Philosophie hat auf demselben Wege die Lösung des Problems zu finden sich bemüht. Wenn wir nun zeigen können, daß das Tappen der Völker und das Forschen der Philosophie zu keinem befriedigenden Resultat geführt haben, daß, wie Paulus den Athenern, Apgesch. 17, sagt, die wahre Natur Gottes ihnen unbekannt geblieben ist, so liegt darin offenbar eine starke Empfehlung des christlichen Glaubens und seiner so herzerhebenden und geistbefriedigenden Gottesoffenbarung.

Und wir können das zeigen. Die philosophische Betrachtung hat es mit dem Weltganzen zu tun, nicht mit seinen Teilen. Der Welt gegenüber hat sie stets das Bewußtsein eines großen, einheitlichen Systems gehabt. Es erschien — und mußte ihr erscheinen — die Welt als ein großer Organismus, in welchem durchaus das Einzelne zum Ganzen in gesetzmäßigem Verhältnis steht. Sie fand in der Ordnung und Einrichtung des Ganzen die deutlichen Spuren einer der Welt innewohnenden Intelligenz. Ohne Zweifel folgte sie hier der Analogie des menschlichen Lebens. Wie beim Menschen der Körper sein leitendes und einheitliches Prinzip im Geiste hat, so sah sie sich genötigt, das Einigungs- und Organisationsprinzip der Welt ähnlich aufzufassen. So kam sie zum Gottesgedanken. Was der Geist oder die Seele im Menschen ist, das ist Gott in der Welt.

Noch eine andere Erwägung ist hier nicht aus dem Auge zu lassen. Der einzelne fühlt sich dem großen Weltgetriebe gegenüber in seiner

Nichtigkeit und Hilflosigkeit. Er ist wie ein Tropfen im Ozean, ein Atom im grenzenlosen Raum. Er hat das unabweisliche Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten. Er braucht auch die Anlehnung an eine Macht über ihm, sowohl um im Kampf mit den Naturmächten nicht zu unterliegen, als um an den Sieg seiner sittlichen Natur glauben zu können. Diesen Halt findet er an der Gottesidee, und aus diesen seinen persönlichen und sittlichen Bedürfnissen schöpft sein Glaube an die Gottesidee stets neue Kraft. Soll aber der Gottesglaube eine zureichende Macht im tatsächlichen Leben des einzelnen haben, so fragt es sich: Wie steht es mit ihrem Verhältnis zur Welt? Ist er ihrer absolut mächtig, oder ist er in seinem Wollen durch den Widerstand physischer Kräfte beschränkt? Die Bibel beantwortet diese Frage mit dem Satze, der an Einfalt und Majestät wohl nie übertroffen worden ist: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde!" Ist er ihr Schöpfer, so kann an seiner Macht gegenüber der Natur und ihren Kräften kein Zweifel sein.

Die Philosophie tut diesen Schritt nicht. Sofern sie nicht noch in Abhängigkeit von dem Schriftglauben war (Cartesius, Leibnitz), hat sie nie von einer Schöpfung der materiellen Welt geredet. Die griechische Philosophie lehrt entweder die Ewigkeit der Materie und erklärt die Entstehung der Welt durch Entwicklung aus einem Urstoff, oder sie bezeichnet die materiellen Gegenstände als die bloßen Erscheinungsformen des Geistigen, Ideellen, welch letzterem allein wahre Wirklichkeit zukomme (Plato). Die moderne Wissenschaft denkt nicht im Traum daran, die Schöpfung einer materiellen Welt durch ein geistiges Wesen zuzugeben. Das würde nach ihr einen Dualismus in die Welt hineinbringen, nämlich den Dualismus von Geistigem und Körperlichem, wovon das eine vom andern abhänge. Eine solche Abhängigkeit, ein Einfluß des einen auf das andere, ließe sich aber auf keine Weise vorstellen. Wer könne z. B. den Punkt aufweisen, wo ein rein geistiger Akt, also eine Vorstellung oder eine Willensregung, in einen rein physischen Akt, sagen wir, eine Muskelbewegung, übergehe? Die Naturforschung erklärt das für undenkbar. Alles in der physischen Welt müsse durch physische Ursachen erklärt werden. Alles sogenannte Geistige ist nur eine Funktion des Materiellen. „Wie die Gallenblase Galle absondert, so das Gehirn Gedanken.". (Büchner.) Damit langen wir beim Materialismus an. Die Welt ist entstanden durch die Einwirkung von Kraft (physisch) auf Stoff. Wie sich durch solche die Welt gebildet hat zu dem, was sie jetzt ist, erklärt die Evolutionstheorie. Natürliche Kräfte besorgen alles, Gott und Gottesglaube werden zum alten Eisen geworfen: es ist der vollendete materialistische Monismus.

Wenn aber derselbe heute bei den Naturforschern das Feld behauptet, so ist es doch bei den Philosophen durchaus nicht der Fall. Zwar

auch sie streben auf den Monismus hin, auf die Erklärung der Welt aus einem Prinzip, aber sie suchen dasselbe im Geistigen, nicht im Materiellen. Es ist unmöglich, an dieser Stelle im einzelnen Zeugen für die Richtigkeit dieses unsers Urteils anzuführen. Die ausgesprochene Meinung von Kennern in dieser Sache geht aber darauf hin, daß die philosophische Entwicklung sich in der Richtung des sog. ideellen Pantheismus bewege. Die Auffassung ist die: Die Welt ist ein Ganzes. Das eigentliche Reelle ist die geistige Innenseite. Das Materielle ist die äußere Erscheinungsform. Der Inbegriff des Ganzen ist Gott. Die Einzelwesen, besonders die menschlichen Individuen, sind Momente des Allwesens, es kommt ihnen eine relative Selbständigkeit zu. Wenn jene Kenner in der Charakterisierung der Geistesströmung recht haben, so sind wir also wieder beim Plato angelangt. Was dieser tiefsinnige Geist vor Jahrtausenden ausgesonnen, darüber hat sich die philosophische Wissenschaft auch heute noch nicht erhoben. Selbst zur Zeit des kirchengläubigen Mittelalters bemerken wir einen pantheistischen Zug bei den christlichen Mystikern. An der Grenze der neuen Zeit arbeitet Spinoza, einer der selbständigsten Geister aller Zeiten, auf seiner Dachkammer in Amsterdam ein vollständiges System aus, dessen herrschendes Prinzip der Pantheismus ist. Ein Jahrhundert lang deshalb für einen Atheisten gehalten, findet er in Lessing einen begeisterten Ehrenretter. Goethe bekennt sich zu ihm. Hegel wandelt in seinen Bahnen. Und heute, wo doch die Zeit im Zeichen der exakten Wissenschaften und des Materialismus steht, greift ihrerseits die Geistesforschung wieder auf ihn zurück. Demgemäß können wir billig sagen, daß die Philosophie mit eigenen Mitteln wahrscheinlich nie über ihn hinaus kommen wird.

Was ist aber der Gottesbegriff des Pantheismus? Gott ist das All, als eine geistige Einheit angesehen. Ob sich einer von dieser Aussage eine befriedigende, verständliche Meinung machen kann, bezweifeln wir. Der Philosoph mag behaupten, daß er es kann, aber wie wird es mit dem gewöhnlichen Sterblichen? Einem solchen rät Hegel — und andere — er solle sich mit religiösen Vorstellungen, d. i. Sinnbildern, begnügen. Der philosophische Gottesbegriff ist also nur für die geistige Elite. Er genügt auch den Bedürfnissen des normalen Menschen auf keiner Weise. Es fehlt ihm vor allem die Persönlichkeit. Man kann mit diesem Gott nicht in Beziehung treten, keine Gemeinschaft mit ihm haben, zu ihm nicht beten, ihn nicht anbeten, noch auf ihn vertrauen. Gutes und Böses haben beide an ihm Teil, wenn auch das Böse nur als notwendige Durchgangsstufe des Guten, als der Schatten, der vom Licht nicht zu trennen ist. Dieser Gott tut keine Wunder, er wird nicht in Christo Mensch, ausgenommen in dem Sinne, in dem das Gute in andern großen Charakteren willige und lebenskräftige Organe findet. Aus dem Leben Jesu lernt der Philosoph

nur, daß das Gute siegen muß trotz zeitweiligen Unterliegens, weil hinter den physischen Mächten göttliche Gesetze stehen, die nicht auf die Dauer vergewaltigt werden können.

Dem stelle man gegenüber den christlichen Gottesbegriff, den „Vater unsers Herrn Jesu Christi und durch ihn auch unser Vater." Hier ist kein Zweifel an seiner Persönlichkeit und zugleicher Zeit auch nicht daran, daß die göttliche Persönlichkeit über alle menschliche Begriffe weit hinausgeht. Legen wir ihr doch Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit u. s. w. bei. Aber sie verblaßt uns nicht zur philosophischen Abstraktion. Wir sind uns dessen bewußt, daß wir sein Dasein nicht logisch beweisen oder von seinem Wesen uns nicht eine klare Vorstellung machen können. Wie könnte es aber auch anders sein? Ein Gott, den man begreift und begreiflich machen kann, wäre nicht mehr Gott. Wir sind aber von seiner Wirklichkeit überzeugt durch das Wirken seines Geistes in unserm Herzen und durch das Zeugnis der Schrift, sowie die Erfahrung der Gläubigen aller Zeiten.

Wenn wir so den Gott der Schrift und den der Philosophie nebeneinander halten, so sind wir nicht zweifelhaft, für welchen wir uns entscheiden sollen. Unsere Beschäftigung mit der Philosophie hat uns aber den Dienst getan, daß wir sehen, nur an der Hand des Glaubens können wir Gott finden. Wir werden also mit um so größerer Zuversicht von unserer Exkursion zur Schrift zurückkehren und als Pastoren auch andere forschende Seelen um so überzeugender dorthin führen können, wo die Wahrheit allein zu haben ist.

Was ist Wahrheit?

Es ist hier am Ort, die alte Pilatusfrage zu stellen: Was ist Wahrheit? Zwar nicht im Geiste des cynischen Zweifels, wie sie von dem Landpfleger gestellt wurde, sondern in dem des aufrichtigen Forschens. Die Philosophie hat von jeher es für ihre spezielle Aufgabe gehalten, auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu finden. Was das Wesen der Dinge ist, und wie man erkenne, „was die Welt im innersten zusammenhält" (Faust), hat sie seit dem Erwachen selbständigen Geisteslebens „mit heißem Bemühen" (ibidem) zu ergründen gesucht. Es wäre töricht, die Arbeit, die sie getan, gering zu schätzen, aber wie oft sie auch mit Archimedes: εὔρηκα! gerufen, die nächste Generation ist mit ihren Resultaten nicht zufrieden gewesen. Ihre Anstrengungen gleichen dem ewigen Hinaufwälzen des Sisyphussteines, der, auf der Spitze angelangt, doch stets wieder hinunterrollt, und gerade wer ihrer Führung sich am aufrichtigsten hingegeben, mag ausrufen:

„Da steh ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor."

Die kritische Philosophie hat uns gelehrt, die äußere Welt der sinn=

lichen Erfahrung für eine bloße Welt der Erscheinung anzusehen. Kant sagt zwar, es sei ihm noch nie eingefallen, an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln, und wer das tue, gehöre ins Tollhaus. Aber doch behauptet er, daß man das Ding an sich nicht erkennen könne, sondern nur das Ding, wie es uns erscheint. Die materialistische Naturforschung ihrerseits geht in das andere Extrem über und behauptet, die materielle Welt sei alles, sie sei das Ding an sich. Sie läßt für den Geist und ein selbständiges Geistesleben keinen Raum. Es war dies die naturgemäße Reaktion gegen die Willkürlichkeiten der spekulativen Philosophie, die die physische Welt mit souveräner Verachtung behandelt und das Ideengerippe, das dem physischen Dasein und Geschehen zugrunde liegt, für das eigentlich Wirkliche erklärt hatte.

Bei solchem Tatbestand ist es nicht zu verwundern, wenn viele des anscheinend nutzlosen Suchens müde werden und das Streben nach absoluter Wahrheit aufgeben. Schon Lessing hatte diese Selbstresignation vollzogen. Er sagt: „Wenn Gott in der rechten Hand die Wahrheit mir anböte und in der linken das Streben nach der Wahrheit, so würde ich sagen: Die volle Wahrheit ist ja doch nur für dich, Allwissender; ich will zufrieden sein mit dem, was du in der linken Hand hast.“ Die Philosophie des amerikanischen Pragmatismus steht auf demselben Standpunkt. Sie verzweifelt an der absoluten Wahrheit, und hat kein Interesse an der absoluten Gottesidee. Sie fragt nur danach, was für einen Wert der Gottesglaube für unser sittliches Verhalten hat. Auf die Weise macht sie bei sich Raum für ein ganzes Pantheon von Gottesideen: Mystiker, Philosophen, Pantheisten, Theisten, Transcendentalisten, Quäker und Altgläubige werden mit gleicher Unparteilichkeit der Gemeinde der Gläubigen beigezählt, wenn nur ihr Glaube mit dem Leben in Beziehung bleibt. Der Gott der Pragmatisten ist nicht unveränderlich. Er ist in der Welt, er strebt und wächst mit der Welt sittlicher Wesen. Man kann wohl sagen: Er ist die Summe dieser sittlichen Menschen selbst, wenn auch W. James für seine Person dem Theismus den Vorzug gibt.

Also absolute Wahrheit ist bei der Philosophie nicht zu finden, demnach auch nicht die Wahrheit bezüglich Gottes. Wir sahen oben, daß die philosophische Gottesidee nur ein wesenloser Schemen ist. Wir müssen hier hinzufügen, daß die Philosophie uns auch keine Gewißheit über das Dasein Gottes gibt. Gott ist bei Kant nur ein sittliches Postulat, d. h. wir müssen ihn uns als wirklich denken, weil sonst unserm sittlichen Streben die feste Zuversicht für den Sieg des Guten abgehen würde. Eine persönliche Gemeinschaft mit diesem Gott, den der Philosoph postuliert, kennt er nicht. Er ist ein bloßes Produkt seiner „praktischen Vernunft,“ nicht eine reale Macht, die sich der inneren Erfahrung bezeugt hat.

So zeigt unsere Beschäftigung mit der Philosophie, daß, wie eindringlich auch ihr Forschen gewesen, sie doch das Wesen der Dinge nicht ergründet hat; wie hoch sie auch ihren Flug unternommen, den wahren Gott hat sie nicht erreichen können. Mit gesteigertem Vertrauen kehren wir also zu dem Wort des Herrn und zum christlichen Glauben zurück. Sie lehren uns, daß die äußere Welt, vom allmächtigen Geist ins Dasein gerufen, geistdurchwaltete Materie ist. Die Philosophie mag das Dualismus nennen; aber der Monismus, den sie an dessen Stelle setzt, befriedigt erst recht nicht. Wort und Glaube führen uns ferner in die Welt der höchsten Wahrheit auf eine solche Weise ein, daß wir an ihrer Wirklichkeit nicht zweifeln und uns in ihr häuslich einrichten können.

Erlösung oder Selbstvervollkommnung?

Rücksichten verschiedener Art veranlassen uns, nur noch einen Punkt anzuführen, wo die Beschäftigung mit der Philosophie dem Theologen von Nutzen ist. Es ist das Gebiet des Sittlichen. Es ist durchaus nicht so, wie es manchem scheinen dürfte, als hätte die Philosophie dem praktischen Leben nichts zu sagen gehabt. Nicht die Erkenntnis war es allein, die sie pflegte, sondern auch das Handeln. Der Weise ist nicht der Mann, der bloß weiß, sondern auch handelt. Selbst Schöpfer großer Weltanschauungssysteme wie Plato und Aristoteles wenden der Ethik die sorgfältigste Aufmerksamkeit zu. Bei den Stoikern wird vollends die Ethik, die Kunst recht zu leben, zur Quintessenz des philosophischen Strebens. Man denke an die Schriften des Epiktet, der das Glück auf den Seelenfrieden baut, der eine Frucht der Tugend ist, welche ihrerseits von den äußeren Umständen sich unabhängig machen soll; oder an die „Selbstbetrachtungen" des Marcus Aurelius. Bei Kant schießt der kritische Verstand anscheinend ins Kraut, aber sein „kategorischer Imperativ" zeigt, wie das sittliche Handeln ihm der unverrückbare Fels der Persönlichkeit ist. Bei den spekulativen Philosophen wird die intellektuelle Seite allbeherrschend; in der neueren Philosophie dagegen tritt der Wille wieder als die Hauptfunktion der Persönlichkeit hervor, sie ist voluntaristisch. Diese Entwicklung beginnt bei Schopenhauer. Sie ist augenblicklich stark im Vordringen und z. B. für Bergson und Eucken charakteristisch.

Darin berührt sich die Philosophie mit der Theologie. Christus legt den Ton auf das Tun, nicht auf das Hören oder Wissen. Er verlangt eine „wiedergeborene" Persönlichkeit. Es ist nicht zu leugnen, daß die Kirche durch lange Perioden hindurch oft mehr auf dem Annehmen von Dogmen als auf der Heiligung des Lebens bestanden hat. Im Katholizismus und im Protestantismus hat es eine „tote Orthodoxie" gegeben. Aber in ihren besten Zeiten ist ihr die Lehre von Christo nur das Mittel zum christlichen Leben gewesen, und der lebendige

Glaube war ihr Herzensübergabe an den Herrn, nicht bloß Zustimmung zu gewissen Lehrsätzen.

Wenn also Philosophie und Theologie die Wichtigkeit des sittlichen Lebens betonen, so fragt sich: Inwiefern gehen sie in diesem Punkte auseinander? Die Antwort ist einfach. Das Christentum lehrt Erlösung durch Christum, die Philosophie Selbsterlösung. Der Christ empfängt im Glauben die Vergewisserung von einem gnädigen Gott, der ihm den Geist der Kraft und Zucht gibt, unter dessen Einfluß sich ein neues Leben in ihm entfaltet, ein Leben der tätigen Menschenliebe, wie der innigen Gottesliebe. Der Philosoph erlebt nichts derartiges. Er mag sich denkend einen Gottesbegriff erringen, der ihn befriedigt, aber daß er einen gnädigen Gott nötig habe, Sündenvergebung, einen Erlöser, das kommt ihm nicht ein. Sittliche Besserung erwächst ihm durch Erkenntnis höherer Ideale und durch die praktische Gewöhnung täglicher Pflichterfüllung und Selbstzucht. Wie bereitwillig der Christ auch zugeben mag, daß ihn sein Glaube nicht von den psychologischen Gesetzen normalen Wachstums entbindet, so scheiden sich doch hier die Wege.

Der Christ kommt durch Christum zu Gott und findet in der Gottesliebe dann auch Trieb und Kraft zur Menschenliebe. Sein sittliches Leben ist durchaus Frucht seines Glaubenslebens. Beim Philosoph wächst es auf dem Boden des natürlichen Menschenlebens mit Benutzung aller zugänglichen Erkenntnisse und Bildungsideale. Ihm ist Christus auch nur ein Beispiel, ein Sittenlehrer, wie andere, wenn auch vielleicht von andern unerreicht. Aber er wird nicht zugeben, daß er nie erreicht oder übertroffen werden kann.

Die eigentlich christlichen Lehren werden von allen Philosophen ohne Ausnahme verworfen oder umgedeutet. Selbst Eucken, der doch so machtvoll für die Bedeutung und Selbständigkeit des geistlichen Lebens kämpft und dem Christentum so nahe zu kommen scheint, fällt unter dies Urteil. Das Wunderbare im Leben des Herrn, seine gottmenschliche Natur, seinen Sühnetod, seine Auferstehung weist er ab: also auch das neue Leben als eine Frucht der Sündenvergebung und der Eingießung des Geistes Christi. Uns aber bindet sich alles Wachstum des inneren Lebens an die Gemeinschaft mit Gott in Christo. Wir wissen, wie es um die Sittlichkeit der Welt stand, ehe Christus kam, und wie es da steht, wo man ihn nicht kennt. Wir wissen aus eigener Erfahrung: „Mit unsrer Macht ist nichts getan.“ Unsere Kenntnis der philosophischen Ethik überzeugt uns, daß sie mit unzulänglichen Mitteln arbeitet. Es sind die Mittel des natürlichen Menschen. Also werden wir nach gründlichem Studium der weltlichen Wissenschaft um so mehr und

gewiß sein, daß nur das Christentum den Schaden des Menschen heilen und sein Streben zum Siege führen kann.

Der formale Nutzen.

Zum Schluß noch ein Wort über den formalen Nutzen des Studiums der Philosophie. Es kann ja keine Frage sein, daß es für den Geist eine heilsame Disziplin ist, sich der strengen logischen Zucht zu unterwerfen, welche ein solches Studium erfordert. Anfängliche Schwierigkeiten sollten niemand abschrecken. Zwar ist es wahr, daß wie der Glaube, so auch die Philosophie nicht jedermanns Ding ist. Aber an der Hand eines gemeinverständlichen Textbuches lernt mancher mit der Zeit in die Sache eindringen, der es erst nicht für möglich gehalten hätte. Und es gibt solche Bücher in der deutschen und ganz besonders in der englischen Sprache. Engländer und Amerikaner verstehen es ja meisterhaft zu popularisieren.

Wir selbst schätzen E. Zellers „Geschichte der deutschen Philosophie" (13. Band der „Geschichte der Wissenschaften") besonders hoch. Doch dies Buch zählt über 900 Seiten und ist schwer zugänglich. Die „Einleitung in die Philosophie" von Paulsen haben wir schon früher einmal empfohlen.

Wer dann mit der Sache bekannt geworden, mag nicht mehr davon lassen. Und wie trefflich kommt ihm das zu statten bei dem Lesen dogmatischer Bücher. Das Schwerste wird ihm leicht, und er dringt leicht zum Kern der jeweiligen Untersuchung vor. Sein Geist lernt die Flügel zu regen zum selbständigen Denken. Auch öffnet ihm die Höhe, auf die er gestiegen, eine Fülle neuer Gesichtspunkte. Nur muß er sich hüten, daß er nicht etwa seine Philosophie auf die Kanzel bringe. In Textauswahl und Sprache muß er sich dort den Bedürfnissen und dem Verständnis des gewöhnlichen Laien anpassen.

Wenn uns der philosophische Sinn erschlossen ist, wird uns das nicht populärer machen, auch nicht leichter beschwingt in der alltäglichen Unterhaltung. Aber doch werden die Leute merken, daß wir noch vieles in Reserve haben, wovon wir gerne sprechen möchten, wenn wir könnten; also im Kleinen ähnlich wie die Situation in Joh. 4: „Ich habe eine Speise, da wisset ihr nicht von."

Zugleich aber werden wir täglich mehr gewiß, daß die Philosophie die Wahrheit nicht hat, sondern sie mußte offenbart werden; daß Glaube so notwendig ist wie Wissen, und daß die Liebe Gottes alle Erkenntnis übertrifft.

Predigtskizzen über die Perikopen im Januar

Von Prof. F. Mayer, Ph. D.

(Von der „Vorwärtsbewegung" erbeten.)

Erster Sonntag nach Epiphanias. Text: Luk. 2, 41—52.

Bisher führten uns die Festtage das Christkind vor, wie Himmel und Erde, Engel und Menschen ihm huldigen, wir sahen am Fest Epiphanias, wie selbst die Repräsentanten der Heiden das Kind suchen, um es anzubeten und ihm darzubringen Gold, Weihrauch und Myrrhen. Wir wollen wissen, was es mit diesem Kinde auf sich hat, wie dasselbe sich entwickelt; ob auch von seinen Jugendjahren das Zeugnis der Evangelisten gilt, Joh. 1, 14: „Wir sahen seine Herrlichkeit." Darauf antwortet die Epiphaniaszeit mit ihren Perikopen.

Unser Evangelium behandelt nun:

Die heilige Jugend Jesu.

1. Im Hause seines himmlischen Vaters;
2. im Hause seines irdischen Vaters.

1.

Die heilige Jugend Jesu im Hause seines himmlischen Vaters. Dorthin wies ihn schon sein frommes, irdisches Vaterhaus: „Jesu Eltern . . . Jerusalem." Auch seine Mutter ging mit, obgleich das Gesetz den Frauen hierüber kein Gebot gegeben hat, aber Jerusalem, das Heiligtum Gottes, stand ihr im Herzen geschrieben, dazu stand sie in besonderer Beziehung zu dem Osterlamm, das da geopfert wurde.

Wir legen großes Gewicht auf den religiösen Unterricht unserer Kinder, sei es in der Schule oder der Konfirmandenstunde. Für den Jesusknaben war diese Reise beides. Jeder Ort, durch den sie zogen, war geweiht durch das Glaubensleben der Väter. Hier hatte Abraham einen Altar gebaut, dort Isaak geopfert und Jakob mit Gott gerungen, bis die Morgenröte aufging. Hier die Stätte, wo Joseph seine Brüder suchte, dort hatte Samuel die Stimme Gottes vernommen, Sauls Waffengang, Davids Heldenmut; die Bergspitze von Karmel, die Felder bei Bethlehem, alles Stätten, wo Seher und Propheten gewandelt, Gesichte und Gottesoffenbarungen geschehen waren.

Wie mag das Herz des Knaben gepocht haben, als endlich die Gottesstadt auftauchte, über dem Meer von Palästen und Häusern der Tempelberg sich emporhob, gekrönt mit dem Tempel aus schneeweißem Marmor und goldenen Zinnen. Bei diesem Anblick brachen die Pilger aus in lautem Jubelruf: „Ich hebe meine Augen" u. s. w. Ps. 121.

Im Tempel sitzt er nun unter den Lehrern. Er hört von dem Wesen, Willen und den Wunderwegen seines himmlischen Vaters. Alle

die Altäre und Kultuseinrichtung! Was sollen diese? Zeichen, Symbole, Weissagungen sind es, welche verkündigen: Noch ist der Herr des Tempels nicht gekommen. Ihn selber durchzuckt die Isaaksfrage: „Wo ist das Schaf zum Brandopfer?" In seiner Seele klang es: „Vater, hier bin ich, deinen Willen tue ich gerne." Und vom Himmel her klang die Antwort: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Er vergißt für den Augenblick die Erde und irdischen Verhältnisse: „Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesand hat." Darum auch die Antwort: „Wisset ihr . . . meines Vaters ist." Der Glaube hat es zu tun mit ewigen Dingen, den zukünftigen, den unsichtbaren, Hebr. 11, 1. Diese sind göttlich, sind allein wahr.

Eine heilige Jugend, welche lebt und wirkt in Gottes Reich.

2.

Im Hause des irdischen Vaters. „Und er . . . untertan." Obgleich Gottes Sohn, war er seinen Eltern untertan und wandelte in den Wegen des fünften Gebots. Vergleiche: Luther geht ins Kloster gegen den Willen seines Vaters. Als er später zur evangelischen Erkenntnis gekommen war, hat ihn dieser Schritt sehr geschmerzt.

Jesus ist seinen Eltern untertan in dem Hause; wie mag er gelebt haben außerhalb des Hauses? Er hat ein offenes Auge für die Schönheit der Lilie auf dem Felde, die Art, wie die Vögel ihre Nahrung erlangen; er beobachtet Hirte und Herde, Weingärtner und Fischer, den Armen in seiner Not, den Reichen in seinem Prachtbau, Hochzeit, Krankheit, Todesleid, den ungerechten Richter, die Tränen der Witwe; kurz, er ist nicht ein finsterer Knabe, der das Irdische flieht, alles Irdische ist ihm ein Gleichnis des Ewigen, alles ein Bild der Vorgänge im Reiche Gottes. Hatte er die Woche über gearbeitet, fehlt er nicht mit seinen Eltern am Sabbat im Gottesdienst.

Israels Hoffnung war auch seine Hoffnung, er leidet mit seinem Volk, er liebt sein Volk. Er lebt in der Welt, aber er ist nicht von der Welt; er sammelt Schätze für den Himmel, für das Ewige, das bleibt und darum allein wahr ist.

Zweiter Sonntag nach Epiphanias. Text: Joh. 2, 1—11.

Eine heilige Jugend führte uns das Evangelium des letzten Sonntags vor, ein geheiligtes Familienleben der heutige. Der Ehestand ist der „älteste und edelste Stand, von dem alle andern herkommen und ihre Blüte und Kraft haben." (Luther.) Die Rabbiner zur Zeit Jesu lehrten: „Im Paradies hat Gott selber die erste Ehe eingesegnet, die Engel Gabriel und Michael waren die Trauzeugen, und die himmlischen Heerscharen sangen das Hochzeitslied." Der Herr kommt nach Kana

zur Hochzeit und tut dort sein erstes Wunder, damit er den Ehestand weihe und heilige. Roms Mönchswesen ist unchristlich.

Eine geheiligte Familie.

1. Mit dem Herrn;
2. durch den Herrn;
3. zu dem Herrn.

1.

Mit dem Herrn. „Jesus . . . geladen." Diesem Umstand verdanken sie es, daß diese Hochzeit im Buche des Lebens beschrieben wird. Als Abraham ein Weib wählte für seinen Sohn Isaak, da schaute er sich nicht um unter den Fürstentöchtern Kanaans, von denen keine den reichen Erben Abrahams verschmäht hätte, sondern seine Wahl fiel auf die fromme Rebekka, die im Heiligsten, was es gibt, im Glauben eins war mit Isaak. „Ein Weib, das den Herrn fürchtet soll man ehren." Von jeder rechten Ehe muß es heißen: „Hier sind zwei versammelt in Jesu Namen, darum ist der Herr in ihrer Mitte." Vergl. Zitate über die Ehe in Mayer: „Der evangelische Pastor," Seite 65 und 67. Zu Großmutters Zeit gab der Bräutigam der Braut als Zeichen ihrer Verlobung ein evang. Gesangbuch, die Brauteltern sorgten, daß bei der Aussteuer weder eine Bibel noch ein Gebetbuch fehlten.

„O selig Haus, wo man dich aufgenommen." (Lied 561.)

2.

Durch den Herrn. Zwei Einrichtungen sind vom Paradies auf uns gekommen, der Sonntag und die Ehe. Wo Jesus ist, kommt der Sonntag in die Ehe. Gewiß auch fromme Eheleute haben ihr Kreuz. In Kana war Weinmangel, also die Ehre des Hauses stand auf dem Spiel. Aber Jesus war da, und Maria wußte, daß er mehr war als Marias Sohn. Sie betet. Befremdlich Jesu Wort: „Weib, . . . schaffen?" Anderseits heißt es bei dem kananäischen Weib: „O Weib . . . groß," am Kreuze: „Weib, siehe das ist dein Sohn." Maria verstand, sie sagt: „Was er euch sagt, das tut." Programm für jedes Haus. Der Ungläubige holt Rat bei Wahrsagern; für den Christen ist: „Dein Wort unsers Fußes Leuchte, Licht . . . Wege." Kol. 3, 16: „Rede, dein Knecht hört." In Trübsal Ps. 91, 23; Röm. 8, 34. „Er wird zwar eine Weile." (Lied 450, V. 9. 10.)

Zuletzt erfährt man: „So führest du doch recht selig, Herr, die Deinen."

3.

Zu dem Herrn. „Zuletzt den guten Wein." Christus der Herr über die Natur. Zuletzt den guten Wein — auch im Familienleben. Nach der Sonnenhitze der Herbst mit seinem Erntesegen. Ueber dem

Hause die Jakobsleiter, erfüllt wird das Wort: „Die Kinder der Gerechten werden bleiben.“ Vergl. Ps. 1.

„Um den Abend soll es licht werden.“ Eins im Glauben vor der Ehe, eins in Christo in der Ehe, zuletzt eins in der Wallfahrt zu dem Herrn. Wie oft habe ich eine Witwe, einen Witwer gesehen in ihrer Andacht und an den Vers gedacht:

„Leise fallen heiße Tränen
Auf das falbe Bibelbuch,
Durch die Luft geht heißes Sehnen,
Wiedersehen, Hoffnungsspruch:
Auch ich wandre nicht mehr lang,
Doch das Herz ist mir nicht bang.
Liebe zieht zu sich hinauf: Liebe höret nimmer auf.“

Dritter Sonntag nach Epiphanias. Text: Matth. 8, 1—13.

Von dem Berge, da der Herr seine gewaltige Predigt gehalten hat, steigt er hinunter zur Volksmenge und wirkt nun jene Taten, an welche die Emmausjünger dachten, als sie sprachen: „Jesus, ein Prophet, mächtig in Taten und Worten vor Gott und allem Volk.“

Christus, der rechte Heiland.

1. Wir klagen: Aus tiefer Not schrei ich zu dir.
2. Wir bekennen: Bei dir gilt nichts denn Gnad und Gunst.
3. Wir triumphieren: Darum auf Gott will hoffen ich.

1.

„Aus tiefer Not . . . dir.“ Die Menschheit blutet aus tausend Wunden. Da ist kein Unterschied des Standes oder Vermögens. Zwei Kranke: Der eine aus der Hütte der Armut, ist aussätzig, die furchtbarste Krankheit von allen. Will die Schrift den furchtbaren Fluch der Sünde schildern, der auf der Menschheit lastet, so nennt sie dieselbe aussätzig; trifft der Zorn Gottes einen Frevler, dann heißt es: „Er ging hinaus von ihm aussätzig wie Schnee.“ Gehasi, 2. Könige 5, 26; Asaria, 2. Kön. 15, 5; Mirjam, 4. Mose 12, 10; Usia, 2. Chron. 26, 20—23. Der andere Kranke stammt aus vornehmem Hause. Sein Vater ist reich, hat eine hohe Stelle im Reich, es fehlt weder die Popularität noch Macht und Einfluß. Seinem Knechte kann er nicht helfen: „Er hat große Qual.“

In jedem Menschenleben Augenblicke, wo man erfährt: „Mit unsrer Macht ist nichts getan.“

Wie im Leiblichen, so im Geistlichen. Weshalb die Furcht des Todes, Schrecken und Entsetzen, wenn der Tod plötzlich eintritt? Jeder

weiß, ich bin nicht fertig, hinein zu gehen in die Gerichtsstube Gottes; meine Sünden klagen mich an, sie umgeben mich wie die Berge, sie verhüllen mir den Ausblick nach dem Himmel. „Wen suchen wir, der Hilfe tut?" Da bleibt nichts übrig als zu klagen: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir."

2.

Wir bekennen: „Bei dir gilt nichts denn Gnad und Huld." So der Hauptmann: „Ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst." Wenn wir all unsere Verdienste aufgezählt haben, dann verwandeln sich unsere guten Werke vor dem Flammenauge Gottes in neue Sünden, bis wir erfahren: „Nicht wert"; erfahren: „Nichts ich bin und nichts ich hab, Nur vom Kreuz laß ich nicht ab" u. s. w. (Lied 639, 3.)

So hat es auch der Aussätzige gemeint: „So du willst, kannst du mich reinigen." Er ist der Arzt, dem noch kein Kranker gestorben: „Er spricht und es geschieht, er gebeut und es steht da." „Du kannst durch des Todes Türen, träumend führen Und machst mich auf einmal frei."

Er erlöst von Sünden: „Das Blut Jesu Christi . . . Sünden." Jes. 53, 4; Röm. 8, 34. Er weint über Jerusalem, er ist der Heiland, dem „allemal das Herze bricht, wir kommen, oder kommen nicht." Jesus, Begnadigung aller Sünden, Fundament aller Einrichtung, Licht in jeder Finsternis, Schatten in der Mittagshitze. Ein Tropfen seines heiligen Blutes macht rein von Sünd und Schuld. Darum zu ihm in jeder Not, demütig, folgsam und gebeugt. Bekenne: „Bei dir gilt nichts denn Gnad und Huld."

3.

„Darum, auf Gott will hoffen ich." Jesus verwundert sich über den Glauben dieser Kranken. Alle irdische Hoffnung war für sie dahin, nur Jesus konnte helfen.

Wunder seien unmöglich? Ob schon diese beiden diesen Ausspruch der Neuzeit gehört haben?

Der Hauptmann hat für die Zweifler die rechte Antwort: Vers 9. Hat er als Hautmann Macht über Menschen, dann ist der Herr Himmels und der Erde imstande, die durch die Sünde gestörte Naturordnung zu ändern. Ja er glaubt, daß Jesus höhere Kräfte zu Gebote stehen, durch die er auch ohne persönlich gegenwärtig zu sein, wirken könne, wirken sogar in der Ferne.

Der Glaube ist die Hand, welche empfängt von Gott Gabe um Gabe, der Fuß, welcher uns hinein trägt in das Allerheiligste, wo wir erfahren, was es heißt: „Siehe, ich mache alles neu."

„Darum auf Gott will hoffen ich." Selig, die nicht sehen und doch glauben.

Vierter Sonntag nach Epiphanias. Text: Matth. 8, 23—27.

Jedes Evangelium erzählt uns nicht nur eine Geschichte, welche einmal geschehen ist, sondern enthält auch eine Weissagung für die Zukunft. Der Inhalt des Evangeliums von den Arbeitern im Weinberg, der königlichen Hochzeit, dem unfruchtbaren Feigenbaum, das Zöllnergebet, und welche anderen wir immer nennen wollen, verwirklicht sich täglich vor unsern Augen. Auch der Sturm auf dem Meer? Auch er! und zwar im Leben des Herrn selber und im Leben jedes Christen.

Des Christen Sturmfahrt.

1. Die dunkle Sturmnacht.
2. Der Verzug der Hilfe.
3. Des Herrn Machtwort.
4. Das Dankgebet der Geretteten.

1.

Die dunkle Sturmnacht: „Jesus trat . . . folgten ihm.“ Sie hatten seine Worte voll Geist und Leben gehört, seine Wunder gesehen, von dem Brot in der Wüste gegessen. Sie fühlten: „Wer ist wohl wie du.“ (Lied 376.) „Ein Tag in einen Vorhöfen“ u. s. w. „Hier ist gut sein, hier Hütten bauen.“

Ein bekannter Erweckungsprediger behauptet: „Der Weg in den Himmel sei so bequem wie eine Fahrt in einem Pullman Schlafwagen.“ Die Schrift lehrt anders! Von Christo heißt es: „Es geziemte Gott, daß er den Herzog ihrer Seligkeit durch Leiden vollkommen mache,“ Hebr. 2, 10; und von den Christen: „Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes kommen,“ Apg. 14, 22; vergl. auch 20, 23; 2. Kor. 4, 8; 6, 4; Offb. 2, 9, und von denen vor des Lammes Thron: „Sie sind gekommen aus großer Trübsal.“ Die dunkle Sturmnacht hat jeder Christ durchzubeten — kämpfen — weinen. Nur „die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.“ „Wo wären Davids Psalmen her, wenn nicht auch er versuchet wär.“

2.

Der Verzug der Hilfe ist aber schwer zu tragen. Warum so lange? Hiob, Ps. 73; 2. Kor. 12, 8. 9. Die Märtyrer, Luther, Hugenotten. Nicht der Sturm ist das Schlimmste, sondern daß „er schläft.“ So in unserer Krankheit. „Ich aber dachte, ich brächte meine Jahre unnütz zu.“ Gott eilt nie, Jesus rennt nie zu einer Krankenheilung. Er läßt ausreifen, er ist ewig, darum kann er warten. Was wissen denn wir, welche Zeit es ist im Reiche Gottes. „Und ob es währet bis in die Nacht Und wieder an den Morgen.“ (Lied 314, 14.) „Harre, meine Seele, harre des Herrn.“

3.

Des Herrn Machtwort. Zuerſt: „Ihr Kleingläubigen . . . furchtſam.“ Als bei einer Sturmfahrt auf dem mittelländiſchen Meer die Matroſen Furcht und Entſetzen ergriff, ſprang Cäſar unter ſie und rief: „Cäſar iſt auf dem Schiff, wie kann es da untergehen!“ Chriſtus ſollte ertrinken, der Gnadenrat Gottes, das ganze Erlöſungswerk ſcheitern? O ihr Kleingläubigen!

Sein Machtwort: Der Schöpfer der Natur gebietet, und das Geſchöpf gehorcht!

„Ganz ſtille.“ Das Meer, in Sündennot das Gewiſſen, in der Bedrängnis das Menſchenherz, ein Ende hat endlich dein Leid, Verfolgung und alles Elend. Dr. R. John hielt auf einer Diſtriktskonferenz die Gedächtnisrede für die Entſchlafenen über das Wort: „Da ward es ganz ſtille.“

4.

Das Dankgebet der Erretteten: „Was iſt das für ein Mann“ — dort beim Jüngling zu Nain: „Ein großer Prohet.“ Dann Jeſ. 126: „Der Herr hat Großes . . .“ Das letzte Wort der Weltgeſchichte wird lauten: „Ihm ſei Ehre in Ewigkeit . . .“ Das letzte Lied: „Halleluja! Nun ſind die Reiche der Welt Gott und ſeines Chriſtus geworden.“

Noch ſind wir auf dem ſturmgepeitſchten Meer: „Soll ich aber länger bleiben“ u. ſ. w. (Lied 627, 6. 7.)

The Social Problem as a Challenge to the Church.

H. J. Hahn.

This subject is admittedly too general and involved for anything approximating an exhaustive treatment within the limits of a brief paper. All we can hope to do herein is to suggest the problem, seek its most obvious cause, urge a Christian solution, and, if possible, enlist your support and enthusiasm in applying the Christ-given remedy to this world-perplexing problem.

What is the social problem? Briefly stated, it is poverty in all its varying degrees from that widespread insufficiency that denies the proper development of man and that permits no escape from rankling care and worry over the morrow, to abject gutter pauperism in filth and rags. Henry George refers to poverty in its association with modern progress as "The great enigma of our time". It is poverty and the dehumanizing conditions it imposes on millions of men, women and children, that breeds the unrest, disruption, hate, strife, crime, disease, and the industrial, social and

political difficulties that are the despair of the modern thinking world. It is in very truth the riddle which the "Sphinx of Fate" puts to our civilization, which riddle we must answer or be destroyed. As long as poverty stalks thru the land, cursing and blighting wherever it touches, degrading and brutalizing man, and dwarfing the body, soul and spirit of childhood, no follower of the loving Christ can wave this question aside with an indifferent gesture as of secondary importance.

The only scientific or reasonable way of approaching a recognized problem or evil, is to inquire as to its cause with purpose to eliminate and destroy it. The commonly accepted method of dealing with poverty is to apply to its painful effects the anodyne of charity—to make it less unbearable. If a portion of our population is shelterless, naked and hungry—the first step is doubtless to shelter, clothe and feed them thru charity—that's first aid—but if, as usually happens, we stop content there, without asking *why* this privation befell them and without undertaking the removal of that cause,—then we haven't made the slightest dent in the problem;—we have only covered the festering social sore with a plaster.

If therefore we are interested in hastening the establishment of God's kingdom on earth by removing the obstructions that bar the way to nobler humanity and goodwill, then we must occupy our thoughts with causes as well as effects of the maladjustment of society. *What then is the moving cause of poverty and want?* Many have despaired in confronting poverty because of the overwhelming conviction that it presented a necessarily ineradicable evil, having its cause in the limitations of nature, in the incessantly invoked *law of supply and demand;* they resignedly accept *the gloomy Malthusian theory* that population tends to multiply faster than its means of subsistence can be made to do and poverty is therefore inevitable. It is difficult to reconcile this relentless cruelty with the love of God, the Father; it is equally difficult and impossible to reconcile this theory with facts of economic life, where poverty abounds most in the shadows of towering wealth and limitless riches.

Poverty is decidedly not a matter of insufficient production. *It is not caused by the niggardliness of nature.* Take land, for instance, the chief source of man's livelihood. Are we overcrowded to the point of impoverishment? A government official, on the basis of the most reliable statistics says: "There is, obviously, land enough to feed ourselves and all our friends and feed them in abundance. Of that there is no doubt." We could maintain 10 times our present population. We have not yet begun to crowd one

another in this country, for the people are living at the rate of only 33 per square mile (in Denmark there are 183 persons per square mile, Belgium 671). Only ¼th of the total area of the country was in improved farms in 1910. It has been officially estimated that 20,000 men properly organized can feed 2,000,000. At the present time when poverty and distress are exceptionally acute, we read that in the west there is an embarrassing surplus of food, great quantities of unsaleable grain. The farmers have it on their hands, worth less than cost. Why? Because there is plenty. Nature is extravagant in her bounty and resources—she gives the lie to the claim that there isn't enough to go around and therefore some must be without bread.

Nature is eminently capable of caring for all her children, potentially speaking, if man but proves capable of wresting from her these resources and of fashioning them to his uses and needs. But *is* man equal to the task—pitted against the forces of nature? There was a time when he waged a losing, or at least a doubtful fight; when with bare hands and crude tools he delved in the earth and wrestled with untamed physical forces. Laboring without ploughs, binders, steam-shovels, and other power machinery, the combined industry of the race was not sufficient to produce enough to feed, clothe and house everybody—poverty for some or all was inescapable. Consider the tediousness and arduousness of grinding grain into flour, weaving wool into garments, fashioning logs into building-material by hand tools. But then a brighter, or what might have been a brighter age but for the greed of man, dawned. In 1769 James Watt invented the steam engine and inaugurated the machine age. Someone has very correctly said: "The machine has made want and privation eternally unnecessary." Within it lay infinite possibilities of happiness and well being. The machine has given man a thousand hands of herculean strength, a million fingers of lightning dexterity, unerring accuracy and skill, an endurance and stamina that requires no rest—cramming warehouses with food, clothing and building material.

The housewife, after a strenuous day of kneading dough and bending over a hot stove, produces perhaps a dozen loaves of bread; —the modern bread-making machine makes 50,000 loaves in the course of a night—enough to supply a whole town and relieve 10,000 women of the task of baking. The U. S. Bureau of Labor gives an idea of increased productiveness of labor thru the use of the machine: By machine a 12lb. package of pins can be made per man in one hour and 34 minutes, by hand in 6 days, (90 times quicker). 500 yards of gingham checks are made by machine labor in 73 hours, by hand labor in 5,844 hours.

In agriculture likewise, tremendous saving of monotonous labor has come thru the use of the machine. A man with a scythe can reap perhaps an acre a day, a selfbinder does the work in 20 minutes with a trifling outlay of human effort. How long would it take some of our farmers to thresh their great stacks of grain with hand flails? According to statistics the effectiveness of human labor is increased from 150 per cent to 2,244 per cent. It is on the basis of these facts that the claim is made, certainly with ample justification, that at last humanity is in a position to make an end of hunger, nakedness and exposure, to forever relegate to the dreary past brutalizing toil, long hours and starvation wages of the masses. The total wealth of the U. S. has increased during the "machine age" from $7,135,780,000 in 1850 (population 23,191,876) to $187-739,071,000 in 1912 (population 95,410,503) and the estimated 1920 wealth is over $500 billions. The per capita wealth increased from $308 to $1,965 in 1912 or, if the estimate for 1920 is correct about $5,000; and yet a government bulletin issued a few years ago announced that 30 per cent of the people were living in poverty. He who seeks, as many do, to prove that poverty is caused by the remorseless law of demand exceeding supply, will have a sorry job of it. In fact most, if not all, of our international troubles arise from the keen competition for foreign markets, backward countries upon which to unload gigantic surplus of products; such competition invariably resulting in war.

Then there are those who explain poverty by attributing it to drunkenness, shiftlessness and extravagance and to a very limited extent this may be true, but sociologists analysing the causes of poverty state that their tabulations and statistics indicate that he personal vices and shortcomings play an amazingly small part in the poverty that brings people low. There is doubtless more dissipation and inefficiency, certainly more idleness and extravagance in the ranks of the rich than of the poor. The latest thoro works on poverty makes it possible to say, unequivocally, that personal vices and failings are insignificant causes of poverty when compared with the larger social causes.

God has given us limitless fields bourgeoning with grain, teeming with cattle; hills and valleys, untold, mantled o'er with solid timbered forests; in nature's bosom easily accessible lies fuel and minerals answering every need—the mighty power of nature bends her willing neck to the yoke of the machine under the direction of man, the machine tender—the stage is set, thank God, and we can wipe poverty off the earth. The will, not the way is lacking. It's no longer a physical impossibility!

Poverty is obviously, emphatically caused by social malad-

justment. It's a matter, not of insufficient production but of unjust, inhuman, and decidedly un-Christian distribution. Man has always suffered from two causes: nature and man. We have conquered nature by means of the machine. Man's inhumanity to man is still rampant and unregenerate. What does it profit man that he has won the whole material world, if his soul is lost? The chief cause of poverty is found in this fact that men have lost their soul, lost social consciousness, their sense of social responsibility. It is voiced in the sneering, cynical, heartless question of Cain who slew his brother: Am I my brother's keeper? Christ's whole gospel emphasizes the philosophy that we *are our brother's keeper*, it's very soul is social responsibility to our neighbor, mutual love and service, an indictment of the rich man and Lazarus paradox, a condemnation of priest and Levite who were deficient in this vital respect. This gospel of social responsibility was to save the world, usher in peace and good will, the brotherhood of man, the kingdom of God. But our industrial world rejected that Christian philosophy with scorn as weak sentimentalism, too idealistic for the workaday world —it restricted it to the narrow limits of church and, perhaps, the home, and sought material salvation in the heart- and soulless, crassly materialistic, jungle-bred philosophy of intense individualism: "Every man for himself and the devil take the hindmost." Carlyle in scorn refers to it with these scathing words: "Call ye that society where there is no longer any social ideal extant? Where each, regardless of his neighbor, turns against his neighbor, clutches what he can get and cries 'Mine'! and calls it peace because, in the cut-purse and cut-throat scramble, no steel knives, but a far cunninger sort can be employed?" If Carlyle were living today he would behold the actual implements of war, guns, bayonets, policemen's clubs wielded in protecting private property against social demands. *Individualism,* this antithesis of Christianity, was adopted at the very beginning of our industrial age at the close of the 18th century. It is popularly known as the "laissez-faire doctrine"—meaning "let alone", originating in France, it was espoused, elaborated and advocated by Adam Smith in England. The idea was to let the industrial lords and masters alone to make profits, unhampered by legislative restrictions and bothersome social laws regulating wages, hours, conditions of work, and child labor. At that early date the cry was raised against "governmental interference", that today is whiningly voiced by profiteers and exploiters in their organs of publicity. Stripped of its pretty, pharisaic phrases, it was voiced some years ago in these raw words: "The public be damned! Get profits!" That's the unsocial, anti-social doctrine, that regulates or disintegrates our daily life, that piles up unheard of accumulations of riches "while men starve and puny

infants suckle dry breasts". Here lies the essential cause of poverty, a poverty so hideous and loathsome that rich and poor alike from fear of it are driven to worship wealth in the spirit of insensate greed. Some worship God from fear of Hell—a great many more worship Mammon, and that sedulously, fearing the hell of poverty.

This doctrine of individualism—every man for himself—has resulted as it naturally must in the production of a master class—lured by prospects of wealth and its concomitant power, driven by fear of the fate that overtakes the under-dog ,they have played the game of grab so relentlessly and viciously that they all but possess the earth—they do possess all the strategic positions. It has been estimated that 5 per cent of the people own 75 per cent of the wealth—however crude that estimate may be it has been repeatedly shown in various investigations that the really important wealth, and by that I mean the productive wealth (like natural resources, transportation, the industrial and commercial machinery) is in the hands of a very small fraction of the people. By means of direct ownership, interlocking directorates and voting trust agreements the large stockholders, owners, bankers and directors of important industries, public utilities, trust and insurance companies exercise an absolute control over our economic life—and this group constitutes a fraction of one per cent of our population. When you buy necessaries or sell your labor or ability, you pay outrageous tribute to these priests of Mammon, these disciples of profit. A recent Confidential Information Service furnished by an important agency to American business men says among other things:

> "Labor is beaten. It fears capital. It threatens but it does not dare—the employing class is immensely more powerful than in 1914. There is more money at its command. 18,000 new millionaires are the war's legacy. This money capacity is more thoroly unified than ever. The Federal Reserve gave us the machinery for consolidation and the emergency of five years war furnished the hammer blows to weld the structure into one. The war taught the employing class the secret and the power of widespread propaganda. We have learned. **(Note this!) We have the schools, we have the pulpit.** The employing class owns the press. There is practically no important paper in the U. S. but is theirs."

Such is the proud, vaunting boast of the actual rulers of this land, without social conscience or responsibility, who set profits far above man. Such is the laissez-faire doctrine with its institutionalized selfishness—producing a few thousand millionaires and billionaires and millions of blighted lives, conscienceless enough to wring new

billions out of the agony, blood and wholesale death of war. These are the men (not the disciples of Christ, mark you) who frame our industrial policies, defend and advocate and idealize them in their press, their pulpits and their schools as the great American plan—it is they who have infused our whole people with the craze for profits and seek to make loyalty to country equivalent to loyalty to Dollar Diplomacy and anti-social industrialism. President Wilson, before he himself was subjugated and annexed by the forces of industrial selfishness, said: "The masters of the government of the U. S. are the combined capitalists and manufactures of the U. S.—Our government at present is the foster-child of the special interests. We are caught in a great economic system that is heartless."

This superimposed government, you readily see, is not a government of, for and by the people but a government of, for and by unscrupulous profiteers. But the unavoidable by-product of the creation of fabulous fortunes that represent no equivalent or corresponding return in service is poverty, distress, over-work and underpay. The ideal of a democracy of Christianity must be the *greatest good, to the greatest number*—the *human* element figures prominently. The ideal of a plutocracy is frankly:

"Get profits at whatever cost of human life, freedom and happiness."

In the interest of profit, man is brazenly exploited. One of the most careful and scientific investigators (Hollander) makes the statement:

"The great supply-sources of poverty are the underpaid and the unemployed."

Both these classes are directly created by our profit system, the laissez-faire,—'let alone' doctrine. This brutal disregard of human values is perhaps best epitomized in the reply of J. Pierpont Morgan when asked by the U. S. Commission on Industrial Relations:

"Do you consider $10.00 a week enough for a longshoreman with a family to support?"

His answer was: "If that's all he can get and he takes it, I should say it's enough."

Wages are not determined by the amount a worker needs to support himself and family in comfort and happiness but by the heartless question: For how little will he work? The wage system is absolutely anti-social and leads to poverty. Let us consider the wages of the Steel Corporation for instance. It is a fair example and representative—it is a key industry, boasts of its staunch Americanism. Mr. Gary claims in his testimony that—"there is

no basic industry in this country which has paid larger wages to its employees"—and furthermore we have at hand a recent report of a Commission that certainly was unbiased in its finding, namely, the Interchurch Commission composed of Bishops, pastors and economic experts.

In this report the wages paid in 1919 are compared with two standards of living, derived from the most exhaustive analysis of cost of living statistics, standards used by the government in wage award. First there is the minimum of subsistence level—this is based essentially on animal well-being, with no attention to comforts or social demands of human beings—to insure this precarious level a wage of $1,575 was by government experts regarded as necessary for a family of 5 (the statistical family). The annual earning of one-third of all productive iron and steel workers had been for years below this danger line.

The second standard is the minimum of comfort level, providing in a slight measure for comfortable clothing, insurance and a modest amount of recreation, providing for health and decency but few comforts—even this level is regarded as somewhat below the much vaunted "American standard of living." This minimum of comfort level requires a wage of $2,024. The annual earnings of 72 per cent of all workers fell below this standard. And now Gary announces a further cut of 20 per cent in wages tho the living cost is about equal to the 1919 rate. Also it might be mentioned that in the year 1919 the Steel Corporation's total undivided surplus was $493,048,201.93.

The worker, the actual producer, the human element in the actual production of steel, hovers uncertainly above the poverty line;—profits, dividends soar into the seventh heaven of the owner's delight.

And the other prolific source of want and destitution, namely, unemployment, is a direct result of our planless and heartless individualism. According to the most moderate estimates 3 million workers are out of employment—a much larger number are irregularly employed. Men, mind you, who are often frantically seeking a job, for an opportunity to work because their families are in need. Why not let them work? The answer is perhaps "overproduction"—if that be true why in the name of sense should there be poverty and want? If, on the other hand, you say poverty is the cause of under production, why cannot the worker work? To say it's all due to the closing of foreign markets is merely another way of saying:

"We have so much food and clothing and building ma-

terial that we can't use it all here—That's why our people must go hungry, naked and shelterless—when we can send more away then we'll have abundance once more."

America could use all her productive power in producing commodities required within her own boundaries. Not society, but business profits call for foreign markets, and find advantage in the frightful waste of unemployment. Society could put every man to work at socially valuable toil all the year round, "profit" with it's artificial and artful manipulation of supply and demand must frequently condemn the worker to idleness.—Who wins, society or profits?

Profits!

You cannot serve God and Mammon! You cannot seek Christian brotherhood and Mammonistic selfish profit in the same society! *They are at war!* They constitute a denial one of the other. Civilization has served Mammon faithfully; has dedicated to Mammon its machines, its armies and navies, its resources, its theaters, its schools, literature and art in general—the best and noblest is being commercialized, Mammonized. And in return, Mammon has blessed this civilization with wealth,—unheard of, fabulous mountains of wealth. Satan has made good his tempting offer—"all this will I give thee, if thou wilt fall down and worship me!" The high priests of individualism own the nation,—the world!

What of society, of brotherhood?

It is being broken on the rack, tortured, crucified—sacrificed bodily on the eternally smoking altar of selfish industrialism, and in its orgies souls perish by millions! Is it a wonder that heathen folks, observing our state of society, turn back amazed and horrified with the cry:

"The god of the Christian nations is more cruel than our own." It is!—For in our social life Mammon is our god, self is our creed, greed is a virtue, profits our reward, wealth and power our heaven —poverty, the hell to which those are condemned who displease the great yellow god or his priests.

This, as I see it, is the social problem that confronts society. *Is it the church's problem?* It is if the church's one foundation still is Jesus Christ our Lord—instead of being as the money group boasts, *their* church, under their dominance.

Can the church solve it? It can! it's the heir of the only power on earth or in heaven that *can* solve it—the power of Christ-inspired love for humanity—all for each and each for all. Christ commissioned us to transform the world, our social order born of

the flesh, of selfishness, must be born again as well as the individual. You ask with doubting hesitating heart: "How can these things be?"—*Art thou a master in Israel and knowest not these things?* As Moses lifted up the serpent in the wilderness, even so must the Son of man be lifted up! It means crucifixion, taking up our cross in the following of Jesus, denial of self, fleshborn, and the substitution of the love of God and man—the substitution of a social consciousness and responsibility for the individualism of our day. The church is in duty and sworn loyalty to the Kingdom ideal bound to preach and drive home the message that we are our brother's keeper and that the individual or the system that harms one of the least of the human family harms all. The church must take a dynamic, positive stand on all causes that contribute to suffering and with the righteous indignation of the Old Testament prophets, thunder against those corporations, individuals and especially against the social systems that tend to "join house to house, that lay field to field, till there be no room"; "to cause the poor of the land to fail"—*The church must convict of social sin.* It hasn't done so in any great measure to date. Its preaching, its utterances have been, of course, permeated with the spirit of brotherhood and love but the applications have been, perhaps purposely, vague and indefinite—has lacked the pointedness, the inescapable directness of the prophetic, *"Thou art the man!"* and at critical times has been completely silenced, or badgered, bribed and cajoled into sounding the false note.

You say the church is not to blame rather the hardness of men's hearts—that the church *has* sounded the message clearly but it was not heeded! I disagree with you. The church can wield a tremendous influence, can shape public opinion quite effectively, when they concentrate their fire on evil with fearless determination. One united voice of all the churches will shake the earth. Perhaps no usage was ever more deeply and universally intrenched, so vigorously defended, so fabulously financed as the use of alcohol—yet when the majority of the churches combined in an aggressive campaign against it, they legislated it out of the land. In prohibition preaching there was a directness that never for a moment left the brewer, distiller or drinker in doubt as to whether he was the man aimed at or not. During those days the liquor group did not feel comfortable in campaigning churches, they did not feel they could serve on their boards of trustees, they weren't contributing to the church's support. Their hearts may have been hard but they had sense enough to understand when the church called a spade a spade.

How different is the preaching of the social gospel of Jesus. I almost feel safe in saying that no conscientious pastor, who knows

his Gospel, can avoid the conviction that our social order that functions only thru greed for profit and is careless of the greatest good to the greatest number, is unjust, un-christian, inhuman—a thousand times more destructive than liquor traffic, because more widespread and pervasive. Now, does he impart and drive home *that* conviction to those who sit in the pews before him? Does he convict those who share in the spoils and defense of the system, of social sin? I don't believe he does. The smug self-satisfaction of many church members whose business, tho legally honest, does not square with Christian brotherhood, is quite notorious. They feel comfortable, too comfortable under the preaching, yes, they even regard the church as an ally, a defender of an obviously unchristian system and consider the financial support they grant it, as a good business investment, social insurance as it were. A certain unexpressed understanding seems to prevail that if they are liberal with their funds, the church will strain a point. A great deal of preaching is subject to economic determinism. Many an individual church and body of churches would gladly sound a clear distinct social policy but is hindered because it feels bound to consider the source of its richest contributions. *It's a difficult, ludicrous, straddling position to maintain.* The Bishop elect of the Episcopal church, Wm. T. Manning, is ridiculed for making these two utterly contradictory statements in a recent sermon: first,

"It is the duty of all good Episcopalians to meddle as little as possible as a church with definite political or economic issues as to which few representatives of the churches are qualified to speak wisely"—and a little later,

"if we will bring Jesus Christ into our problems, personal, *social,* industrial and national, we shall find their right solution".

What does he mean? Should we or should we not? If Christ's gospel is the right solution, why is the practical application of it "meddling"? That's the laissez-faire business point of view—they say even to the spokesmen of Christ "let us alone". The Employer's Associations raised a protest when the Y. W. C. A. adopted the social program of the Federal Council;—in Pittsburg the boast was made that the Y. W. C. A. drive for funds fell short by half its goal because it dared be Christian in policy as well as name. The Vice-President of the Pittsburg Employer's Association writes:

> "I should feel badly to have to withdraw from the Presbyterian Church, but just at this moment I cannot do otherwise if that church is supporting morally and financially this organization" (meaning the Federal Council of the Churches of Christ in America).

The editor of the business magazine "Industry" criticises one of the social leaders in the church on the ground that he "had intimated that the cardinal principles set down in the Sermon on the Mount should be injected by the church into industrial relationships". I ask you, *could any pastor or church stand for less?*

Scoffers outside the church refer to these manifestations of opposition to the growing social sentiment in the church and bid the church "watch her step" for fear of losing favor with the ruling group. I believe that the church would lose financially, would lose a certain type of subsidy, I believe the church would make enemies, become the target of scoffing, abuse and criticism, suffer ostracism. A church militant must expect the suffering and sacrifice incident to war—by seeking to save our church, by hedging and trimming, by remaining neutral where the Kingdom is concerned, we lose our life. I am urging the church to accept the cross, and to reject the tempting offer of Mammon: "All this will I give thee, riches, position, 'respectability', ease etc."

Christ says: "Woe unto you, when all men shall speak well of you!—for so did their fathers to the false prophets." "Blessed are ye, when men shall hate you, and when they shall separate you from their company, and shall reproach you, and cast out your name as evil, for the Son of man's sake.—Rejoice for in like manner did their fathers unto the prophets."

Have we been so careful about formal 'respectability', that we sacrificed the spirit of truth? Have we feared opposition and attack to the point of maintaining an ignoble silence, when confronted by the representatives of a system that wars against the Kingdom of love and brotherhood?

> "They are slaves who fear to speak
> For the fallen and the weak;
> They are slaves who would not choose
> Hatred scoffing and abuse,
> Rather than in silence shrink
> From the truths they needs must think.
> They are slaves, who dare not be,
> In the right with two or three.

The social problem is pressing for a solution! Millions suffer because of an economic system that is heartless. Christ's gospel is the only way out, the only solution. The church as the representative of that gosped *can* and *must* blaze the way. And the first step, the *essential* step, is to drive home the *conviction of social sinning;* to blast and wither smug self-righteousness, awaken repentance by preaching the whole gospel of Christ, unexpurgated and

undiluted, preaching with courage, daring and a sacrificial disregard for consequences.

"'Tis man's perdition to be safe,
When for the truth he ought to die!"

They crucified the Master for His "hard sayings",—can you follow in His steps and expect less?

Gathering Material for the Sermon.

By Professor J. A. Clutz, D. D.

(By Permission of "The Lutheran Quarterly")

To preach a sermon the preacher needs not only a text and a theme, he must also have something to say on them. He must have the materials for a sermon and he must have plenty of them if he is to preach well, much more than he can use at the time.

Of course, men differ widely in their methods of preparation for the pulpit. They not only differ from each other, but the same man will use different methods at different times. Sometimes this will be a matter of necessity. He will not have at his command the necessary time or facilities to make the full and careful preparation to which he is ordinarily accustomed. He will be compelled simply to "scratch round" for whatever material may be close at hand, and to "throw it together" as best he may to meet the emergency. Sometimes it may be a matter of choice. He may wish to vary his method and to see what he can do without going thru his regular routine. This, however, should not happen very often if the preacher is to keep up a reputation for good, strong pulpit work.

Under normal conditions, the preacher will always be gathering materials for sermons and from every available source. If he has the true homiletic instinct and the sermon making habit practically everything he sees, or hears, or reads, or experiences will furnish him with some material to be used at some time. This instinct and habit should be carefully cultivated. The preacher should be like a mining prospector in the mountains, always on the lookout for gold, or the ore from which gold may be extracted. The true prospector is always alert, always on the watch for the signs of paying ore. He makes long journeys sometimes in search of especially rich prospects. He often digs deep into the sides of the hills to search for hidden treasure. But even when he is not thus definitely looking for prospects he is still always the prospector. He watches the ground over which he walks. He examines every loose stone that is turned up by his foot. He scans every ledge that crops out

along his path. He often looks in vain, but it is thus keeping always at it that he expects finally to "strike it rich" and to "make his pile." It has become a second nature to him. It is his very life. It should be just so with every true preacher, with every man who has given himself up wholly to his work under the constraint of a great "necessity," a genuine "woe is me if I preach not the gospel." He too will always be looking for the gold of truth, for the stuff out of which sermons are made. He also will have his disappointments, his dull times, his barren days when he seems to find nothing that is worth while. But this does not discourage him. He keeps at it and in the long run he gathers much. He cannot help it. It has become his second nature also, his very life.

Among the preacher's richest and most fruitful sources of material may be mentionad:

1. His *regular courses of reading* and *study*. It is assumed that he is keeping up such courses. Certainly every preacher should. Every wise and growing preacher does. This work will be constantly enriching his mind with a general store of material upon which he can draw as occasion demands. His work in exegesis, his study of theology, of Church history, of science, of philosophy, of general history, art and literature, etc., all will be furnishing him with truth, facts and illustrations, all of which will come into use sooner or later in his preparation for the pulpit. In this way, while he may not always be preparing sermons, he is always preparing himself to preach. This, according to Philips Brooks, is the very best kind of preparation. He says, "the preacher's life must be a life of large accumulation. He must not be always trying to make sermons, but always seeking truth and out of the truth which he has won the sermons will make themselves. . . . . Some truth which one has long known, stirred to peculiar activity by something that has happened or by contact with some other mind, makes the best sermon; as the best dinner comes not from a hurried raid upon the caterers but from the resources of a constantly well-furnished house. . . . . Learn to study for the sake of truth, learn to think for the profit and joy of thinking. Then your sermon shall be like the leaping of a fountain and not like the pumping of a pump." Professor William James says something of the kind in his "Talks to Teachers." Of course he is speaking of teaching, but what he says applies to preaching no less than to teaching, "They talk much in Pedagogic circles today about the duty of the teacher to prepare for every lesson in advance. To some extent this is useful. But the advice I should give to most teachers would be in the words of one who is herself an admirable teacher: 'Prepare yourself so well in the subject that it shall be always on tap; then in the class-room trust to your spontaneity and fling away all further care.' "

2. *Special reading* and *study*. That is, the reading and study which the preacher does during the week bearing directly on the subject on which he is to preach on the next Lord's day. As he goes on with his work there will naturally be less and less of this. Just in proportion as his general stock of material grows as the result of his regular courses of study continued year by year, in that same proportion will the need for special study on the individual sermons be reduced. But there will always be some of this, the amount of time to be given to it depending largely on the nature of the particular text and theme to be discussed. He will always want to study carefully the text itself and the context in which it stands, so as to be sure that he understands it and is able to interpret it truly to his people. He may also wish to consult such commentaries as are available, and to do such other reading as he finds time for. This special reading, and the study of commentaries should be only supplemental to his own work. They should never take the place of it. If he begins his preparation of each sermon by going to the commentaries to find out what they have to say on his text, he will likely lose all power of original thought. If he begins by reading up on his subject, he will become a mere purveyor of other men's ideas. His study of the commentaries and his reading of books should be for suggestion, for mental stimulus, rather than for help. He should go to them for help to do his own thinking rather than to relieve him of the necessity for thought of his own by cramming himself or his sermon with the results of other men's labors.

3. *Intercourse with men* and *observation of life*. An old German writer says that every sermon should have heaven for its father and the earth for its mother. The former is secured by the study of the Bible, by the study of exegesis, of theology, etc. The latter is realized by the study of men and the wise observation of human life and its varied activities. It is partly the fault and partly the misfortune of preachers that they are in danger of getting out of touch with real life, life as it is really lived by the people to whom they preach. They are in danger of confining themselves too closely to their books and their studies. Some of them are little better than cloistered monks. They acquire a kind of unearthly air of seclusion and exclusiveness, of living apart from the world of common men in a world of their own, the world of books and of study and of their own thoughts and ideals. Hence, when they do venture out into society men and women do not feel at home with them, and do not act and live normally in their presence. They do not live and act as they do every day in their homes, and in their business, and in their social relations with each other. Thus

their pastor never comes to know them really and truly. He never learns to know them as they really are. It is not strange, therefore, that when he comes to speak on Sunday to men and women with good red blood in their veins, the men and women who are in the thick of life, and who are busy doing things or trying to do them, sometimes in the face of great difficulties and fierce temptations, his words fall on dull ears or unresponding hearts. His sermon may have had heaven for its father, but it has not had the earth for its mother, and hence the children of men do not recognize it or feel any kinship with it. It seems to them to be a stranger from an entirely different world from that in which they "live and move and have their being."

The preacher should always try to live close to the people to whom he ministers. He must keep in touch with the actual life of his people. He must know what his people are thinking about, what they are talking about and what they are doing in the home, and in society, and in the school, and in business, and on change, in the full cry of a busy and strenuous age. This can be done only by frequent intercourse with them and with men of every class and occupation, and by constantly keeping both eyes and both ears open to see and hear what is going on. Such intercourse with men will prove one of the richest sources of materials for his sermons and it will help to make his sermons both interesting and helpful to his hearers.

4. *Thought* and *meditation.* By mentioning this fourth it is not meant that it is to begin only after the other three sources of material have been exhausted. It is to accompany every other kind of work, and it is to continue all the time of preparation and until the sermon has actually been preached. It must be real thinking too, not mere idle dreaming or weak and sickly sentimentalizing. Preachers should think as some of them played football when they were in college, with all their might, and determined to win the game. It is only such thinking that real ideas genuinely worth while children of the brain, are brought to their conception and birth.

This is one of the most important parts of preparation for the pulpit, one of the richest sources of sermon-stuff. It is by meditation that sermons grow, as corn grows during the hot moist nights of summer. And the beauty of it is that the results of such thought and meditation will be the preacher's own contribution to the sermon, not the borrowed or purloined capital of other men. In one of his lectures Beecher says that he liked to have subjects "soak" in his mind for a long time before speaking on them. It is a good word. My own word is "simmer." We have all seen our wives or

mothers, when they wanted to have something cooked long and thoroly, set the pot on the back of the stove to simmer over a slow fire. Both words are suggestive of thoroness and of finished results. Dr. Stalker says, "Take time; the process of thinking especially should be prolonged; it is not so important that the process of writing should be slow. It is when the subject has been long tossed about in thought that the mind begins to glow about it, the subject itself gets hot and begins to glow and flash, until at last it can be poured forth in a facile but glowing stream."

This suggests also that it is well for the preacher to have a number of subjects under consideration all the time, and then to use them as occasion may require, or as they become "ripe." This is another of Beecher's words. It suggests fruit that has been thoroly matured by long exposure to sun and air so that it is ready to drop into your hand the moment you touch it with your fingers. Every one knows that this is the fruit that is most delicious, the most perfect specimens of its kind.

5. *Prayer.* This should be the constant accompaniment of all the work of preparation. It is true that all work should be done in the spirit of prayer and in reliance on God's blessing and help. No sincere Christian will ever forget this, it matters not what the character of his work may be. But it is especially important in sermon preparation. It is God's word on which the preacher is to preach. It is God's message that he is to deliver. How can he hope to do this work successfully without God's help? It is no doubt true of all good work whether for God or for men, but it is especially true of preaching, that it is not by human might or power but by the Spirit of the Lord God of Hosts that it must succeed if it succeeds at all. As Dr. Hoyt says, "We can never charge the mind unless we are properly insulated. We have too many prayerless studies and faithless prayers. We live by the daily impartation of the Spirit of God. We see the truth by the illuminating of the Spirit of truth. The sermon cannot pulse with the enthusiasm for humanity without the Spirit that sheds abroad in the heart the love of Christ. By our conscious seeking the preparation of the sermon should be begun, and continued and ended in God."

In the beginning of this paper we said that the preacher gathers his sermon material from all available sources. It may now be added that he gathers material of all kinds. Some will be good, some will be bad or at least poor, and some will be indifferent. There will be "wood, hay and stubble," as well as "gold, and silver, and precious stones." In fact, in the first stages of his preparation everything may be counted as fish that comes to his basket. The time for separation and selection will come later. But it must

come. He must then do as did the fishermen of our Lord's parable. When they cast their net into the sea, Jesus says that they "gathered of every kind." But when the net was full they drew it up on the beach, then "they sat down, and gathered the good into vessels, but the bad they cast away." (See Matthew 13: 47, 48.)

The sifting of the material gathered is in some respects the most important part of the work of sermon preparation. If this part of the work is not understood, or is not well done, the more reading and study there is, the worse for the sermon, generally speaking. It is likely to mean only "confusion worse confounded." This sifting of the material is absolutely necessary if the sermon is to be really a sermon, that is a well ordered and effective discourse and not a mere rambling talk, or a loose and disjointed harangue.

A man ought, of course, to have more material than he can use. But naturally he wants to use the best, the richest ore or the purest gold. Hence he must do what the placer miner does, wash away the dross and dirt, and even low grade ore, so as to have left in his cradle only the shining grains of virgin gold. However much the bulk may thus be reduced the residue will be worth far more than all that has been discarded. It is also much more valuable in itself than it was before the separation.

If made as rigid as it should be this process of sifting, or exclusion, will not be an easy one. It may, indeed, not be a very pleasant one. It may go hard with the preacher to strangle, or to disown and set aside these children of his brain. He may have begotten them after long gestation and with much mental labor and travail of soul. He clings to them, therefore, just as a mother clings to the children of her own womb even when they are anemic, and weak, and deformed. But he will gain and his sermon will gain in strength and vigor by letting them go.

Moreover, the excluded thoughts are not necessarily lost. Neither has the labor that produced them been in vain. Most of them, perhaps all of them can be used in some other sermon to which they may be found more germane. It is to be remembered that they are not always inherently weak, but they may be undesirable for use in this particular sermon simply because they are irrelevant. Meanwhile, they have another use also. They give added force, momentum and impact to what remains. It is not always, and never only what a man says that makes his speech effective. Often it is as much what he could say but does not. The man who says all that he knows on his subject seldom speaks with much force. He is like a man who, to lift a burden, must stand on his toes and stretch his arms and his fingers to their utmost reach

and tension. Such a man never has much lifting power. If a merchant were to keep on his shelves only enough goods to meet the demands of his customers for a single day, no matter how well the buyers of that one day might be pleased he would soon lose his trade. It is not the few pieces that he throws on the counter but the many shelves full of goods behind the counter and from which he takes these few pieces, that attract customers and make them think that this is a good store in which to buy.

In order to do his work of sifting wisely and with the best results, the preacher must have some definite principle or principles of exclusion and inclusion on which to proceed. He cannot do the work in a loose and haphazard way or he may exclude some of his best material, and include or retain some of his poorest. He must have some means of separating the gold from the dross, and especially of differentiating accurately between real gold and "fool's gold" which may look to the unpracticed eye very much like the real thing.

This is especially important because often the difference will be merely a relative one, a difference of degree rather than of kind. Some of the excluded ideas may be better in themselves, stronger and more vigorous children of his brain, than those that are retained. How is he to distinguish the one from the other? How is he to know which to keep and which to reject or put aside for use in some other sermon?

Without stopping to discuss them in detail the following may be suggested as among the principles which are to be the preacher's guide in this part of his work: first, the text; second, the theme; third, the aim of the sermon; fourth, the audience to which it is to be preached; fifth, the preacher's own personality. Each of these principles will be useful. Each has its own claim for recognition and its own task to perform, its own contribution to make towards the finished sermon. Usually they will work in entire harmony. Sometimes they may work unconsciously to the preacher himself. It is better, however, when they are used consciously and intelligently. It argues a more highly trained workman, and gives promise of richer and more satisfactory results.



Die Generalkonferenz von 1921.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, die Riesenarbeit, die die Generalkonferenz getan, im einzelnen zu besprechen. Der „Friedensbote“ hat schon eine ziemlich ausführliche Darstellung darüber gegeben, und ferner wird jedem Pastor noch der offizielle Bericht des Synodalsekretärs zugehen. Wir wollen hier von alle dem, das gesagt werden möchte, nur zwei Gesichtspunkte von allgemeiner Bedeutung hervorheben.

1. Wer im Jahre 1917 der Generalkonferenz zu Pittsburgh beigewohnt hatte, konnte nicht umhin, des gewaltigen Kontrastes inne zu werden zwischen der Konferenz von damals und jetzt. Wir denken dabei nicht an den Kontrast zwischen der mächtigen, imposanten, eindrucksvollen Fabrikstadt und dem kleinen, friedlichen, weltabgelegenen Landstädtchen New Bremen. Sondern der Gegensatz ergab sich aus der Weltlage. Damals standen wir im Krieg, und heute lag es uns ob, uns mit den gigantischen Aufgaben zu befassen, die der Ausgang des Krieges geschaffen. Es kam das schon zum Ausdruck in der Verschiedenheit der auswärtigen Vertreter, die unsere Konferenz besuchten: Damals Dr. Macfarland vom „Federal Council,“ heute Dr. Dibelius, Dr. Crusius, Dr. Oettli u. a. Damals wurde unsere Mithilfe gesucht für das „Rote Kreuz“ und für die Hebung des „Morale“ unserer Soldaten; heute sollten wir mit Hand anlegen, die Wunden zu heilen, die der gewonnene Krieg und der verlorene Friede geschlagen.

So klein und abgeschieden der Konferenzort auch war, so hat doch die Synode wohl kaum jemals so greifbar das Wort des Herrn verstanden: „Der Acker ist die W e l t!“ Es war unmöglich, Kirchturmspolitik zu treiben. Wir fanden uns auf eine hohe Warte gestellt, und unser Gesichtsfeld dehnte sich zur Weite der R e i c h s g o t t e s arbeit. Es war nicht, daß wir solche Arbeit erst suchten, sondern von allen Ländern streckten sich bittflehende Hände nach uns aus. Wir, hörten, was unser Hilfswerk in Deutschland getan, und wir hörten ebenso eindrücklich, wie viel noch zu tun sei; wir gelobten, den Evangelischen in Polen zu helfen. Und, wie nie zuvor, entrollte sich vor unsern Blicken das Gebiet unserer Glaubensgenossen in Süd-Amerika, und wir sahen, wie ihre Blicke sich nach Norden richteten und uns baten, ihrer jetzt tatkräftig zu gedenken. Honduras reihte sich an und eröffnete ein Feld ganz neuer Arbeit.

Die Generalkonferenz von New Bremen wird, so glauben wir, in der Geschichte der Synode einen Markstein bilden neuer Ziele und weitschauender Tätigkeit. Wir sind in eine neue Epoche eingetreten, und es sind die Weltereignisse gewesen, die uns hineingetrieben haben. Ohne die Vorwärtsbewegung hätten wir so Großes nicht unternehmen können, und auch sie ist letzten Grundes ja eine Frucht des Krieges gewesen und seines Einflusses auf Gewissen und Glauben.

2. Ein zweiter Punkt von hohem Interesse war das starke Hervortreten des Laienelements auf der Konferenz. Die Laien waren lange Jahre auf unsern Konferenzen nur „stille Teilhaber." In letzter Zeit ist das anders geworden. Niemals aber haben sie so nachdrücklich sich geltend gemacht wie in New Bremen. Es waren die Laien, die sich stark für die Vorwärtsbewegung ins Zeug warfen; die Laien drangen auf bessere Gehälter für Leute in leitenden Stellen; die Laien wiederum verlangten mit allem Nachdruck eine bessere Unterstützung der emeritierten Pastoren oder ihrer Witwen! Es war für uns einigermaßen überraschend zu sehen, mit welcher Intelligenz und Schlagfertigkeit die Führer der Laien das Wort handhabten. Von verschiedenen Gegenden des Synodalgebiets waren tüchtige Vertreter gesandt worden. Besonders aber hatte sich St. Louis bemüht, die besten Kräfte seiner Laienschaft zur Konferenz zu schicken. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß sich diese Männer ihre Erfahrung und Fertigkeit meist im Männerverein erworben hatten, noch in der andern Annahme, daß die Vertreter von St. Louis in den speziellen Versammlungen der Laien einen ausschlaggebenden Einfluß ausübten.

Die Laien früherer Zeiten waren meist konservativ gerichtet, heute stehen sie — wenigstens ihre Führer — im Zeichen des Fortschritts. Zuweilen schienen sie so schnell vorwärts gehen zu wollen, daß manche der Pastoren nicht recht mitkommen konnten. Doch vielleicht bedürfen wir oft des Antriebs von unsern lebendigen Gemeindegliedern, um unsere Zaghaftigkeit zu überwinden. Jedenfalls stehen wir hier einer vielverheißenden Erscheinung gegenüber, der wir das beste Gedeihen nur von Herzen wünschen können.

Die Abrüstungskonferenz in Washington.

Wir können nicht wohl an der „Disarmament Conference" vorbeigehen, obwohl unser Urteil, wenn dieses Blatt erscheint, schon einigermaßen antiquiert sein mag. Die Hoffnung der Welt stirbt schwer, besonders heute, wo die Welt der Hoffnung so sehr bedarf. So hat sie denn auch jetzt wieder die Flügel geregt, da unser Präsident, der sonst bei den Reaktionären eingezählt wird, einen so verheißungsvollen Schritt auf der Bahn zum Weltfrieden getan hat. Einige Editoren schlagen

sogar Purzelbäume der Begeisterung, wie jener, der sich zu der Behauptung verstieg, daß Mr. Hardings Einladungsschreiben eine „Declaration of Independence" des 20. Jahrhunderts sei. Im allgemeinen nehmen wir jedoch wahr, daß das denkende Publikum der Sache Zweifel und Mißtrauen entgegenbringt. „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Versailles und die drei Jahre nach dem „Frieden" haben den Staatsmännern der Sieger im Streit die Maske vom Angesicht gerissen, und alle Welt kennt nur zu gut die krasse Selbstsucht und die schamlose Heuchelei, die dahintersaßen.

Man tut wohl, nicht zu viel von der Konferenz zu erwarten. Zunächst war der Zweck, zu dem sie berufen war, Einschränkung der Flottenbauten und eine Verständigung über den „fernen Osten" (d. h. China). Der erste Teil dieses Programms hat schon faßbare und mehr oder weniger ansehnliche Resultate gebracht. Vielleicht gelingt es auch hinsichtlich des zweiten Punktes zu einem Uebereinkommen zu gelangen, das dem Imperialismus Japans die Flügel stutzt. Wenn das geschehen sollte, so wird die Frage über Vorherrschaft im Stillen Ozean weniger akut sein.

Doch damit wäre der Welt, wie sie augenblicklich ist, wenig geholfen Ihre Eiterbeule liegt in Europa, nicht in Asien. Was ihren Organismus auf den Tod vergiftet hat, ist der Friede von Versailles. Der Imperialismus, der Europa nicht gesunden läßt, ist der von Frankreich, nicht der von Japan.

Man denke nicht, daß das bloß das Urteil eines solchen sei, der durch Abstammung und Erziehung Deutschlands Nöte am meisten fühlt und für dasselbe Hilfe begehrt. H. G. Wells, der berühmte englische Schriftsteller, ist der offizielle Berichterstatter über die Konferenz für die „New York World" und die „Chicago Tribune." In seinem allerersten Artikel legt er es als ein Fundamentalerfordernis nieder, daß die Konferenz den Frieden von Versailles revidieren müsse, wenn sie ganze Arbeit tun wolle. Und gestern, nach der großen Rede von Briand (21. November), in welcher der französische Premier der Welt weismachen wollte, daß Frankreich wegen Deutschlands Rachegefühlen nicht abrüsten könne, spricht er offen aus daß Frankreichs Gelüste, Europa zu beherrschen, das Haupthindernis für den Frieden und die Gesundung Europas sei. Darin stimmen wir mit Wells vollständig überein. Frankreich hat die Politik Napoleons I. wieder aufgenommen und hofft sie durchzuführen. Es wird ihm nicht gelingen, aber bis es das einsieht, wird Mitteleuropa noch viel leiden müssen.

Wir erwarten nun nicht, daß die Washingtoner Konferenz den Vertrag von Versailles revidiert. Doch erwarten wir, daß sie die Wieder-

gutmachungsfrage („Reparation") aufwirft und zu regeln sucht. Wenn sie selbst das nicht tut, so wird sie für uns eine Enttäuschung sein.

Der Friede von Versailles muß dann später in einer besonderen Konferenz, auf der Deutschland und Rußland als gleichberechtigte Vertreter zugegen sind, revidiert werden; und es ist wohl möglich, daß die Konferenz zu Washington mithilft, die Atmosphäre zu schaffen, in welcher jene neue Konferenz Ersprießliches leisten kann. Zu diesem Zweck wird es aber nötig sein, daß die übrige Welt mit Frankrich „Fraktur" spricht, denn der gallische Hahn ist augenblicklich so streitsüchtig, daß ihm erst die Sporen genommen und die Federn gerupft werden müssen, ehe er sein kriegerisches Krähen aufgibt. Washington hat in dieser Beziehung auch noch nicht einmal einen Anfang gemacht.

Ballast in der Studierstube.

Nachdem wir uns im obigen mit zwei so schwerwiegenden Dingen abgegeben haben, wird uns der Leser verzeihen, wenn wir ihm jetzt etwas leichte Speise vorsetzen. Zwar ist unser Gegenstand „gewichtig" genug, nur kann er sich nicht mit General- und andern Konferenzen messen. Um unser geneigtes Publikum nicht zu lange im Unklaren zu halten, so wollen wir gleich hier sagen: Wir meinen mit dem „Ballast" Bücher, überflüssige Bücher. Es sammeln sich bei einem Pastor mit der Zeit eine Unmasse von solchen, teils sind sie ihm überkommen aus vergangenen Perioden seiner Geistesentwicklung, teils war er unglücklich in der Auswahl. Er hängt aber sein Herz an dieselben. Wir erinnern uns noch wohl der Zeit, wo es uns beim Umzug selbst schwer wurde, uns von den alten Schulbüchern zu trennen. Noch jetzt würden wir schweres Geld geben, wenn wir einige der Bücher wieder bekommen könnten, die unser Gemüt angesprochen haben, ehe wir zehn Jahre alt waren. Ein altes Lesebuch, das wir damals brauchten, würde uns jetzt ein Gruß aus seliger Kindeszeit sein!

Doch es ist nötig aus verschiedenen Gründen, den Ballast über Bord zu werfen. Die Last und die Kosten eines Umzugs werden so verringert. Die Wände des Studierzimmers seufzen ja oft unter der ungebührlichen Belastung und bekommen Risse. Und was soll die Witwe mit all dem Bücherwesen anfangen, falls der Mann erst geht? Sie muß sie verschleudern oder der „Salvation Army" schenken. Wir erinnern uns, vor Jahren von einer solchen Witwe die 100 Bände von Luthers Werken für 7½ Dollars erstanden zu haben. Dabei gaben wir noch 2½ Dollars mehr, als sie verlangte. Hätte der Mann sie bei Lebzeiten selbst verkauft, so hätte er wenigstens das Dreifache erhalten. Und heute würde selbst er es schwer finden, deutsche Bücher überhaupt los zu werden.

Sodann verliert er, wenn er nicht den überflüssigen Stoff abschafft, die Uebersicht über das, was er hat. Manches gute Buch steht in einem verborgenen Winkel, und er weiß gar nicht einmal, daß es da ist. Es empfiehlt sich, die Bücher so zu arrangieren, daß das Auge leicht die Titel überfliegen kann. In dem Falle wird er oft eins herunternehmen und es zum zweiten Mal lesen; und was bringt mehr Gewinn als ein solch zweites Lesen!

„Habent sua fata libelli," sagt ein lateinischer Schriftsteller. „Die Bücher haben ihre Schicksale." Er meint, je nach dem Eindruck, den sie auf den Leser machen. Da wir den Blick auf die eigene Leseerfahrung werfen, hebt sich der „Graf von Monte Christo" als das aufregendste heraus, die Bücher von Dickens als die herzergreifendsten. Unter den Biographien nennen wir das Leben von J. H. Wichern, dem Vater der Inneren Mission, von Oldenburg als „facile princeps." In der Geschichte geben wir Macaulay's „History of England" den ersten Preis. Von den Fachschriften erwarten wir nicht, daß sie geradezu fesseln. Höchstens Martensens Ethik könnte diesen Anspruch erheben wegen ihres gefälligen Stils und der Bekanntschaft des Verfassers mit der allgemeinen Literatur und mit dem Menschenleben. Unter den philosophischen und psychologischen Schriften nimmt es niemand mit dem Amerikaner W. James auf, was die Darstellung anbelangt („He made the reading of metaphysics easy," Phelps.)

Doch zurück zur Frage des „Ballasts." Was ist Ballast auf dem Bücherbrett? Das, was wir in Jahren nie lesen. Je eher wir damit aufräumen, um so besser. 60 Acker gut bearbeitet sind besser als 160 Acker, die nicht oder nicht rationell kultiviert werden. Selbstverständlich gibt es einen gewissen „eisernen Bestand." Nachschlagewerke, sowie wirklich Dienliches und Brauchbares auf jedem Gebiet ist unser Handwerkszeug, das werfen wir nicht fort, ebenso wenig wie der Zimmermann Hammer und Säge.

Ein gewisser Ballast gehört zu jedem Schiff, auch zu jeder Bibliothek. Jedoch, sobald wir uns des überflüssigen Ballastes entledigen, so haben wir mehr Raum für die eigentliche Ladung und mehr Beweglichkeit für das Schiff auf seiner Fahrt durch das Meer des Lebens.

Eine Anfrage!

Kürzlich schickte uns ein Bruder einen Aufsatz zu über

Licht- und Schattenseiten der „Graded Lessons."

Der Name des Verfassers ist uns unbekannt. Will derselbe die Güte haben, sich brieflich bekannt zu geben? Der Redakteur.



Spiritual Values in Industry

(BABSON'S SPECIAL LETTER, OCTOBER 25, 1921)

The old method of teaching economics was that everything comes from "land and labor." Many courses are now being taught in our colleges today along those lines. Statistics, however, clearly show that this is a fallacy. For instance, China has greater natural resources and more available labor than this country, and yet it is away behind this country, *Natural resources, available labor, and capital are important, but those things are of little value until they are released by people filled with the spirit of God. That is what the study of economic history clearly teaches.*

It is very important for clients to see that their sons and daughters realize that the old system of economics is false because it omits the most important factor of all, namely, the spiritual values. As Towson says, "Materials, labor, plants, markets,—all these things can be adjusted, but the soul of man, which determines his purposes and his motives, can only be converted thru reilgion."

Printing was discovered in China several thousand years ago, but it began to be developed only three or four centuries ago in Europe for the spreading of the teachings of the Bible. It was the desire to propagate the teachings of Jesus which developed printing. Religion has been the spiritual force which has developed printing. Religion has been the spiritual force which has developed not only our nation politically, but commercially and industrially as well. Economic history teaches one thing very plainly: the industrial problem will never be solved by employers' associations, or labor associations, or consumers' associations, but only as all get together as brothers filled with the spirit of God. If I learned one thing during the two years when serving Secretary of Labor Wilson, in Washington, it was that these problems can never be settled by force or by legislation.

Our troubles today are very largely due to the fact that we have been trying to run industry by the will of Congress instead of the will of God. The trouble with bankers today is that they are looking too much to Dun's ratings and Bradstreet's ratings and too little to God's ratings of men. Some one asked me recently the difference between ethics and religion. I replied, "Ethics is the track of the railroad system; religion is the motive power. Ethics is the wheels of the watch; religion is the spring of the watch."

When industry started in this country, we built a foundation for a two-story building. We have been adding additional stories to this building until we have an eight or ten-story building with the same

spiritual foundation. The great task before industry today is to quit adding more stories to the structure and to strengthen the spiritual foundation underlying that structure, without which there can be no structure at all. This is not mere theory; it is very evident in all lines of work. Take any industry, for instance. What is the most important asset—the physical property or the management? Any banker will tell you that it is the management. What is the most important asset to a corporation from a business point of view—a great mass of buildings, or a God-fearing board of directors? The answer is obvious.

I am speaking as a statistician, not as a preacher. Our political freedom, our personal safety, our educational system, our work to relieve suffering, our industry and commerce—everything that is worth while to civilization—we owe to those spiritual qualities which teach man to serve.

The Indian did not care to construct a log canoe because he knew it would be stolen from him. He did not catch more game than he and his family could consume in a day because it would be carried away by others. But as soon as integrity was taught by the missionaries, the Indians began to construct their canoes which might perhaps be suggested as the beginning of our merchant marine. The Indians then began to preserve their game and that was the forerunner of the packing-house industry. Business enterprise is possible only when moral integrity obtains. Business enterprise and civilization itself are the products of spiritual teachings.

The difference between barbarism and civilization is a difference in the spiritual element. Even when civilization gets to a certain point, as we have it now, it can remain steadfast only as we pour religion into it. Civilization makes no progress until spirituality makes a jump and then civilization moves to catch up. That is what the labor situation is waiting to do. *When there is an increase of spirituality among all groups, then there will be another great development in the labor movement, but not until then. No reforms can be forced thru and be permanent. We can develop only as we cooperate with the spirit of God. Oh, if men would think more of religion and less of commodities, bank clearings, foreign trade and immigration! When they do we shall again have prosperity. Moreover, the present depression must last until this change comes about!*

Roger W. Babson.

The Price of the Ministry

By John R. Scotford

The status of the Protestant ministry is up for discussion. Neither the ministers nor the churches are satisfied with things as they are. Wherever ministers foregather there is bound to be discussion of their brothers who have left the ministry for other callings, and of others who are contemplating a similar step. Rare indeed is the minister who is satisfied with his present income. The churches are not so audible

in their complaints, but great is their difficulty in filling their pulpits with the sort of men they want. Ministers are loud in their cries for more money, and the denominational seminaries are equally noisy in their demands for more men. Yet the problem is not fundamentally one of money raising, on the one hand, or of the recruiting of men on the other. The real problem is that of the adjustment of the minister to his job.

I do not believe that the price of success in the ministry is any different from the price of success in any other calling. That price is unremitting labor. As I study the lives of successful business men whom I meet, I am constantly impressed with the tremendous energy which they have put into their work. The study of biography reveals the same truth. Those who make their mark in the world, those who win the large material rewards of life, do so because of their willingness to pay the price in application and effort. The study of those who have made a large success in the ministry reveals the same truth. The men at the top have gotten there because they were not afraid of work. The man who gets ten thousand dollars a year in the ministry works about twelve times as hard as the man whose stipend is one thousand dollars per annum. I have a suspicious feeling that many of the ministers who envy the larger material rewards to be had in secular callings would not be willing to undergo the discipline which those callings require. That is, they would be just as unwilling to pay the price of success in business as they are in the ministry. Apparently few of those who have deserted the ministry have made a tremendous success in the other callings which they entered, financially or otherwise. One cannot get rid of the devil by crossing the creek, nor can one dispose of personal problems by changing one's vocation.

Drifting with the Current

But the minister is not wholly to blame in this matter. He has been the victim of circumstances in no small measure. In so far as any fault can be assessed against him, it is that of drifting with the current. Also, these circumstances are changing, and there is every reason to anticipate a brighter day for the ministry of our Protestant churches. First let us trace some of the causes of ministerial indolence, and then let us see some of the grounds of hope for a better day.

Preaching is a work which appears harder than it is. Most folks are afraid to stand up in front of an audience and talk. Few persons have the literary training necessary to the ordered presentation of thought. For them, to preach a sermon would be a horrible ordeal. But for the preacher, talking to a crowd is easy, and if the actual facts in regard to the time spent on sermon preparation were made known, some good people might be shocked. The peculiar nature of his calling has excused the minister from some of the common standards of judgment. But the rising generation is being trained by our public schools to stand up and talk, and in consequence they will not admire the nerve of the preacher as much as did their fathers. Instead of being satisfied with a minister who merely talks, they will demand that he say something.

Preaching and Housekeeping

The minister is excused from the necessity of punching the time clock. Oftentimes he does not even own an alarm clock. His time is his own. His home usually being his workshop, there is no visible line of demarcation between the time which he gives to the church and the time given to his private affairs. Now the minister usually has a wife with her hands full rearing a number of children. With cooking and cleaning and other activities the kitchen is a busy place, while the house wife can rarely discover that anything in particular is happening in the study. In consequence, the minister is drafted into service in the place of greatest urgency. Studying can be postponed, but it is now or never with housecleaning and cooking. The minister loves his wife. If he is not good to her, he is eternally damned in the eyes of his parish. The man who told his bride that he was not called to dry dishes has not had many imitators. It is exceedingly easy to turn aside from the ministry to the serving of tables, and to degenerate into a sort of assistant house-keeper. The minister with an invalid wife is usually doomed to failure on this account. The providing of a study in the church is a wise step both for the church and the minister. A man can be an exceedingly industrial housekeeper and also be an exceedingly inefficient preacher.

Thinking Is a Hard Job

The same temptation presents itself in a minister's church work. He is called to a life of study, meditation, and prayer, but he is set in the midst of a world where men are valued by the productiveness of their hands. Now thinking is about the hardest job we ever tackle. There is a great temptation for the minister to substitute the work of his hands for the product of his brain. A man with an aptitude for tinkering can find unlimited work around any church edifice. If he likes boys, they will keep him so well occupied that his mind will be little troubled by the burden of prolonged thought. It is easier to go calling than it is to study. Greasing the cogs of the ecclesiastical machine is a more enticing job than burnishing the lamp of one's own soul. Further, there is an urgency about church work which is wholly lacking in regard to study. Lack of study will not make any difference this week or next. A man can even run for months on his barrel or on his momentum without any apparent difference in the result. On the other hand, he can study his head off and prepare the finest sermon he ever dreamed of, only to have the usual number of empty benches on hand to listen to him. The immediate rewards of church work are much greater than the immediate rewards of study. But in the end there comes a day of judgment, when the things which are not seen stand a man in better stead than the things which are seen.

The Eight Hour Day

Then there is the fallacy of the eight hour day. Some years ago a minister advertised for a church, stating that as he believed in the

eight hour day, it was his custom to preach only one sermon a Sunday. The eight hour day is a good thing in mechanical employments, but it is not a good thing for the minister. In mechanical employments, the work is exceedingly monotonous and also physically exhausting. The minister's work is varied and refreshing. Much of it could hardly be called work at all in the accepted sense of that term. Also, he has a long vacation and the privilege of going fishing whenever the spirit moves him. In the light of these circumstances there is no good reason why a minister should not work twelve hours a day or longer during the winter season without pitying himself, or allowing his wife to think that he is an abused slave of the church. If he keeps a due proportion between his intellectual, administrative, and pastoral work he will grow fat on the combination and live to an astounding old age. In particular, the time after supper is the most valuable and fruitful of all the minister's day, for then he can sally forth and become really acquainted with his men. When it comes to hours of labor, the minister should not pattern after the bricklayer, but after the busy physician.

Another cause for ministerial indolence has been the size and type of church which a minister is oftentime called to serve. The majority of the organizations listed in our denominational year books do not provide a full time job for a real man. Tending one hundred souls is not a task which will bring out the best in a man. Usually the denominational lines are so drawn that if a man tried to reach out vigorously for the unchurched—who abound in every community—he would lay himself open to the charge of proselyting, and become anathema to his fellow-pastors. For a young man fresh from the seminary, with regular habits of study, and venturing upon the great adventure of raising the first baby, a small church may be a good thing. But a succession of such pastorates benumbs a man's powers and inevitably leads him into indolent habits. About the only way to stir up any excitement in a small church is to pick a row with somebody, or else move. When we study the churches which they serve, the wonder is that ministers are as industrious and wide-awake as they are.

Lazy Churches

But perhaps the greatest of all causes for ministerial laziness is the inertia of the churches. "Please go 'way and let me sleep," is the motto of most churches. They do not want to be stirred up. They do not want anything very tremendous to happen. There is a very direct ratio between the activity of a church and the friction which is developed within its membership. On the other hand, the ambition of the average minister is to remain a long time in a given pastorate. This is a respectable and comfortable thing to do. The ideal of a long pastorate is continually dangled before his eyes by both his own church and the ecclesiastics of his own denomination. About the only way a Protestant pastor can get himself canonized as a saint is stay a long time with the church. Now there are just two ways of having a long pastorate. One is to put on an aggressive program and steam-roll opposi-

tion by overwhelming success. It takes a strong and resourceful man to do this. The other way is to avoid friction by taking things easy. Most long pastorates are harmless. Sometimes continued tenure of position is gained at the price of convictions. More often it is the reward of an oleaginous temperament which refuses either to take or create offense. That is, the churches actually reserve their highest honors for the man who is somewhat indolent and decidedly easy-going!

Churches Get What They Want

The final responsibility for the character of the minister rests with the church. In the long run the churches get just about the sort of pastors they want. They certainly get what they pay for and very little more. Indolent churches will have indolent pastors.

The hopeful phase of the situation is that the number of churches demanding an active program is increasing, especially in the cities. As a matter of fact, only an active, aggressive church can maintain itself amid the shifting currents of city life. It takes a live fish to swim upstream, and it takes a live church with a live pastor to stem the tides of urban activity. Also the various movements of the past few years have focused the thought of the church upon the task which is before it. The financial campaigns have taxed the churches into activity. The city and state federations are continually gearing the local churches more closely into their tasks. The day of the church small in vision or in numbers is limited. The pace is quickening, and the unfit are going into the discard.

For the man who wants to make a real investment of his life, there is no better calling than the Christian ministry. It is no longer a life of idle respectability such as we read in Anthony Trollope's novels, but one of intense activity. The man who is willing to pay the price of success will reap the rewards of success. His will be a life of multitudinous interests, of rewarding contacts, and of very definite goals. He may not accumulate a fortune, but the man who succeeds in the ministry will know some at least of the material rewards of success. The opportunity for the man who is not afraid of real work grows larger with every passing year. And after all, genius in the ministry analyzes itself out about the same as genius anywhere else—about ninety per cent hard work. The other ten per cent might be defined as gumption.

—*Christian Century.*

Von den Unitariern.

Die Unitarier sind eine Religionsgemeinschaft, deren Anhänger kein Glaubensbekenntnis wollen und vor allem die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit Gottes verwerfen. Ebenfalls verwerfen sie die Gottheit Christi und sein Versöhnungsopfer für die Sünden der Welt, die Erbsünde und die ewige Bestrafung der Gottlosen. Sie feiern zwar das Abendmahl, aber nicht als Sakrament; auch mit der Kindertaufe, die sie üben, verbinden sie eigene, lose Begriffe. Die Wurzeln ihrer Lehre, besser gesagt Irrlehre, reichen bis ins zweite Jahrhundert zurück. In England breiteten sie sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts aus, in den Neu-Englandstaaten unsers Landes seit etwa

200 Jahren. Ihr Hauptsitz hier ist Boston mit seiner alten, einflußreichen und unitarischen Harvard Universität. An dieser Gemeinschaft, die manche hervorragende Gelehrte unter ihren Leitern hatte, bewahrheitete sich das Wort: „Eine Theologie ohne Blut ist eine Theologie ohne Leben."

Die Unitarier haben im Sinne des Reiches Christi wenig geleistet in der Welt. Die feste antitrinitarische Ueberzeugung, die gewiß manche ihrer Führer und Mitglieder hatten, reichte nicht aus für ein durchbrechendes Vorgehen unter großen persönlichen Opfern, wie z. B. der Missionsdienst sie fordert. Ihre Tätigkeit bestand hauptsächlich in der Bekämpfung urchristlicher Dogmen, war also vorwiegend negativ. Sie sammelten Leute um sich, die **nicht** glaubten, was die übrigen Christen für das unantastbare Fundament des christlichen Glaubens ansehen. Und damit kamen sie nicht weit. Sie hatten zwar in England auch Verfolgungen durchzumachen. Noch 1813 stand dort auf dem Papier die Todesstrafe wider das Bekenntnis zum Unitarismus. Aber sie wuchsen nicht, wie die gläubige Christengemeinde aller Zeit, unter dem Druck; innerlich so wenig wie äußerlich. Sie kamen nie über ein paar hundert Gemeinden hinaus. In Amerika haben sie nur 463 Kirchen und 70,542 Mitglieder; und wie die ihnen geistverwandten Universalisten und quäkerischen Hickfiten, die mit ihnen die Dreieinigkeit verwerfen und die Dogmenlosigkeit lieben, haben sie keine Fortschritte zu verzeichnen.

Neuerdings streiten sie sich sogar um die Frage, ob es überhaupt einen Gott gebe. Die „Fortschrittlichen" verneinen es; Christus sei in seinen Ansichten über den „Vater" im Irrtum gewesen. In ihrer diesjährigen Oktoberkonferenz zu Detroit, Mich., sollte entschieden werden, welche Partei in Zukunft das Wort haben wird. Ex-Präsident Taft, der Unitarier ist, aber an Gott glaubt, hat bereits erklärt, die Gemeinschaft verlassen und sich der Protestantischen Episkopalkirche anschließen zu wollen, wenn das radikale Element siegt.

Man sieht hier nur neu, wohin die schiefe Ebene eines christuslosen „Christentums" führt. Eine Theologie, welcher das versöhnende Blut von Golgatha fehlt, ist tot und der Zersetzung anheimgegeben. Dogmen, d. h. christliche Glaubenssätze, machen selbstredend das Christentum nicht, so wenig als das Einmaleins einen Rechner macht. Es gibt aber eine falsche Furcht vor denselben, eine Abneigung gegen sie, die aus der Feindschaft gegen ihren Inhalt entspringt. Wenn in Glaubenssätzen, wie im apostolischen Bekenntnis, einfach sozusagen in einer Nußschale zusammengefaßt ist, was die Heilige Schrift in 66 Büchern zerstreut an Fundamentallehren göttlicher Heilsoffenbarung enthält, dann kann man sie nicht verwerfen und Christ bleiben; dann ist Ablehnung derselben Zurückweisung der Heilstatsachen selbst, die in ihnen ausgesprochen sind. Das zeigt sich wieder an den Unitariern, wie es sich je und je zeigte. Die Spitze des Unitarismus ist gegen den gottmenschlichen Christus, gegen den Glauben an seinen Versöhnungstod und alles, was mit ihm zusammenhängt, gerichtet. Es sind aber noch alle zu schanden geworden und untergegangen, die den Kampf gegen ihn wagten, alle Heiden und erst recht alle „Christen." In den oben erwähnten Nachrichten über die Unitarier hört man die Totenglocken für diese Kirche läuten.

(„Apol.")

Die nordamerikanische Gefahr.

Die brasilianischen Protestanten haben gegenwärtig in einem heftigen Feldzug Widerstand zu leisten, den der brasilianische Klerus gegen sie führt. So erscheint in der bezahlten Secção livre der landessprachigen Zeitungen unter der Ueberschrift: „A Invasão americana," „O perigo dos collegios acatholicos," ein langer Hirtenbrief des Erzbischofs Silverio von Marianna, dem ein Artikel des Journalisten Medeiros e Albuquerque sekundiert, der seit einiger Zeit an Stelle der deutschen die amerikanische Gefahr zu seiner Spezialität gemacht hat. Der Erzbischof hebt besonders die Anstrengungen der Methodisten und der Christlichen Vereine junger Männer (A. C. de M.) und ihre Schularbeit heraus und ermahnt zu einem „zähen und unversöhnlichen Widerstand gegen die protestantische Propaganda, deren Hauptzweck der ist, die nordamerikanische Herrschaft in unserm Brasilien aufzurichten." Nachdrücklich malt er dann die nordamerikanische Gefahr an die Wand und bezeichnet die Treue gegen die katholische Kirche als patriotische Pflicht. „In irgendeiner Weise die protestantische Lehre zu schützen, ist Verbrechen gegen den Glauben und Verrat gegen das Vaterland." (C. do Povo, 15. 5. 21.)

Die Rede von der amerikanischen Gefahr ist uns — rein politisch gesehen — gar nicht unangenehm. Sie wird mithelfen, die deutsche Gefahr, für einige Zeit wenigstens, außer Diskussion zu stellen. Ueberdies mag sie den brasilianischen Protestanten, wie den Episkopalen, die sich während der Kriegszeit so eifrig an der Beschwörung der deutschen Gefahr beteiligt haben, eine heilsame Lehre sein. In dieser letzten Beziehung ist es recht erfreulich zu sehen, daß ein Leitartikel des „Estandarte Christão," Organ der brasilianischen Episkopalkirche (Nr. 595 vom 15. 6. 1921 (die folgenden Sätze enthält: „Man spricht in unserm Lande oft von der fremden Gefahr. Einst war es die deutsche Gefahr, der große Popanz (o grande espantalho), der absichtsvoll aufgerichtet wurde im Interesse einer durch die Macht der deutschen Waffen und des deutschen Welthandels verärgerten Verschwörung. Heute spricht man davon nicht mehr. Es kommt die nordamerikanische Gefahr auf das Tapet." Es klingt das wesentlich anders als die Worte, die der rev. Mozart de Mello am 1. Januar 1918 gemacht hat, als er im Namen der „principos nacionalistas da Egreja Episcopal Brasileira" zu der „Liga de Defesa Nacional" in São Leopoldo sprach und die „impatrioticamente chamados Teuto-Brasileiros" also anredete: „Vossos paes, pastores, padres e mestres vos tem enganado, mais que isto, vos tem mentido." Damals war es möglich, daß ein beamteter Diener der Episkopalkirche die Notwendigkeit verkündigte, „an die Front und in die Schützengräben zu gehen, weil man dort aus den deutschen Schulatlanten die hypothetischen Besitzungen in Süd-Amerika herausreißen wird." Nun, die Zeiten sind vorbei und kehren nicht wieder. Hilft die Rede von der nordamerikanischen Gefahr dazu mit — und sie tut es — dann soll uns das freuen. Wahr wird sie dadurch freilich nicht.

Es ist immer nicht nur absurd, sondern auch gefährlich, nationalistische Regungen in den Dienst der Kirche zu spannen. Das wird der katholische Klerus an der Weise merken, mit der die brasilianischen Protestanten, nicht die nordamerikanischen Missionare, sich wehren, die nun ihrerseits darauf hinweisen, daß die Organisatoren der brasilianischen katholischen Kirche — Deut-

sche sind. Daß auch sonst die Anklage auf nordamerikanischen Imperialismus die beabsichtigte Wirkung nicht tut, konnte ich an dem Tage beobachten, an dem die Zeitung den Hirtenbrief des Erzbischofs von Marianna in unsere Stadt trug. In der Methodistenkirche legte am gleichen Abend ein früherer katholischer Priester, Italiener, vor einer zahlreichen Versammlung in vornehmer und gut evangelischer Weise die Gründe dar, die ihn veranlaßten, sich von der katholischen Kirche loszusagen. Nach Schluß des Vortrags erhob sich der Ortspastor der Methodistenkirche, der einen gut brasilianischen Namen trägt, dankte dem Vortragenden und ging dann auf den Inhalt des Hirtenbriefes in einer alle Register des brasilianischen Patriotismus ziehenden Rede ein. Von niemand lasse er sich seine vaterländische Gesinnung bestreiten, die seine Familie und er durch die Tat bewiesen hätten. Das Recht, seiner Ueberzeugung zu folgen, könne in unserm Lande niemand mehr genommen werden. Es sei ein Versuch, die durch die republikanische Verfassung gewährleisteten Rechte zu schmälern, wenn der Hirtenbrief des Dom Silverio den Patriotismus von der Zugehörigkeit der katholischen Kirche abhängig machen wolle. — Die von ehrlichem Zorn durchglühte Philippika hatte zur Folge, daß die ganze Versammlung, die zur guten Hälfte aus Katholiken bestand, die zum ersten Mal eine protestantische Kirche betreten hatten, in sehr lebhafter Weise ihren Beifall äußerte. — Wem tut nun der Patriotismus den gewünschten Dienst?

Um den Rattenkönig von Gefahren voll zu machen, hat nun — das sei zuletzt noch erwähnt — eine deutsche katholische Zeitung, der Riograndenser Synode das Schicksal in Aussicht gestellt, daß sie durch ihre Beziehungen zu der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika unter die Herrschaft Nord-Amerikas geraten werde. Daß auch dieser Alarmruf im Kampfe — sagen wir in der Abwehr erhoben wurde, weist auf das hin, was aus dem Lärm von Anklagen und Beschuldigungen zu lernen ist. Welche politischen Gefahren von Nord-Amerika her etwa drohen mögen, das untersuchen wir hier nicht. Die Beschuldigungen, welche die Kirchen gegeneinander erheben und die in dieser oder jener Weise auf Vaterlandsverrat lauten, sind — ganz abgesehen von ihrer Grundlosigkeit, die hier nicht zur Diskussion steht — unwürdige und aussichtslose Versuche, den Patriotismus in den Dienst der jeweiligen Kirchenpartei zu zwingen. Entwürdigt wird durch sie beides: das Vaterlands- und Volksgefühl und die Kirche, zumal eine Kirche des Evangeliums. Die ernste Sorge um das Volkstum und die Erkenntnis der wirklichen Gefahren, die ihm drohen, äußern sich anders als in unwahrhaftigem Gebrauch von Schlagworten. („D. Evang. Blätter von Brasilien.“)

Theology at German Universities

In spite of the very great economic difficulties of the times, the German universities at present show a remarkable increase in the number of students as compared with the status just before the war. This increase is shared in varying measure by all the faculties except that of Protestant theology. Here there has been a decided falling off; yet even so the number is considerably above the low level of some fifteen years ago. The chief cause of the decline is doubtless the painful uncertainty as to the material provision for the clergy in a disestablished church.

The situation would now be much worse than it is, if the government had not made a temporary provision for the clergy. The theological faculties, however, remain a part of the university organization.

Since the war the relative popularity of the different faculties of theology shows some marked changes as compared with the situation before the war. Tübingen, which even in 1914 stood first, has now fairly distanced all her rivals. On the other hand, Halle, for perhaps the first time in her history, has fallen as low as fifth place in the number of theological students. Erlangen and Göttingen have made decided relative gains.

The personality of the faculties has changed much in recent years. A year or more ago two of the most eminent theologians of their generation, Herrmann and Haering, retired from active service. About the same time Eck in Giessen, and a little later also Gustav Ecke in Bonn did the same; not long afterwards both Eck and Ecke died. All four of these men held chairs of systematic theology. Mayer, formerly of Strasbourg, has succeeded Eck at Giessen, Ecke's chair at Bonn remains vacant (the department being thus left wholly in the hands of the liberal Otto Ritschl), Herrmann's successor at Marburg is Rudolf Otto, while at Tübingen Haering's chair is filled by Karl Heim. Except for the decided displeasure among the conservatives at the elimination of Ecke's chair, these appointments are regarded with a good deal of satisfaction. Moreover, it was not difficult to find a suitable successor for Heim at Münster and for Otto at Breslau, while Mayer came from a university that had passed out of German control. But now comes the new Prussian law retiring all university professors of that state above the age of 65. This affects the ten Protestant theological faculties of Prussia, but of course not the seven belonging to other German states. This law at once removes from the active ranks more than a dozen professors of Protestant theology. Five of them belong to the Berlin faculty, namely Harnack, Baudissin, Kaftan, Strack and Kunze. Among those in other faculties are such men as Kattenbusch in Halle, König in Bonn, and Budde in Marburg. At any time an emergency of this sort would involve grave difficulties, but it is especially so at the present time. Since 1914 comparatively few men have been in a position to prepare themselves for the academic career. Besides, the mortality in the Protestant theological faculties of Germany has been unusually high in recent years. Several of the younger men and also one old man (Caspar René Gregory) lost their lives in the war. Also an unusual number died from natural causes, among them Johannes Weiss in Heidelberg, Brieger and Hauck in Leipzig, Bousset in Giessen, and Cornill in Halle. Many of the vacancies caused by death or by retirement have been or can be very satisfactorily filled. Berlin is fortunate to secure a Sellin, Halle a Gunkel, Tübingen a Heim, Marburg an Otto. But then come the vacancies in the second line. The supply of really competent men will be exhausted before the end is reached.

The professors and *privat docenten* of the former theological faculty at Strasbourg have received appointments in the universities of

Germany, except three, who, adhering to France, have accepted chairs in the new French faculty there. The dissolution of the German Lutheran faculty at Dorpat occasioned the calling of Girgensohn, an admirable systematic theologian, to Greifswald. It will be of interest to note that Otto is the recipient of simultaneous calls to Berlin and Halle. There is something curious in the fact that after Heitmüller left Marburg for Bonn, four men were called in succession to take his chair in Marburg before one was found to accept. Also Harnack's chair in Berlin has been declined by Lietzmann of Jena, and it is not certain that it will be accepted by Scheel of Tübingen, to whom it has next been offered.

For a score of years before the war the liberal theologians of Prussia often complained that the government systematically favored the conservatives in the matter of academic preferment. Now, however, the like complaint is heard from the other side. The policy of the Prussian government in the matter of the theological faculties is largely determined by Troeltsch, who, in connection with his Berlin professorship, is an under secretary in the Department of Education.

Since 1914 the literary output of the theological scholars has naturally been much diminished. Just as naturally, too, it has assumed an altered character. Where works representing profound research have been published in these last years, they are really the fruits of the quieter period before the war. Nearly all recent productions have some special reference to the practical problems of the day.

The new German constitution, as we noted above, expressly provides for the continuance of theological faculties as integral parts of the universities in spite of the fact that the church has been disestablished. Yet there is an obvious incongruity in the situation. Why should the state maintain and control theological faculties, when there is no longer a state church? Hence the question continually emerges in the minds of interested observers, whether the theological faculties may not, after a time, be severed from the universities and pass under the control of the church. It is possible that in the end this would be a good arrangement; for the present, however, it would be a calamity. The church is only just beginning to find herself after her emancipation from the state. Until the contending ecclesiastical parties shall have discovered some modus vivendi, the theological faculties could have no rest nor security under the control of the church. The emancipated church, conscious of her tremendous tasks and struggling to accomplish them, cannot fail to produce vigorous thinkers, but the organization and maintenance of theological faculties is quite another matter.

But in fact the theological faculties are remaining an integral part of the university organization. Moreover, they must henceforth bear the character of state institutions even more than before. For now the appointments to professorships are made by a ministry of state that no longer has any relation to the church. Formerly it was "Kultusministerium" (Department of Worship) that controlled the affairs both of the church and of the universities; now there is no "Minister of Wor-

ship," but instead a "Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung" (Department of Learning, Art, and Public Education). But in spite of the fact that the voice of the church seems destined to be even less heeded in the future than in the past in matters pertaining to the theological faculties, there is reason to hope that a sense of the great religious and social distress of the time shall bring the teachers of theology into a closer contact with the life of the church than they have had in the past.

It is a significant fact that, according to the new German constitution, which places all religious denominations upon the same footing, members of what were once known as "the sects" are not less eligible to appointment as professors of theology than members of what were "state churches." All alike are now at liberty to qualify for such a career by passing the usual state and faculty examinations.

On the whole it seems that in its purely scientific character German theology can hardly escape a relative decline. But it may well be that this loss will be more than counterbalanced by a gain in religious vitality and depth. Then, when the present storm and stress are somewhat abated, perhaps a new generation of theologians will even surpass the older ones in scientific accomplishments and yet keep the rich practical sense now developing.

The question of the reform of theological study is not new in Germany, but it has become acute since the war. Many students returning after the long interruption of their studies caused by their military service desired and received very considerable alleviation of the conditions usually imposed upon those presenting themselves for the state examinations. This condition, of course, will soon have passed away. The demand for reform is rooted in more permanent conditions, and it comes from the students as well as from the professors. One serious problem arises from the fact that a rapidly increasing number of students come to the university from the Realschule instead of the humanistic gymnasium, in other words, without knowledge of Hebrew and Greek, and even with but little knowledge of Latin. This means that the student must acquire an adequate knowledge of Greek and Hebrew while he is pursuing his theological studies—a most unsatisfactory arrangement. Another difficulty arises from the fact that, while the student is still allowed to take the examinations for entrance into the ranks of active clergymen after only three years of study, the field of theological study, especially in the Bible and church history, has expanded so that it is almost hopeless to cover it adequately in three years. On this account various proposals for new regulations have been made. Some of these emanate from a representative council of the students themselves, others from the professors. A large number of students have given formal expression to the desire to make examination in Hebrew optional with the candidate. This is seconded by some professors, among them so distinguished a man as Harnack. But the desire to reduce the number and range of the unconditional requirements affects, in a way, other subjects besides Hebrew. The desire is widely

expressed that, even in those subjects which cannot in any event be wholly eliminated for any candidate, the candidate may have a pretty wide range of options as to the portions of the field upon which he shall be examined. As to the question of the status of the Hebrew, an overwhelming majority of professors insist upon retaining it as an obligatory subject. On the other point there is a disposition to make some concessions. It is widely recognized that modern conditions demand a considerable extension of a theologue's range of study, especially in the field of the social sciences. Hence the tendency toward a reduction of the scope of the obligatory subjects.

Of course there are many suggestions looking toward a modification of the method of instruction. Admirable as the lecture system is for certain purposes, it is generally admitted that it ought to be more generally supplemented by "repetitions" (that is, reviews and recitations upon the matter of lectures, usually conducted by an assistant, and outside the lecture hour). And then there is a growing impatience on the part of the professors with that abuse of "academic freedom" which permits a student to absent himself *ad libitum* from lectures and yet obtain the customary testimony that he has heard the course. Finally, there is an almost universal feeling that the department of practical theology must be pretty thoroly reconstructed in order to adapt it to modern conditions. (Among the discussions of these problems Feine's pamphlet, Zur Reform des Studiums der Theologie, will be found specially valuable.)

John R. Van Pelt (Methodist Review)

Adolf Harnack, Once More

On April 1, 1921, a new Prussian law became operative which for the first time in that country extended to university professors the principle of an age limit to the tenure of office. By it at a single stroke many eminent men were removed from the active ranks. Among the theologians thus affected far the most distinguished is Adolf Harnack. He retires, it should be observed, not only from his professorship but also from his post as Director of the National Library at Berlin. At the time of his retirement he had almost rounded out his seventieth year. His birthday (May 7) was celebrated with much grateful enthusiasm by a multitude of his pupils, past and present, together with many other friends. Besides the varied festivities of the occasion, which included official greetings from several bodies, mention should be made of the two collective volumes of studies prepared in honor of the master, the one by various specialists in the field of church history, the other by a number of his former pupils.

Harnack is unquestionably the most famous and influential teacher and writer in the field of church history since Baur. Indeed, no other theological teacher in any department in the last generation has won as large a hearing as Harnack. In his own field Wellhausen, no doubt, enjoyed an equally high reputation, but he had no such numbers of hearers or readers as Harnack.

For the occasion of his seventieth birthday the Christliche Welt pre-

pared a special "Harnack number," and some of his former pupils wrote concerning the master and his work. Under the caption "Leipzig 1877-78" Bornemann writes in part as follows: "It seemed to us as if a new world were rising to our view. We had had excellent teachers elsewhere, and now also we were auditors of eminent professors and renowned scholars. Here, however, we felt the breath of genius. Harnack united in a unique manner the qualifications required in a scholar with the gifts of a teacher by the grace of God: a fine sense for observing and tracing out facts and relations, unwearied diligence in collecting materials, a power of arranging and grouping the materials and then giving them shape, a comprehensive memory, critical acumen, clearness and sobriety of judgment, also a wonderful gift of intuition and combination, and with all this an astonishing ease, transparency, and warmth of exposition, and often enough an unexpected good luck in finding and discovering things." After showing how wonderful was the interest that Harnack aroused even then by his new method in the treatment of the history of dogma and the creeds, Bornemann proceeds thus: "Today and for some decades past the name of Harnack stands for a theological and ecclesiastical program of universal significance. . . . We were permitted to be witnesses of his beginnings; in his first lecture on the history of dogma he had only sixteen hearers. But even at that time we spontaneously honored him as our guide and master and believed in his star and were sure he was destined to accomplish the very greatest things. In the work he was then doing there lay, in a germinal state, all the essential elements of the work that he has accomplished in the course of his life."

The other articles in the "Harnack number" are all interesting and illuminating. That by Erich Foerster is entitled "Marburg 1887," that by Rade "Berlin 1892," while Baumgarten gives an account of Harnack's notable work in connection with the Evangelical Social Congress, and Jülicher gives an admirable notice of Harnack's latest book, Marcion. Besides, there is reproduced Harnack's own first contribution to the Christliche Welt—a periodical which, the editor declares, without Harnack would not have been; it is a very brief article entitled: "Lesefrüchte aus Augustin." Rade's article deals with the painful controversy over the Apostles' Creed. Outwardly, at least, the party of the ecclesiastical conservatives was victorious. "For the only success," writes Rade, "which *we* had, was that we maintained our existence in the church. So Harnack remained that which with Bismarck's help he had become, professor of theology in Berlin. But those who had the controlling influence in the church succeeded in excluding him from every activity involving the practical direction of church affairs, and so it came that talents which he would gladly have placed at the service of the church in preference to everything else had to be utilized for the benefit of the Prussian library system and of scientific research in fields outside religion and theology. . . . There lies more of the tragic in these experiences than can be told in this brief reminiscence."

In spite, however, of some bitter experiences, Harnack has had a

brilliantly successful carreer. He inspired and trained an astonishing number of pupils for independent research. Many of his grateful pupils have followed other paths than his in theology, but they all unite in acknowledging him as their supreme master and guide in historical research. His literary production has been almost incredibly great. Besides a multitude of essays, addresses, and book reviews, he wrote a large number of monographs and special studies, such as those on Augustine, Monasticism, St. Luke, and Marcion. But there are four works that stand out as peculiarly significant: the History of Dogma, the History of Early Christian Literature, the Mission and Expansion of Christianity in the First Three Centuries, and the Essence of Christianity ("What is Christianity?"). Each of the first three was epoch-making in its field; the fourth was a supreme popular triumph.

Harnack is no mere historian; he is also a significant theologian. Still, it cannot be denied that Harnack the theologian enjoys far less credit than Harnack the historian. Among the disciples of Ritschl he is easily the most versatile, brilliant, and productive, but doubtless such men as Herrmann and Haering surpass him in originality and depth of theological thinking.

Harnack retires while yet in excellent vigor of body and mind, and his friends and admirers hope for yet many a good thing from his pen.

John R. Van Pelt (Methodist Review)

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Outline of History. Being a Plain History of Life and Mankind, by *H. G. Wells.* Vol. 1. The Macmillan Company, 1920. 648 pages, $5.00.

The Outline of History by H. G. Wells has been called "the best selling and most widely discussed non-fiction publication of the last year." It appeared in two volumes and cost $10.50. In response to an urgent demand for a cheaper edition there is now published a one-volume edition of 1,272 pages, costing $5.00.

We are today discussing the first volume of the original edition. Reviewer had exhausted their superlatives in singing the praises of this unique work. And it can be said, we think, that a man would not be abreast of the times who had paid no attention to this remarkable production. Mr. Wells is one of the foremost fiction writers of the day. He has written 16 novels ("Tono Bungay," "The Wife of Sir Isaac Harman," "Mr. Brittling Sees It Thru" (a war book), "The Undying Five," and others). Some of them are more treatises on sociology and theology in story form, than novels. He has also written many imaginative romances and books on social, religious and political questions. How he

has found time now to make the extensive resreaches required for a work like this is beyond our comprehension. But it is undoubtedly a great advantage to the historian if he can bring to his task the creative power and the charm of style of an experienced fiction writer.

The present volume begins with the "Making of the World," before the coming of man, and closes with the appearance of Islam. Mr. Wells takes up first the question of the age of the world. As a believer in evolution, he speaks about natural selection and the changes of species. After the age of reptiles and of mammals we arrive at the making of men. Man descended from a walking ape. The Neanderthal man lived 50,000 years ago. He takes us thru the different ages of man, discusses the races of mankind, their language: no one primitive language, but six chief original languages. Then we reach "The Dawn of History" with the Sumerians, the empire of Sargon the first and of Hammurabi. Here he has interesting things to say about the origin of writing, of religion and of social classes.

It is obviously impossible for us to give even a brief survey of the whole book. We can only seek to get at the viepoint of the author by making a test here and there. In the 4th book he deals with Judea, Greece and India. It is not to be expected that Wells should see in *Israel* a "chosen nation," in possession of a special divine revelation. Of David he says, "his story, with its constant assassinations and executions, reads rather like the history of some savage chief than of a civilized monarch." Nevertheless, he recognizes, to a certain extent, the importance of the Hebrew prophets. He says, they changed the temple (and priest) religion of the old type to a prophetic and creative religion of a new type; they developed the free conscience of mankind. "From now on there runs thru human thought the idea of one rule in the world, and of a promise in and possibility of an active and splendid peace and happiness in human affairs." This seems little enough to us, no doubt, and he weakens it still by placing the prophets on a level with Hindu reformers and Greek philosophers.

The chapters on *Greek* history and thought, however, are of unusual interest. One ought to read what he says about Croesus and Cyrus. The copious extracts from Herodotus, "the father of history," here are exceedingly well worth reading. Also his brief remarks on the Greek philosophers; his appreciation of Philip and Alexander; the chapter on science and religion at Alexandria; and the one on Buddhism. In about 100 pages he sketches the rise and collapse of the *Roman* empire. Of course he can only deal with the leading ideas, but, as far as we are able to judge, he does it in a masterly way.

In "the Beginnings of *Christianity*" he presents Jesus as teaching a new, simple and profound doctrine—namely, "the universal loving Fatherhood of God and the coming of the Kingdom of Heaven." All miraculous elements are eliminated. Jesus is a teacher solely and a great character, a prophet and reformer like one of the old prophets, or like Gautama, the author of Buddhism, whose teaching, according to Wells, is remarkably like his, but he is nothing more. His followers

soon introduced the old priestly and sacrificial ideals again into his religion—so did Paul already, great man that he otherwise was—and still later Christianity was burdened with a theological system, which fettered the intellect, and did not release life.

We see there cannot be a question that Mr. Well's and our viewpoint on Christianity are far apart, but as a readable, fascinating, brief work on general history we cannot recommend the study of the book too emphatically. There are chapters in it from which one interested in ancient history—and who is not?—would derive the greatest pleasur and profit.

The English Bible. By *James S. Stevens.* The Abingdon Pres 1921. 232 pages, $1.25.

To present the Bible from the literary standpoint and to promote its use by our educated young people, is a legitimate task and deserves commendation. The author, dean of the College of Arts and Sciences in the University of Maine, has done this for many years, and publishes here the textbook which he has successfully used in these courses. In the first part of the book he aims to give the student a knowledge of the book itself, and in the second an appreciation of the Bible as a piece of literature.

In the first chapter we get a collection of passages from the Bible of especial literary value. There are 850 of them (116 from the psalms), and in going over them it is surprising to see how much of the Bible has gotten into the common speech.

The Old and New Testament narratives, the major classics (Psalms, Proverbs, Job) and the minor classics (Ruth, Esther, Ecclesiastes, Song of Songs and Lamentations), the Prophets, the Letters of Paul and others are then popularly and very briefly discussed.

In the second part the use of the Bible in Poetry, Oratory, Essay and Novel is shown by ample quotations from English literature.

The book would, without question, be useful to students, in schools, colleges and Sunday schools; and to divinity students who may need to extend their knowledge of the Bible in this direction. A question, how ever, rises here in our mind and cannot be suppressed, "how can we get the ordinary church member or Sunday school pupil interested in Bible study for *religious purposes*, and who has written, or is going to write the book that we can put in his hand to make him such a Bible reader?"

A Book of Old Testament Lessons for Public Reading in Churches. A Lectionary Edited with Introduction and Notes by R. W Rogers, Professor in Drew Theological Seminary. The Abingdon Press 1921. Volume I: Text. 215 pages, $3.00. Volume II: Introduction and Notes. 215 pages, $2.00.

The last twenty years have seen a reaction from the extreme subjectivism of many pastors in the choice of texts as in the arrangement of the service. Stated forms, a richer ritual, and a larger use of the

Scriptures have commended themselves to not a few. It seems to indicate a noticeable swing towards the ritualistic features of the Episcopal and Lutheran churches. The present work corroborates this impression, all the more since it comes from the hands of a Methodist professor, not from an Episcopalian. It is a "lectionary," a book of Old Testament Lessons to be read publicly in the regular morning services.

The author considers the custom of reading the "pericope" of the Sunday, i. e., the prescribed Scripture lesson as found in the old established lists, a good one. He only deplores the fact that as a rule none are taken from the Old Testament, and he seeks now to supply this lack.

In the first volume he presents a lectionary of 59 Old Testament lessons, with 17 alternative lessons for special Sundays. Some of them come from the Church of England Lessons, some from John Wesley's selection, others from the lectionaries of Lutheranism; very few are personal. Hence they may be said to have had the sanction of long usage.

The language is that of the Revised Version, with here and there a few phrases altered where it seemed advisable. The lessons are of medium length, seldom more than 20 verses. They are printed in large type. The book is in black cloth, with gold type. A very attractive volume indeed and a splendid thing for the purpose.

The second volume is entitled, "Introduction and Notes." In the introduction Prof. Rogers surveys the history of the church lectionaries. They date back to the customs of the Synagogue with its regular Parashoth (selections from the law), and Haphtaroth (from the prophets). Early allusions to the public reading of the Scriptures are found in Tertullian. At the time of the great church fathers we find fixed lessons for certain occasions. The lectionary of the Roman church, the Comes, Rogers dates from the 11th century (others place it earlier). He discusses the lesson lists of the churches of the Reformation, and closes by saying that most lists are strangely neglectful of the Old Testament.

In the Notes Rogers offers comment on difficult places in the lessons, and sometimes suggests changes. The study of these notes will enable the minister to read the lesson of the day with better emphasis.

Wherever it is possible to introduce two Scripture lessons in the service, this lectionary will be a welcome help, or else when an Old Testament substitute lesson is sought for the regular New Testament one, one could avail himself of this most serviceable book.

Lincoln and Prohibition. By *Charles T. White* (Political News Editor, New York Tribune), with Portraits and Documents. The Abingdon Press, 1921. 233 pages, $2.00.

This book contains valuable ammunition for the temperance speakers. To be able to line up Abraham Lincoln on his side and to show that he was not only a total abstainer thru life but also a very effective anti-liquor worker, is no small advantage. It was a new thing to us to see Lincoln in this light. Of course, we knew that he was not a drinking

man, but we did not know that he devoted so much of his time to the cause, and that, for instance, he led in the campaign to put a prohibition law thru in Illinois (as early as 1855).

No doubt the great man's influence for temperance was salutary, for it was an age sodden with liquor. We like best of all his address before the Springfield Washingtonian Temperance Society, in 1842. It shows already the marks of the coming orator, his clear reasoning, his homely but apt illustrations; also his honesty, his fairness, and his sympathy with the weakness of the erring brothers. His periods are longer, his sentences, at times, more involved than our present taste approves of, but no one can resist his logic and his convictions. Fully one-half of the book is filled with appendices giving the chronology of the Anti-liquor Movement in America.

The Meaning of Education. By *James H. Snowden.* The Abingdon Press, 1921. 75 cents, net.

The meaning of the term "education" is not so easy to explain. Many a parent who sends his boy to school and college to "get an education," thinks, perhaps, only of the information that he there receives for his intellect. But that is a wholly inadequate conception. Education means to bring all the powers of body, mind, heart, and conscience to their fullest strength and symmetry. The highest attainable perfection of personality is the aim and end of education.

Education is, therefore, a growth. The whole process of education from infancy to the end of life consists in unfolding the latent possibilities into full-orbed development and power. It is a slow process and takes time. There are no short-cuts to its attainment. Young people are often impatient of slow processes and want quick results. But it is as foolish to rush into life unprepared as it it to begin to build a house without first laying a solid foundation.

The author's idea of education is the now well-established *four-fold development*, of body, mind conscience and spirit, or the physical, mental, moral and spiritual culture. We wish it were possible to give a full analysis of the book. Each one of the four lines of development is admirably treated, the physical as well as the mental, the moral as the spiritual. He is an excellent psychologist, and every term he employs he defines most aptly and simply. We should like to quote him freely and it would be a pleasure to our readers, but it would be hard to make a choice.

In spite of his sympathy and intimate acquaintance with modern psychology, however, he does not believe in the betterment of man by the development of his natural resources only. He must be brought in contact with the Son of man, and so "by faith and obedience be renewed in his heart and slowly fashioned into His likeness until he attains unto a full-grown man, unto the measure of the stature of the fulness of Christ."

We are enthusiastic about the book, we admit. We intend to read it again and again. The introduction alone would enable one to give a

good talk on education to young people. Paying 75 cents to buy this book we should consider one of the best investments one could make.

A Study of Luke's Gospel. By the Questionnaire Method by *Rollin H. Walker.* The Methodist Book Concern, 1921. 212 pages, $1.00.

The gospel of Luke is a good book to begin with in a course of Bible reading for devotional purposes. It is also a good book to study for Bible classes, and as a handbook to aid the student in the independent study of Luke's Gospel this volume is offered by the author. It is not a commentary, nor written in the form of "notes", like so many other Sunday school text books, but, as the title says, as a "questionnaire." Each chapter of the gospel is divided into sections, and on each section it has a number of questions which the student is supposed to find an answer for. The questions are not simply repetitions of the text in interrogative form. They are adapted to the age of Bible class students. They are suggestive and stimulate thought. At times they are somewhat complicated and require to be simplified. But they bring out the underlying thought, and they compel teacher and student to find reasons for their views. To go thru the gospel aided by this book, would do any class a great deal of good.

At the end of the volume there are some interesting chapters on "the Synoptic gospels," their likenesses and contrasts; and on the "Difficulties of the Gospel"; the ethical teachings of Jesus, especially His "hard sayings"; His apocalyptic sayings, and His miracles. Every minister knows what stumbling blocks some of these things are to the modern mind. He will find that the author renders him considerable assistance in getting them out of the way, as far as that is possible. The question method is as old as the schools of Greece, and, with occasional adapting and reshaping, Mr. Walker's Questionnaire will be a real help to the gospel teacher.

John Ruskin, Preacher and Other Essays. By *Lewis H. Christman,* Professor of English Literature. The Abingdon Press, 1921. 187 pages, $1.25.

These eleven essays are in the main studies on great American and English writers and writings. But the writers are chosen among those who have a moral and spiritual message. John Ruskin heads the list. He is not so much discussed as a critic on art or literature, but as a preacher of noble living and a prophet of social righteousness. Even in the first period of his life when he was more an art critic, he was "valiant for truth." According to him there could be no real beauty unless it emanated from the soul. He writes: "Would you paint a great picture? be a good man. Would you carve a perfect statue? be a pure man. Would yon enact a wise law? be a just man." When he was about 40 years of age he saw a new vision. Thru the influence of Carlyle's writings his eyes were opened to the appalling cruelty of England's industrial system in the middle of the last century. Ruskin's onslaught against the economic views of the "Manchester School" aroused the wrath

of the manufacturing class. But, undaunted, he gave himself to the stupendous task of redressing human wrongs. His fight was, in the last analysis, a fight against the capitalistic system. The later socialists had much in common with him, only he never ceased to preach individual righteousness. With them, however, he taught that it was wrong for a man of superior ability to use it for the exploitation of his fellow man.

Here, one would think, the essayist would make an application of Ruskin's teachings to the present industrial system. But he says only, lamely, that "it is to be most earnestly *hoped* (italics are ours) that such teaching would not be found revolutionary today either in America or England." What is the use, we say, of expressing such a hope when every one knows that our manufacturers and all organized wealth are fighting these very principles to the death!

In the following chapters we find interesting appreciations of Jonathan Edwards; the Spiritual Message of Whittier; the Fundamental Teaching of Thomas Carlyle, and other subjects.

In the 9th essay he speaks on "the American Heritage." The real American, he says, is democratic, is practical, a pioneer, a patriot, idealistic. He might have added, he is tolerant. But he seems to be afraid that we have been too tolerant in the past. He says, "one lesson of the war which cannot be ignored is that the easier we make it for new citizens to retain the dialects and languages of lands across the water, the harder will be the task of Americanization." He ought to have said, the easier we make it for them to learn the English language and the more we try to make them love our institutions, the less hard will be the task of Americanization. His view seems to suggest coercion, ours, instruction and persuasion. Enlightened kindness and broad tolerance make better citizens than despotism, ever so well meant.

The Superintendent's Helper, 1922. By *H. H. Meyer*. The Methodist Book Concern, 1921. 183 pages, 40 cents, net.

Appears annually and contains, in pocket-size form, the improved Uniform Lessons for 1922; suggestions on how to grade a Sunday school; blackboard uses; teacher training; special days; installation service, etc.

The Tabernacle on the Wissahickon. A Tale of the Early Days of Pennsylvania by J. A. Weishaar. Eden Publishing House, 1921. 288 pages, $1.00.

Paul says in the lesson of today (Nov. 6), "I am a native of no mean city," and so we say the author of this book is a man of no mean talent as a writer. He set himself the task to describe the life and thought-world of some of the early settlers of Germantown, Pa., and to do it in story form, that is to put these men before us in the flesh, and make them speak and act as they did 300 years ago. Anyone can see at once how much of creative imagination that required, how much loving immersion into an age now past long ago, and how much inner converse with the characters that were to play their part, so as to make them real and natural.

The writer has succeeded, we do not hesitate to say. The chief characters are men of flesh and blood, their psychological consistency is well maintained, and we are enabled to read the minds of the settlers and get into their spiritual atmosphere in a remarkable manner. And besides, it is a very interesting story. The love element is not absent; there is quite an attractive plot; and the course of events does not lack in exciting turns.

A group of religious enthusiasts, who believe in the early coming of the Lord, who consider woman an instrument of Satan, and call themselves the "chapter of the elect," leave Germany under the leadership of Magister Kelpius. They settle near Philadelphia, in the neighborhood of Pastorius' people, and begin to lead a strange, half-angelic life. Kelpius himself is for a moment smitten with the love of a young maiden, but suppresses this emotion with horror. An evil genius, Falkner, works much mischief, is, however, finally punished. The author's love and sympathetic understanding of nature crops out often times.

Altho this seems to be his first opus, his style shows unusual finish and naturalness.

By the way, when seeing the impractical nature of the leaders of the movement, their detachment from worldly affairs, and their bickerings and dissensions, one can understand why the German element in this country has never gained much influence.

We commend the book heartily and wish it hundreds of readers. No one will be sorry to have paid his dollar for it. Under present circumstances the price is more than reasonable.

Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands. 1921. Von Dr. theol. J. Schneider. 48. Jahrgang. Verlag von C. Bertelsmann-Gütersloh. 512 Seiten. $3.10.

Schneiders Jahrbuch ist uns ein lieber, alter Freund, dessen Erscheinen von uns jedesmal mit größter Freude begrüßt wird. Der Jahrgang 1921 ist eben erst herausgekommen. Wenn je, so wird der an dem kirchlichen Leben Deutschlands Interessierte jetzt ein Bedürfnis haben, aus dem Buche zuverlässige Nachricht über den kirchlichen Stand des alten Vaterlands zu erhalten.

Die preußischen Landeskirchen sind durch den Krieg und das Ausscheiden des Summus Episcopus gezwungen worden, sich eine neue Verfassung zu geben. Das Ziel derselben wird die völlige Unabhängigkeit vom Staate sein. Es ist naturgemäß keine leichte Aufgabe, einen solchen Neubau aufzuführen. Wir hören hier, zumal in lutherischen Blättern, viel von dem Entweder — Oder der Volkskirche oder Bekenntniskirche. Die Lutheraner hoffen natürlich, daß es zur Gründung einer möglichst schroffen Konfessionskirche kommt. Das ist aber in Preußen ganz ausgeschlossen. Das Streben geht dort durchaus auf eine **Volkskirche.** Dies wird schon ersichtlich aus dem ersten Aufsatz des Jahrbuchs: „Auf dem Wege zur neuen Volkskirche in Preußen," von Konsistorialrat Dr. F. Koch-Münster i. W. Nach ihm „muß die neue Volkskirche unter Zurückstellung konfessioneller Sonderwünsche in weitherziger Sammlung und Zusammenfassung aller auf evangelischem Bo-

den religiös-sittlich aufbauenden Kräfte planmäßig aufgebaut werden. Die sieben verschiedenen preußischen Landeskirchen nehmen schleunige Einigung zur gesamtpreußischen (Landes) Kirche in Aussicht. Die Kirche muß eine Volkskirche, keine Pastorenkirche sein."

Was die Verfassung und Tätigkeit derselben anbelangt, so soll sie noch bedeutend demokratischer sein, als unsere in Amerika. In den Synoden sollen wenigstens zwei Drittel Laien sein. In die Generalsynode sind 193 Mitglieder zu wählen, **ohne Unterschied des Geschlechts,** die am Tage der Wahl das 30. Lebensjahr vollendet haben. Dieselben sollen bewährten christlichen Sinn, kirchliche Einsicht und Erfahrung haben.

Eine bischöfliche Verfassung ist abzulehnen, weil sie in Deutschland nicht bodenständig, noch überhaupt erwünscht ist.

Die Kirche muß sich von neuen bekennen zu dem: Jesus ist der Herr! Die Erneuerung muß beginnen bei den Kirchenleitungen, Professoren, Pfarrern, Gemeindevertretern.

Der Verfasser hebt wieder und wieder die Notwendigkeit stärkerer Laienvertretung hervor und geht darin unsers Erachtens zu weit.

Der ganze Vortrag ist ja nur eine Besprechung von „Leitsätzen"; doch sieht man, woher der Wind weht, und er gewährt einen interessanten Einblick in die herrschenden Strömungen.

Kap. III gibt die Kirchliche Statistik. Wir hören da u. a. von den Massenaustritten aus der Landeskirche, die dies Jahr auf 500,000 steigen mögen. Die katholische Kirche ist daran verhältnismäßig wenig beteiligt. Doch hören wir anderseits, daß in der Tschechoslovakei zwei Millionen sich von Rom getrennt und zu einer tschechischen Nationalkirche (mit Priesterehe) zusammengetan haben. Evangelische Theologiestudierende gab es im Jahre 1920 3436 (gegen 4374 in 1914). Viele Studenten sind ökonomisch in trauriger Lage. Ein Bauunternehmer in Halle beschäftigt mehr als 400 Studenten als Handlanger (hod carriers)! Die meisten Theologiestudierenden hatte Tübingen, 510 (Berlin 488), Leipzig hatte 383, Halle 325.

Es folgen Kapitel über Innere Mission, Heiden-, Judenmission, Evangelisation, die Kirchliche Zeitlage (von Dr. Schneider, besonders interessant), die Lage der Protestanten in den abgetretenen Gebieten; endlich das Kapitel über Kirchenbehörden, Synoden und die Totenschau.

Das Buch bietet eine solche Fülle von Wissenswertem. Es ist so zuverlässig, solch ein bewährter Führer in allen Dingen, welche die kirchliche Lage drüben betreffen, daß wir jedem nur aufs dringendste raten können, die geringe Ausgabe ($3.10) daran zu wenden und sich dasselbe entweder durch das Eden Publ. House oder C. Bertelsmann-Gütersloh, Westfalen, direkt kommen zu lassen.

Das Vaterunser der deutschen Not. Von Otto Dibelius. C. Ed. Müllers Verlag (Halle a. d. Saale). 1921. 56 Seiten. 25 Cts.

In der großen, unaussprechlichen Not, in der sich das deutsche Volk augenblicklich befindet, entdeckt Dr. Dibelius — unter der Oberfläche — ein tiefes Rufen nach Gott. Gewiß ist es bei vielen nur unbewußt, aber es

ist die Aufgabe seiner geistlichen Führer, ihm seines Herzens Sehnen zu deuten und es zum Throne Gottes hinzuleiten. Er versucht das am Gebet des Herrn. Das deutsche Volk muß wieder lernen, das Vaterunser zu beten und es recht zu beten. Sobald er aber anfängt, ihm dies alte Gebet auf die Lippen zu legen, wollen sich die Schwierigkeiten turmhoch erheben.

Schon bei der Anrede: **Unser Vater!** Wer kann glauben, daß er noch der Vater auch des deutschen Volkes ist, wenn er nirgends etwas von seiner Vaterliebe wahrnehmen kann?

Dein Reich komme! Ja, Gottes Reich, sein geistliches Reich, das ohne Unterschied alle umspannt. Aber wie steht es mit dem deutschen Reich? Soll das etwa langsam des Todes sterben, wie einst das Reich Israel?

Dein Wille geschehe! Die Bitte ist besonders schwer zu beten, wenn der Wille Gottes den bittersten Leidenskelch, den je ein Volk getrunken, ihm in die Hand gibt, ohne daß man etwa von einem Gesunden nach dem Ausleeren des herben Trankes, eine Versicherung, eine Verheißung erhält.

Und so geht es weiter durch die sechs (**oder sieben**) Bitten. Es ist erschütternd zu sehen, wie **der Verfasser** ringt nach einem festen Halt; wie er sucht nach einem Lichtstrahl in das Dunkel, wie er seinem Volk gern darbieten möchte einen festen Punkt, auf dem es Fuß fassen kann. Er kann, so sagt er offen, die Schwierigkeiten nicht lösen. Alles was übrig bleibt, ist sie — zu **überwinden,** im Glauben.

Wehe denen, so sagen wir, die ein Volk von Millionen so dem Abgrund der Verzweiflung nahe gebracht haben! Und wohl einem jeden, der ihm in irgend einer Weise Mut und Glauben stärkt!

Dibelius sagt an einer Stelle schön: „Laßt es uns einander leicht machen, in dunkler Zeit an die Liebe Gottes zu glauben! Jede Erfahrung von menschlicher Güte stärkt den Glauben daran, daß es eine göttliche Güte gibt. Und umgekehrt. Jede Ungerechtigkeit, die auf Erden geschieht, ertötet im Herzen irgend eines Menschen die Fähigkeit, an einen Gott der Liebe zu glauben."

Wenn wir diese Worte lesen, tut es unserm Herzen wohl, uns daran zu erinnern, wie unsere evangelischen Gemeinden den Verfasser dieses Schriftchens mit so warmer, treuer Liebe aufgenommen haben. Auch wir wollen das Vaterunser bitten lernen im Geist der Fürbitte und den Lenker der Geschichte anflehen, daß er das deutsche Volk, das der Trübsale so viele hat, auch wieder reichlich teilhaftig mache seines Trostes und seiner Güte.



Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 24. Band. St. Louis, Mo. März 1922.

Eine Antwort auf Herrn Pastor Bechtold's Artikel: „Die Zukunft unserer Mission in Indien."

Von K. W. Nottrott.

Obwohl ich den Ausführungen in jenem Artikel zum größten Teil nicht zustimmen kann, möchte ich doch zuerst meiner Freude Ausdruck geben, daß Herr Pastor Bechtold die Zukunft unserer Mission im Theologischen Magazin besprochen hat. Schon lange habe ich es bedauert, daß die verschiedenen Probleme und Aufgaben unserer Missionsarbeit nicht in unseren synodalen Blättern zur Besprechung kommen. Auch auf den Distriktskonferenzen hat man selten Zeit oder findet es nicht der Mühe wert dies zu tun. Ist es Gleichgültigkeit unserer synodalen Missionsarbeit gegenüber, oder was ist die Ursache, daß es bis jetzt noch nie oder so selten zu einer sachlichen Beleuchtung unserer Missionsarbeit gekommen ist? Dieselbe konnte nicht von Seiten der Verwaltungsbehörde gegeben werden, denn sie bespricht die Probleme und Aufgaben derselben in den Berichten der Synodal-Beamten an die Distrikte; es hat mich aber immer gewundert, daß keine anderen Ansichten laut wurden. So möchte ich noch einmal meine Freude über die sachliche Besprechung und Kritik unserer Missionsziele und Aufgaben in Indien aussprechen.

Herr Pastor Bechtold greift in seinen Ausführungen so weit und berührt so viele Fragen, daß es mir jetzt unmöglich ist, auf jede derselben einzugehen, aber wenn ich nicht irre, gipfeln seine Forderungen in zwei Punkten.

1. Daß die Hochschule in Raipur aufgegeben, und sie in ein Predigerseminar umgewandelt werde.

2. Daß keine Ausdehnung in der Arbeit daselbst stattfinden soll, so lange die politischen Unruhen anhalten.

Der ersten Forderung: Umwandlung der Hochschule in ein Predigerseminar stehen zuerst einige technische Schwierigkeiten im

Wege. Beim Bau der Hochschulgebäude hatte die Anglo-indische Regierung in so bedeutender finanzieller Weise geholfen, daß sie das Versprechen von Seiten unserer Mission gefordert und erhalten hat, diese Gebäude zu keinem anderen Zwecke zu als einer Hochschule zu gebrauchen. Die Regierung trägt außerdem auch ein Drittel der Unterhaltungskosten, das regelmäßig und unabhängig von den jedesmaligen Examina gezahlt wird. (Der Verfasser des kritischen Artikels kennt nur die alten, schon seit über 10 Jahren nicht mehr bestehenden Schulgesetze.) Zu dieser Summe kommt dann noch das nicht unbedeutende Schulgeld der Schüler (Drei Rupien per Monat und Schüler), so daß der finanzielle Beitrag von Seiten der Synode gar nicht so hoch ist. Wäre jedoch die Kritik des Herrn Pastor Bechtold an der Hochschularbeit begründet, so sollten diese technischen Schwierigkeiten nicht im Wege stehen, die Hochschularbeit aufzugeben, wenn die Gebäude auch nicht zu einem Prediger-seminar gebraucht werden könnten. Denn alle Missionsarbeiten sollen und müssen direkt oder indirekt der Predigt des Evangeliums dienen.

Die im Artikel angegebenen Gründe gegen die Hochschularbeit lassen sich, so weit ich sehen kann, in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Wir, als Chamarmission, haben kein Bedürfnis, eine Hochschule zu unterhalten, da unsere Christenknaben ja doch keine Hochschulbildung erhalten können, oder, wenn dies in einigen Ausnahmefällen geschehen könnte, so sei es am besten, sie in einem christlichen Kosthause (Hostel), wie sie von einigen Missionen in Verbindung mit Regierungshochschulen unterhalten werden, unterzubringen, um sie gegen die heidnischen oder ungläubigen Verführungen zu beschützen.

2. Die Hochschulen dienen nur dazu, der Regierung eingeborne Beamte zu erziehen, und bieten einigen jungen nichtchristlichen Indiern auf synodale Kosten die gute Gelegenheit, eine derartige Schulbildung zu erhalten, daß sie später eine gut bezahlte Stelle erhalten können.

3. Die evangelistischen Resultate (Bekehrungen und Uebertritt zum Christentum) sind so gering, daß sie gar nicht in Betracht kommen.

Zu Nr. 1 möchte ich bemerken, daß wir schon lange keine bloße Chamar oder Satnamiemission mehr sind. Siehe den Artikel in der Jubiläumsschrift: „Entwickelung unseres Missionswerkes in Indien“ (das auf der Titelseite „Einwurzelung des Werkes auf indischem Boden“ genannt wird). Da sind die Gründe und die Zeit der Entwickelung dargelegt. Wollen wir die sogenannten gebildeten Schichten Indiens erreichen, d. h. ihnen das Evangelium bringen, so gilt nicht nur der Grundsatz: wer die Jugend hat, der hat die Zukunft, sondern auch die Wahrheit, daß man durch die Jugend

das Interesse der Eltern erhält. Und die Jugend, die eben in Indien jetzt von einem ungeheuren Lerneifer ergriffen ist, gewinnt man nur durch die Schule, besonders die Jugend dieser Volksschichten, die es sich leisten können, eine Hochschule zu besuchen. Das Aufgeben der Hochschule bedeutet einfach ein Verzichtleisten darauf, diese so einflußreichen Volksschichten in Indien mit dem Evangelium zu beeinflussen; sie mit in den Schoß gelegten Händen dem auf den Regierungshochschulen gelehrten modernen Unglauben zu überlassen, der, wie Herr Pastor Bechtold sehr richtig sagt, ein stärkeres Hindernis als die Kaste für die Ausbreitung des Christentums geworden ist. Es ist auf keinen Fall nur die halbe Stunde täglichen christlichen Religionsunterrichts, welche den evangelistischen Wert der Missionshochschulen ausmacht, sondern der ganze Unterricht wird im christlichen Sinne und Geiste von den tiefgegründeten eingebornen christlichen Lehrern gegeben, und der hervorragende christliche Charakter vieler derselben macht einen tiefen nachhaltigen Eindruck auf die jungen Leute. Die Zeit ist vorbei, in der die eingebornen Lehrer an diesen Missionshochschulen Heiden waren. Warum senden denn sogar viele heidnischen Indier ihre Söhne in die Missionshochschulen? Einen irdischen Vorteil irgend welcher Art haben sie nicht, eher Nachteil. Die Missionsschulen müssen genau dasselbe Schulgeld wie die Regierungshochschulen fordern. Ich weiß bestimmt, daß bei vielen Hindus die einzige Ursache ist, ihre Söhne unter den religiösen und nicht modern ungläubigen Einfluß zu bringen.

Das Argument, daß man in unserer Mission keine Hochschule in Indien haben dürfe, weil wir noch keine synodalen Hochschulen in Amerika haben, ist doch hinfällig. Denn hier im Lande haben wir noch andere Mittel und Wege, als nur die Schule, um die Jugend christlich zu beeinflussen. Soll man etwas anerkannt Gutes auf dem Missionsgebiete aufgeben, wo es billiger ist und leichter möglich als in der Heimat, nur weil man es in der Heimat nicht hat oder nicht haben kann? Dieser Grundsatz wäre doch wirklich töricht.

2. Wir als Mission haben um unserer selbst willen das allergrößte Interesse an der Erziehung der eingebornen Beamten in Indien. Das Wohl und Wehe unserer indischen Christen hängt sehr stark von diesen Herren ab, auch können sie den Missionaren in allen ihren Arbeiten sehr viel schaden resp. nützen. Da ist es nicht gleichgültig, ob diese Herren der Missionsarbeit freundlich oder gleichgültig oder gar unfreundlich gegenüberstehen. Die große Masse der Indier schaut eben nach dem Verhalten dieser eingebornen Beamten aus und richtet sich darnach. Sie sind noch nicht zu der Erkenntnis der Selbstbestimmung hindurchgedrungen. Da zerstört oft das feindliche Verhalten solch eines Herrn alle Missionsmöglichkeiten,

während ein freundliches Entgegenkommen die Türen öffnet. Die überwiegende Mehrheit der in einer Missionsschule erzogenen Beamten sind auch missionsfreundlich gesinnt. Dem Schreiber dieser Zeilen half solch ein Beamter in einem Städtchen eine Missionsschule (primary) zu eröffnen, und er begründete seine Hilfe mit dem Hinweis darauf, daß in solcher Missionsschule das Neue Testament gelesen würde.

Ist es aber nicht auch Aufgabe der Mission, für das Wohl des Volkes zu sorgen, das sie zum Christentum führen will? Und für das indische Volk ist es durchaus nicht gleichgültig, wes Geistes Kind diese eingebornen Beamten sind, in deren Hand hauptsächlich das Wohl und Wehe des gewöhnlichen Mannes liegt. Ob diese Beamte gewissenlose Menschen sind, die als Richter, oder in anderen Amtsbefugnissen, nur ihren eigenen Vorteil suchen. Der Hindu ist von Natur sehr schlau und versteht es vorzüglich, den Buchstaben des Gesetzes zu befolgen, und doch in Gerichtsverhandlungen dem Meistbietenden das Recht zu geben, oder aus den streitenden Parteien für sich selbst so viel wie möglich herauszuschlagen. Es giebt eingeborne Beamte, die Meister sind in der Beraubung und Aussaugung des Volkes. Ich könnte haarsträubende Geschichten erzählen. Nun ist es eine allgemein anerkannte Tatsache, daß die in Missionshochschulen herangebildeten Beamten viel gewissenhafter sind und das Volk nicht bedrücken und aussaugen. (Daß es natürlich auch Ausnahmen gibt, ist klar, aber sie bestätigen die Regel.) Wenn die Missionshochschulen keine anderen Resultate hätten, als diese, so wären sie schon ein Segen und hätten ihre Existenzberechtigung bewiesen. Doch dies ist nur ein ganz kleiner Bruchteil ihres segensreichen Wirkens.

Man komme mir in Verbindung damit doch nicht mit der so oft widerlegten, ja ich nehme keinen Anstand zu sagen, lächerlichen Behauptung, daß die Missionshochschulen nur der englischen Regierung dienen. Warum sind die englischen Beamten so ungeheuer nachsichtig gegen die betrügerischen, das arme Volk aussaugenden und beraubenden eingebornen Beamten? Sie sind genau informiert über ihr Treiben und doch stecken sie diese gemeinen Diebe und Räuber nicht ins Gefängnis, wohin sie gehören (auch kommen natürlich Ausnamen vor, wo dies einmal passiert). Ihre Ausrede, wir können uns nicht helfen, es ist der eine so schlimm wie der andere, ist nicht stichhaltig. Nein, dies Gesindel von eingebornen Beamten sind das Bollwerk der englischen Herrschaft in Indien; alle revolutionären Bewegungen, Swami Gandhi und sein ganzer Anhang, sind machtlos ihnen gegenüber. Sie sind die Ursache, daß das indische Volk lieber mit englischen als mit eingebornen Beamten zu tun hat, und jeder angeklagte Indier will lieber englische als eingeborne Richter in

keinem Fall. Ein tüchtiger, gewissenhafter eingeborner Beamtenstand, der das Volk nicht ausraubt, sondern ihm dient, würde die Herrschaft Englands in Indien ungeheuer schwächen. Doch unsere Aufgaben in Indien sind keine politischen, sondern nur religiöse. Ich hätte auf diese Tatsachen nicht hingewiesen, wenn nicht immer wieder die Behauptung auftauchte, die Mission diene der englischen Weltherrschaft.

Aber aus unseren Missionshochschulen gehen auch Kaufleute, Industrielle, Farmer und Angehörige anderer Berufe hervor und auch diese Leute haben unsterbliche Seelen, von denen es auch heißt, daß Gott will, daß sie gerettet werden und auch zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. (Ich bitte um Entschuldigung, daß ich auf diese so selbstverständliche Wahrheit hinweise, aber man bekommt oft den Eindruck, daß sie nicht bekannt ist.) Die sozialen Verhältnisse Indiens bringen es mit sich, daß viele, besonders die aus den höheren Kasten stammen, wohl an Christum glauben, Ihm dienen, aber nicht durch die Taufe Glieder einer christlichen Gemeinde werden können. Wieviele gläubige Seelen werden doch durch die Senanaarbeit unter den Frauen der höheren Kasten gewonnen, die auch nicht durch die Taufe öffentlich Glieder christlicher Gemeinden werden können. Die Missionshochschule arbeitet an den Seelen der Gatten und Söhne der Frauen, denen die Senanamissionarinnen das Evangelium bringen. Verurteilt man die Arbeit der Missionshochschulen, so muß man auch die Arbeit unserer Missionarinnen in den Senanas verurteilen oder als nutzlos bezeichnen. Der Erfolg der Missionsarbeit in Indien ist eben nicht nur nach den Zahlen der christlichen Gemeindemitglieder zu beurteilen. Die Zahl derer, welche ohne Taufe an Christum glauben und ihren Glauben gemäß leben, die regelmäßig für ihre Familienmitglieder Morgen- und Abendandacht halten, in denen Gottes Wort gelesen und gebetet wird, ist durchaus nicht gering.

Wenig bekannt ist, daß es unter den indischen Sanyasis, diesen wandernden sogenannten Heiligen oder Sadhus, einer den Bettelmönchen ähnlichen Genossenschaft, 24,000 Bekenner Christi gibt, welche unabhängig von irgend welcher kirchlichen Missionsarbeit Jesum Christum als den Erlöser der Menschheit ihren Volksgenossen predigen. Unter diesen Sanyasis gibt es viele mit Hochschulbildung. Der Schreiber dieser Zeilen hat solche Sanyasis mit Hochschulbildung, die sich als Christusgläubige bekannten, persönlich kennen gelernt. Es läßt sich natürlich nicht statistisch nachweisen, wieviele von diesen Christusgläubigen Sanyasis durch die Missionshochschulen für Jesum gewonnen sind, aber die Zahl ist nach Angabe der Kenner nicht gering. Diese Sanyasi-Christen haben unter sich sehr geordnete Verhältnisse, sie haben Taufe und Abendmahl, das nur von den Swamis

oder Meistern und nicht von den Schülern verwaltet werden darf. Man rechnet ungefähr 500 Swamis unter ihnen. Das ganze Sanyasiwesen mag unserm beschränkten, einseitigen westlichen Verstande unsympathisch sein, aber um so sympathischer dem indischen Volke. Hier gilt jedenfalls Christi Wort: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich."

3. Doch betrachten wir die Behauptung, daß die Bekehrungen durch die Missionshochschulen an Zahl so gering sind, daß sie nur als Ausnahmen gerechnet werden können. Daß die Zahl der zum Christentum übergetretenen aus den niederen Kasten und aus der noch nicht unter den Einfluß des Brahminentums gekommenen Urbevölkerung größer ist, ist ja klar. Auf die Ursachen habe ich in dem schon erwähnten Artikel in der Festschrift hingewiesen. Es gibt aber viele Missionsfreunde, welche wohl die Quantität, aber nicht die Qualität dieser Christen aus den niederen Volksschichten anerkennen. Die Zeit liegt noch nicht so weit hinter uns, da man die Arbeit unter diesen Volksschichten mit den ihr eigentümlichen Massenbewegungen verteidigen zu müssen glaubte. (Ich persönlich habe immer an die segensreiche Arbeit unter den niederen Volksschichten geglaubt, ja ziehe diese Arbeit vor, aber ich zweifle nicht, daß auch Gott unter den höheren Kasten seine Auserwählten hat und freue mich dieser Arbeit ebenso). Wenn nun die Zahl der offen durch die Taufe zum Christentum Uebergetretenen aus den höheren Kasten, die fast alle durch die Missionshochschulen gewonnen sind, nicht so groß, wie die der anderen ist, so ist ihre **Bedeutung** um so größer. Nebenbei gesagt, die Zahl derselben ist durchaus nicht so gering und es entspricht einfach nicht den Tatsachen, sie für unbedeutend zu erklären. Der Raum im Magazin würde zu klein sein, wenn ich nur die Namen der Bekannteren und Bedeutenderen anführen wollte. Ich könnte eine große Zahl Namen von mir persönlich bekannten Christen anführen, die durch die Missionshochschularbeit gewonnen sind. Doch wenn die Missionshochschulen nur einen Mann, wie den Sadhu Sundar Singh zum Christentum geführt hätten, so hätten sie ihre Existenzberechtigung bewiesen. Sundar Singh ist zweifellos der hervorragendste, ja ich scheue mich nicht zu sagen, der apostelähnlichste Evangelist unserer Zeit. Die Geschichte seines Lebens und seiner Arbeit ist das Ergreifendste, das ich seit vielen Jahren gelesen habe. Sundar Singh steht in jeder Beziehung turmhoch über den berühmtesten Evangelisten unseres Landes. Ihn, und mit ihm tausende von treuen, hingebenden und segensreich wirkenden indischen Missionsarbeitern, verdanken wir den Missionshochschulen, außer vielen anderen Christen.

Ich für meine Person verdenke es Br. Seybold nicht, daß er auch die äußere Entwickelung seiner Hochschule auf betendem Herzen

trägt, um so sicherer bin ich, daß er auch für die Bekehrung der ihm anvertrauten Seelen, der Schüler der Hochschule, beten wird.

Doch wie steht es mit dem zweiten Teil der Forderung, nämlich der Umwandelung unserer Hochschule in ein Predigerseminar? Sollen wir gerade den umgekehrten Schritt tun, als die Goßnerschen Missionare unter den Kols mit ihren ca. 100,000 Christen (im Gegensatz zu unsern ca. 3,500 Christen) getan haben, als sie ihr Predigerseminar in eine Hochschule umwandelten. Ich glaube nachgewiesen zu haben, wenn wir nicht einen Teil der Bevölkerung und zwar einen nicht unbeträchtlichen und noch dazu einflußreichen Teil der Bevölkerung unseres Missionsgebietes vernachlässigen wollen, daß wir die Hochschule nicht aufgeben sollen. Doch brauchen wir nicht ebenso notwendig ein Predigerseminar, ja noch notwendiger? Machen wir uns einmal klar, was ist zu einem Predigerseminar notwendig? Vor allen eine Anzahl Missionare als Lehrer. In der Hochschule können wir vornehmlich eingeborne Kräfte anstellen und brauchen nur als Leiter einen Missionar; aber im Predigerseminar sollten vor allem amerikanische Missionare unterrichten. Nach Errichtung der Gebäude unterhält sich die Hochschule beinahe selbst, unser Zuschuß ist verhältnismäßig gering. Für ein Predigerseminar können wir allerdings mit bescheideneren Gebäuden auskommen, aber wir müssen die Schüler nicht nur frei unterrichten, sondern auch unterhalten. Die laufenden Ausgaben sind also größer. Es ist schon lange das Ziel unserer Missionare, die bestehende Katechistenschule so auszubilden und zu erweitern, daß sie wohl dem entsprechen würde, was sich Herr Pastor Bechtold unter einem Predigerseminar zu denken scheint, aber der Mangel an Missionaren hat dies verhindert. Und das ist wohl auch ein Grund, warum die Zahl der Katechistenschüler so gering ist. Dazu kommt, je mehr eingeborne Gehilfen wir ausbilden, um so mehr müssen wir anstellen und unterhalten. Ordinierte Pastoren sollten wir nur so viele haben, als selbständige Gemeinden vorhanden sind. Ich glaube unsere Missionare haben sich zur Ordination dieser vier Pastoren hauptsächlich wegen des gegenwärtigen Mangels an Missionaren entschlossen; bei ihrer geringen Zahl konnten sie eben neben den vielen anderen Arbeiten unsere Christen nicht mehr mit den Sakramenten bedienen. Für die Evangelistische Arbeit, auch die Gründung und die Anfangsbedienung von neu entstehenden Gemeinden, genügen unordinierte Katechisten vollkommen. Eine Schar gutausgebildeter und geistesbegabter Katechisten brauchen wir unbedingt, und da die Zahl unserer Missionare so furchtbar zusammengeschmolzen war, mußte eine größere Anzahl dies Jahr ausgesandt werden, eben um der Heranbildung dieser Art eingeborner Gehilfen willen. Bei der Forderung von eingebornen ordinierten Predigern schwebten dem Verfasser des kritischen Artikels

wohl amerikanische Verhältnisse vor, die er unbewußt, trotz seiner Erfahrungen in Indien, auf die anderen Verhältnisse in Indien übertragen hat, wo wir leider hier zu Lande die Sakramente als Missionierungsmittel gebrauchen müssen. Das ist Gott sei Dank auf den Heidenmissionsfeldern nicht der Fall. Durch seine Kritik der großen Anzahl von Neuaussendungen hindert er gerade das, was in seinen Forderungen richtig ist.

Es ist immer das Hauptziel aller unserer Missionare gewesen, gerade das zu tun, was Herr Pastor Bechtold fordert, nämlich daß wir durch vorgeschobene Posten von Außenstationen missionieren, die unter der Aufsicht der Missionare von eingebornen Predigern (Katechisten) bedient werden, und wodurch so viel wie möglich Seelen mit der Botschaft des Evangeliums erreicht werden. Auch auf die Dorfschulen haben wir den geforderten Fleiß verwendet. Nur wer auch nicht die geringste Kenntnis von unserer Arbeit in Indien hat, kann schreiben: „Haben wir nicht größeren Wert gelegt auf die Resultate des Hochschul-Unterrichts und die lobende Anerkennung der weltlichen Regierung, als auf die Gnadenwirkungen durch die Predigt des Evangeliums und durch christlichen Volkschulunterricht." Dieser Satz, ich kann es nicht anders nennen, stellt die Tatsachen einfach auf den Kopf. Wir haben **eine** Hochschule und **60 Dorf-** und Stationsschulen. Alle unsere Missionare stehen in der Evangelistischen und Volksschularbeit, nur einer hatte sich bisher ausschließlich der Leitung der Hochschule gewidmet, und Br. Seybold hat jetzt die Leitung der Stationen Raipur und Mahasamundra übernommen, das gibt ihm so viel zu tun, daß er zeitweilig für die Hochschule wenig Zeit übrig hat. Leider ist dies der Fall. Denn die Missionare haben die Beaufsichtung und Leitung der Arbeit auf den Außenstationen für wichtiger angesehen, als die Hochschularbeit. Von Außenstationen haben wir in unserer Mission nicht 4, wie in dem Artikel erwähnt wird, sondern 49, wie im Missionsbericht 1921 zu lesen ist.

Es ist ein von allen Missionsgesellschaften anerkanntes Prinzip, daß wenn sich in Verbindung mit der Arbeit auf den Außenstationen, also der einfachen Predigt des Evangeliums, ein oder mehrere Christengemeinden gebildet haben, die zu weit von einer bestehenden Hauptstation entfernt liegen, um richtig bedient zu werden, man daselbst eine neue Hauptstation baut, um die gerade da entstandene Bewegung weiter und intensiver zu pflegen. Dies ist nun gerade der Fall in der Umgegend von Khariar, das volle 84 Meilen von Mahasamundra entfernt liegt. Ich bin trotz der spöttischen Bemerkungen über solche Ausdrücke fest überzeugt, daß hier **ein Ruf Gottes** vorliegt, dem nicht zu folgen Unrecht wäre. Ueberhaupt sind die Kosten einer Neugründung einer Station viel zu hoch angegeben.

Sie sind auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen viel geringer, höchstens $12,000 bis $15,000, statt der angegebenen $25,000.

Die zweite Hauptforderung des Artikels ist: **Kein Fortschritt, so lange die politischen Unruhen vorhanden sind.** Die Idee, die Glieder der deutschen Gemeinden, welche zu den verschiedenen Kirchenkörpern gehörten, zu einer gemeinsamen Missionsarbeit zusammenzuschließen, entstand im Jahre 1864. Die erste Versammlung der führenden Männer, wo die Ideen und Pläne klarere Gestalt gewannen und wo man eine allgemeine Versammlung zwei Monate später beschloß, fand am 9. März 1865 statt. Diese Männer hatten den Glaubensmut in einer Zeit, da noch immer der Bürgerkrieg in ihrem Lande wütete, eine neue Missionsgesellschaft zu gründen. Sie gingen vorwärts trotz der politischen Unruhen ihrer Zeit. Die ganze neuere Missionsarbeit entstand in den Zeiten politischer Unruhen, die durch die französische Revolution hervorgerufen waren. Missionsarbeit ist Friedensarbeit auch in dem Sinne, daß sie Frieden will und Frieden hervorruft. Christen sollten, wie die Gründer dieser Missionsgesellschaften es getan haben, die Glieder ihrer Kirchen gerade in solch aufgeregten Zeiten zu einer Friedensarbeit anspornen, also der Unruhe der Zeit entgegen wirken um des Seelenheils ihrer Glieder willen.

Wie lange sollen wir warten bis wieder Ruhe eingetreten ist? Wenn nicht alles täuscht, kann das noch lange dauern. Im Jahre 1914 wurde unsere Mission an der Aussendung neuer Missionare, der politischen Unruhen wegen, gehindert, obwohl es noch möglich war, Missionare nach Indien zu senden. Hätte damals die feige Angst vor den politischen Unruhen nicht die Aussendung neuer Missionare gehindert, unsere Missionare hätten nicht so viel zu leiden gehabt und die Arbeit hätte bessere Fortschritte machen können. Herr Pastor Bechthold wirft die Frage auf, was aus unseren Missionswerke wird, wenn wir einmal die Hand davon zurückziehen müssen? Nun wir können nichts Gutes erwarten, wenn wir selbst Angst haben, und der Angst wegen nichts wagen. Die Sorgen über die politischen Unruhen können wir ruhig dem Herrn überlassen, wenn wir seiner Anweisung gemäß handeln und: arbeiten so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, wo Niemand mehr wirken kann.

Pia Desideria.

Von T. Kugler.

Fromme Wünsche wird es geben, solange piae animae vorhanden sind, aber auch der alte Adam sich ausleben will. Dr. Luther hat diesem zähen Gesellen weislich verordnet: Durch tägliche Reue und Buße soll er ersäuft werden und mit allen Sünden und bösen Lüsten sterben!

Doch gibt es auch fromme Wünsche solcher Art, daß sie mit der Zeit diese Eigenschaft einbüßen. Wünsche, die sich nicht mehr auf periphерische Dinge beschränken, sondern das Zentrum christlichen Lebens betreffen, müssen als Forderungen gelten, die baldige Erledigung erheischen. Sonst versündigen wir uns gegen den, mutandis mutatis, auch uns Geistlichen geltenden Grundsatz: videant consules, ne res publica quid detrimenti capiat!

Trotzdem sind derartige Wünsche schon unter uns vergeblich laut geworden, die sich auf die Art der Schriftauslegung und unsere amtliche Praxis bezogen. Angesichts der heute maßlos gesteigerten Herrschaft von Lüge und Willkür, muß jedem, der aus der Wahrheit ist, alles als unrecht erkannte doppelt unerträglich sein und dessen Abstellung dringender wie je geboten erscheinen. Besagte Wünsche zielen vereint eben auf jene Vertiefung und Erneuerung christlichen Lebens hin, die mit verstärktem Eifer bei uns betrieben wird; da wir durchaus nicht vermeinen, zu allseitiger Befriedigung jene entscheidende Frage beantworten zu können: Haben wir, trotz aller Ablenkungen, stets das rechte Ziel unserer Aufgabe im Auge behalten?

Zur Erneurung aller Lebensverhältnisse das Evangelium zu predigen, ist unsere Aufgabe. Für die Verkündigung des alleinigen Heils in Christo bietet aber Gottes Wort selbst die einzige Richtschnur. Daher werden wir für unsere Arbeitsweise nicht etwa auf veralteten äußeren Formen und Traditionen bestehen, sondern auf jenen bewährten Sitten und erprobten Gebräuchen, die auf deutscher Treue gegen den Herrn und das Wort der Wahrheit beruhen.

Sieht es aber nicht zweifelndem Mißtrauen und Ungehorsam gegen Christum gleich, wenn etliche z. B. sein Gnadenmahl nicht in der schlichten und ursprünglichen Form gebrauchen, die unzählbaren Menschen zum Heil gereichte, sondern an Wort und Weise zu deuteln und ändern sich gemüßigt sehen? Wohl haben wir ja den besonderen Bedürfnissen unserer Zeit erwogene Rechnung zu tragen, doch muß dem Kern der Lebenserneurung die würdige Hülle gewahrt bleiben. Sich durch Kompromisse mit Wahrheit und Gewissen den wechselnden Zeitströmungen anzupassen, ist verweltlichten Gemeinschaften eigen; während unsere erste Pflicht uns heißt, dem Herrn die volle Treue zu halten. Haben nicht auch wir schon auf neuartige Bewegungen, Einrichtungen und Methoden vertraut, in der Meinung, dadurch Gottes Reich besser und schneller in Kraft zu bauen? Läßt nichts darauf schließen, daß wir gar darüber unser eigentliches Ziel zeitweilig versäumten? Kamen aber auch beim besten Willen, in bestimmten Stücken, Fehler vor, wie können wir dann solche in Zukunft vermeiden?

Nun, am bewiesenen guten Willen und Eifer fehlt es nicht. Dafür zeugt, neben der Vorwärtsbewegung, z. B. auch die vielfach sich kundgebende Regsamkeit unserer bewährten Professoren im Einrichten

neuer Abteilungen, Klassen und Studienplänen für unsere Lehranstalten; sowie die fleißige Ausarbeitung eines neuen einheitlichen Lehrplans für Sonntagschulen und Unterricht. Somit kann es nur darauf ankommen, daß wir uns in gewissen Stücken genauer der Norm des geoffenbarten Gotteswillens anpassen und unser Verhalten demgemäß gewissenhaft revidieren. Hier ist der ruhende Punkt aller peripherisch laufenden Linien. Eben hier aber finden wir auch den Ausgangspunkt der begangenen Fehler. Die Kirche Christi hat durch die Art ihrer Schriftauslegung dem Worte Gottes vielfach die scharfe Spitze abgebrochen. Indem man dem ursprünglichen Sinn eine bequemere Deutung gab, hat man dem ewigen Wort die Kraft zur Lebenserneurung genommen; der Gemeinde aber wurden auf diese Weise vielfach Steine für Brot geboten. Kein Wunder, wenn in kritischen Stunden einzelne und ganze Nationen Verderbenswege einschlugen.

Dem gegenüber müssen wir heiligen Ernst machen mit der Grundforderung: Stellt euch nicht dieser Welt gleich, und auf wortgetreues Befolgen des göttlichen Willens bestehen. Haben wir das aber nicht schon immer betont? Hat nicht auch unsere Fortschrittsbewegung dasselbe hervorgehoben? War etwa die Forderung einer stets erneuten Reformation nicht das stehende Thema vieler Reformations-, Missions-, und Kirchweihpredigten? In unsern Kreisen, wo es an treuen Wächtern und scharfen Beobachtern durchaus nicht mangelt, wurde es also längst erkannt, daß es darin einer gründlichen Erneurung bedarf. Da wir uns darin einig sind, dem Herrn die Treue zu halten, betreffen also auch die erwünschten Abstellungen nicht absichtliche Entstellungen, sondern derartige Fehlgriffe, die sich im Laufe der Zeit eingeschlichen haben und eine Revision unserer Praxis und unsers Unterrichts erheischen. Es ist z. B. schon erwähnt worden, wir hätten gleich durch die erste Antwort unsers Katechismus eine Schar von Egoisten großgezogen, da jeder solche, auf die Frage nach der vornehmsten Sorge, getrost antworten könne: Die Sorge für das ewige Heil *seiner* Seele. Hier wäre schon diese Kürzung eine Mehrung: Die Sorge für das Seelenheil — nämlich das eigene und das des Nächsten. Denn Luk. 9, 24 heißt es doch: Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren u. s. w. Oder hat der Heiland hier mit dem Finden des Lebens nicht das Seelenheil gemeint, das der findet, der sein Leben im Dienste des Herrn an die Brüder verliert oder hingibt?

Matthias Claudius sagt mit Recht: Die Wahrheit richtet sich nicht nach den Menschen; diese müssen sich nach der Wahrheit richten. Dem entgegen haben die meisten Christen die ewige Wahrheit für sich so ausgelegt, daß die sonst unvermeidliche Selbstverleugnung, nebst dem bekennenden Kreuztragen, ihnen erspart bleibt. Will aber in unserer Zeit der Auflösung die Kirche als Gemeinde des Herrn fortbestehen, so darf sie jener Entscheidung nicht ausweichen, die heute auf allen Ge-

bieten eintreten muß. Jedes ihrer Glieder muß sich in allem der unbedingten Leitung des Geistes der Wahrheit überlassen, wenn es zur herrlichen Freiheit der Gotteskinder durchdringen und nicht von den Lügenketten und Pforten der Hölle überwältigt werden will. Vergl. Offb. 2, 5.

Wie es gekommen ist.

Einer ist euer Meister, Christus! — Dies Wort hat seine Gemeinde je länger, desto mehr vergessen. Sie hat mancherlei Herren gedient und von fremden Meistern falsche Künste gelernt. Je ferner ihrem Ursprung, um so weiter ist sie auch von ihrem Ziel abgekommen. Sie lernte aber mit dem schlichten Wort der Wahrheit künsteln und es dem sündlichen Willen mehr mundgerecht machen. Darüber hat sie die Kunst aller Künste verlernt: Gottvertrauen und gehorsames Beugen unter das ewige Wort.

Seit Christi Gemeinde Staatskirche wurde, nahm sie es — durch jene hineinströmenden weltlichen Massen veranlaßt — bald immer weniger ernst mit der Nachfolge und dem Bekenntnis Christi. Der Weltgunst zuliebe wurde sie weltförmig und verlor mit Christi Sinn auch Gottes Freundschaft. Durch politisches Verhalten erschlich sich der römische Bischof der Menge Gunst, bis ihm der erstrebte Vorrang, die dreifache Krone, zufiel. Seitdem ist auch, trotz Bannbulle und Autodafé, die Toleranzphrase in jener Kirche üblich geworden, die immer mehr ihren christlichen Charakter verlor und deren Papsttum eine Zeitlang zum offenen Geschwür an ihrem Leibe wurde.

Wie aber schon die Vorreformatoren dem Unheil nicht hatten steuern können, so hat auch die, durch Dr. Luthers Gewissensnot entstandene Reformation der sich mit allen Mitteln dagegen sträubenden Kirche keine Heilung und selbst dem aus ihr geschiedenen Teil keine volle Freiheit gebracht. Für den Papst hatten die Protestanten den Landesherrn eingetauscht. Wohl wollte Luther — im Prinzip — die Kirche von jeder staatlichen Einmischung freihalten; meinte aber doch — für den Anfang — für dieselbe des willigen Schutzes, vonseiten des sächsischen Kurfürsten, nicht entraten zu sollen. Ueberhaupt war er der Ansicht, „daß Fürsten den von außen kommenden Entstellungen von Lehre und Glauben wehren sollten.“ Als es aber später hieß: cujus regio, ejus religio — da war aus dem Schirmherrn der Kirche ihr Oberherr und Richter geworden. Diese für Staat und Kirche schädliche Verbindung blieb jedoch bestehen. Allein, während in der Glanzzeit des Papsttums die weltlichen Herrscher sich jenem beugen mußten, sank die protestantische Kirche zur Magd des Staates herab. Daß zur ersehnten Beendigung der ungeistlichen rabies Theologorum, die preußische Union — unter dem Protektorat des Landesherrn, zustande kam, ist ja bekannt.

Um manches Unerquickliche zu übergehen, das seitdem im Zustand der Landeskirche, aber auch in den Freikirchen zutage trat — neuerdings besonders in unsern angelsächsischen Kreisen, sei hier nur noch an eins erinnert. Angesichts dessen, wie bitter die protestantischen Kirchen gerade in den neuen sog. Republiken Europas um freiere Stellung, wenn nicht Existenz ringen müssen, erscheint das frühere Landeskirchentum wie eine providentielle Fügung, deren verkannter Segen im Lichte unsers „neuen Tages“ erst recht hervortritt.

Ganz im Gegensatz zu den früheren Landeskirchen, die schon längst Unabhängigkeit ersehnten, haben die großen hiesigen „Freikirchen,“ ihre Erstgeburt für ein Linsengericht verschachert. Sie haben sich Pakt und Bündnis mit der Weltmacht nur zu gern gefallen lassen und Politik getrieben und treiben sie noch. Wenn die frühere Landeskirche die apostolischen Worte: Keine Obrigkeit, ohne von Gott — so auslegte, daß die Behörden als Gottes irdische Stellvertreter anzusehen seien, so läßt sich das begreifen; wenn aber Freikirchen — trotz der zerrütteten Zustände der heutigen gottlosen Staatengebilde — selbst im Freistaat und unter allen Umständen — right or wrong — unbedingten Gehorsam gegen die sog. „Diener des Volkes“ fordern, so tun sie das aus Politik. Hätten die Propheten und Apostel, Jesus, die Reformatoren und etwa noch die heutigen baltischen Christen auch so gedacht, es hätte nie Märtyrer gegeben. Doch ihre Losung war: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen! D. h. doch, man muß dem gottwidrigen Willen irgend einer Obrigkeit gegenüber auch ganz entschieden „Nein“ sagen.

Nur eine vom Lügengeist belehrte Christenheit vermochte die entscheidenden Gottesworte ihres klaren Sinnes zu entleeren und aus dem Fisch eine Schlange zu machen. Ein Kind sollte begreifen, was die Worte besagen: Du sollst nicht töten! — Die Kirche aber hat daran so lange gedeutelt, daß heute z. B. unsere Farmer sagen: Wenn „der,“ ohne meine Erlaubnis, mein Land betritt, schieß ich ihn nieder! — Die aus der Rechtsverdrehung herübergenommenen Advokatenkniffe von Eigentumsrecht, Selbstverteidigung und andere ähnliche oder auch ungeschriebenen Gesetzen haben Verstand und Gewissen des Volkes verirrt, die Herzen verhärtet und die Achtung vor Gottes Gebot so hinfällig gemacht, daß dem modernen Menschen nichts mehr heilig ist, als sein Ich. Man hat ferner auch gelehrt, jeder solle die Woche über seine Sachen so besorgen, daß der ganze Sonntag dem Seelenheil und also zur Ehre Gottes diene. Wenn Geistliche aber Sonntags den Ballspielern nachgehen, die meist notorische Sabbatschänder sind — stimmt dann noch Wort und Tat? Ja, wenn wir an diesem Tage selbst sog. Vergnügungsorte besuchen und die Gemeinden Sonntags Geselligkeiten zum Geldverdienen veranstalten, was Wunder, wenn die Kirchen leer stehen und Sabbatschänder alle Straßen unsicher machen! Falsche

Toleranz gegen eingeschlichene Jesuitenmoral hat Unerträgliches gezeitigt, als Resultat jahrhundertelanger kirchlicher Erziehung. Weil die kirchliche Auslegung des göttlichen Wortes sich dem Behagen der Weltmenschen anpaßte, und ganze Kirchengemeinschaften die Judaswege weltlicher Beamten mitgingen, wurde die Christenheit ihrer Seele beraubt und das Geistesauge sieht — statt lebendiger Christen — wie einst Ezechiel, wieder ein großes Gefilde voller Totengebeine. Darum ist jene alte Frage die zeitgemäßeste: Wie werden diese Totengebeine lebendig? Auch uns wird kein neues Zeichen oder neue Antwort zuteil und auch keine äußere, mechanische Vielgeschäftigkeit unserer Zeit vermag uns über den Ernst der Situation hinweg zu täuschen. Nur Gottes Geistesodem vermag denen neues Leben einzuhauchen, die sein Wort annehmen. Dieser Lebensfrage gegenüber schrumpfen die übrigen als nebensächlich zusammen.

Ob wir aber auch willens sind an solcher Neubelebung richtig mitzuwirken? Dieselbe kann nur zustande kommen, wenn wir dem Geisteswehen freie Bahn bereiten und das Wort selbst in ursprünglichem Sinn lebenskräftig wirken lassen. Soll dann aber das neue Leben erstarken, so müssen wir auch alles meiden, was nicht auf dem ewigen Grund der Wahrheit erwächst und irgendwie zu Unrecht besteht. Weil bisher darin nicht klare Sache gemacht und keine ehrliche Scheidung vollzogen wurde, liegt auch auf der heutigen Christenheit — wie einst auf Israel — ein Bann, der den wahren Fortschritt hemmt und die Geistesfrüchte verkümmert. Dieser Bann muß gebrochen und damit der Weg zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes offengelegt werden.

Wie der Neubau geschehen kann.

Wir sind uns bewußt, daß wir im Stückwerk auf keine Weise eine Gemeinde vollkommener Heiligen zustande bekommen. Wohl aber können wir uns davor hüten, daß wir dem Feinde nicht länger helfen Unkraut auf unsern Acker zu säen, bis dessen Saat den Weizen erstickt. Soweit die Gnadenmittel in ihre geordnete Wirkung traten, wurden gewiß schon bisher auch unter uns Seelen gerettet und Gottes Reich gebaut. Nur wurde, wie schon gezeigt, durch Zugeständnisse an das Weltwesen viel Form- und leidensscheues Gewohnheitschristentum großgezogen. Ja, dem Blick moderner Christen scheint das Bild Christi und seiner Apostel — wohl infolge der Ferne und Länge der Zeit — so verdunkelt zu sein, daß etliche an jenen bereits Mängel und Fehler zu entdecken vermögen. Wurde doch unlängst behauptet, unserer Zeit gelte ein ganz anderer Maßstab und neue Offenbarungen ließen die früheren veralten. Für einen evangelischen Christen werden jedoch die alten Offenbarungen ihren bleibenden Wert behalten; nur jenen gefährlichen Ballast, den wir und andere uns selbst aufluden, werden wir über Bord werfen.

Ein Schiff, das längere Zeit in der Südsee verankert war, wird immer völliger und kompakter durch Millionen kleiner Schaltiere überzogen. Dadurch erhält es so viel unkontrollierbaren Ballast, daß unter Umständen das Leben der Insassen gefährdet wird, so lange diese Fremdkörper nicht entfernt werden. Dasselbe Schiff wird aber auch durch Wasser und Wetter, trotz aller Renovationen, endlich doch seeuntüchtig. Dann kann nur noch ein Neubau, also ein neues, anderes Fahrzeug, die Weiterreise ermöglichen. Ebenso kann auch der äußere Apparat irgend eines kirchlichen Schiffes mit der Zeit für die weitere, erfolgreiche Pilgerfahrt untauglich werden und muß dann durch einen Neubau, eine neue Arche, ersetzt werden.

Nach dort schon lang gehegten Wünschen und Bestrebungen kommt es ja hoffentlich jetzt doch noch zu einem kirchlichen Neubau in Deutschland; aber erst, nachdem Reich und Staat zerschmettert und zerstückt sind. Wollen wir nun das bei uns notwendige Werk etwa aufschieben, bis es bei uns dafür überhaupt zu spät geworden ist, da über uns noch schlimmere Zeiten vergeltender Heimsuchung hereinbrechen mögen? Schon die unlösbare Verwirrung, in welche die heutige Welt durch die britische Lügenpresse gestürzt ist, muß uns als Warnung dienen, mit allem unwahren Schein aufzuräumen. Nicht länger darf Zahl und Statistik den Ausschlag geben, sondern die Beschaffenheit der Glieder soll in Zukunft der Gemeinde den Bestand sichern. Unter den jetzigen Verhältnissen werden ja nur zu oft die christlich gesinnten Glieder von der Masse der Scheinchristen erdrückt. Zumal auf Versammlungen und in Sachen der Kirchenzucht gab bisher das laxere Element vielfach den Ausschlag, zum Schaden für die Gemeinde.

Christus ist Herr seiner Gemeinde und sein Wille darf in ihr allein gelten und sie soll auch heute noch die Kennzeichen der geringen und „kleinen Herde" — Luk. 12, 32 — an sich tragen. So muß auch alles äußere Wachstum, auf Kosten der Qualität, sowie alles Föderieren mit unchristlich Gesinnten unterbleiben, da Christus nicht mit Belial stimmt. Ihr erhöhtes Haupt vertritt und regiert selbst die Gemeinde, die also keines Stellvertreters bedarf. Es kann sich in ihr nur um erwählte fähige Männer handeln, denen die äußere Verwaltung obliegt. Die eigentliche Leitung vollzieht Christus selbst durch Wort und Sakrament, die geistesmächtigen Vermittler seiner Gegenwart. Demnach muß die Gemeinde als Worts- und Sakramentsgemeinschaft organisiert werden. Die einzelnen Glieder werden durch Zeugnis und Seelsorge gewonnen und binden sich freiwillig an jene Gemeinschaft. Die Verpflichtung zu unbedingtem Gehorsam gegen das Wort verbindet uns auch zu treuerem Befolgen derjenigen Anforderungen, die Taufe und Abendmahl an uns stellen.

Den Anfang zur äußeren Neubasierung bildet die Aufnahme neuer Glieder. Hiermit müssen wir fortan sehr genau und vorsichtig

vorgehen. Dieselben sollen tatsächlich, wie es im Dankgebet bei der Aufnahme heißt, durch das Wort gewonnen sein; nämlich, weil vor allem für Christum selbst, darum auch für eine Christo gehorsame Gemeinde. Eine bloße Ueberweisung sog. gutstehender Glieder kann dann nicht mehr genügen oder Aufnahme und Neueinführung ersetzen. Durch eine angemessene Probezeit sollten nicht nur empfohlene, sondern auch bekannte Kandidaten sich erst als aufrichtige Christen erweisen. Beim „Nötigen zum Hereinkommen“ soll also die Einladung sich nur auf den Besuch der Gottesdienste beschränken und nicht auf einen unvermittelten Anschluß von Leuten zielen, die bisher dem Hause und Tische des Herrn fern blieben. Begnügen wir uns in diesem Stück mit dem, was Gott uns gibt, so besteht unser „großer Gewinn“ in Seelen, welche die Aufnahmefragen aufrichtig beantworten können. Solche bilden dann dort, wo kein Kern aufrichtiger Christen vorhanden war, den Anfang einer tatsächlich evangelischen Gemeinde. Dabei werden wir darauf achten, daß keine ecclesiola in ecclesia entsteht, sondern Demut und christlicher Wandel der einen möglichst viele der bisherigen Namenchristen für den Herrn gewinne. Diesem Bestreben gegenüber mögen freilich unlautere Elemente sich abtrennen oder auch durch notwendige Kirchenzucht zeitweilig ausgeschieden werden. Solches kann aber nur zur wahren Genesung und Erstarkung der übrigen dienen; denn Einigkeit macht stark. Unter allen Umständen muß mit der Lebensheiligung ernst gemacht werden; auf die Gefahr hin, darüber die ärgsten Störenfriede der Gemeinde zu verlieren. Ueberhaupt sollten wir schon von der “efficiency” rein irdischer Geschäfte dies lernen, daß wir ein derartiges Lotterwesen nicht dulden dürfen, wie es in vielen sog. christlichen Gemeinden üblich ist. Unsere Kirchen dürfen auch unbedingt nicht länger Kaufhäuser, Speiseläden und Spielhöllen sein, sonst werden sie aus Genesungsheimen zu Mördergruben der Seelen.

Wie können wir aber solche grundlegenden Neuerungen einführen, ohne daß der einzelne dabei verloren dasteht? Indem wir auf allen unsern Versammlungen uns darüber schlüssig werden, vereint zum Aufbau einer Gemeinschaft ehrlicher Christen hinzuwirken. Auch dann wird noch genug Missionswerk und mehr als bisher erwünschte Seelsorge zu üben sein. Auf jenen Versammlungen wären Seelenrettung, Erkenntnis des „vollkommenen Gotteswillens“ — gegenüber dem willkürlich gedeuteten — der Heilsweg, sowie christliche Erziehung und Kirchenzucht der Hauptgegenstand unserer Andacht und Beratung; während Verwaltungssachen erfahrenen Vertrauensmännern überlassen werden. Neben Erweisung hilfsbereiten Erbarmens mit den tiefen Nöten unserer deutschen Brüder, haben wir in unserer bösen Zeit überhaupt dem Vorbild des barmherzigen Samariters ge-

wissenhafter nachzukommen. Außer dem Suchen einzelner Seelen, gilt es auch die Rettung Gefährdeter und Gefallener.

Mit der meist brach gelegenen Kirchenzucht müssen wir heiligen Ernst machen und dies nötige Erziehungsmittel in wirksame Anwendung bringen. Katholiken und Lutheraner, die großes Gewicht darauf legen, halten ihre Glieder besonders gut zusammen. Mögen bewußte Beispiele verkehrten Verfahrens von seiten jener uns vor gleichen Fehlern bewahren! Als Gottes Diener werden wir uns erweisen, indem wir ohne Ansehen der Person handeln.

An die Kirchenzucht darf sich die Kirchenvisitation hier anschließen. Durch diese könnte auch dem häufigen Stellenwechsel der Pastoren vorgebeugt werden. Durch taktvolle Mahnungen und Ratschläge eines Visitators könnte so manche Unstimmigkeit ausgeglichen und auch die notwendige Durchführung von Synodalbeschlüssen eingeleitet werden. Am passendsten wählte wohl jeder Pastoralkreis einen aus seiner Mitte zu diesem Amte. Die in dieser Sache vor bald dreißig Jahren bei uns gemachte Probe war viel zu kurzlebig, um danach für oder gegen einen erneuten Versuch entscheiden zu können. Doch mag der Mangel dieser Einrichtung es mitverschulden, daß manche Beschlüsse, wie z. B. betreffs Minimalgehalt, nur pia desideria blieben.

In Bezug der Sakramente bedarf die bisherige Praxis einer bedeutsamen Revision. Gewiß wollen wir — Tertullian und seinen Gesinnungsgenossen entgegen — auch dem Kindesalter das Bad der Wiedergeburt nicht entziehen. Auch ist es schriftgemäß, als Bedingung der Kindertaufe, christliche Erziehung zu fordern. Doch wissen wir, daß in unsern Tagen einer immer größeren Zahl diese Erziehung nicht mehr zuteil wird. So dürfen wir uns nicht länger begnügen mit dem, bei der Taufe, von Eltern oder Pathen mechanisch abgegebenen Versprechen. Zunächst sollten Kinder unkirchlicher Eltern überhaupt nicht ohne weiteres getauft werden. Letztere sind vielmehr zuvor ernstlich über die von ihnen und den Paten zu übernehmende Verpflichtung zu belehren; auch die Art ihres bisherigen Versäumnisses ist ihnen klar zu machen. Wenn wir ferner darauf dringen, daß alle von uns getauften und in unserm Bezirk wohnenden Kinder, im passenden Alter, dann auch wirklich den religiösen Unterricht erhalten, der in Bibelschule, Sommerschule und Konfirmandenunterricht geboten wird, dann erst dürfen wir für unsere Gemeinden auch christlichen Nachwuchs aus der eigenen Mitte erhoffen.

Die in solcher Weise von uns möglichst gründlich unterrichteten Kinder können wir prüfen und aus dem Unterricht feierlich entlassen; nicht aber gleich in Bausch und Bogen konfirmieren. Die meisten von uns konfirmierten Kinder waren durchaus unreif und wurden zum Teil aus der Kirche heraus-konfirmiert. Darin war das Gegenteil dessen erreicht, was der Pietismus durch Einführung der Konfirma-

tion bezweckte. Nur in Erkenntnis fortgeschrittene Kinder, die willig das Treugelübde übernehmen, können konfirmiert und ihnen darf die Zuerkennung kirchlicher Probegliedschaft gewährt werden. Daß ungenügend vorbereiteten Konfirmierten, auch noch ungefragt, die Erstkommunion zuteil wird, kommt fast einem Mißbrauch des Allerheiligsten gleich; da nur zu viele von jenen sich fortan als Verächter des heiligen Mahles beweisen. Ueberhaupt sollte die Teilnahme daran erbeten sein; damit nicht so viele „gar zu ihrem Schaden sein zu diesem Tisch geladen!" Auch hier sollte Kirchenzucht geübt und die Zulassung von bewiesenem christlichen Wandel abhängen. Hier ist auch die Gewissensfrage am Platz: Sind die vielen kleinen Gläschen — die der Todesangst der Bazillenweisheit erwachsen sind und nun beim modernen Abendmahl herumgereicht werden, wirklich noch des Herrn Kelch, von dem er spricht: Trinket alle daraus? Matth. 26, 28. Sind die vielen Privatgläschen einsetzungsgemäß oder nicht? Wenn nicht, dann ist das, nach der Augsburger Konfession überhaupt kein Abendmahl. Möchten doch auch alle Ministranten, aus Ehrfurcht vor den Einsetzungsworten, sich aller Zusätze enthalten; mögen sie ihnen auch noch so „wahr und wahrhaftig" vorkommen. Nicht nur ist es pietätlos, den Meister meistern zu wollen, als habe er etwas versehen oder „Ungeschicktes getan," sondern jene häufigsten Zusätze bieten auch der ungeheuerlichen Vorstellung Raum, als gäbe es, außer diesem „wahren und wahrhaftigen" auch noch einen falschen und unwahren oder Scheinleib Christi! Die Distribution ist entweder einsetzungsgemäß — wenn man sich nämlich aller Aenderungen und Zusätze enthält — oder sie ist es nicht; ein drittes gibt es nicht!

Weiterhin ist es am sichersten, keine Geschiedenen kirchlich zu trauen; schon um nicht die vorherige Scheidung gutzuheißen, nachdem einmal über die Betreffenden die feierlichen Worte gesprochen wurden: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! — Wollen wir an der Wahrheit göttlichen Wortes festhalten, so sind wir im Gewissen gebunden, die Wiederverheiratung Geschiedener zu verweigern. In allen Fällen sollte die Kirche überaus vorsichtig sein, das ernste und feierliche Treuversprechen Eheschließender entgegenzunehmen. Eine vorausgehende ernste Gewissensweckung sollte — angesichts der überhandnehmenden Scheidungen — namentlich, wo man ausgesprochen christlicher Gesinnung nicht sicher ist — durchaus angebracht und heilsam sein. Da heute an manchen Orten gebräuchlich ist, auch die kirchliche Eheschließung an fremdem Platze zu vollziehen, müßte in solchen Fällen ein ernstliches ins Gewissen Reden noch dringender nötig sein.

Bei Beerdigungen endlich gehören nicht nur Leichen von Selbstmördern in keine Kirche, sondern auch diejenigen solcher nicht, die bei Lebzeiten kirchenfeindlich oder doch unkirchlich und unchristlich waren.

Wenn doch auch nur alle Leichenredner ein Gewissen hätten! Wenn alle an die Verantwortung vor Gott und Menschen dächten, es gäbe nicht länger so viel rührselge Schönfärber unter ihnen und das Scheinchristentum erlitte endlich einmal den längst notwendigen kräftigen Stoß zur Selbstbesinnung. Bei Beerdigung fremder Personen darf sich der Geistliche selbst auf die Worte Angehöriger über die Verstorbenen nicht unbedingt verlassen. Sonst mag durch besonders veranlagte und beliebte Leichenredner die Zahl jener unbeschreiblichen Verstöße noch ins Ungemessene anwachsen, wie Schreiber dieses bei einer solchen Gelegenheit, in der Kirche einer fremden Synode, einem solchen beiwohnte. Die betreffende Gemeinde war vakant und ein Nachbarpastor amtierte, dem der sonst bekannte Lebenslauf der verstorbenen Frau durchaus unbekannt war. Des Gegensatzes wegen beschrieb er zunächst die wundervoll beglückende einstige Hochzeitsfeier, der wohl viele der Anwesenden beigewohnt hätten. Dieselbe hatte sich aber tatsächlich unter den peinlichsten Umständen, notgedrungen im allerengsten Kreise, unter sechs oder acht Augen abgespielt. — Sind nun solche Schönredner noch Prediger der Wahrheit oder aber Phantasiehelden und Phrasenmacher? Möge vorstehendes warnende Beispiel uns im Grundsatz unbedingter Wahrheitsliebe und treuer Gewissenhaftigkeit bestärken; ja möchten wir in unserer ganzen Amtsführung allein nach dem Wort ewiger Wahrheit uns richten. Weil wir dem Schein schon zu viel Raum geboten, hat das wahre Sein darunter gelitten. Weil wir äußere Verluste befürchten, verloren wir an innerer Kraft. Weil wir versuchten, Fremdartiges zusammenzuhalten, haben wir die Geisteseinigkeit eingebüßt.

In unserer Zeit hat, ob dem betrügerischen Gleißen vergänglicher Unwerte, die köstliche Perle bei vielen ihren einzigartigen Wert verloren. Die heutigen Christen sind nicht mehr alle willig, alles dafür hinzugeben. Man darf sie nicht beim Wort nehmen; denn auch dies „alles“ hat man angeblich vergeistigt, in Wahrheit aber durch viele Wenn und Aber entkräftet! Die Menschheit hat ihre Evolution vom Lebendigen zum Toten bald vollbracht. Man ist vom Heiligen Geist zu des Menschen Geist übergegangen; von diesem weiter zu des Menschen Erfindung und ist damit richtig beim selbsterfundenen homunculus, mit den vielen schönen Tierahnen, angelangt. Trotz aller Verwirrung und drohendem Chaos will man aber nicht zugeben, daß die Maschine den menschlichen Geist erdrückt und das verlogene Weltgetriebe den Heiligen Geist gebannt hat. Wollen wir heute als Christi Diener wirken, so müssen wir, der Tempelreinigung Christi eingedenk, alle eingedrungenen, tödlich wirkenden Fremdkörper aus dem Organismus der Gemeinde entfernen. Hier gilt eine durchgehende Revision, um das ewige Heilswort selbst zu allseitiger und alleiniger Geltung zu bringen und

dadurch Christi Gemeinde in Wahrheit zu bauen. Da dies eine Lebensfrage der Kirche betrifft, soll es von ihr nicht andauernd heißen: Auch sie zählt unter die pia desideria.

Ein neues Lexikon zum Griechisch des Neuen Testaments.

Rezensiert von Professor Dr. Adolf Deißmann, Universität Berlin.

Am 13. Oktober 1915 erhielt ich während des Krieges durch Vermittlung eines neutralen Freundes die erste Lieferung eines Werkes, das mir wehmütige Erinnerung und wertvollste Hilfe zugleich ist: The Vocabulary of the Greek Testament illustrated from the Papyri and other non-literary sources, by James Hope Moulton and George Milligan, Part I. London (Hodder and Stoughton), 1914.

James Hope Moulton, der mir eng verbundene Freund, der uns dann 1917 als unschuldiges Kriegsopfer entrissen worden ist, hatte eigenhändig auf das Widmungsexemplar für mich geschrieben: "With very warm greeting."

Seitdem sind noch drei weitere Teile herausgekommen: II (1915), III (1919), IV(1920); die beiden letzten hat George Milligan allein betreut. Er wird auch die weiteren Lieferungen herausgeben; von dem guten Fortschritt seiner Arbeit zeugen die Abzüge der folgenden Lieferung, in die er mir soeben gütigst schon Einsicht gestattet hat.

Dieses große Werk, das jetzt von α bis λύω reicht, faßt Beobachtungen zusammen, die ich seit fast dreißig Jahren in naher Arbeitsgemeinschaft des Gebens und Nehmens mit Moulton, Milligan und vielen anderen an den neuentdeckten nichtliterarischen Texten aus der Umwelt des Neuen Testaments gemacht hatte, und die Moulton und Milligan dann selbst überaus stark erweitert hatten. Die Sprache und den Gedankengehalt unseres heiligen Buches besser als es früher möglich war verständlich zu machen, ist der Zweck aller dieser Forschungen.

Warum bedarf es der Forschung dieser nichtliterarischen Texte, um die ehrwürdigen Texte der Apostel in ihrer Eigenart zu erfassen?

Ueber der mittelmeerländischen Geisteskultur hing schon in den Tagen der Apostel eine Wolke, die bis ins Mittelalter hinein das frische Sprossen und Wachsen der griechischen Sprache beschattete, die dann vom Zeitalter des Humanismus an auch die griechischen Studien Westeuropas beeinflußt hat und noch heute sowohl über unserer gelehrten Erziehung wie auch über den leidenschaftlichen Sprachkämpfen des modernen Griechenland steht: der Attizismus.

Was ist der Attizismus? Ein großer Versuch, Sprache und literarische Produktion des Hellenismus nach einem ein für allemal gültigen Kanon in feste Regeln der Form und des Geschmacks zu zwingen: gut griechisch ist nur, was auf der Höhe der Prosa der

attischen Klassiker sieht. Wortschatz, Formengebung, Syntax, Stil haben sich nach diesen ewigen Vorbildern zu richten. Als Paulus seine nichtliterarischen Briefe schrieb, gingen die führenden Männer der weltlichen Literatur längst unter dem Joch des Attizismus. Dieser rückwärtsgewandten restaurierenden Geistesbewegung war das lebendige Wesen der Volkssprache mit ihren Derbheiten und Rauhheiten, aber auch mit ihrem Herzton und ihrer plastischen Wucht wie ein wild wachsendes Gestrüpp dorniger Heckenrosen, und es galt zunächst mit Schere und Hippe das Dickicht zu lichten, um dann die Wildlinge zu veredeln. Noch heute besitzen wir, neben der umfangreichen attizistischen Literatur der früheren Kaiserzeit, Hand- und Lehrbücher des Attizismus. In tabellarischer Form werden da genaue Anweisungen gegeben, welche Wörter gut und welche schlecht sind und wie man schreiben muß, um das attische Vorbild zu erreichen.

Auf zwei Pfeilern hat der Attizismus, wenn man auf die großen Tatsachen sieht, seine Brücke auch gespannt zum jüdisch-christlichen Hellenismus. Philo, der alexandrinische Religionsphilosoph und Zeitgenosse des Paulus, ist der eine; ein anderer Alexandriner, Clemens, der zweite. Und damit ist der Attizismus hinübergewandert in die alte Kirche und wurde auch hier zu einer Großmacht: fast die ganze Literatur (auch die hohe Predigt) der griechischen Kirchenväter ist attizistisch, steht also in einem Gegensatz zum lebendigen Sprachempfinden des Volkes.

Mit dem mächtigen Gefälle eines wettergeschwellten Wadi rauscht unter jenem Bogen Philo-Clemens die nichtattizistische Sprache der Evangelisten und Apostel, das Griechisch der evangelischen Weltmission. Aufs Ganze gesehen, enthalten die im Neuen Testament geretteten Reste dieser apostolischen Sprache nur ganz verschwindende Anzeichen attizistischer Beeinflussung. Als Einheit betrachtet, trägt das Neue Testament, wie die ihm vorausgehende älteste mündliche und briefliche Evangelisation der Mittelmeermenschheit, das Hausmachergewand der Volkssprache. In verschiedenen Typen. Das ganz einfache, aber doch oftmals hieratisch-lapidare johanneische Griechisch erklingt wuchtig nach der lebhafteren synoptischen Predigt, und von beiden hebt sich das ungemein modulationsfähige Weltstadtgriechisch des Mannes von Tarsus ab, bald mit den allereinfachsten Mitteln körniger Mahnzeilen um die Seelen werbend, bald mit liturgisch-psalmodierender Feierlichkeit oder auch mit der Schwerfälligkeit grübelnder Mystik das Christusgeheimnis verkündend.

Alles aber immer so, daß das Volk es verstehen konnte und daß die Weisen dieser Welt sich daran ärgerten. Höhnisch werfen die heidnischen Polemiker aus der literarisch-attizistischen Hochkultur

nachmals der jungen Kirche das Schiffergriechisch ihres heiligen Buches vor. Anstatt mit Geusenstolz diesen Hohn als Ruhm zu empfinden, haben die geistlichen Führer des antiken Christentums sich selbst dem Attizismus völlig unterworfen, und es fehlt nicht an deutlichen Anzeichen dafür, daß man damals auch den Text des Neuen Testaments an manchen Stellen attizistisch zu glätten versucht hat. Der Berliner Lizentiat Wilhelm Michaelis hat kürzlich in einer (noch nicht gedruckten) größeren Untersuchung darüber gehandelt.

Noch heute empfindet der von den attischen Klassikern kommende Gelehrte den starken Kontrast, in dem das Neue Testament zu dem ihm bekannten Typus des Griechischen steht. Man hat sich da nicht selten mit der müden und trivialen Formel geholfen, es handele sich im Neuen Testament um eine graecitas fatiscens, ein mattgewordenes Griechisch, oder man hat die vom attizistischen Griechisch abweichenden Erscheinungen kurzer Hand als Semitismen bezeichnet. Die erste Auffassung stellt die Tatsachen auf den Kopf, die zweite ist eine ungeheure Uebertreibung.

Der Gedanke der müdewerdenden Sprache setzt voraus, am Anfang habe irgendwo ein korrektes Griechisch bestanden, und dieser Normaltypus sei dann allmählich leider entartet. Aehnlich ist die bekannte religionsgeschichtliche Theorie, wonach am Anfang der Menschheit ein abgeklärter Monotheismus gestanden habe, der dann allmählich degeneriert sei zu allen möglichen Spielarten des Polytheismus. Die Sache ist umgekehrt: am Anfang steht überall das Wildgewachsene, dann kommt allmählich die Veredelung und Stilisierung. Die grünen Bärenklaublätter wucherten am Kaystros längst, als in Ephesos zum ersten Male einem griechischen Steinmetzen ein marmornes Akanthuskapitell gelang. Durch die Gesamtgeschichte der griechischen Sprache geht, für uns meist unterirdisch, der niemals unterbrochene mächtige Strom des volkstümlichen Sprechens, in der Literatur allerdings nur sehr selten an den Tag tretend, da die Literatur meist bewußt stilisierend arbeitet. Das Neue Testament ist wohl das großartigste Beispiel der durch Vermittlung eines Buches an den Tag tretenden Volkssprache. Von Hause aus zum großen Teile nicht literarisch ihrer Absicht nach, sind die im Neuen Testament zusammengefaßten Texte der Urzeit doch auf literarischem Wege gerettet, — nicht als Dokumente einer müden Zeit, sondern in der naiven Unstilisiertheit ihrer äußeren Form die drängenden Kräfte einer schöpferischen Zeit festhaltend.

Auch mit der Formel „Judengriechisch" hat man das Wesen der Sprache des Neuen Testaments nicht erfaßt. Es ist eines der großen Verdienste Moultons, daß er zahlreiche Fälle angeblicher Semitismen als griechische Vulgarismen erwiesen hat. Es gibt

zweifellos Semitismen in nicht geringer Zahl, besonders in den drei ersten Evangelien, aber ihr Vorkommen ist maßlos übertrieben worden und genügt nicht, um aus dem Neuen Testament einen semitisierenden sprachlichen Sondertypus zu konstruieren.

Bedeutete die "Grammar of New Testament Greek" Moultons, die in Wilbert Francis Howard einen verständnisvollen und sorgfältigen Fortführer gefunden hat, neben den Arbeiten kontinentaler und amerikanischer Grammatiker den grammatischen Erweis des Neuen Testaemnts, so liefert ihn jetzt das "Vocabulary" Moultons und Milligans von der lexikalischen Seite her.

Es sind überaus reichhaltige Quellengebiete, die in diesem großen Werk ausgebeutet sind. Auch wer diese ganzen Forschungen seit Jahrzehnten verfolgt hat, erstaunt, so oft er die jeder Lieferung vorausgeschickte Liste der Abkürzungen der zitierten Werke überschaut, über den Umfang der von den letzten dreißig Jahren uns neugeschenkten „unliterarischen" Texte aus der Umwelt des Neuen Testaments: Papyri, Ostraka, Inschriften vor allem anderen. Was in diesem riesigen Bezirk wiedererstandenen Altertums nun irgendwie für das bessere Verständnis der neutestamentlichen Wörter inbetracht kommt, ist mit Feinfühligkeit und Sorgfalt zusammengestellt.

So ist das "Vocabulary" von Moulton und Milligan eine unentbehrliche Ergänzung der zurzeit vorhandenen Wörterbücher zum Neuen Testament, die solide Grundlage für jede weitere lexikalische Forschung und eine Fundgrube für die Exegese. Aber es hat einen hohen Wert auch für die allgemeine griechische Sprachwissenschaft. Wie von den unliterarischen Texten des Zeitalters der Religionswende Lichtstrahl um Lichtstrahl auf unsere apostolischen Texte fällt, so ist auch das Neue Testament in vielen Fällen für das Verständnis der Papyri, Ostraka und Inschriften seines Zeitalters eine wertvolle Hilfe.

Es ist nicht zu befürchten, daß durch diese konsequente Hineinstellung des Urchristentums in seine Umwelt die Würde und Wucht des Evangeliums Schaden nehme. Im Gegenteil: die führenden Persönlichkeiten der apostolischen Gemeinde treten, je schärfer man sie unter der Sonne ihrer Heimat betrachtet, nur um so plastischer und kraftvoller hervor. Es bedarf auch nur eines geringen Nachdenkens, um zu sehen, daß Urchristentum und Neues Testament so sein mußten, wie sie sind. Angenommen, das Evangelium wäre als religionsphilosophische Bewegung einer dünnen Oberschicht entstanden und in der stilisierten Kunstsprache des Attizismus literarisch propagiert worden, dann wäre es wohl nur eine Etappe in der Geistesgeschichte des Altertums gewesen, ein weiteres Kapitel nach dem Kapitel Philo. Daß das Evangelium ein neuer Anfang wurde

in der Geschichte der Menschheit, war nur denkbar, wenn es, auf die matten Künstlichkeiten einer absteigenden literarischen Kultur verzichtend, wie ein mächtiger Quell aus der Tiefe in ungefaßter, unendlicher, göttlicher Fülle allen Dürstenden sich anbot als das Wasser des Lebens.

Licht und Schattenseiten der sog. „Graded Lessons".

Von K. Barkau.

Auf den jetzigen Sonntagschulkonventionen ist die Hauptfrage, um die sich alles dreht, ob eine Sonntagschule das System der „Graded Lessons" benutzt. Ist dies der Fall, dann wird sie als mustergültig angesehen, gebraucht sie aber andere Lehrmittel, dann wird sie für rückständig erachtet und bedauert. Mit den „Graded Lessons," behauptet man, beginne eine neue Aera in der christlichen Erziehung; durch sie habe die christliche Belehrung den ihr zukommenden Platz als gleichwertig mit der christlichen Predigt wiedergewonnen. Durch sie allein erhielten die Kinder die ihrem Alter angemessene Nahrung, so daß durch ihre Anwendung eine Sonntagschule zweifellos die herrlichsten Ergebnisse erzielen müsse. Es sei ganz unbegreiflich, daß es noch Sonntagschulen gebe, die sie noch nicht eingeführt hätten. Da unsere Sonntagschullehrer die Distriktskonferenzen immer zahlreich besucht haben und dem Fortschritt huldigen, sind die „Graded Lessons" vor einem Jahr in unserer Sonntagschule eingeführt worden. Es sei mir gestattet, den Eindruck wiederzugeben, den sie nach einjährigem Gebrauch auf mich gemacht haben. Ich gebe meinem Referat die Ueberschrift: „Licht- und Schattenseiten der sog. Graded Lessons."

Zunächst ist sicher, daß durch die Einführung der „Graded Lessons" die ganze Unterrichtsmethode in unserer Sonntagschule total verändert worden ist. Schon die Vorbereitung auf den Unterricht ist anders geworden. Vorher versammelte sich die Lehrerschaft fast vollzählig an einem Abend jeder Woche zu einer gemeinschaftlichen Besprechung der Lektion für den nächsten Sonntag. Der Pastor oder ein Lehrer berichtete über die betreffende biblische Geschichte und gab die nötigen Fingerzeige für ihre Behandlung. Für einen jeden war die Sache interessant und lehrreich, da es sich ja um seine Lektion für den kommenden Sonntag handelte. Eine solche Vorbereitung ist jetzt nicht mehr möglich, da fast einem jeden Lehrer eine andere Lektion vorgeschrieben ist. Infolgedessen wird die wöchentliche Versammlung jetzt sehr unregelmäßig besucht, was sicherlich nicht zum Vorteil der Sonntagschule gereicht.

In der Unterrichtsstunde am Sonntag wurde alles auf die gemeinschaftliche Lektion zugeschnitten. Das Anfangsgebet nahm Bezug auf sie und die Lieder wurden demgemäß ausgewählt. Zum Schluß rich-

tete der Pastor oder der sonstige Leiter noch einige zusammenfassende Fragen über die Lektion an die einzelnen Klassen. Das ist jetzt nicht möglich. Wer könnte auch nur ein Lied finden, das z. B. den verschiedenartigen Lektionen am dritten Sonntag im Oktober paßte, wenn sich eine Klasse mit der Sonntagsheiligung beschäftigt, eine andere mit der klugen Abigail, eine dritte mit dem Sündenfall, eine vierte mit Walter Reed, eine fünfte mit der Salbung Davids, eine sechste mit Esau, eine siebente mit Andreas u. s. w. Während sonst die Unterrichtsstunde von Anfang bis zu Ende einem gemeinschaftlichen Gottesdienste glich, geht jetzt das Bestreben dahin, die Klassen möglichst bald voneinander zu trennen und sie möglichst weit auseinander zu bringen.

Auch das Ziel des Unterrichts hat sich geändert. Während vorher sein Zweck war, den Kindern durch die Lektionen eine Geschichte des Reiches Gottes zu geben, wobei freilich die Glaubens- und Sittenlehre ein wenig zu kurz kam, dreht das neue System die Sache einfach um, indem die Segnungen und Forderungen des Christentums in systematischer Ordnung die Leitung übernehmen, während die biblischen Geschichten nur zu ihrer Veranschaulichung dienen.

Dagegen bleibt die Verteilung der schulpflichtigen Kinder auf Abteilungen bestehen. Das Primary-, Junior- und Intermediate-Departement entspricht der Unter-, Mittel- und Oberstufe, wie wir sie in unsern alten Lektionsheften finden. Lehrreich ist aber, wie das System zu dieser Dreiteilung gelangt. Den Grund dafür bilden die drei Krisen mit den daraus hervorgehenden Entscheidungen, die man in dem religiösen Leben des Kindes beobachtet hat. Die erste Krisis fällt in die Zeit des Uebergangs aus der mittleren in die spätere Kindheit, also in das achte Lebensjahr. In dieser Krisis entsteht in dem Kinde das Verlangen, ein Jünger Jesu zu werden und in seiner Nachfolge zu tun, was Gott wohlgefällt. Damit schließt die Primary-Periode ab. Die zweite Entscheidung findet in der Uebergangszeit von der Kindheit zur Jugend, also im dreizehnten Jahre statt. Das Kind nimmt ganz entschieden Jesum als sein Vorbild, seinen Freund und Führer an. Bei manchen Kindern tritt schon in dieser Zeit die Bekehrung ein. Damit endet die Junior-Periode, und die Intermediate-Periode beginnt. Die dritte Krisis macht sich im sechzehnten Jahre bemerkbar. Der Knabe hat nunmehr 92 Prozent, das Mädchen 97 Prozent der Leibeslänge, der Knabe 76 Prozent, das Mädchen 90 Prozent des Körpergewichts erreicht, dementsprechend sind auch die geistigen Fähigkeiten und die religiöse Entwicklung. In dieser Zeit erfolgen die meisten Bekehrungen. In der Bekehrung, die aus Reue über die Sünde und Vrlangen nach Erlösung hervorgeht, entscheidet sich das Kind voll und ganz für Jesum und entschließt sich endgültig zum Dienst in seinem Weinberg.

Ganz neu ist aber, daß das System auch die Kinder von vier und fünf Jahren als „Beginner" in die Sonntagschule einreiht, und für

sie in ganz besonderer, man kann wohl sagen, liebevoller Weise sorgt. Das muß man ihm als ein großes Verdienst anrechnen. Für den Unterricht dieser Anfänger werden folgende Forderungen gestellt: Die Kinder sind in einem besonderen Raum, der in jeder Beziehung einen freundlichen Eindruck machen muß, getrennt von den übrigen Schülern zu unterrichten. Eine Wandtafel ist erforderlich, ein Sandtisch, wie er in der untersten Klasse der Freischule gebraucht wird, ist wünschenswert. Zu bequemen Sitzen dienen den Kindern kleine Stühlchen. Der Unterrichtskursus ist zweijährig, doch ist der zweite nicht schwieriger als der erste, so daß es gleichgültig ist, mit welchem man beginnt. Das Ziel des Unterrichts ist, die Kinder zu Gott zu führen, dadurch, daß man ihnen die Liebe des himmlischen Vaters, die Liebe Jesu und die himmlische Heimat zeigt und sie antreibt, Liebe zu Gott und den Mitmenschen zu beweisen. Der erste Kursus besteht aus sechzehn biblischen Geschichten aus dem Alten und neun aus dem Neuen Testament; im zweiten befinden sich dreizehn Geschichten aus dem Alten und neun aus dem Neuen Testament, und zwar in bunter Reihenfolge. Nur zwischen den Geschichten vor Weihnachten herrscht ein Zusammenhang. Die übrigen Lektionen sind der Naturgeschichte entnommen, sie entsprechen der betreffenden Jahreszeit, was bei ihrer Einführung zu beachten ist. Die Kurse beginnen mit dem 1. Oktober; fängt man später damit an, muß man die Lektionen wählen, die für das betreffende Vierteljahr bestimmt sind. Am Anfang eines jeden Vierteljahres erhält der Lehrer ein Textbuch, das dreizehn Geschichten und eine sehr gründliche Anleitung zu ihrer Behandlung enthält. Jedes Kind bekommt an jedem Sonntag ein zusammengefaltetes Blatt, auf dessen erster Seite sich ein schönes Bild, auf der zweiten ein Denkspruch, auf den übrigen beiden die Geschichte befindet. Dies Blatt nimmt das Kind mit nach Hause und läßt sich von der Mutter die Geschichte nochmals erzählen und erklären. Um diese Mitwirkung der Mutter zu erreichen, muß der Lehrer sie zur Teilnahme an dem Sonntagschulunterricht einladen oder sie zu Hause aufsuchen und sie zur Erfüllung dieser ihrer Pflicht bestimmen. Die Geschichten sind dem Verständnis der kleinen Kinder angemessen, die Anleitung für den Lehrer ist klar und deutlich, so daß sie mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit angewandt, sicher guten Erfolg bringen wird. Für die kleinen Anfänger ist das neue System sehr zu empfehlen, wenigstens in Sonntagschulen, in denen in der Landessprache unterrichtet wird.

Wenn die Kinder den zweijährigen Anfangskursus beendet haben, werden sie in die Primary-Abteilung versetzt. Die Lehrer werden aber nicht mitversetzt; sie erteilen denselben Unterricht weiter und erhalten die Schüler der nächstniedrigen Klasse. Das ist eine Vorschrift, die für alle Lehrer gilt. Die Primary-Abteilung besteht aus drei aufsteigenden Klassen. Ihr Ziel ist, den Kindern Gottes Macht, Liebe und

Fürsorge zu zeigen und Vertrauen und Gehorsam gegen ihn zu erwecken. Die Geschichten des ersten Jahres, von denen die meisten schon in dem Anfangskursus behandelt sind, stammen der großen Mehrzahl nach aus der Bibel, und zwar aus dem Alten Testament. Einige Lektionen über das liebevolle Walten Gottes in der Natur, über Temperenz und Mission tragen wenigstens biblischen Charakter. Die Geschichten sind nicht chronologisch geordnet. Das zweite Jahr bringt mehrere Gruppen von zusammenhängenden Geschichten aus dem Leben Jesu, aus der Apostelgeschichte, aus der Heidenmission, aus der Geschichte Israels und schließlich eine Empfehlung der Temperenz. Der Lehrstoff des dritten Jahres ist dem des Vorjahres sehr ähnlich; jedoch wird zur Vorbereitung der ersten Krisis den Kindern die Person des Heilandes vor die Augen gestellt. Die Unterichtsmittel sind dieselben wie in der „Beginner"-Klasse. Die auf ihren Blättern befindlichen Sprüche und Liederverse müssen die Kinder auswendig lernen, wenn sie versetzt werden wollen. Um in die nächstfolgende Junior-Abteilung zu gelangen, müssen sie aufsagen können: Das Unservater, den 23. Psalm, je ein Lied über Weihnachten, Ostern, Mission und Temperenz, ein Morgen-, Abend- und Tischgebet, die Geschichte der Geburt Jesu, Luk. 2, 8—20, die Auferstehungsgeschichte Mark. 16, 1—8.

Die Juniorstufe umfaßt vier Jahre. Ihr Zweck ist, dem Kinde zu helfen, daß es ein Täter des Wortes Gottes werde und es zu treuer Liebe zum Heiland zu führen. Dazu ist die Aufgabe des ersten Jahres, in dem Kinde Liebe zur Bibel zu erwecken und es zur Wahl und zum Tun des Guten zu bestimmen. Zur Erreichung dieses Ziels werden die alttestamentlichen Geschichten bei Moses Tod betrachtet und einige Parabeln Jesu erklärt. Das zweite Jahr zeigt christliches Heldentum, wie es in Jesu und seinen Nachfolgern zu finden ist. Den Anfang machen einige hervorragende christliche Personen aus der Missions- und Kulturgeschichte. Es folgt ein Lebensbild Jesu, als des größten Helden, dann Erzählungen aus dem Leben des Petrus, Paulus und anderer. Den Schluß bilden einige englische Missionare. Im dritten Jahre soll in den Kindern das Gefühl der Verantwortlichkeit für ihr Tun vertieft und Liebe zum Guten und Haß gegen das Böse in ihnen geweckt werden. Dazu wird die Geschichte des alten Bundes, die im ersten Jahre begonnen wurde, fortgesetzt und zu Ende geführt. Das vierte Jahr dient zur Vorbereitung auf die zweite Krisis im religiösen Leben der Kinder. Damit sie sich entschließen, den Heiland als ihr Vorbild, ihren Freund und Führer anzunehmen, wird ihnen sein Leben in seiner ganzen Schönheit und Herrlichkeit nach dem Evangelium des Markus vorgeführt. Die Schüler erhalten vierteljährlich ein Buch, das aber nicht die zu behandelnden biblischen Geschichten selbst enthält, sondern nur angibt, in welchen Kapiteln und Versen der Bibel sie zu finden sind. Die Verse werden dann auf die

einzelnen Wochentage verteilt, und es wird den Kindern aufgegeben, an jedem Tage die für ihn bestimmten Verse in der Bibel aufzusuchen und nachzulesen. Ferner ist dem Buche noch ein Bogen mit Bildern zu den einzelnen Lektionen beigegeben. Diese Bilder müssen eins nach dem andern abgeschnitten und neben der betreffenden Lektion eingeklebt werden. Auf dieses Einkleben wird das größte Gewicht gelegt, da die Kinder dadurch an Genauigkeit und Sauberkeit gewöhnt und zum Gehorsam und zur Gewissenhaftigkeit erzogen würden. Nachlässige Schüler sollen durch Belobungen und Belohnungen dazu bestimmt werden, diese Arbeit regelmäßig und ordentlich auszuführen. Die Bücher gehen in den Besitz der Kinder über. Durch Ehrenrollen, Klassenfahnen und gemeinschaftliche Ausflüge soll bei den Kindern das Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt werden.

Im Alter von ungefähr zwölf Jahren treten die Kinder in die Intermediate-Abteilung ein. Daß sämtliche Kinder bei ihrer Versetzung ein möglichst künstlerisch ausgeführtes Zeugnis erhalten, ist selbstverständlich. Auch die Intermediate-Abteilung besteht aus vier Klassen. Ihr Ziel ist, die Kinder zur Erkenntnis der Pflichten und der Verantwortlichkeit eines christlichen Lebens zu führen, christliche Sitte und Gewohnheit in ihnen zu schaffen und sie zu christlichem Dienst fertig zu machen. Dies Ziel soll erreicht werden durch die Betrachtung der Lebensbilder der leitenden Persönlichkeiten des Alten und des Neuen Bundes, sowie der älteren und neueren Kirchengeschichte. Das erste Jahr bringt die Biographieen der bedeutendsten Personen im Alten Testament und einiger amerikanischer Kirchenmänner und Temperenz-Apostel. Das zweite führt Gestalten aus dem Neuen Testament vor, ferner Glaubenshelden aus der Geschichte der christlichen Kirche, darunter befinden sich als die einzigen aus Deutschland Luther und Zinzendorf. Den Schluß bilden einige Beispiele treuer Freundschaft aus der Bibel. Im dritten Jahr wird zur Vorbereitung auf die zu erwartenden Bekehrungen ein Lebensbild Jesu, als des Idealmenschen, gegeben. Das letzte Vierteljahr bringt die Lebensgeschichte von David Livingstone. Die Bücher für die Kinder enthalten die Lebensbilder in klarer und ansprechender Form. Gute Karten und Bilder sind beigegeben. Im vierten Jahr endlich sollen die Kinder, deren Bekehrung vorausgesetzt wird, im christlichen Leben gestärkt und angeleitet werden, auch anderen zu wahrem Christentum zu verhelfen. Die Themata dieses Jahres sind: Das Wesen des Christentums, seine Probleme, der Christ und die Kirche, das Wort Gottes im christlichen Leben. Außerdem werden Fragen gestellt, zu denen die Kinder die Antwort in ihr Buch schreiben sollen. Auch die Kinder der niederen Stufen werden angehalten, ihre Gedanken über die Lektionen in sog. Notenbücher niederzuschreiben. Weiter reicht meine Kenntnis des Systems nicht. In den Uebersichten über das-

selbe werden als fernere Unterrichtsgegenstände angegeben für das 17. Jahr: Die Welt als christliches Arbeitfeld, für das 18.: Geschichte und Literatur des hebräischen Volkes, für das 19.: Geschichte des neutestamentlichen Zeitalters, für das 20.: Die Bibel und das soziale Leben.

Sich über die Stellung des Systems zu der christlichen Glaubenslehre ein Urteil zu bilden, ist schwer, da sich an der Bearbeitung der Lektionen verschiedene Personen weiblichen und männlichen Geschlechts beteiligt haben, die zwar im wesentlichen eines Sinnes und Geistes sind, aber in Einzelheiten voneinander abweichen. Doch darf sicher behauptet werden, daß das erste Hauptstück und der erste Artikel unsers christlichen Glaubens in den Lektionen sehr reichlich und sehr richtig behandelt werden. Es scheint fast so, als ob in dem ganzen System das Hauptgewicht auf das Gesetz gelegt wird, während das Evangelium mehr zurücktritt. Ueber den zweiten Artikel herrscht infolge der Verschiedenheit der Mitarbeiter keine recht Klarheit und Sicherheit. Zwar, daß Jesus der Sohn Gottes ist, wird nirgends bezweifelt; aber über die Ursache, die Notwendigkeit und den Zweck seines Erlösungswerks finden sich verschiedene Meinungen. In dem „Teach. Text Book" für Prim. I, S. 133 heißt es: Manchmal waren die Menschen sehr fleißig und sehr glücklich, denn sie dachten an Gott und liebten und unterstützten sich einander; manchmal vergaßen sie ihn aber und taten nichts, ihm zu gefallen. Zuletzt sprach Gott: „Ich will meinen Sohn senden, der soll ihnen sagen, daß sie mir gehorchen müssen, und soll ihnen zeigen, wie sie leben und lieben müssen." Das ist entschieden nicht richtig. Dazu war das Erscheinen Jesu nicht nötig. Den Willen Gottes kannten die Menschen aus dem Gesetz. Verdächtig sind auch Aeußerungen wie: „Der Tod Jesu war die Krone und Vollendung seines Lebens," und: „Von der Stunde des Todes Jesu an begann die Welt Gott zu verstehen."" Wenn anderseits an manchen Stellen auch von dem Opfertod Jesu die Rede ist, wird man nirgends die Wahrheit finden, daß die Menschen infolge des Sündenfalls unter dem Zorn Gottes standen, und daß Jesus für uns den Zorn Gottes tragen mußte. Gegen die Auffassung und Behandlung des dritten Artikels und des dritten Hauptstücks dürfte nichts Wesentliches einzuwenden sein, höchstens könnte bemerkt werden, daß dem Glauben nicht die zentrale Bedeutung gegeben wird, die ihm nach evangelischer Auffassung zukommt, und daß der Hauptnachdruck auf die guten Werke gelegt wird. Dagegen stimmen die Aeußerungen über die Sakramente nicht mit unserm Katechismus überein. Nach dem System besteht die Bedeutung der Taufe darin, daß der Täufling durch sie seinen Glauben an Jesum öffentlich bekennt und die Pflichten übernimmt, die einem Glied der christlichen Kirche auferlegt sind. Sie sollte deshalb nur an Erwachsenen vollzogen werden. Es

liege nicht in dem Wesen der Taufe, ein neues Leben zu schaffen und Vergebung der Sünden zu bewirken, aber es sei möglich, daß ein Erwachsener, wenn er bei der Taufe Vergebung der Sünden suche, sie durch Jesum finden könne und so ein neues Leben beginne. Die Kindertaufe könne daher nichts Weiteres bedeuten, als die Aufnahme in die christliche Kirche („Teach. Text B.," XI, S. 41, ff.). Das heilige Abendmahl soll nur eine symbolische Handlung sein, durch die die Kraft versinnbildlicht werde, die der Christ von Jesu erhalte, ein Gedächtnismahl, das den Christen an seine Pflichten gegen Gott erinnere, eine soziale Handlung, die den Kommunikanten an seine Verpflichtungen gegen seine Mitmenschen mahne (S. 149 ebenda). Von einer sonstigen Wirkung des heiligen Abendmahls auf die Seele ist nirgends die Rede.

Trotz dieser Mängel ist das gradierte System zur Zeit das Beste, was für den Unterricht in der Sonntagschule vorhanden ist. Seine Einführung, wenn auch hoffentlich nur noch für kurze Zeit, ist jeder Sonntagschule zu empfehlen, die einer neuen Anregung bedarf und die Kosten nicht zu scheuen braucht. Letztere sind allerdings recht bedeutend. Wir haben in unserer Sonntagschule ungefähr 130 Kinder, die die gradierten Lektionen gebrauchen, und die Kosten für diese während des ersten Jahres belaufen sich auf etwas mehr als hundert Dollars. Dabei haben wir noch auf die zu den Lektionen gehörenden großen Bilder der hohen Kosten wegen verzichtet. In den nächsten Jahren werden die Kosten auch nur um ein Geringes abnehmen. Auf den Konventionen wird manchmal behauptet, daß bei der ersten Einführung des Systems die Kosten zwar höher seien, als die für die bisherigen Lehrmittel, daß sie aber bei längerem Gebrauch sich niedriger stellten, weil die Lektionshefte immer wieder gebraucht werden könnten. Das ist aber nicht ganz richtig und trifft höchstens bei den Heften für die Lehrer zu. Die Schülerhefte für die Anfänger und für die Primary- und Junior-Abteilung werden Eigentum der Schüler, und die Bücher für das vierte Jahr der Intermediate-Stufe werden durch einmaligen Gebrauch wertlos. Es können also nur die Schülerbücher für die drei ersten Jahre der letzteren mehrmals gebraucht werden.

Es ist sehr zu wünschen, daß sich unsere Synode der Sache annimmt und unter Anlehnung an das gradierte System Lehrmittel für die Sonntagschule herausgibt, die mit der evangelischen Glaubenslehre übereinstimmen, von evangelischem Sinn und Geist erfüllt sind und die Sonntagschulkassen nicht übermäßig belasten.

Jedoch darf niemand denken, daß schon allein durch die Einführung der gradierten Lektionen eine Besserung in dem Unterricht der Kinder herbeigeführt wird. Das meiste kommt auf die Person des Lehrers an. Wenn er zu seiner Vorbereitung die Lektion für den

nächsten Sonntag nur einmal flüchtig durchliest und sich dann beim Unterricht darauf beschränkt, sie zu erzählen und abzufragen, wird das System weder ihm noch seinen Kindern nützen. Nur wenn er durch fleißiges Studium des Lehrerheftes die in der Lektion enthaltenen Wahrheiten und Forderungen erkennt, sie während der Woche in seinem Herzen bewegt und sie dann am Sonntag, getrieben von der Liebe zum Heiland, den Kindern so dringend als möglich an das Herz legt, nur dann wird von den Lektionen ein Segen ausgehen für ihn selbst und die ihm anvertrauten Kinderseelen.

Christian Nurture.

BY J. U. SCHNEIDER, PH D.

Christian nurture is sometimes confounded with religious instruction. It means more than instruction in religion. Instruction is only a part of the process of Christian nurture. It is more than the formal teaching of the Bible and religious dogma. The memorizing of scripture passages and of the catechism is one of the means by which a Christian education may be attained, which offers the nourishment for the orderly development of lives into the fulness of their powers. Religious nurture, however, means the kind of directed development which regards the one who is developed as a religious person. It seeks to develop that one to fulness of religious powers and personality. Material of religious inspiration is used to that end. Religious nurture seeks to direct a religious process of growth. This characterizes the work of every educator who looks on the child as a spiritual nature, a religious person. The aim is to train the spiritual person to fulness of living in a society essentially spiritual. *Christian* nurture, therefore, in distinction to *religious* nurture in general, means to bring the child up to the measure of the stature of the fulness of Christ. This is a continual process. Normal persons never stop growing. Just as normal children grow all the time in their bodies, so do adults and all others grow all the time in mind and will powers of the higher life whenever they live normally.

By what means can this process of spiritual growth be nourished best so as to facilitate the development of Christian life? That is the question to which we shall give attention at this time.

In approaching this question we must begin with the consideration of the institution in which the child starts on his career as a human being. The starting point is the family.

The family is the most important religious institution in the life of today. It ranks in influence above the church. It has al-

ways held this place. Even among primitive peoples, where family life was an uncertain quantity, the relations of parents, or of one of the parents to the children afforded the opportunity most frequently used for their instruction in tribal religious ideals and customs. The higher the type of family life, the more fully does it discharge its functions in the education of the child. The highest type in the pre-Christian dispensation is found in the Hebrew conception of family life. It developed toward the Christian ideal. It gave especial attention to the training of the offspring. The Hebrew father was commanded to be the teacher of his children. "These words, which I command thee this day, shall be upon thy heart, and thou shalt teach them diligently unto thy children, and shalt talk of them when thou sittest in thy house and when thou walkest by the way, and when thou liest down, and when thou risest up." Deut. 6: 6-7.

Obedience to this injunction, no doubt, more than anything else, has been the means of retaining that unique moral and religious character which distinguished the Hebrew, wherever found, from any other people on the face of the earth. In obedience to this command, the Hebrew father was ever diligent to teach his children the way of the Lord. He loved to linger over the pages of his nation's history and to dwell upon the memorable deeds of its heroes. He availed himself of every opportunity to talk to his children of the law of God and His wonderful dealings with Israel. When he sat in his house or walked by the way, when he lay down to rest or when he arose to labor, the one inexhaustible theme always was the Law of God and the wondrous ways of Jehovah. Thus the religious impressions were indelibly stamped upon the young mind and heart.

In the New Dispensation, where Calvary is substituted for Sinai and the Gospel of Grace is proclaimed for the redemption of them that are under the law that they might receive the adoption of sons, childhood is invested with a new meaning, and the instruction of children in the way of salvation gains a new and sacred significance. The obligation is now a Christian task. Christian nurture must begin at the earliest stage of the child's life, and the church should not fail to take official note of this fact. This obligation of the church is assumed by all denominations that observe infant baptism; and those that do not approve of infant baptism have in many instances adopted some form of consecration service for infants. In some Baptist churches infant baptism is upheld. We quote T. Harwood Pattison on this subject:

"The early Jewish rites brought each child in the theocracy into close relations to the priest. The churches which observe in-

fant baptism give, perhaps, an advantage of the same kind to their minister. It may be viewed as a sacrament, or it may be looked at only as a simple form of dedication, but in any case the pastor, by virtue of this baptismal service, comes into sympathetic connection with the child. He has some ground for appeal, altho in most cases the ground may not be taken with any pretense of sacerdotal authority."

"The writer is strongly disposed to believe that a consecration service for infants should be encouraged among us, with the assent of parents, and not so much as a duty but as a privilege. There seems to be authority for it in the practice of some Baptist churches: for instance, the First Baptist Church, Hartford, Conn.; Dr. John Clifford's, London; and Emmanuel Baptist Church, New York City, Samuel Alman, pastor, 1890. In one church in New York the pastor for many years of his ministry has urged it as a duty upon Christian parents to bring their children as soon as possible to the house of God and there publicly consecrate and name them with prayer and thanksgiving. To every family whose child is thus dedicated, is given a certificate of consecration, and the pastor testifies that many blessings have followed this religious ceremony. Among the announcements made in the weekly Bulletin of the Westbourne Park Baptist Church, London, of which Dr. John Clifford is the minister, I find the following: The next baptism will take place on Wednesday evening, January 19th, and the next dedication service of children to God our Father will be held on Sunday morning, January 23rd."

We of the Evangelical Synod who adhere to infant baptism and the rite of confirmation must emphasize the duty which parents assume in the baptismal vow. Parents must be held to teach their children the blessed truths of the Gospel, and to watch over the education of their children that they be not led astray; to direct their youthful minds to the Holy Scriptures and their feet to the sanctuary; to restrain them from evil associates and habits, and, as much as in them lieth, to bring them up in the nurture and admonition of the Lord.

The family altar is indispensable to Christian nurture. Family worship is necessary for the sake of the ideal unity of the family life. It is the means by which the daily nourishment is offered for the spiritual growth of the child. Family worship following the morning meal, or, occasionally the evening meal when the father, or the mother in his absence, reads a portion of Scripture and offers prayer—grace at meals and young children repeating their prayers at the mother's knee or the bedside on retiring—has afforded to many the largest part of their conscious and formal re-

ligious education. It is, indeed, hard to see how parents can comply with the baptismal vow, or do their part well toward the children they have consecrated to God, without some form of daily family worship in the home, a worship in which every child can participate. Family worship is a subject of such vast importance that the pastor dare not be derelict in pointing out to parents the necessity of the family altar in order to foster Christian nurture in the home.

From the family the child must be ushered into the church, if Christian nurture is to proceed beyond the confines of the family. The church is next of kin to the family. This brings us to the Sunday school as the door by which the child is to find his entry into the church. It will be sufficient to repeat, that it is the business of the Sunday school to teach the Word of God, keeping a three-fold purpose in view:

1. The Winning of Souls.
2. The Building of Character.
3. The Training for Service.

Dr. John H. Vincent's definition of a Sunday school seems acceptable: "The Sunday school is a department of the church of Christ, in which the word of Christ is taught, for the purpose of bringing souls to Christ and of building up souls in Christ." The definition contains the three cardinal factors: *Instruction—Guidance* and *Nurture*.

We are dealing with Christian Nurture, and must lay the emphasis on *Nurture* in the Sunday school. Biblical knowledge is desirable, the desirable end is to bring the child to the state of mind in which he may feel deeply the attractiveness of the saintly characters of the Bible, and above all, be won by the love and saving grace of Jesus, so as to be led to say within himself, "I want to be like Him."

The child's name should be written on the Cradle Roll in earliest infancy. The Beginner's or Kindergarten Department (4-5) should be given over to stories, songs, handwork, all embraced in a complete service, all centering around a religious theme, comprehensible to the child, and leading to a harmonious and helpful life with his play-fellows and those who make up his social environment.

In the Primary Department (6-8 years) religious impressions may be made thru interpretation of nature, stories of life, song, prayer, simple scripture texts, and handwork.

In the Junior or Secondary Division, three years should be given to selected stories of the old and the new Testament (9-10-11 years), one year on the Life of Jesus—a constructive story of Jesus,

from the standpoint of the hero (12 years); one year on the Heroes of Israel (13 years); one year on the Gospel of Mark (14 years). That brings the child to the age when he should receive special instruction by the pastor for confirmation. Up to this time the pastor has had very little to do with the child in the matter of religious instruction. At best, he has supervised the instruction, or given his aid in training teachers for the Sunday school, or taught a class of men, but the child was in the hands of teachers, many of whom were incompetent, and those esteemed competent can, with very few exceptions, be arranged into one of two classes of teachers: they either instruct at the expense of nurture, or they nurture—moralize—without first having imported the knowledge that makes moralizing reasonable. This weakness in our educational system can, however, be rendered less harmful, if the teachers remain in their grades while the pupil advances to the next grade, where he comes under the sway of a teacher as good, or better, or worse than the one he had in the grade from which he was promoted. In any event it is reasonable to assume that the pupil, by the time he has reached the age of 14 years, has attained a fair knowledge of the more important biblical facts and some ideas relative to the doctrines of the church. It should now be the task of the pastor to supplement the instruction with the supreme aim of developing Christian life.

Up to this time the child has had approximately one hour in religious instruction per week—52 hours per year. We are told that the Catholic church provides for 480 hours for religious instruction of children per year; the Jews provide 180 and and most Protestant churches 52 hours per year. What is to become of Protestantism at that rate? Do we say too much, if we maintain that a pastor is woefully direlect in his duties, if he does not devote some of his time to the instruction of children in addition to what he does in the Sunday school?

Under no circumstances should less than 100 hours for the religious instruction of children be given on week days by the aid of the catechism, in addition to the instruction given in the Sunday school, making in all, approximately 150 hours of religious instruction given to children per year.

We are aware of what is said about the "New England Primer." The closing verse of the "Dialog between Christ, Youth and the Devil", with which the primer concludes, is sufficient to arouse some doubt as to its desirability as a book intended for Christian nurture. Death, the last speaker, says:

"Youth, I am come to fetch thy breath,
And carry thee to the shades of death.

> No pity on thee can I show,
> Thou hast thy God offended so.
> Thy soul and body I'll divide,
> Thy body in the grave I'll hide,
> And thy dear soul in hell must lie
> With devils in eternity."

It is not a difficult task to find something better than this for children to memorize. But that is not a fair sample of the modern catechism, "tho the entirely satisfactory catechism is yet an unfulfilled prophesy."

It seems reasonable, however, to assume that a natural and healthful growth in the religious life of young people can be cultivated by the aid of the catechism. But it is not everybody's business to catechise. Lord Bacon said, "A boy can preach, but a man only can catechise." No less a man than Robert Raikes used the catechism in his school. One of the chief dangers in the use of the catechism is to be sought in the unscrupulous catechist who does not know how to catechise and is content to have children repeat definitions and formulas which are utterly beyond the capacity of the child. If the questions and answers are not brought into some phase of reality to the child, incalculable harm will be done. But if the study of the Ten Commandments, the Apostolic Creed, the Sacraments of Baptism and the Lord's Supper is wisely conducted and the meaning of prayer—the necessity and privilege of leading a prayer life—is impressed upon the child's mind so as to produce a healthful growth in his religious life, the pastor may rejoice and thank God for blessing the efforts of His servant so abundantly.

It may not be amiss to bring this paper to a close with a quotation from T. Harwood Pattison: "To promote a healthful growth —a child's faith for the child, a boy's for the boy, a young man's for the young man—will be the aim of the pastor. It may be easier for him to let the usual superficial and unreal methods remain undisturbed, just as it may be easier to preach moral essays or to discuss sociological problems or to analyze the poets in his sermons rather than Sunday after Sunday to preach the truths which are able to make men wise unto salvation. But if the preacher is a good minister of Jesus Christ, he will not let his preaching and his pastoral work run on in easy grooves and then every two or three years, calling on his people to confess their unfaithfulness, and get up a revival, send for an evangelist and expect him to do with his poor dynamite what the minister himself should have been doing all the time with the divine power of Christian nurture and with the divine provision of faithful preaching."

Sermon Outlines for the Lenten Season.

By H. Kamphausen

I. The WHY of Christ's Suffering.

Text: Luke 18: 31-34, " . . . All things written concerning the son of man shall be accomplished . . ."

The cross of Christ is the problem of the ages. To the Jews it was a stumbling block, to the Greeks foolishness. It is both today to many. They say it would be immoral that the innocent should suffer for the guilty; or, is God such a tyrant that only blood can satisfy His anger? The best answer is to be sought in the Word. Here, in this passage, He shows there was an *inevitable "must" about His sufferings.*

Three reasons may be found for it in this saying:

1. Because of the sin of the world,
2. Because of the will of God,
3. Because of the obedience of the Son.

1. We all know that man's sin made the coming of the Saviour necessary. Christ very often pronounced it to be His mission to conquer sin, "to destroy the works of the devil." Especially is the connection of His sufferings and death with sin very close. It is as plain as day that sin *caused* it. All thru His life there had been opposition and enmity from many. John tells us that the reason for this was simply that the darkness hated the light. This hostility grew more bitter from year to year. He compelled men to either become better or worse. It was impossible to maintain a "happy medium" or be neutral.

And because He was so great, so impressive, so powerful, His influence became nation wide. It was no individual matter alone, but a national to say what they thought of the Christ. So we see it was the sin of the people that caused Him to die: the leaders had determined He should die: the highest court had so decided; the people as a whole rejected Him. All classes had a part in it. Even the Gentiles shared in the responsibility: Pontius Pilate had Him crucified. It was the sin of the world.

2. The scriptures very plainly and frequently tell us that Christ was indeed killed by the wickedness of men but, at the same time, that it happened according to the foreknowledge and counsel of God. It is to be expected that, if even a sparrow does not fall without God's will, the death of His Son can only be traced back to the deep counsels of His Father. God had revealed it as His will in the *scriptures.* It is true the Jews did not find the death of the Messiah there. Even the disciples, at the end of His teachings, did not understand the clear words about His suffering. Yet Jesus

found it there. Perhaps not only in definite and particular passages, but in the institutions and ordinances of the Old Testament service. In Luke 24 he quoted *Moses* and *all the prophets* as testifying to His sufferings. He found types of the sufferings of the righteous thruout the Old Testament. He applied to himself the chapter of the suffering servant in Isaiah 53.

He was very clear—or became clear—as to the fact that the father was to lay the cross on Him, cf. John 1, "the lamb of God"; His parables about the murderous servants; Gethsemane, "thy will be done."

3. If it was the Father's will, then it would be meat to Him to do it. "Thy law is in my heart" explained Christ's attitude everywhere. That love of God and love of man are one and the same thing, no one has ever so manifested as Christ. He did God's will as a teacher and revealer; He did it as an example and character. It made Him strong in temptations, unyielding to popular clamor, brave of heart before the mighty, and, at the same time, untiring in His ministry, loyal to His disciples, compassionate to the sinner, ready to help the needy.

But He felt that the greatest test of His obedience was to come last. He has given us hints why it was necessary for Him to die: He had to give His life as a ransom for many; redemption was only possible thru His death. Not because the Father is blood-thirsty. The Father himself sent and gave the Son, but because the cross showed the wickedness of sin as nothing else can; because it showed the love of God as nothing else, and the grace of Christ; because it maintained the principle that where there is sin there must be punishment, but that the sin of man is borne and removed by Him. Since the father raised Him from the dead, there can be no doubt about the sacrifice being accepted, and life and righteousness available for all.

II. Jesus in the "Upper Room" on the Hereafter.

TEXT: John 14: 1-3. "In my father's house are many mansions. . ."

Jesus' "farewell discourses" in the "upper room" (Mark 14: 15, and Luke 22: 12) at Jerusalem were addressed to His disciples, while His discourses on "the last things" (Matt. 24-25) had a general audience. They are remarkable for several things: foot-washing; institution of the Lord's Supper; promise of the "Comforter"; and His mental serenity contrasted with Gethsemane. His soul was in repose because He did not fear death: dying to Him is "going to the father." He seeks to inspire His disciples with the same unperturbed confidence as to death and the hereafter. Especially so in this word.

Jesus robs the Hereafter of its terrors for His believers.

1. He calls it the "father's house",
2. He goes to prepare places there for them,
3. He comes at His own time (and in His own mode) to receive them into it.

1. Death and the hereafter are to the heathen a land of darkness where the departed lead a ghostlike existence ("rather a beggar on earth than a prince among the shadows", Schiller in Homer). In the Old Testament it is not much better: a world of silence, Ps. 115: 17; see also psalm 88: 10-12; 143: 3 etc. At times it is lit up as by a flash, Job 19. In the later prophets there is more light; but it remained for Jesus to remove the veil.

Strange that He never tried to prove an existence after death; but no more strange than that He never attempted to prove the existnce of God. He speaks as one coming from the Father; He lives always as in His presence; His will is the law of His life; His love the joy and strength of His being. This more convincing than arguments could have been. They saw the actual force of such faith in His life and character, so there was no room for doubt.

It is my Father's house: this the greatest and most cheering word ever spoken about the hereafter. Many questions indeed that crowd to our lips are not answered: about the intermediate state; or about growth of character in heaven; about children dying; recognition after death, etc. Enough: it is where my Father is. But at once comes the suggestion that His Father's house is for others also. "Many mansions" require many occupants. The family of God to be gathered there; different in history, race, gifts, personality. But the diversity not to preclude harmony, or equality of access as of bliss. No doubt life there will be grander, richer, more satisfying to the demands of intellect, feeling and will than we can ever imagine.

2. He goes to prepare the place. To die and to go to the Father's house is not the same thing. How often we hear people talk like that, even in case of an unbeliever: "he is at rest now; his sufferings are over"; the same ritual read over all; the "mantle of charity" thrown over their shortcomings etc. Not so Jesus. "No one can come to the Father but by me." "He that believeth not, is condemned." See also Matt. 25, the judgment scene.

He goes now to prepare . . . This has especial reference to His death. See Hebrews about Jesus the true high-priest, ch. 4, and His sacrifice, ch. 9, the one offering by which He has perfected them that are sanctified, 10: 14. Or see all apostles and their teaching as to the blood (death) of Christ and its relation to our cleansing, justifying, reconciling to God. There is unanimity that only in

the name of Jesus we can approach Him here; that only if we live in Him, dying will be gain. Only those whose robes have been washed can appear before the throne. We are not to judge anyone, but we are to proclaim that no one may be saved but by name of Jesus.

3. He will come again. That has no reference to the 2nd advent. It has individual application. He determines the time of our going: early or late; often we call a death premature, so might His own have been called. Children cut off in the bud raise a problem. We cannot solve it: they have been removed to a higher sphere, where there will be development. Often very old pople live on, apparently uselessly, the young, the bread-winner, the indispensable ones are taken. "Why doest thou thus?" Wait until the day breaks that shall make it all manifest.

The mode: some die on their beds, full of years, they fall asleep. Others after long and painful sufferings; some even as martyrs. Some die by accident; some unconscious; some glorifying their God; some not even knowing that they are dying. Leave it to Him. Only live in Him, a life of personal faith and consistent discipleship. Then death loses its terrifying aspects, and Christ will fulfill His promises. I shall be with you *always.*

III. Gethsemane.

Text: Matt 26: 39. "Father if it be possible—but as thou wilt."

Of all scenes of the Lord's sufferings—from the "upper room" to the cross, from Judas' betrayal to the people's rejection of Him, from the Jewish Council to the governor's palace—there is next to the crucifixion nothing so impressive as the agony of Gethsemane. As we come upon Him there, we feel, if nowhere else, here is the place to draw off one's shoes, for it is holy ground.

Gethsemane is so *impressive*

1. Because there He is so very human,
2. Because He is also so much more than human,
3. It assures His own of also conquering what is only human.

The Lord's full humanity is beyond question at any time: His normal growth, Luke 2: 52; His hunger and thirst; His fatigue, Luke 4; His limited knowledge, Matt. 24: 36; His sorrow, John 11: 35; His tears, Luke 19: 41. Hebrews tells us that He even learned obedience when, and thru, suffering; that in this way He rose to perfection of character. But we do never become so conscious of it as here: his repeated prayers, his sorrow, agony unto death, His cries and tears, Heb. 5: 7; the need of strength that yearns for even human sympathy; the coming of the angel.

Only once before He has a similar experience. It is John only

who speaks of it, 12: 27; and since he only has not the story of Gethsemane, it is possible that he has preserved this word in place of it (cf. his account of Jesus' speech on the bread of life, so plainly bearing on the Lord's Supper, which itself is ignored by John).

Gethsemane is impressive because we see one so great can be so weak; so full of consolation for others can need it so much himself; so well informed on the will of God can have His mind obscured momentarily. It allows us to look deeply into the heart of Christ, into the mystery of His suffering; the greatness of the sacrifice; and the strange combinations of light and darkness in our own natures.

2. But Jesus conquers where we are defeated. If He is very much like us here, He is also very unlike. It seemed to cost Him His life to drink the cup—and yet He did drink it. What was it that made it so bitter? The denial of Peter; the falseness of the traitor; the disloyalty of His people; the wickedness of the leaders; the ignominy; the cruelty; the bodily suffering; the hardening of Israel's heart; their sad fate. All this was an overwhelming burden. And it would be strange if the "Son of man" had not felt and dreaded it. It is true, martyrs have faced similar trials and undergone them with shouts of triumph. But this was on account of the spirit of Jesus being with them and His victory inspiring them.

Yet the bitterest dregs in the cup must have been the soul suffering: His taking upon Himself human sin; becoming a curse for us; His being forsaken of God.

He conquered thru *prayer*. He could wield this weapon so well then because He had used it all His life. Men pray when in trouble, He prayed always. He had come to handle prayer like one who is a master thru long practice.

His first prayer was not answered as worded. Here speak of prayers, well-meant but not in accord with God's plan; of prayer for deliverance before tribulation has done its work.

All His prayers were regulated by the supreme principle: "thy will be done." Speak about earnest, fervent, believing, efficacious prayer.

3. Christ victorious makes others so. Even as He did not have to become a man except to teach us to live as true men, so did He agonize for our sake. Not that we only are to do like Him; that He is only our example. He is the one who achieves victory, and, by becoming His, His victory becomes ours. We understand our own afflictions better in the light of His. We can believe better now that the Father's will is best, even if it does not seem so, because of what His submission to it has taught us. He drank the

cup not that we might escape drinking it, but that it might not have the poison of despair in it.

With our eyes on Christ in Gethsemane we cannot trifle with sin; we realize the Saviour's utter loyalty to His cause; we know that the Father's will has been fully done, and that the Father's heart is unreservedly open to us.

IV. Sorrow and what it did to two different men.

TEXT: 2 Cor. 7: 10. *For godly sorrow* . . . but the sorrow of the world . . ." cf. also Matt. 26: 15. And Peter remembered. . and went out and wept bitterly;" and Matt. 27: 3-5. And Judas repented himself . . . and went and hanged himself."

The world is in sorrow as never before, and has been for more than 7 years. There has always been sorrow, but this is a sorrow engulfing millions. Real sorrow, not imaginary. Sorrow over the slain and starved, sorrow too deep for comfort, sorrow leading to despair. Nations are threatened with extinction, the rich have been turned into beggars. Ignorance in places of command, hatred invested with the power of oppression. Justice trampled upon with ruthless insolence—and no redress. Is there no retributive providence any more? Has the God of righteousness abdicated? Should he chastise a continent with the rod of the tyrant and have no purpose of beneficent discipline?

To the believer He has. To him He is chastening nations to lead nations on to the better way. There may never have been a case of nations turning to God as a whole, but that seems to be the divine plan. Only the element of the free human agent enters in: sorrow may had to life, and may had to death. See it in Peter and in Judas.

Sorrow and what it does in different men.

1. Godly sorrow leads to repentance,
2. The sorrow of the world to dispair.

1. The greatest sorrow is the one caused by our own sin. Sorrow inflicted by others has in it no self-accusation, except in a remote sense. But the crosses carved by ourselves are heaviest to bear. Peter's sin had *no excuse*. We all like to find excuses; temperament, bad society, hereditary tendencies, evil environment, great temptations, ignorance etc. He had been specially warned. The Saviour's clearest words had been spoken when it was still time. How Peter might have cursed his own unpardonable folly.

He had *every reason* to *keep him from* sinning. He was the head of the apostolic circle, its mouthpiece. His own past was enough to protect him. He had promised so much. He had loved

Jesus so ardently. His example had been such a potent influence. The *moment* was *especially sacred* and apt to keep him safe.

They came from the "upper room." Remember the happenings of that night: Jesus' love, humility, sublime condescension, special word to Peter; the institutions of the supper; his great prayer (John 17).

The *danger* seemed *so small.* Especially the first two times. The occasion seemed so naturally to call out all of manliness and heroism in him.

And yet he fell! It seemed enough to drive him into hopeless darkness. But it did not. Why? Because he had been a real disciple of Jesus. He had loved Him; followed Him; understood Him; been on fire for Him; listened to Him; believed in Him; been renewed by Him. His best years had been spent while with Jesus.

He had been honest, natural, sincere—even in his protestations of undying loyalty.

His sin was one of weakness, not of premeditated wickedness. He was impulsive, yielding to good and bad influences, to feelings of heroism and fear.

The words and promises of Jesus held him. Especially the one about Jesus praying for him "that thy faith fail not."

Finally Jesus' look of love and sorrow. There was no wrath in it.

So he went out and shed tears of repentance.

2. Judas. There was good material in Judas, else he would not be chosen. But there was the dross in him. Writers have speculated about his character and found in him worldly ambitions of a high sort. The scriptures suggest only the love of money. That is sufficient. It is one of the roots of evil. In Jesus' fellowship it should have been overcome, for Jesus was so high minded, so absolutely above all commercial consideration. It was not. The lower nature triumphed over the higher. He became a thief. He blunted his conscience by repeated acts of small defraudation. He came to lead a double life, of insincerity, hypocrisy, falsehood. He hardened himself. Even the plainest words of warning as well as continued trusting on Jesus' part made no impression on him.

He gave himself over to Satan. He plotted the betrayal; accepted money; left the upper room to act as the hireling of the Master's enemy.

When he saw "that Jesus was sentenced to death," thus scales fell from his eyes. He repented, not so much because he had been so wicked but because the act had led further than he had imagined.

He goes and becomes a suicide, for there was no good part, no real faith, no happy spiritual memories to fall back upon. Only unbelief, guilt, despair. Talk about suicide and what leads to it.

V. The Kingdom of this World and the Kingdom of Christ.

TEXT: John 18: 36-38a. Jesus answered, My kingdom is not of this world. . . . Pilate saith unto Him, what is truth?"

Jesus and Pilate—what a contrast! One so spiritual, the other so worldly; the representative of Rome, the representative of an idea; one so powerful, the other bound with chains; there is the difference in character: here selfishness, there love; here unscrupulousness; there the highest sensitiveness; materialist—idealist; man of affairs, man of spirituality; state and church, etc. Jesus explains the contrast as one between

The *kingdom of this world* and the *kingdom of God's Son.*

1. What do the kingdoms of this world stand for? For national organization. The apostles and reformers have taught us that the state and its authority are good and God-ordained, because they stand for law and order, for security, for justice, for the well-being of all. But they must be infused with Christian ideas, the idea of responsibility, of justice for all, of respect for the rights of the individual, freedom of conscience. How far from this was Rome! It subdued all other nations; government was absolute; it was corrupt; the end justified the means. It knew no rights of the governed as against the state. It did not care for the highest things.

There was in it a place for culture, art, science, philosophy. But these were for a class, not for all.

The great majority were slaves, and they had no rights. The get a typewriter at its vitals. It was morally unsound. It was in one way organized selfishness.

What was the means of safeguarding its security? Military power. This was better than anarchy, but it involved the subjection of the world.

There was no attempt even to put Roman and barbarian on one footing, get a typewriter the classes and the masses. In the course of centuries of struggle was to come the *emancipation* of the people, in this way: religious emancipation, political, economic. We are still in this process. Every forward step required a long fight, and Christian ideas furnished the moral basis and the courage and the persistance and the ideal.

2. The kingdom of Christ different from the other thruout, in principle, spirit and method.

It was a world kingdom in a greater sense than Rome. World conquest its aim, too, but no favors or priviliges for class or race. All humanity to stand on the same level absolutely. It taught the fatherhood of God. That made the race a brotherhood, a family. But no one, individual or nation, to come in by the accident of birth. Not Israel because they were "Abraham's children"; not Roman or Greek because of their statecraft or wisdom, because of their gifts or achievements, because of their superiority of talent or ancestry.

No, all by the gate of repentance and faith, by spiritual regenerations and moral transformation.

What was the way to it? Not force, military or otherwise. "If I were of this world, my servants would fight. But now I am not from hence." The way is persuasion, instruction, appeal to conscience, feeling, the deeper nature.

The proclaiming of *truth* is the higher way. Truth about God, man, and their reconciliation. From His life and teaching we know that this truth is the gospel of salvation as summed up in John 3: 16: God's love; Christ's coming, man's faith, everlasting life.

For this truth the world, like Pilate, has only contempt, "What is truth?" The Greeks called it foolishness; Rome fought it to the death, with fire and sword, with prison and stake, with political and military power, with ridicule and cruelty; in Italy and the provinces; with edicts and laws and without laws. In vain. "Truth crushed to earth, will rise again." There is in it indestructible life. Recall Napoleon's word at St. Helena: "Alexander, Cæsar and myself have founded great world empires. They have perished for they were founded on force. Christ established His on love, and it stands to this day, and millions would die for it and for Him." He might also have said, it was founded on truth, on moral and spiritual truth.

"Every one who is of the truth heareth my voice." That was a personal appeal. Pilate despised it. How do we heed it?

VI. The Inscription on the Cross.

TEXT: John 19: 19-20. "And Pilate wrote a title also . . ., Jesus of Nazareth, the King of the Jews . . . and it was written in Hebrew, and in Latin, and in Greek."

The hand of providence is in every life, but we see it more clearly in the end. A biographer can sooner attempt to point out the plan on which a life was laid out by its maker, than can his contemporaries. The life of Jesus has been written by inspired

biographers and they give very convincing evidence that its whole course was providential. Even many of the details; and his very enemies often spoke such words (John 11: 47-52), and did such deeds as were, in the last analysis prompted by a spirit other than their own. This applies to Pilate's inscription. It was customary, so it is said, to publish a criminal's offense in this way, but why here in *three languages?*

Let us consider, in the light of history,

The *Meaning of the Inscription being written in three languages.*

1. In *Hebrew,* the language of the chosen people. "Salvation comes from the Jews," says Jesus himself, and yet they "received Him not." All qualified witnesses say that in him "the Lord visited and redeemed His people" as predicted "by the holy prophets . . . to remember His covenant," Luke 1: 68ff. He was the *prophet* of whom Deuteronomy already spoke. Never had prophet a more definite and unwavering sense of His divine mission, see John 6: 32ff, and many other places; never was the will of God revealed more satisfactorily (see Matt. 5: 21ff), or with more authority, or a prophet's teachings in simpler or more popular language, or with more depths of truth or more sublime in outreach. Never were holy teachings so enforced by perfection of character, inspiration of personality, purity of life, unselfishness of purpose.

He realized all the ideals of the *priestly* element of Israel's religion: a spiritual service, not ceremonial; sacrifice of self, not of victims; divine sympathy; the atmosphere of prayer, believing, fervent, natural, intercessory; making His whole life a divine service, and at last rising to the height of vicarious suffering, substitutionary sacrifice, true atonement.

He was the true son of David, a *King.* By descent and by nature of royal type; but not of this world, but a prince of peace, a king compelling obedience by truth, love, grace; His kingdom built with spiritual means, universal in scope, everlasting in time.

2. *In Latin.* Latin the language of Rome. Rome had conceived the idea of world empire. There were world conquerors before and after Cæsar, but Jesus came with the true idea of a universal empire. No violence to be used, or oppression, or raising of one nationality over the other.

To be built on ideas, which were nevertheless facts: God the creator of all; He in Christ the Saviour of all. The means of propagation: appeal to heart and conscience; proclamation of truth; instruction; persuasion. The power behind the appeal: the spirit of faith and love. The band to hold the empire together: a common faith, common interests, common ideals.

Instead of the sword of the soldier, the sword of the spirit would extend its confines; instead of the soldier: the preacher, the missionary, the apostle.

Military power such as Rome's seems irresistible, seems necessary. Yet the leaven of the gospel was more irresistible. And because it is built on truth it had the power of perennial life, of ever new rejuvenation, while world empires crumbled.

3. In *Greek*. It represents culture, art, civilization. It was then the world language. The Greek spirit was the finest flower of human cultivation. Deeper thinkers the world never had, clearer reasoners. Greek art has never been surpassed. Greek poetry is today the delight of the cultured, 2500 years after their classical period.

Still it could not save the world nor Greece. It had decayed then. Their temples themselves exhaled an atmosphere of licentiousness. Philosophy was for the few, it could not regenerate the masses. Christ is the wisdom of God, deeper than philosophy, truer than Plato, simpler than Socrates. And back of the wisdom there is the power to save, to pardon, to give peace, to renew.

Christianity is to give a place to all powers of the intellect. It is true, it has frowned on art, until it learned to use art for highest purposes. True, there has been war between faith and science—and there still is. It is true that for ages the Christian ideal was hostile to a free development of all the powers and wants of the soul. But it need not be so. He that gave the talent wants it used and unfolded. He that gave the sense of beauty must help in its gratification. Christ came to give fulness of life. Only, the higher must be sought first, sometimes at the expense of the less high.

At any rate, Christ is King, and individual or nation can go no higher than to give Him allegiance.

VII. The Good Friday Message.

TEXT: John 19: 30. "When Jesus had received the vinegar, He said, It is finished. . . . "

"When I shall be lifted up from the earth, I shall draw them all to myself." How that word has been fulfilled! Already when on the cross, all Jerusalem gathered around Him. But then mocking, hating, exulting; or misunderstanding, stupid, unsympathetic; or lamenting, sorrowing, despairing. Today the cross a veritable throne and before it millions of worshippers; the central event of human history; the supreme exhibition of the spirit of sacrifice; the all-uniting sacrament of the Christian faith; the theme of the ages; the hope of the race; the fountain of regenerating experience; the sign spoken against but also the emblem of His victory.

Why did Christ have to die on the cross, the heathen criminal's death, instead of being stoned? Other reasons may be given. We

submit, the chief one was so as to give Him a pulpit to speak from the seven words, His blessed heritage. These will never be exhausted as a key to His greatness or a subject for edification.

Today it is proper to consider the 6th:

It is finished: A Good Friday Message

1. A word of triumph,
2. A word of faith,
3. A word of joy (to us).

1. Jesus had often borne the contempt and scorn of men. He was indeed loved and honored by the lowly, but the leaders showed how they despised Him: "out of Nazareth no prophet"; He is "the carpenter's son"; "as to this "fellow," we know not from whence He is," John 9: 29. "The people who know not the law, follow after Him."

But on the cross He came to be in the fullest sense "despised of men." Let no one think that he did not feel the sting of their derision, or that their poisoned shafts did make no impression. Read the 22nd psalm and reflect how far the feelings there described were his own.

Yet He did not hang there as one defeated. With the exception of the hours of darkness when He walked into the deepest shadows of the valley of death, He impresses us as one conscious of His high dignity and mission. That comes out even in His first word: "they know not what they do." It is particularly clear in the word to the thief, "Today shalt—in paradise!"

But after the hours of deepest gloom there is a great change. There can be no longer suppressed the feeling that He had conquered. Three evangelists tell us He cried "with a loud voice," evidently meaning this word. He cried with the overpowering sense of triumph. There is in the word the joy that it is all over, sufferings of body and soul. There is in it still more the joy of victory: the Father's will done, the work completed, the world saved, the possibility created for a new race; the fountain opened that should flood all lands with healing waters.

2. A cry of faith. It is said, Abraham walked by faith. Yea, to such an extent that he became the "father of all believers"—what a title! But what faith in Jesus, from that day in the temple when it first dawned upon the boy's consciousness that God was His Father as no one else's, to the last moment. His faith as a prophet and teacher: "but *I say* unto you," Matt. 5. His faith in face of sickness and death; His faith over against the condemnation on the part of the scribes, priests, leaders; His faith when all left, Matt. 14. But above all His faith on the cross Around Him the leaders and people of Israel rejecting, despising, hating, reviling, blasphem-

ing him; His own disciples cowed and in hiding. He himself dying a felon's death, powerless, poor, forsaken. Even the very words of scripture were thrown in His teeth to convince Him that God was against Him. A death against all Israel's traditional views of the Messiah's faith. A way of salvation for the race that to the ordinary, and even the brightest, mind of man would seem foolish and unreasonable—and yet: it is finished.

He was indeed the author and finisher of faith. He brought faith to perfection in Himself, that others might learn. The individual, the congregation, the church, the world to profit by the lesson.

3. A cry of joy. To him—after such hours, trials, sufferings, agonies, darkness. To us. The work of salvation is completed by Him, perfected (Hebrews). All His disciples have to do is to enter into its possession. How simple this apparently, and yet how soon forgotten or misunderstood. How clear Paul made it, against all misinterpretations of His time. And yet, how Luther had to learn it afresh. Every individual Christian has to learn it by experience. It is the message of Good Friday and every Sunday, the message by which the church lives. Easter confirms it. The creed lays it down as a fundamental. It is ours to build our Christian convictions on it and realize it as the rock that shall not be moved.

Pragmatism and Theism.

By Professor Paul H. Heisey, *B.D., M.A.*

(By permission of the "Lutheran Quarterly")

Altho he does not use the word "pragmatism" in his discussion Charles Pierce is accredited with originating the philosophy which has come to bear that name. His statement of the problem which gave rise to this modern method in thought was contained in an article entitled "How to make our ideas clear," which appeared in the *Popular Science Monthly* in 1878. The message of that article was revived many years later by the late Professor William James of Harvard, and largely thru his writings have the term and the philosophy of pragmatism become popular or at least well known.

The philosophers of this modern school of thought had a mistrust of the old systems. They held that the old absolutistic systems did not solve human problems and did not deal with them in a practical manner. In attempting to solve the problem presented by what they considered the contradictions existing in absolutism they sought various ways out of the situation, among them being

the effort to give up absolutes and to find comfort in a thought system which was closer to human experience. The outcome of this effort has been the philosophy of pragmatism.

This attempt in the field of philosophy was hastened by other thought movements such as the growth of empiricism, evolutionism, dynamism, and energism.

What is pragmatism? It can be viewed as a method in human thought; as a theory of truth; as a theory of meaning; as a theory of reality; and as a theory of the nature of ideas.

Allowing the foremost exponent of Pragmatism to speak for his school, we cull from Professor James' volume, "Pragmatism," the following suggestive statements dealing with the nature of pragmatism:

"The pragmatic method is primarily a method of settling metaphysical disputes that otherwise might be interminable."

"If no practical difference whatever can be traced, then the alternatives mean practically the same thing, and all dispute is idle."

"Theories thus become instruments, not answers to enigmas, in which one can rest."

"Ideas . . . become true just in so far as they help us to get into satisfactory relation with other parts of our experience."

"Truth in our ideas means their power to 'work.' "

"Thoughts become true in proportion as they successfully exert their go-between function."

The general characteristics of pragmatism may be catalogued as the way of belief, and good, too, for definite, assignable reasons."

The general characteristics of pragmatism may be cataloged as follows: conduct is the big product of life and reason is a by-product; our universe of reality is built out of experience; truth grows and is not static and absolute; pragmatism makes the psychological rather than the metaphysical approach to life; pragmatism stresses "value": in general, it takes the functional view in psychology; in general, it makes the application of the evolutionary concept to mental life; will is more fundamental than intellect; man is a being of action; knowledge is purposive; living is adjustment to environment; ideas are means to guide us; we know truth by its fruits; the fundamental question to be put to a theory or idea is "does it work"; the test of an idea, however, is not a momentary satisfaction but "in the long run," and "on the whole." Pragmatism holds experience to be the final court of appeal; it recognizes faith as a pathway to knowledge, as is forcefully brought out in James' essay "The Will to Believe"; pragmatism recognizes the faith element in all knowledge; it will even allow for religious ex-

perience as a source of knowledge. For pragmatism, the world is incomplete and is in the making as is truth itself.

What message does pragmatism have for religion, theology, and especially for the concept of God?

Pragmatism would apply its empirical attitude to religion as it does to all else in human experience. It would hold that the religious consciousness must be built upon an active attitude toward the world. For pragmatism religion is a construct built out of experience. As Galloway points out, the truth of religious ideas for pragmatism rests upon their functional value for human purposes. For pragmatism the question is not "is there a reality corresponding to God, but is the idea useful?"

For James, "God is not more than matter as a principle unless he promises more."

Pragmatism asks for the emotional and practical appeal of the God-idea, and holds that the evidence for God lies primarily in inner personal experiences. Accepting or rejecting the God-idea according to the pragmatic method would rest upon the question "*What do the alternatives promise?*"

Again, James writes: "On pragmatic principles, if the hypothesis of God works satisfactorily in the best sense of the word, it is true."

For pragmatism, the question of God centers in the problem: "What does God practically mean?" In large measure the pragmatic test is the value-judgment test of Ritschlianism. Pragmatism would ask the question, "How far is the God-concept necessary to fulfill the needs of our nature?" In reply one would like to ask of the pragmatist, "Is God a name or a reality for pragmatism?"

From the standpoint of a method rather than a philosophy, almost any form of the God-concept can live under the canopy of pragmatism, however pragmatism in general tends to formulate a God-concept that is particularly comfortable in its temple. The God of pragmatism would engage in an active participation in the world of human experience. A God who is developing and changing is more acceptable to pragmatism than a static God, and the God of pragmatism would not be independent of time.

For pragamtism, the world is incomplete and is in the making and the God of pragmatism would share in this experience.

The God of pragmatism might be described in these words from Leuba: "God is not known. He is not understood; He is used, used a good deal and with an admirable disregard of logical consistency, sometimes as meat-purveyor, sometimes as moral support, sometimes as friend, sometimes as object of love."

In large measure a concept of God as immanent rather than

transcendent would be more acceptable to thoro-going pragmatism. It almost apears that pragmatism does not concern itself with the objective reality of God and does not care for his objective reality.

"A speculative conception of God, for instance, which could not be related in a vital way to the needs and purposes of religious conduct would fail to commend itself to pragmatists."

Pragmatism tends towards giving up or modifying the idea of God as creator, ruler, and judge. It *destroys* the idea of a personal God outside of His world, it opposes a static truth. It tends towards establishing a concept of God as immanent, and *changing*. It holds to plastic truth, a developing universe and reality as living and changing. The greatest pragmatist, William James, accepts neither monism nor dualism but offers a pluralism. In some ways pragmatism's God might be looked upon as the sum of human values.

In the face of all that might appear destructive to the God-idea as proposed by pragmatism, William James argues in his essay "Reflex Action and Theism," for a theism upon the two fundamental propositions that anything less than theism is irrational and anything more is impossible. The God of James, however, remains fundamentally finite.

The philosophy of pragmatism has entered into the thinking of many preachers and religious workers. In some respects they have found comfort in its practical bearings, hoping to present their religious message upon the ground of its practicality. Here, pragmatism as a method has been adopted. But in doing this many followers of the method of pragmatism have overlooked its final consequences for human thinking.

There are some good features about pragmatism. Its emphasis upon action, its practicality, the purposive nature of thought, and its emphasis upon religion as reflected in conduct and tested in conduct are commendable.

There are many weak spots in pragmatism. As Galloway points out: "Value cannot maintain itself apart from validity." Somehow man cannot get away from the thought of universal truth. Truth constantly reappears as universal and constant. Pragmatism leads to the usual dangers of an individualism. Accepting pragmatism's God may prove to be a fiction or at least leave the individual to think of Him only as such. The "working value" is not always a criterion. Morality is more than expediency.

Pragmatism as a method may have some helpful suggestions for the theologian, the preacher, and the practical religious worker but are not its logical consequences for human thought too far reaching and too destructive of fundamental theistic truths to find large acceptance among evangelical, Christian workers?



„Der Zweifel ist vom Teufel, weg damit!"

Der an der Spitze stehende wuchtige Satz ist mit Anführungszeichen versehen. Er gibt nicht unsere eigene Meinung wieder, sondern ist anderswoher entlehnt. Wir haben ihn bei Otto Funke gelesen. Pastor Funke, der sein Leben lang gern denen diente, die zwar noch nicht im Reiche Gottes waren, aber doch gern hätten hineinkommen mögen, erzählt, daß er als junger Student selbst von Zweifeln geplagt worden sei. Er sagt nicht, was er bezweifelt habe, ob es die Inspiration der Schrift gewesen, oder die Wunder, oder die Person Christi, oder seine eigene Heilsgewißheit. Er sagt nur, daß er sich in dieser Geistesverfassung an einen Pastor seiner Heimatgemeinde gewandt habe, und dieser habe ihm mit allem Nachdruck die im Titel wiedergegebene Antwort gegeben. Er sei gar nicht auf seine Zweifel eingegangen und habe keinen Versuch gemacht, sie zu lösen, bloß: weg damit! Funke war mit diesem „Doktor Eisenbart"-Rezept nicht zufrieden und hat später als Schriftsteller mit weisem Rat und liebevollem Verständnis gar manchem zweifelnden Thomas zurecht geholfen.

In unserer Zeit, die nichts als feststehend betrachtet, das sich nicht durch zureichende Gründe als zurechtbestehend erwiesen hat, wäre es ganz undenkbar, nach der Anweisung jenes alten Pastors zu handeln. Vor einiger Zeit hörten wir einen Vortrag von Dr. McGiffert, der in dieses Gebiet schlug. McGiffert ist der Präsident des Union Seminary in New York, das man oft als die führende Anstalt dieser Art in unserm Lande bezeichnet. Seine Fakultät weist eine Reihe von Namen auf von internationalem Ruf. Studenten von allen Teilen des Landes und aus den verschiedensten Kirchen machen dort ihre theologischen Studien durch oder nehmen post graduate courses. Das gibt den Professoren eine ungewöhnliche Gelegenheit, Geist und Sinn unserer heutigen studierenden Jugend kennen zu lernen und zwar gerade der begabtesten. Die Schwierigkeiten und Probleme dieser jungen Leute sind aber die aller anderen jungen Leute, soweit sie zu der Klasse denkender Menschen gehören. Man findet sie in den Gemeinden, und die Frage entsteht: Wer nimmt sich ihrer an, wer hilft ihnen zurecht? Dr. McGiffert beantwortete diese Frage schon in dem Titel seines Vortrags. Er hieß: "The Minister as the Source of the Religious Enlightenment of his People." Er schilderte den Skeptizismus, der durch die Arbeit der weltlichen Wissenschaft hervorgerufen wird, uns wie eine geistige Atmosphäre umgibt und vieles zweifelhaft zu machen scheint, was Kirche

und Sonntagschule lehren. Der Pastor sei der Mann, welcher die Aufgabe habe, seinen Leuten zu zeigen, daß Glaube und Gotteswort trotzdem noch ihr gutes Recht haben, von uns hochgehalten zu werden.

Wir dachten beim Zuhören, daß in unsern eigenen Gemeinden es sich wohl im allgemeinen mehr darum handele, Gleichgültigkeit und Weltsinn zu bekämpfen als wissenschaftliche, theoretische Zweifel. Aber doch mußten wir zugeben, daß es immerhin beinahe überall einige Glieder gibt, die sich durch Ausbildung und Gaben über andere erheben, und denen man hier auch bei uns einen wichtigen Dienst tun könne. Jedenfalls sollte der Pastor selbst als wissenschaftlich gebildeter Mann mit seiner Zeit Fühlung behalten. Soweit unsere Beobachtung geht, wenden sich die geistig Tätigsten unserer jungen Pastoren fast ausschließlich der Soziologie zu. Das ist in unserer vor allem s o z i a l e n Zeit gewiß leicht zu verstehen, aber doch eine Einseitigkeit. Warum z. B. befassen sie sich nicht auch mit der Psychologie, die doch auch so modern ist und gar oft gebraucht wird, um den eigentlichen Verkehr der Seele mit Gott für eine Selbsttäuschung zu erklären und ihn in bloße Gedanken- und Gefühlsbewegungen des Subjekts aufzulösen, also aus dem Dialog, so zu sagen, einen Monolog zu machen? Warum handeln beinahe alle Einsendungen an das „Magazin," insonderheit von den Jüngeren, von praktischen Dingen und fast gar keine von eigentlich wissenschaftlichen? Auf der Generalkonferenz zu New Bremen wurde das auch empfunden. Es fand seinen Ausdruck in dem Beschluß, daß auch „mehr fachwissenschaftliche Arbeiten" im „Magazin" veröffentlicht werden sollten. Gewiß, wir werden dem gern Folge leisten, aber sie müssen doch erst geliefert werden.

Zum Teil liegt die Erklärung für diese Erscheinung in unserer Zeit, die aufs Praktische gerichtet ist und für theoretische Diskussion wenig Neigung hat. Zum Teil hat sie aber auch andere Gründe. Viele unserer Pastoren haben zwar auch manche Fragen auf dem Herzen und manches ist ihnen zweifelhaft. Sie f ü r c h t e n sich aber, damit in die Oeffentlichkeit zu treten, weil sie dann in bösen Geruch kommen könnten. Man würde ja event. an ihrer Rechtgläubigkeit zweifeln. Nun denken wir freilich nicht im Traum daran, Ketzerei irgend welcher Art bloß zu dem Zweck zu ermutigen, um mehr Artikel für das „Magazin" zu erhalten. Auch wollen wir niemand unnötig in seinen Seelenfrieden greifen. Doch d e r Glaube, der die Welt überwindet, fürchtet das Licht des kritischen Verstands nicht. Selbst Anselm, der doch den Satz aufstellt: fides praecedit intellectum! sagt trotzdem, daß es die h ö c h s t e A u f g a b e d e s m e n s c h l i c h e n D e n k e n s s e i, z u r E i n s i c h t i n d e n G l a u b e n s i n h a l t f o r t z u s c h r e i t e n. Und, recht verstanden, liegt ein gut Teil von heilsamem Sporn in dem Grundsatz des Abälard: "Dubitando ad inquisitionem venimus, inquirendo veritatem percipimus."

Die „Lake Erie Summer School."

Der Nme der Sommerausbildungsschule, die bei Dunkirk, N. Y., geschaffen werden soll, wird nicht immer gleichförmig gegeben — wir haben den gewählt, der in der letzten Mitteilung von der Behörde für Religiöse Erziehung gebraucht wird — über die Sache dagegen herrscht, soviel wir sehen, Einstimmigkeit. Die Generalkonferenz von 1921 hat beschlossen, daß die Behörde für Religiöse Erziehung so schnell als möglich weitere Sommerausbildungsschulen einrichten solle. Sie hat ihre Beamten angewiesen, das Eigentum bei Dunkirk anzukaufen, sobald die vier östlichen Distrikte das Geld darbieten. Sie hat das Anerbieten der Sonntagschulkomitees jener vier Distrikte, 25,000 Dollars zum Ankauf des Eigentums und zur Einrichtung der Schule zu beschaffen, angenommen. Alles dies ist geschehen, weil die Generalkonferenz sich darüber einig war, daß weitere Ausbildungsschulen eine absolute Notwendigkeit seien, so wir anders dem Bedürfnis der Stunde nach leistungsfähigen und kompetenten Sonntagschullehrern Rechnung tragen wollen.

Wie vorauszusehen war, hat die Behörde für Religiöse Erziehung, in deren Hände die Generalkonferenz die ganze Sache gelegt hat, bald eingesehen, daß 25,000 Dollars nicht genügen, um neben dem Ankauf der Farm noch die nötigen Gebäude zu errichten. Sie hat deshalb an die Budgetbehörde das Gesuch gerichtet, sie zu ermächtigen, im weiteren Synodalgebiet noch wenigstens 25,000 Dollars mehr zu sammeln. Darauf ist bis jetzt (19. Januar) eine Antwort noch nicht eingelaufen, doch wird Genehmigung des Gesuchs bestimmt erwartet.

Uns scheint die geplante Schule eine große Zukunft zu haben. Man vergegenwärtige sich, daß dieselbe nicht, wie Elmhurst, 10 Tage, sondern 10 Wochen jeden Sommer im Gange sein soll. Sie wird nicht bloß den e i n e n Zweck haben, Sonntagschullehrer auszubilden, sondern ein vielseitiges Programm. Pastoren werden da „Institute" haben und ihre Ferien zubringen. Es wird sogar geäußert, daß dort bei Dunkirk sich ein zweites "Blue Springs" für emeritierte Pastoren des Ostens entwickeln mag. Aber natürlich vor allem denken wir an den Hauptzweck, eine Bildungsanstalt für unsere Sonntagschullehrer. An Material wird's nicht fehlen. Von Columbus, O., bis nach Baltimore und vielleicht bis nach Richmond, Va., werden die jungen Leute nach dem kühlen Gestade des Lake Erie pilgern. Der Platz dürfte sich mit der Zeit zu einem evangelischen „Winona" auswachsen.

Selbstverständlich sind die Schwierigkeiten nicht gering. Einen Stab von Lehrern zu schaffen z. B., groß genug, um die Schule zehn Wochen in Tätigkeit zu halten, wird keine geringe Aufgabe sein. Doch, kommt Zeit, kommt Rat. Man muß auch etwas Glauben haben; ohne das ist noch nie etwas Großes unternommen worden.

Hier wollen wir nur einige Einwendungen, die gemacht worden sind, zur Diskussion bringen. Vielleicht ist das der Behörde oder den Brüdern oder beiden willkommen.

1. Warum sind die vier Distrikte nicht befragt worden, so daß sie auf den Konferenzen dazu Stellung nehmen konnten, sondern nur Sonntagschulbehörden und Pastoralkonferenzen? Die Antwort liegt wohl darin, daß zur Zeit der Distriktskonferenzen die Angelegenheit noch nicht weit genug gefördert war, um definitiv vorgelegt werden zu können.

2. Wie kann die Behörde für Religiöse Erziehung jetzt schon wieder mit einer Bitte um neue Fonds vor die Gemeinden treten, wo dieselben eben ein drei- bis viermal höheres Budget auf sich genommen haben? Wird nicht die Geduld und Gebelust derselben versiegen, wenn des „Bettelns" nie ein Ende wird, zumal bei den obwaltenden schlechten Zeiten? Das ist gewiß eine berechtigte Frage. Aber bedenken wir auch, daß die Generalkonferenz die Behörde aufgefordert hat, diesen Plan durchzuführen. Sie konnte sich doch wohl denken, daß man mit 25,000 Dollars nicht das Eigentum kaufen und auch noch die Gebäude errichten könnte, die für den ihr vorgelegten Plan nötig sein würden. Wer A sagt, muß auch B sagen, und wer sagt: Geht hin und errichtet die Schule, der muß auch willens sein, den Beutel aufzutun.

3. Warum aber diese Hast, warum muß schon in dem kommenden Sommer die Schule im großen Maßstab in Tätigkeit sein? Die Behörde sagt: Weil es nötig ist, weil unsere jungen Leute mit Schmerzen darauf warten, und weil man das Eisen schmieden muß, so lange es heiß ist. Hier erwarten wir nun, daß die Behörde mit größter Besonnenheit vorgeht. Man weiß ja nicht, wie lange der Winter da oben dauert, und wann der Boden es erlaubt, zu Ausgrabungen zu schreiten, Kanalisation zu machen u. s. w. Jedenfalls wohl nicht vor Mitte April. Von da bis Mitte Juni sind zwei Monate. In zwei Monaten kann man nicht viel bauen, auch in 2½ nicht. Und es ist besser, gründlich und planmäßig vorzugehen und vielleicht später im Jahr mit der Schule anzufangen, als sich zu übereilen und schwere Mißgriffe zu machen.

Doch das weiß die Behörde so gut wie wir. Jedenfalls steht das Eine fest: Der Plan eröffnet herrliche Möglichkeiten, und die Augen eines großen Teils der Synode werden mit Spannung auf Dunkirk gerichtet sein. Möge es der Behörde gegeben sein, ein Großes zu schaffen und die Unterstützung der Synode ihr in reichem Maß zuteil werden!

Das kommende fünfzigjährige Jubiläum des Theologischen Magazins.

Der gegenwärtige Jahrgang des „Magazins" ist der fünfzigste seiner Geschichte. Es geht also in diesem Jahr seinem goldenen Jubiläum entgegen. Im Januar 1873 erschien die erste Nummer. Demnach wird die letzte Nummer dieses Jahres diejenige sein, die die ersten fünfzig Jahre seiner Tätigkeit beschließt. Wir beabsichtigen, dieselbe zu einer außerordentlichen Jubiläumsfestnummer zu machen nach Form und Inhalt, und erbitten uns schon jetzt dazu die Mitarbeit, das Interesse und die Vorschläge unserer Leser. Wir selbst haben noch keine bestimmten Pläne gemacht, um so bereitwilliger werden wir deshalb die Andeutungen und Fingerzeige derer entgegennehmen, denen das Wohlergehen des „Magazins" am Herzen liegt.

Wir bitten die Distriktspräsides, in diesem Jahr besonders umsichtig in der Auswahl der Vertreter unsers Blattes auf den Konferenzen zu Werke zu gehen, damit wir nur die allerbesten und tätigsten bekommen. Die beste Jubiläumsgabe ist ja eine beträchtlich erhöhte Abonnentenzahl. Je mehr Abonnenten, desto weiter reicht der Einfluß und der Nutzen unserer Zeitschrift.

Alle Einsendungen sollten dieses Jahr mehr als je auf der Höhe der Zeit stehen. Besonders sollten wir reichlich englische Arbeiten bekommen, ohne daß der Redakteur in der ganzen Synode umher zu schreiben braucht.

Wenn dann das Jahr ein ganz besonders erfolgreiches und gesegnetes gewesen ist, so werden wir im November die rechte Stimmung zur Jubiläumsfeier haben.





Kirchliche Rundschau.

Der dritte deutsche Hochkirchentag,

der am 25. und 26. Oktober 1921 in Berlin stattfand, hat einen erhebenden Verlauf genommen. Eröffnet wurde er durch ein „Evangelisch-lutherisches Hochamt" in der Reformationskiriche, deren Altar schön mit Lichtern und Blumen geschmückt war. Es fehlte auch nicht der schönste Schmuck eines Gotteshauses: eine große Gemeinde, die aus ganz Berlin und aus allen Gegenden Deutschlands zusammengeströmt war. Gleich die erste Darbietung des Chors der altlutherischen Westgemeinde unter seinem Chorleiter, Herrn Frohöse, eine Sequenz Roberts von Frankreich aus dem 11. Jahrhundert („Heiliger Geist, du Tröster mein") goß eine weihevolle Stimmung über die Anwesenden aus, die dann im Liede: „Komm, Heiliger Geist, Herre Gott" machtvoll ihre Stimmen vereinten. Während des Gesangs traten die drei amtierenden Pfarrer in reichem Ornat zum Altar: Oberpfarrer Hoffmann (aus Schwerin a. W.) als eigentlicher Liturg. Pfarrer Herzog (Hanführ in Holstein) und Pfarrer Sinz (Hohendorf, Sachsen) als „Diakone." Von wunderbarer Tiefe und Erbaulichkeit waren die, altkirchlichen Liturgien entnommenen, Stücke des Gottesdienstes, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, deren Wirkung durch die sympathische Stimme des Liturgen noch erhöht wurde. Besonders ergreifend war das Niederknien der ganzen Gemeinde an gewissen Stellen, das Credo, das Stillgebet beim Abendmahl und die „reine Anbetung" dieses Gottesdienstes.

Tags darauf fand die Hauptversammlung für die Mitglieder der Hochkirchlichen Vereinigung statt. Man sah dort auch einige altkatholische und altlutherische Pfarrer, Mitglieder der apostolisch-katholischen Gemeinde, unter den Gästen u. a. den Fürsten von Stolberg-Wernigerode und seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm. Nach der Eröffnung durch den Vorsitzenden der H. V., Pfarrer Bettac (Vorland), erstattete der Schriftführer und eigentliche Vater der hochkirchlichen Bewegung, Pastor Mosel (Hetzdorf), den Bericht über den Stand der Sache. Er konnte Erfreuliches melden, sowohl von der stetig zunehmenden Zahl der Mitglieder als auch von der ständig wachsenden Leserzahl der „Hochkirche," die schon in über 1500 Stück gedruckt wird. Der Kreis der Mitarbeiter, zum Teil auch aus dem Auslande, hat sich so erweitert, daß der Stoff kaum bewältigt werden kann. Eine Sonderschrift über die *bischöfliche* Verfassung, von Pastor Hensel verfaßt, ist den Mitgliedern der verfassunggebenden Kirchenversammlungen Preußens und Sachsens zugestellt worden. — An einem evangelischen *Brevier* wird gearbeitet, und es wäre aufs innigste zu wünschen, daß diese so hochnötige Arbeit bald zum Abschluß käme. — Auch der Geschäfts- und Kassenbericht, der sodann von Pastor Freise (Heckelberg) erstattet wurde, bewies den erfreulichen Stand und das stetige Fortschreiten der Hochkirchensache.

Man schritt dann zur Durchberatung des von Pastor Bettac hergestellten Entwurfs einer *Werbebroschüre* mit dem Titel: „Was will

die Hochkirchliche Vereinigung?" Zur endgültigen Feststellung derselben wurde ein aus sechs Herren bestehender Ausschuß gewählt. — Der letzte Punkt der Tagesordnung war: Statutenänderung und Anträge. Zweierlei war darunter von besonderer Wichtigkeit. Auf Antrag des Pastors Stoewesandt wurde folgende Kundgebung beschlossen: „Die hochkirchliche Vereinigung spricht es bei ihrer dritten Tagung im Oktober 1921 zu Berlin erneut aus, daß sie, dem § 1 ihrer Satzung entsprechend, nichts anderes erstrebt, als die Ausgestaltung ihres Kultus. In diesen Worten hat sie von Anfang an betont, daß sie — in klarer Abgrenzung gegen das spezifisch Römische — ganz auf dem Bekenntnisboden der evangelischen Kirchen Deutschlands steht und kein höheres Verlangen kennt als am Neubau der Kirche kraftvoll mitzuarbeiten. Sie ist überzeugt, daß ihre Bestrebungen wie keine andere geeignet sind, die tiefen Schäden der Kirche zu heilen." — Zur eigentlichen Bekenntnisfrage hatten die Grundsätze der hochkirchlichen Vereinigung bisher nicht Stellung genommen. Von vielen Seiten wurde eine klare Stellungnahme gewünscht; und so einigte man sich dann einstimmig auf den Satz: „Die hochkirchliche Vereinigung steht auf dem Boden des nicänischen Glaubensbekenntnisses."

Am Abend fand dann noch eine öffentliche Versammlung statt, die einen überaus fesselnden und tiefgründigen Vortrag des ersten Vorsitzenden brachte über: „Was will die Hochkirchliche Bewegung." Er wies einleuchtend die Notwendigkeit ihrer Bestrebungen nach und belegte die Forderungen der Hochkirchler mit gewichtigen Stimmen aus allerlei Lagern. Und dann kamen „Laienzeugnisse." Der Königliche Landrat a. D. von Brockhusen-Justin legte „als Laie, als evangelisch-lutherischer Christ und als kirchlich interessierter Mann" ein herrliches Bekenntnis ab und bewies auch seinerseits die Notwendigkeit einer Reform der Kirche in hochkirchlichem Sinne. Wie eine helle Posaune drangen seine mächtigen Worte in aller Herzen hinein: „Es muß anders werden in unserer Kirche! Entweder sie macht sich unsere Forderungen zu eigen — oder sie wird nicht sein!" — Dann sprach noch Musikdirektor Kantor Koch aus Chemnitz, der beim Gottesdienst in seiner musterhaften Weise die Orgel gespielt hatte, vom Wert der hochkirchlichen Bestrebungen auch gerade in kirchenmusikalischer Hinsicht. Erst so wird die „Musica sacra," die bisher sich vielfach in die Konzertsäle flüchten mußte, wirkliches Eigentum unserer Gottesdienste, die so reich und schön sein könnten, wenn wir all die liturgischen und musikalischen Schätze, die vorhanden sind, höben und verwerteten.

Pfarrer Oskar Mehl.

Wenn ich der Aufforderung der Schriftleitung des „Reichsboten," zu vorstehendem Bericht Stellung zu nehmen, folge, muß ich mich auf die Besprechung des hochkirchlichen Gottesdienstes beschränken, da ich den übrigen Veranstaltungen nicht beigewohnt habe.

1. Die gottesdienstliche Feier bot in ihrem Verlaufe viele erhebende Momente. Sie folgte dem Gang des Hauptgottesdienstes mit Abendmahlsfeier, wie ihn unsere Agende und die Gottesdienstordnungen der evangelisch-lutherischen Landeskirchen bieten. Die Liturgie war gut durchdacht und unter Anwendung aller liturgischen Möglichkeiten fein durchgearbeitet. Alle Kräfte — der Liturg, der Chor, die Orgel, die Gemeinde — wirkten geschlossen zusammen. Vornehmlich war die würdige Haltung des Liturgen

eindrucksvoll. Was wir hörten, war Gold von den Schätzen der Kirche aus alter und neuer Zeit. Dies edle Gut hat bisher schon immer seine Wirkung auf eine feiernde Gemeinde ausgeübt. Wir können nur wünschen, daß dieses Gold unsern Gemeinden nur noch reicher und schöner dargeboten werde, wozu schon unsere landeskirchliche Agende reichlich Anregung bietet. Im Jahre 1917 hielt z. B. die Evangelisch-Lutherische Vereinigung Berlin-Brandenburg in der St. Matthäi-Kirche hier eine Reformationsfeier, die in liturgischer Hinsicht von den hochkirchlichen Veranstaltungen nicht überboten wird.

2. Das Liturgische und Musikalische war es u. E. jedoch nicht, was dem „hochkirchlichen" Gottesdienst seinen Sondercharakter aufprägte. Neu war an diesem Gottesdienst nicht der Verlauf, nicht der Inhalt der einzelnen Stücke, neu war nur die äußere Aufmachung, die Haltung und Gebärdung der Liturgen. Wir halten nun zwar an der Auffassung Luthers fest, daß alle Gaben der Natur und der Kunst in den Dienst des Heiligen gestellt werden sollen; ihre scharfe Grenze findet aber diese Verwendung aller Kräfte in der einzigen Aufgabe des Gottesdienstes, der Erbauung der Gemeinde. Die Grenze des hier Zulässigen wurde in diesem Gottesdienst nach unserer Empfindung und nach dem Urteil vieler oft überschritten: Die Liturgen lenkten durch ihre Gebärdung die Aufmerksamkeit zu stark auf sich. Es erlitt die Sammlung eine Einbuße. Nicht nur die Unkundigen, sondern auch die Kundigen erkannten hier eine leider gar zu getreue Kopie des römischen Kultus. Wer nichtsahnend dem Ruf der Glocken gefolgt war, sah sich dadurch in eine von evangelischen Vorstellungen fern abliegende Welt versetzt.

3. Die „Zeremonien" gehören sicher zu den Mitteldingen. In diesem Falle aber war uns auffällig, ein wie hohes Gewicht z. B. auf die Handhabung der heiligen Geräte beim Abendmahl gelegt wurde. Diese Beobachtung machte uns um so bedenklicher, weil auch die Feier selbst zur römischen Sakramentsfeier stark hinneigte. Die hier gebrauchte Epiklese (Anrufung des Heiligen Geistes vor den Einsetzungsworten) läßt die Vorstellung einer Verwandlung der Elemente nicht nur zu, sondern setzt sie voraus. Die Selbstkommunion des Liturgen, losgelöst von der Kommunion der Gemeinde, als ein notwendiger Bestandteil des Vorbereitungsdienstes gemäß dem römischen Meßkanon, der Priester — herausgehoben aus der Gemeinde — das ist in Wirklichkeit doch nur zu verstehen aus dem Meßopfer der römischen Kirche heraus. Der Strich im Textblatt an dieser Stelle sagt viel. Würden diese Vorstellungen in der evangelischen Kirche jemals Verbreitung finden, so wäre Luthers Reformation in diesem Stück illusorisch geworden.

4. Die Feier des heiligen Abendmahls, der Vereinigung des Hauptes Christus mit den Gliedern seines Leibes, ist für uns die Höhe aller Anbetung. Die Gemeinde und jede Seele bedarf hierfür Stille und Sammlung. Es hat mein heiliges Empfinden verletzt, daß die Sakramentsfeier zur Mustervorführung für vieler Augen gemacht wurde.

5. „Evangelisch-Lutherisches Hochamt" wurden die Feiern hier und in Chemnitz genannt. Ein Hochamt hat die römische Kirche, die evangelische nicht. „Evangelisch-Lutherisch" ist uns der Inbegriff dessen, was Glaube der Väter und unsers Glaubens Erfahrung und Gewißheit ist, unserer Kirche

Kern und Stern. Das muß mit römischem Wesen unverworren bleiben. Darum lehnen wir ein „evangelisch-lutherisches Hochamt“ auf das entschiedenste ab. Die „hochkirchliche Vereinigung“ scheint nicht gewillt, sich auf einem klaren evangelischen Grunde zu erbauen. Sie stellt sich zwar, wie oben berichtet wird, auf den Boden des nicänischen Glaubensbekenntnisses. Gewiß, das Nicänum ist auch unser Bekenntnis, das Bekenntnis der Christenheit aus alter Zeit, uns fast ebenso teuer wie das Apostolikum. Es gab mir aber zu denken, daß das nicänische Glaubensbekenntnis im hochkirchlichen Gottesdienst nicht in dem für uns maßgebenden Wortlaut der evangelisch-lutherischen Bekenntnisse dargeboten wurde, sondern in einer willkürlichen deutschen Uebersetzung des lateinischen Messetextes. Liegt nicht also auch hier der Gedanke an eine Zurückstellung der evangelischen Ordnung und an eine Bevorzugung der römischen nahe? Haben wir acht, daß in die evangelische Kirche nicht römischer Sauerteig eindringe! Rom freut sich über die hochkirchliche Bewegung. Wir aber wollen dem Evangelium getreu nach Luthers Vorbild unserm Volke den Weg weisen zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden.“

Superintendent a. D. G. Pfannschmidt-Berlin.

Problems of Protestantism in Central Europe

The present situation of Protestantism in Central Europe, especially in Germany, involves a multitude of grave problems. It is, of course, primarily the churches that the Revolution set free from state control that have the chief difficulties to face. So far as Methodism and the other churches formerly distinguished as "sects" or "free churches" are concerned, they are now in principle on a footing with what had been state churches. While the newly disestablished churches are bewildered because of the strangeness of the new situation, the former "sects," especially Methodism, already have their organizations and their experience in self-government. There is a vastly increased opportunity for Methodism in Central Europe. Moreover, the leaders and people of the "national churches" are now looking upon Methodism with far greater favor than formerly. They realize that they need our help. But they also feel that we ought to work with them in a spirit of fellowship and unity. And are they not right in this? Ought we not to seek some sort of federation with the other evangelical forces of these countries? Perhaps our problem lies chiefly at this point. Certainly our bishop for Central Europe enjoys the fullest confidence of the Christian leaders in those countries.

The problems of the churches that have been separated from the state by the Revolution of 1918 relate chiefly to four matters of fundamental importance: (1) the organization of the church; (2) the question of confessional standards, their contents and authority; (3) the evangelization of the people; (4) religious instruction in the schools. Of course the problems involved are not isolated; the matters with which they are concerned are inseparably intertwined. Indeed, at bottom the church's problems are essentially one—the problem of a vital

Christian faith. Wherever the supreme Lord and Teacher is in the midst, He will surely point out the way to solve all problems.

1. The first and most obvious necessity for the newly emancipated church in Germany was that the various parties should get together. All at once left free to govern herself, the church, whose organization and government had hitherto been for the most part merely an affair of the state, was sadly bewildered. Severed from the state, the church as a palpable organization virtually ceased to exist. What remained was, to be sure, that which constitutes the essence of the church, that is, the conscious fellowship of believers; and yet even this fellowship was much disturbed by party spirit. Naturally some few elements of the old ecclesiastical order held over. The state did not at once put into effect the separation in all details; pastors and some other classes of church officers are still for the time being supported by the state. Nevertheless, when the Revolution became an accomplished fact, the church found herself to be largely devoid of the organs necessary for the fulfilling of her obvious tasks. Every Protestant Christian felt the urgency of the need of getting together. The obstacles, however, were great. First stood the universal ignorance of the whole matter of ecclesiastical self-government, for the church was without experience. Far more serious, however, than the ignorance consequent upon inexperience was the want of mutual understanding among the various parties in the church.

Immediately following the parliamentary proclamation of the separation of church and state the desire was voiced in several quarters that henceforth there might be one united church for the whole country instead of a continuation of separate organizations for the several states or even lesser divisions (provinces). This idea, however, has met with vigorous opposition. The outcome in the matter seems destined to be something like this: distinct and—in all essential things—autonomous ecclesiastical organizations for the several states and a sort of federation of all the churches of the realm.

Already a good deal of progress has been made in working out constitutions for the church in all states. The largest of the new church organizations will be that for the Older Provinces of Prussia. Here the movement toward organization has naturally been slower than elsewhere. In some states the church constitutions have already been agreed upon. The constitution for the church in "Old Prussia" will be determined by a Church Assembly. This Assembly, which has now been formed and is soon to meet, consists of (1) 193 delegates of the congregations (or groups of congregations) chosen by the members of the church twenty-four years of age and over, one third of the delegates to be clergymen; (2) the General Superintendents and the Presidents of the Provincial Synods; (3) a representative of each of the Protestant theological faculties in the Older Provinces. Naturally the election did not proceed without some strife and bitterness between the "positive" and the "liberal" parties. In the result the former has a pretty decided majority.

There have been in all Prussia seven distinct churches for the different divisions or provinces. Under the new régime there will still be for the time being a like number of churches. But it is generally felt that, as soon as these churches get on their feet, they should swiftly move toward union into one church for all Prussia, while preserving a large measure of autonomy for the several divisional or provincial churches.

Among the general principles for the organization and government of the church that have been widely approved the following deserve special notice: (1) The structure of the church must be "from within outward"; (2) the church cannot renounce the confession to Jesus Christ, the Son of God, our Lord; and yet special confessional interests must be put into the background, in order that all who acknowledge the Lordship of Jesus may find room for cooperation in the church; (3) the church must be a church of the people and of the whole people, in so far as they stand upon the evangelical basis; especially must it be the people's church in the sense that it must actively seek to penetrate and fill the whole life of the people with the spirit of Christianity; (4) the new people's church must not be a "pastor's church"; the church's ministry must no longer be a monopoly of the clergy; (5) the new church must be an evangelistic church in relation to the unevangelized masses of the people; (6) the new church must be a church for the youth of the land, and must make specific provision for their needs. A further point, concerning which there is no consensus of opinion, is the question of the desirability of episcopacy in the new order. The discussions on this point are very interesting, but the opposition will for the present render such an innovation impossible.

2. The question of confessional standards in the new church has been touched on in the last paragraph. Naturally it has been and is a matter of much painful agitation. All sorts of proposals have been made. Some would have no binding dogmatic formulas whatsoever. Others would apply the historic standards pretty strictly, well knowing that the consequence would be a splitting of the church. Apparently the large majority have no thought of "a confessionless church"; they want the creeds to be retained, but they do not wish confessional tests to be applied so strictly as to exclude the liberals. Some of the most conservative Lutherans, however, have been so uncompromising in their attitude that the liberals have felt themselves forced to declare that they could not remain in a church that demanded of its clergy unqualified adhesion to the dogmatic standards. But the desire to preserve the organic unity of the church has prevailed thus far and will probably prevail in the future.

Here and there the question is raised, whether the time is not now ripe for the formulation of a new creed. Doubtless many feel that a really acceptable new creed "were a consummation devoutly to be wished," but there are comparatively few who feel that the mood of the time is favorable to the formulation of a creed. Two very popular professors of theology, Karl Heim and Otto Schmitz, have proposed a

union and reorganization of all the evangelical forces of Germany, including the former free churches or "sects," under the primitive Christian confession of faith: "Jesus is Lord." Probably no one expects that such a thing can be fully realized at present, and yet the proposal is far more than merely interesting. It has already made a very considerable impression and it has not yet spent its force. There is something positively captivating in its fundamental idea. For the primitive confession of faith is clearly broad enough to embrace all real disciples of Jesus, while, if taken seriously, it would exclude all religionists that do not acknowledge His unconditional Lordship. Moreover, in an evangelical church the words "Jesus is Lord" can be accepted only in such a way as to imply the repudiation of the hierarchical claims of Rome. Furthermore, if taken seriously and unequivocally, this confession of faith carries with it certain very important implications, both positive and negative. It must be *this* Jesus, the Jesus of biblical testimony, not the Jesus of speculation or fancy, whom we acknowledge. And Him we are to take in all simplicity as our Teacher and Leader, our living Lord, not merely as a most wise and holy man, to whom we accord the highest place *among* our teachers. It should be added that the proposal of Heim and Schmitz does not contemplate a unity in which any sort of inflexible uniformity is required. Within the union as proposed there would be room for a considerable variety of usages; only, of course, nothing could be permitted that would violate the fundamental principles of the fellowship.

3. The problem of evangelization has been commanding much attention of late. In the nature of the case it cannot be a matter for fierce agitation like some questions that are crying out for an immediate settlement. Yet the discussion of this question is now remarkably widespread and a large proportion of the leading churchmen are today insisting that a great popular evangelistic movement is an absolute necessity. Before the war such a view was anything but common. Far too much reliance was then placed on the assumed efficiency of the instruction in religion in the schools and on the special preparation of the boys and girls for confirmation. It was commonly held that by these means the people were essentially Christianized and that it was the function of the church to "foster" the religious life thus implanted. But now this view is pretty well shattered. Thinking men generally have been brought to see that the great popular aversion from the church is not so much the sign of a vast apostasy of such as once had believed as it is a proof that the great mass of the people never had been really Christianized. In the last decades before the war few evangelists, such as Schrenk and Keller, had gained a large popular hearing and had even won the confidence of many pastors. Most of the pastors, however, were very critical in their attitude toward the evangelistic movement. They had an almost morbid horror of the very idea of revivalism. They feared to open the door to evangelism lest all manner of excesses and vagaries should enter in and spread among the people. Now, however, the vast religious destitution of the people is evident to all. In the face of such a condition there has come to pass a swift

change of opinion. Very generally the clergy now recognize the urgent need of a vigorous and systematic evangelization of the people.

The credit for giving the chief impetus to the new movement belongs to Professor Hilbert of Rostock. In a pastoral conference in Berlin in the year 1916, that is, while yet Germany entertained the highest hopes of winning the war, he gave a stirring address on the necessity of the church's undertaking a systematic evangelization of the people. The address was published in pamphlet form under the title: Kirchliche Volksmission (Leipzig, 1916, revised edition, 1919). Other pamphlets followed from him and others, until now all Christian leaders in Germany are giving the matter serious consideration. Hilbert's thesis is that the church committed a fatal blunder when she ceased to regard the people as a missionary field; when, having established churchly institutions pretty generally, she ceased from aggressive missionary work; the church has therefore now the task of making up as far as possible, what she omitted to do long ago. "Our church can remain a national (or people's) church only as a church laboring to fulfill its missionary task among the people."

When Hilbert published the second edition of his Kirchliche Volksmission, Germany had lost the war, and the Revolution had brought to light the religious destitution of the people and the pitiful inner weakness of the church. Hilbert revised his discussion with full reference to the new elements in the situation. He begins with a swift survey of the distress, the perils, and the problems of Protestant Christianity in the new and strange era. Since the close of the war the estrangement of the masses from the church is more evident than ever before; vast numbers of the people even show an embittered hostility toward the church; the "secession movement," which had been checked by the war, has broken out again and with increased force; and finally the friendliness of the new government to the church is problematical. Nevertheless, in the deeper sense of the words the present outlook of the church is more favorable than before the war. But only so for the church as "a missionary church to the people!" Hilbert proceeds to point out the fearful moral and religious devastation among the people. "All this," he says, "lies before our eyes, a practical falling away from Christianity, such as perhaps no one in our German nation would have thought possible. We have heathen conditions in the midst of a nominally Christian people . . . If even before the war this state of things demanded full practical consideration, then all the more since the conclusion of the peace. For the situation has become at once more favorable and more difficult: more favorable because far and wide the field is white unto the harvest; more difficult, because the enmity has grown deeper and wider. . . The inner life of those who are with us require increased care. . . And those who are against us are not so much to be opposed— . . . we must also make the attempt to win them for Christ and His kingdom. In a word, we need a systematic *church mission to the people.*"

Hilbert then discusses certain objections to the evangelization

movement. Schleiermacher's well-known saying that he was not disposed to speak of our religious assemblies as tho they were "a missionary institution, designed first to make them Christians," but in the assurance "that there are still communities of believers and a Christian church"—this saying he utterly rejects. "This rule," says Hilbert, "needs no refutation any more: the sense of reality that characterizes the present simply passes on to the business of the hour." Hilbert makes equally short work with a second objection, "The members of our communion are baptized Christians and no heathen." He does not despise the value of the contact with the Christian community of believers and with the word of God that comes thru the practice of baptism and confirmation. But he points out that already hundreds of thousands have withdrawn from the church and the movement still sweeps on. "We are confronted by a condition, not a theory." Hilbert also takes up the question, so often proposed in our day, whether the convincing proof of Christianity must not henceforth be found in helpful deeds rather than in the Word preached. Very clearly and convincingly he insists upon the preeminence of the Word. Only it must not be mere word; it must be the word that fitly opens the way to a vital fellowship with God, and this includes doing the works of God.

The practical tendency of Hilbert's argument may be briefly indicated. Let the church freely use new or unaccustomed forms of preaching and instruction. Especially the daily evangelistic preaching over a period of two or more weeks; and let the preaching be followed by the helpful service of the inquiry room. Then there is a wonderful opportunity for the nurture of the newly awakened in the informal "social meetings"—meetings for prayer and praise, for Bible talks and for every form of mutual help in the faith. In other words, a German professor would see adopted and used just the methods which have been known as "Methodistic," only without the excesses which are supposed to appear too often in Methodist circles! Hilbert is very convincing when he urges that the new convert needs other helps than those ordinarily afforded by the Sunday sermon. Generally there is wanting the background of a Christian family life, while to be in full social relation with genuinely Christian circles is even less common. The young Christian must be taught to pray habitually and to use his Bible; he must also be induced to enter into the corporate life and activities of believers. We must cease to expect the impossible from the more or less formal public divine service with its sermon. This must be supplemented in various ways.

That these things should be said—not by Hilbert only, but by many—is impressive. And yet the really significant thing is that the idea is being put into practice. Large numbers of Christian leaders have been led to unite in the widespread movement for the evangelization of the people. The movement already has its organ, a monthly bearing the name Kirchliche Volksmission. Of special interest in this connection is the stirring "Young People's Movement," one branch for young men, another for young women. In it the evangelistic element is very pro-

nounced. This movement, too, has its literary organ. The chief figure in the movement is a man of marked gifts of leadership, Pastor Erich Strange in Leipzig. Among others, university students have been stirred up. In Leipzig and elsewhere the students have been holding each day a brief devotional meeting. This is a thing one would scarcely have dreamed of before the nation's military collapse.

4. The question of church and school has stirred up the popular mind more thany any other religious problem of the day. The whole school situation is, however, so unsettled that it would be impossible to give an adequate report at this time. For the present a few general observations must suffice. The agitation over the school question began with the proclamation of the separation of church and state and was intensified upon the promulgation of the new school law. For according to this law the schools were to be secularized in principle, that is, they were to be without religious instruction except where the parents by actual vote ordered otherwise. And of course only those children could be required to attend classes in religion, whose parents so directed. Furthermore, the church was to have no direct control of religious instruction in the schools. And as for the teachers, they might freely elect to be excused from all participation in religious instruction.

It is evident that here is not only an occasion for a bitter struggle because of fundamentally conflicting religious ideas but also room for sharp differences of opinion as to the application of the law. And in fact the struggle has been bitter and the end is not in sight. At first it looked as tho the friends of the secular school would win a sweeping victory in many of the larger cities. Later, however, there has been a powerful reaction toward maintaining religion in the schools. It is interesting to note that remarkably few teachers have declared themselves unwilling to participate in religious instruction, if their services should be required.

Difficult as it the situation of the church in Germany and Austria, it is certainly vastly better than that of the state. In spite of the hatred and active opposition of many, the church seems to be growing stronger in faith and in hope. It is for her salvation that she no longer has the state to lean upon but is driven to seek refuge in God.

John R. Van Pelt in the Methodist Review.

The Church's Problems in Germany

The "away-from-the-Church-movement" in Germany (Kirchenaustritsbewegung) has forced the church authorities at Kiel to the proclamation of the following rules to be followed by the clergy: (1) The baptizing of a child can be permitted only where the parent entrusted with the child's training makes the application and gives a written promise to have the child trained in the faith of the Evangelical Lutheran Church. (2) Those that have demitted the Church cannot be admitted as sponsors. (3) A child that has been taken out of the Church by the parents can be admitted to catechetical instruction only when these parents again take the child back to the Church. There can

be no confirmation before this step has been taken. (4) Admission to the Lord's Supper of those that have left the Church cannot be allowed before these have promised to return to church membership. (5) A marriage can be solemnized by the minister even if only one party has abandoned the Church. (6) No minister shall officiate at the burial of one that has separated himself from the Church by formal declaration, nor shall the bells of the church be rung. The minister may, however, conduct a private service in the home for the comfort of relatives who have not left the Church. But such service must not be held in connection with the burial. (7) Special pastoral work among those that have thrown away their church membership must be left to the conscience and the pastoral tact of the ministers.

* * * * *

Prof. Dr. Hilbert, at the University of Rostock, has published a writing: "*Ecclesiola in Ecclesia*," with the sub-title "Luther's Views on the Church as Comprising the Masses (Volkskirche), and the Church as Representating Those Organizing by Their Own Free Choice (Freikirche)." Here the author demands congregations composed of Christian persons who seek fellowship with such as are like-minded. Thus the *ecclesiolae in ecclesia* come into existence. "Revival sermons are the need of the day. The pure preaching of the Gospel (die reine kultuspredigt) is not sufficient. Fellowship in prayer, in the study of the Word, in spiritual struggling, in the seeking of truth lead true Christians into one communion. This smaller circle of true Christians will then produce a healthy discipline of the Christian life." These are words from a professor in the university in the Grand Dutchy of Mecklenburg, which in the past represented the strictest Lutheranism found in Germany!

* * * * *

Dr. J. Schneider, editor of "Kirchliches Jahrbuch," says in the forty-eighth edition of this work (for 1921), p. 330: "Our churches (Landeskirchen) have stood successfully the wild storm of the first revolution. It has not uprooted them, as was feared by those of small faith. This, perhaps, shows that these churches of the various German dominions, were already 'Peoples' Churches' (volkskirchen) to a much larger degree than was thought by those who saw their ideal in a church comprised of the masses; they were far less state churches than many believed. The support of the State falls to the ground, but the churches stand."

* * * * *

Prof. Kittel, the Old Testament theologian at the University of Leipzig, delivered an address at the Synod of Upsala (Sweden) from which we quite the following: "Never before has there been seen in Germany such fanaticism of hatred against the Church and against Christianity, as we have today. But side-by-side to this statement I can put the other: Rarely since the days of Luther has there gone thru large parts of the German people such a fire of love to Christ as we are experiencing at the present time." Turning to the moral condition among many

of the non-Christians in Germany he continues: "There is one thing that must be taken into consideration if we want to understand the phenomenon of the German people today. There is weighing down upon this people a hopelessness and a despair of a political and economic future, for the expression of which language fails. . . . Much of what appears to the superficial observer as hatred of religion and as Godlessness is in reality nothing but despair reacting to calamity as once did Job's wife. . . . They think: All is vanity; therefore, Let us eat and drink, for tomorrow we die! Many of you may know the book which during the last two years has been read more than any other in the German language, I mean the one by Spengler, "Der Untergang des Abendlandes" (the Fall of Western Civilization). This book expresses our situation. Thousands and hundreds of thousands are living in the expectation of utter collapse."

"But are the German people a dying people?" He answers, that he would not stand before his hearers if he had no hope. Of a political and economic future he professes to see nothing, but this, he says, is not the only thing in life, thanks to God, not the highest. Greater and more powerful than the frightful conditions about us is God's Spirit and His power. And then he goes on to point out the signs of a better day in the spiritual regeneration of many in the nation.

From Nos. 32-34 of the Allg. Ev. Luth. Kirchenzeitung:

A life is springing up in the Church such as Germany has not seen since the days of the Reformation and the age of Pietism. The Socialists are withdrawing their children from religious instruction and from confirmation, substituting an initiation into atheism. Last spring more than a thousand children were thus initiated in Leipzig. But the children and the parents who refuse to leave the Church and confess the Lord in the face of the terror do it with conviction, not out of mere custom as in pre-war times. *They become conscious Christians.* Almost over night we have changed from a pastor's church to a church of the people, trained in the priesthood of believers.

We find a beautiful remark in No. 33, p. 519: "Among the things which for most of us have become very small . . are many theologische klugheiten (wisdom of this world in the realm of sacred theology). Many things in which we prided ourselves have become exceedingly small and poor to a generation which has been facing the drawn fire for three years. I can express it best by saying: we have learned to understand the first four chapters of the first letter of Paul to the Corinthians, the chapters of the 'wisdom' and of the 'foolishness.'" Again p. 520: Rationalism is dying in Germany. "In theology it is played out." The present tendency is: Away from intellectualism in theology. "We want, of course, to be scholarly theologians. Woe unto the theology if this is ignored! But I add: We also want to be theologians of piety."

The professor, in his address, mentioned two things proving that the new spirit has been caught by the students: (1) In almost all German universities the students gather every morning in a chapel or in

lecture room for a period of worship. "If students had done that ten years ago, I believe, they would have been mocked as 'pietists' and treated as belonging to a special sect." (2) In Leipzig, the students came to the professors proposing that at the close of a semester, faculty with students retire into a solitary place in the country for the purpose of digesting spiritually what they had learned. Now, we at Leipzig have such a theological conference at the close of every semester. And each conference was better than its predecessor; it was the best of the whole semester: We lived together somewhere outside of the city as a brotherhood, and in common we sought the way out of misery into the peace with God."—*Prof. Neve in Lutheran Quarterly.*

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The New Social Order, by *Harry F. Ware* New York. The Macmillan Company, 1919. 384 pages, $2.00.

The curriculum of the theological student has been greatly enlarged since the time when we people in middle life sat at the feet of the professors. The social gospel was then in its beginning and it had hardly any influence on the courses or the spirit of our studies. Nor do we recall that the natural sciences had made any inroads upon our theological consciousness. The researches into the origin of life, the history of the human species as well as of the world, and many other things of like nature, were none of our concern. And yet we were not without contact with science. But it was historical and philosophical science. The influence of the historical school was felt in the province of Old Testament exegesis, especially, it taught us to apply the principle of development to the records of the Old Testament revelation. And with critical and speculative philosophy we entered into frequent arguments in the domain of systematic theology. As it was, we seemed to have our hands full enough, altho, from the standpoint of today, the range of our studies was more circumscribed.

Today the number of subjects has increased to such an extent that it must be almost impossible to give to the old theological fundamentals as much time as we did. It would be out of the question, however, if we want to be responsive to the needs of the time, to bar the new studies from the seminary. Sociology—to mention the most important of all—has been admitted everywhere except, perhaps, in a few ultra-Lutheran or Adventistic institutions.

The question arises how can the ministers who received their training when sociology was known only among specialists, make up the deficiency? Here the professors of our educational institutions could render an important service by inviting these ministers to summer courses on such subjects, or by writing illuminating articles in the *Theological Magazine*. Papers which would give non-technical information as to the meaning and scope of the social gospel and its development up to this time, would be of the utmost value. It should also be pointed out what books the pastor should study in order to get a working knowledge of the science.

Aside from this, the only way to a growing acquaintance with the matter is self-study. We have, in these pages and in other departments of the Magazine, frequently discussed and recommended books on sociology, from A. Rauschenbusch down to Bishop Williams' primers. At this time we have another under review, which is two years old but had, as yet, not attracted our attention. It is written by H. F. Ward, professor of Christian Ethics in Union Theological Seminary, New York City. Mr. Ward is not an advocate of Socialism but his viewpoint does not seem very much different from the Christian socialist's. He believes that a new order of social living is necessary for both the practical and the spiritual interests of humanity. He thinks that "we have arrived at one of those conjunctions of economic pressure and idealistic impulse which occasions fundamental changes in the organization of life. Just as slavery was abandoned as the economic base of civilization and monarchy rejected as a mode of government, just so must the economic order based on machine products give way. The book discusses the principles round which this new order is forming. They are the principles of equality, universal service, efficiency, the supremacy of personality and solidarity.

The value of these principles is generally understood. His interpretation is sound and correct, altho his presentation is not so well arranged and logically carried forward as we find in some of the other leading text books. It moves over the same ground repeatedly and does not leave as definite a deposit of acquired information in the mind.

In reading this book and others of the same type, the inevitable question comes up, Will this new order ever come to pass, or do we have to wait till the millennium changes the very stuff out of which human individuals and society are made? The author does not assume prophetical functions, but as a believer in the gradual fulfillment of the divine plan he must be a believer in the possibility of the great change. At any rate, he says, "the forces of education are pledged to this great and high task by their ideal and practice. Their ideal is a commonwealth in whose privileges all may share on the same terms. Science and religion seek the common good and no special interest. The workers in both fields pass on the spirit of service to their successors as a sacred trust, bidding them seek nothing for themselves but the truth and opportunity to extend and apply it. It is the province

of education and religion continually to show mankind the larger, longer good, to develop the capacity to choose, the will to pursue, and the ability to achieve it."

In the second part the main program for social change that have been offered are analyzed in the light of the principles stated above. They are those of the British Labor Party, the Russian Soviet Republic, the League of Nations, Some Movements in the U. S., and the Churches. The last chapter indicates the "Trend of Progress." The present economic order must go. The toilers must be given a voice in the management of industry and in the distribution of its returns. This movement will not be confined to one state or a number of states, it will be world-wide. The goal is, in broad terms, a fraternal world community, knit together by common needs, but most of all by loyalty to common ideals. Will this development be revolutionary or evolutionary? If this means, will it be necessary to employ physical force? it can be said that no violence will be needed ulness the powers that be oppose force to the just demands of the broad masses of the people.

After a new economic system has given all people access to the material benefits of productive industry, what will they use them for, If they make use of them only for the enjoyment of physical comforts, little would be gained. To "lay up treasures on earth" is foolish. The development of personality should be the supreme aim. The Christian religion provides the highest interpretation of personality. "It reaches its highest expression when its fellowship and service embrace all mankind and when it developes the sacrificial spirit."

The question whether it is at all likely for humanity to reach this goal on earth, is not raised. Yet, "there is in all history a stream of progress. It by no means flows straight forward; sometimes it eddies and its main currents turn upon themselves, the whole stream bends and flows backward for a space, but in the long rung there is progress."

Jesus in the Experience of Man, by *T. R. Glover*, Fellow of St. John's College, Cambridge, and Public Orator in the University. 1921. 253 pages, $2.00.

To read the title of this book one might think that we were to get another "Varieties of Religious Experience." This is, however, not the case. The author confines himself largely to the experience of the men in the New Testament. He fixes his eye on the effects that the coming of Jesus into their faiths and lives had on their religious convictions and their characters. He shows how their Christian experience was like a leaven that permeated the whole dough of their human existence. Then he goes on to point out how by and by human society was changed and transformed by the conquering influence of Christian ideas. Finally he quotes the words and experiences of modern men of recognized leadership to illustrate that Jesus has at all ages retained His commanding religious position. But his chief business is with the men of the Bible, or, rather, the New Testament.

He says his task is that of a *historian*. Without bias or prejudice he seeks to present the facts of the case as they may be ascertained by any man desirous to find out the truth. It is for the reader then, he goes on to say, to pass on the evidence and to be the theologian. The author would hardly claim, tho, that he himself had not written with definite theological views on vital points, or that his position in theology had not influenced his historical research and his conclusions. It is impossible to free the mind of all presuppositions; to write, as the Germans term it, "voraussetzungslos." We shall see later that it is easy enough to place the writer in the theological school where he belongs. Nevertheless the book is an able work. The author is an independent thinker, well informed on his subject, widely read in Greek literature and felicitous in quotation. He gives many striking passages from Greek writers of all schools that shed light on the moral and religious views of antiquity.

The first chapter is entitled the "War with the Daemons." The pagan world was full of daemons, so was the Jewish. Into such a world Jesus came. It is not claimed that the Christian religion uprooted at once that faith. Every reader of the New Testament, especially of the gospel of Mark, knows that to the writers as well as the readers the daemons were very real; that St. Paul also had quite an extensive system of daemonology. But Jesus is mightier than the daemons. He has conquered them. They can't hurt the believer. As long as he concentrates his faith and thought on Jesus Christ, he is sure that "neither principalities nor powers can separate him from the love of God." So the daemons are dispossessed in practice, if not in theory, of their influence on the disciple.

Strangely enough, the author speaks in the second chapter of the "Problem of Divine Justice." One would expect that in a different connection. He says, "all thru Christian history we find an emphasis on the judgment seat of Christ, an inspiration at once of terror and of hope, and integral part of the Christian scheme of things." The meaning of this faith is, according to him, that men will be judged by the standards of Jesus Christ. That is a consolation to his disciple for Jesus is one who places a high value on human souls, and he sees farther and more deeply than we do. It also, however, moves us to a more searching self-criticism, while, at the same time, we will be more sympathetic in the criticisms of others. "That Christians have believed that Jesus would judge the world in person, does not prove that He will." This is a rather amazing statement, He seems to have no eschatology. The whole chapter is rather hazy and unsatisfactory. "The outcome of this whole faith is that people have lived in the presence of the Great White Throne and applied its standards all the way thru life to themselves." Yes, but is the race never to come actually and finally before that Great White Throne?

Chapter 4 "The Lamb of God." "The death of Jesus has been the subject of more thought than anything that has occupied the mind of man." "A man who supposes that he can speak with any adequacy of

the death of Christ is simply not thinking about it at all." The thoughts of some turn on sacrifice, including the theory of substitution. Some think in juridic terms, they deal with courts, fines, penalties and satisfaction. Others again with the metaphors of slavery; redemption, ransom, price, and freedom are the keywords here. None really covers the whole story. The word "lamb of God" suggests, among other things, the idea of *sacrifice.* But to the writer sacrifice is not just the natural word to unlock the mystery of Jesus. He reminds us that sacrifice was the great business of the priest but that the great prophets taught, "I delight not in the blood of bulls," and that Jesus himself twice quoted Hosea's word, "I will have mercy and not sacrifice." Plato also, he says, was as clear as the prophets that sacrifice was a mistake in religion, that it rested on a wrong view of the gods altogether, and that it confused the moral sense. "The whole New Testament rings with the keynote of Jesus, that *God* makes the offering to man, not man to Him." What, then, does it mean that Jesus became the "lamb of God," or that he put away sin by the sacrifice of himself? It means that He identified himself with the will of God. That will was always the law of His life, and never more than in His suffering and death. "A new life, a new world, new men and women, the taking away of sin—all was made possible by the work of Jesus, by His intense unity with God, by the evidence of this given to us in His death."

The student of modern theology will see at once that this is the Ritschlian standpoint, almost to the very words. Ritschl makes much of the unity with the Father which Christ maintained thru life, even under the hardest trials. It was a unity of will, and His death was the culmination of this life-long obedience and the supreme proof of His fidelity to His Father in the fulfillment of His vocation. Glover does not quote Ritschl, but Herrmann, R.'s pupil, is mentioned different times (especially his "Communion with God"). We do not claim, however, that the author shows dependence on Ritschl thruout. Only the fundamental idea that no atonement was needed to forgive sins, that Christ did not bear the penalty of our sin, that He merely reveals the unchanged love of God to the sinner, betrays the Ritschlian influence.

In a chapter on "Immortality" due credit is given to Plato for his teaching of the immortality of the soul. In the Old Testament the fate of the individual Hebrew beyond death is left out of consideration almost altogether. Only in later times, under foreign influences, and in the Apocalyptic literature more interest is taken in the life after death.

It is Christ, then, who brings immortality into the light of the perfect day. For the early Christians one argument sufficed for this faith in immortality—Christ is risen! Men had seen Him after His rising, had heard Him, spoken with Him, had touched Him. And the apostles came to reason from the fact of Christ's resurrection to the certainty of the believer's rising again. "But now is Christ risen from the dead, and become the first-fruits of them that slept. . . For as in Adam all die, even so in Christ shall all be made alive." (1 Cor. 15: 20-22). If there is anything sure, it is this that the experience of the risen Christ

revived first, their faith, and then assured them of their own resurrection.

How, then, can, under these circumstances, Glover say, *something* has happened to the disciples (on Easter), we don't know what. And then, "We must perhaps say that Christ did *not* rise from the dead, but that certain psychopathic temperaments thought He did and suggested it to others." Is the author an historian here, or is he influenced by non-miraculous theology? Remember that he had promised to be an historian only.

"Jesus in the Experience of Men" is the title. It seems strange that he never comes down to our own time and experience. What has our own spiritual life to contribute on the subject? He has no chapter on prayer. Does he not believe in communion with the exalted Christ thru prayer? Would he, like Ritschl, term that "mysticism" and "fanaticism," and limit our connection with Christ to our study of His life and words? He says signficantly, "we have to consider the tricks the mind plays upon itself and the part of the physical nature in suggesting them and joining in the play."

When he comes to write on how the Church has risen to the principles and ideals of Jesus, he speaks out plainly about the shortcomings, compromises and actual wrongs committed by the organized Church. Incidentally, he is seen to be a Low or Broad church man. He has no use for sacerdotalism, ritualism, Romanism. We note this with pleasure. We cannot, on the other hand, fail to see that he is a very liberal thinker and that he departs from the Scripture basis on essential points. All in all, however, the book is scholarly, progressive, thought-stimulating, worthy of a thoro study.

What Christianity Means to Me, A Spiritual Autobiography, by *Lyman Abbott*. The Macmillan Co. 1921. 187 pages, $2.50.

Lyman Abbott is 85 years old now. He has long exerted considerable influence as the editor of the "Outlook". As a young man he studied law, but when coming under H. W. Beecher's influence, he experienced something that others might call conversion. He himself would perhaps not call it that, but rather a change in his conception of God; but as a result of this deep spiritual experience he gave up the law and took up the study for the Christian ministry. His whole view of Christianity was moulded after Beecher's own theology. It would perhaps be difficult to give adequate expression to Beecher's Christian message in a few sentences. But the central idea of it was that he placed instead of the monarchical view of God the conception of the Father. Instead of God's sovereignty and justice he exalted God's love. Christ he made the revealer of God's love, not the one who satisfied the demands of divine justice by His self-sacrifice.

These views acted on young Abbott with the force of a revolutionizing discovery. They reached down to the very depths of his being. They freed him from the incubus of his Calvanistic upbringing and, in

time, became the groundwork of his own Christian faith and preaching. He never wavered in his loyalty to Beecher, who had rendered him such a signal service, and it so happened that, on Beecher's death, he was called to fill the place that Beecher had vacated. In that position he acquitted himself very creditably, altho naturally he was not able to replace his "myriad-minded" predecessor.

He resigned and became editor of the "Outlook." The reviewer used to read that paper until 1914. When the war broke out between Germany and the Allies, the "Outlook"—like most other organs of public opinion—took such a one-sided, unfair attitude in the struggle that we, after vainly expostulating with the editor a number of times, cut the table cloth between him and us. Mr. Abbott has written a number of books. The one under discussion is the last. It is, we imagine, to be his last will and testament.

He calls it, in the subtitle, his spiritual autobiography. It contains, however, very little autobiographical material—highly interesting tho that would have been— it is rather a presentation of his view of Christianity. The first chapter tells us nearly the whole of his religious or theological history. He was brought up on the Calvanistic theology. Man as a sinner must be punished. This punishment Jesus takes upon himself, so satisfying the demands of divine justice. He makes it possible for the mercy of God to come into play and bestow upon the sinner forgiveness, on the condition of faith in Christ. This scheme was somewhat artificial and legalistic. It looked as tho the Father was a stern judge bent on a vigorous execution of the law, and the Son rather more merciful than just; as tho the Father had to be reconciled by the death of His Son before He would be willing to be gracious. Young Abbott found it hard to believe this. Nor did it seem right to him that one should be punished for another's sins. He turns to Calvin's "Institutes", to Edwards on the "Will", to Dwight's "Theology"; but without finding light. Then he comes under the influence of Beecher, and gradually a new and beneficent light falls on his view of God. God is not the sovereign potentate any more, whose decrees are unsearchable and incomprehensible but absolute. He is the Father of all mankind. He is not the stern judge whose business is to reek the vengeance of the law upon the person of the substitute. He is the God who loves even the sinner and the sinful world. It is thru Jesus Christ that we get this conception of the Father. "The veiled, invisible figure that is always walking thru life, always sitting at all men's side (i. e., God), was for one moment made so clear that human eyes could see Him and human hands could handle him; then, hidden from human eyes, escaping from human touch, is the nearer to us because invisible, intangible." In other words, he reads the character of God in the life and teaching of Jesus Christ.

To him Christianity is life, not doctrine. His faith is an altogether undogmatic one. "He is equally ready to work with Prelate or layman, Catholic or Protestant, believer or agnostic, Jew or Gentile, whether he formally acknowledges allegiance to Jesus Christ or not, provided

he is imbued with the spirit of the Christ and endeavoring to inculcate the principle of the Christ." When, as a young man, he came to study the teachings of Jesus with his fellow students in a Congregational Bible class, he found that Jesus "never mentioned vicarious atonement or the fall of Adam or the Trinity. He said little or nothing about the sovereignty of God, but much about his fatherly care and forgiving kindness; he never referred to any sacrifice as a condition of the forgiveness he offered in his father's name to those who wished to abandon their sins. . . ."

So Abbott's view of Christianity is extremely simple. It seeks to expound and apply the principle of Jesus. He is interested in ethics and not in dogmatic theology at all; he is a moralizer and not a theologian. He is a Unitarian, not a Trinitarian; only he always has that warmth of tone and enthusiasm for Christ that is not regularly found in the adherents of Ethical Culture writers. He says, "salvation is character," just like the Unitarian Channing's "salvation is by character, not by faith." And again, for John's "the blood of Jesus cleanses us from all sins," he suggests, "the *spirit* cleanses us. . . ."

He, therefore, who desires to read this book for its contributions to theology, will be disappointed: there is no theology in it. Abbott gets over the difficulties of the situation by simply ignoring them. What doesn't suit his view of the Christian religion he leaves aside or twists to square with his meaning. It is surprising how little the thinking student will find in the book. He may read it thru at one sitting and yet do it full justice.

If we are correct in saying this, it may seem amazing that a man whose theological thought is so shallow has been such an influential factor in public life as an editor and author. But his lack of depth is one explanation of his popularity. He was a great friend of Mr. Roosevelt's, as we all know. Col. Harvey, then of "Harper's Weekly," said of Roosevelt, "he has a wonderful knack of saying the obvious." He meant Roosevelt can say the simplest and most self-evident things in a way that every one understands and listens. The same can be said of Abbott: he has been a great popularizer. He is never deep, but always intelligible, clear, simple, so that even "he who runs may understand him." As a master of the most limpid style he ought to be studied with greatest care.

It would be hard, however, to find one great idea or new truth in him. Even on sociology he has nothing to offer. True he was an older man when that science came to the fore, but think of Washington Gladden, who was as old as he and yet thoroly saturated with social ideas.

We have been rather critical in this review; nevertheless we advise the perusal of the book. It will give an adequate presentation of what many modern men think of Christianity; and it is easy and smooth reading.

Religion and Science. From Galileo to Bergson, by *John Charlton Hardwick.* London, Society for Promoting Christian Knowledge. New York, The Macmillan Co., 1920. 148 pages, $1.75.

Religion and Science are not on the best of terms in this modern age. If we think of religion in the sense of a dogmatic system of religious knowledge, the case is still worse. There seems to be not even a possibility of harmony between the two. Andrew White, the former president of Cornell (and at one time our ambassador to Germany), has written a well known book on the subject, "The Warfare between Theology and Science." In it he seeks to show that theology has for centuries tried to block the advance of scientific knowledge—without success, but with a consistency that refused to learn from the experience of the past.

The author raises the question, is this *antagonism unavoidable?* Does the nature of the two make it impossible for a man to be religious and scientific at the same time? He defines religion as an "attitude toward life," and science as "accurate and systematized knowledge." That first definition is certainly unsatisfactory. It is too wide. Philosophy is also an "attitude towards life"; so is optimism and pessimism. He might have said, it is an attitude to life "determined by faith in a supreme being." He should have stated the problem differently, according to the *method* by which we arrive at religious or scientific knowledge. The method of the first is faith, is spiritual experience; the method of the other is trained observation, leading to the discovery of the laws underlying all forms of existence. The findings of science are accepted by all who believe that this is a world of law and that man can find out all about it. The facts of religion, however, are only accepted by those who possess spiritual receptivity. And since not all men have faith, religion has not the ready and wide appeal that science has.

The *problem* of the book as stated by the writer is, *can our systematized knowledge* (science) *sanction a religious attitude?*" He calls to mind the time when science and religion spoke with one voice—the age of the schoolmen—and asks, Can it ever be so again? This does not seem a very felicitous way of putting it, for at that time science—like everything else—was the handmaid of religion. Religion, or even theology, spoke with an authority not to be questioned; and science, or philosophy, was only called in to confirm what faith had proclaimed as divine truth. Today science is autonomous, it is in a position of absolute independence, and more often than not looks down on religion with undisguised contempt. A better way of stating the problem would have been, "can we be ever so sure of our religious knowledge won by faith that the voice of science will not disturb it, altho we ourselves believe science to be a way of finding the truth?"

The book begins with the displacement of the Ptolemaic world view by the Copernican system. The earth instead of being the center of the universe is only a planet like many others, an atom in a limitless space.

It dawns more and more upon man that the universe is held together by a mechanical law instead of by the direct action of the deity. This law Newton discovers to be the law of gravitation. The sciences of physics, mechanics, physiology are born. Hobbes makes bold even to explain ethics not as a system of divine laws, but on a purely naturalistic basis: men were led by the instinct of self-preservation to agree to certain rules of conduct, for the sake of expediency.

Yet the leaders of science of that time were not materialists. Spinoza, on the contrary, altho accepting the scientific theories of the age, attempts a spiritual interpretation of the universe. "I assert that God is the immament, not the external cause of all things." "Men (the initiated) no longer regard themselves as single, isolated, impotent beings, but as included in the divine nature. Themselves and all things are seen under the form of eternity. This is the 'amor intellectualis dei'; and the supreme good for man."

Leibniz, also a scientist of the first rank, leaves more room in his system for the idea of personality, the personality of God and of man.

After mentioning the leading names of the anti-religious science of 18th century France—making due allowance for the tyranny and cruelty of the religious absolutions these men had to combat—he discusses German idealism. Kant receives great praise for his searching investigations of the theory of knowledge, showing the part reason plays in our "sense-experience" (the ideas of space and time and the different categories are not the product of our sense perception, but are predetermined by the constitution of our minds. Then, he says, "to Kant also belongs the credit of having established the reality and *validity* of *inner experience*. The rock upon which his philosophy is built is the moral consciousness itself."

He turns to the wonderful advance of exact science in the 19th century: Evolution is the watch word. The origin of species seems to remove the last hold faith in a creator had clung to. Materialism or agnosticism becomes the world view of the disciples of science. Yet the mind can't rest in that. Lotze revives idealism in Germany. Gergson attacks intellectualism in his "Creative Evolution", and exalts intuition, "by which a man may grope his way to an understanding of reality."

The history of thought shows that science or philosophy have no reason to dogmatize. They are "Odyssies of the human spirit." Some permanent results have been gained: the importance of the moral consciousness cannot be lost again; increasing emphasis has been placed on personality. To quote from Bradley's "Essays in Truth and Reality": "Philosophy will always be hard, and what it promises even in the end is no clear theory nor any complete understanding or vision. But its certain reward is a continual evidence and a heightened apprehension of the ineffable mystery of life, of life in all its complexity and all its unity and worth."

As to religion, our study of man's intellectual history shows that he is "incurably religious" (Sabbatier). Faith need not be afraid of

the attacks of negative dogmatism. Yet in religion, as in science, life consists in movement; we must go forward. Both science and religion are children of freedom, without which the creative spirit in man is crushed.

This, then, is the result of the author's review of the development in both fields. We cannot say that it seems altogether satisfactory to the regilious spirit. It is true there must be movement and progress in the conception and expression of our religious world view as the mind of man expands and science conquers more territory. But our belief in God and in the saving effect of his revelation is based on spiritual experience. Science cannot threaten this, however much psychology may enable us to explain the human factor in it, or sociology its bearing on our world relation, or any other branch point in another direction. Man was made in God's image, and nothing but God can satisfy the cravings of his soul.

Story Telling for Teachers of Beginners and Primary Children by *Katherine Dunlap Cather.* Printed for the Teacher Training Publishing Association by the Caxton Press, New York. 1921. 144 pages, 60 cents.

The regular course for teacher training covers three years with a minimum of 40 lesson periods for each year. Following two years of more general study, provision for specialization is made in the third year. This specialization provides for nine separate courses of forty lesson periods each. The volume before us today is one of the five units prepared for teachers of children under nine years of age." It presents clearly the underlying principles of story-telling, discusses in a comprehensive way the methods that must be used by the successful story-tellers, and gives directions and inspiration for the forms of practice which are essential in acquiring the art."

It is not only a very helpful little book, but one that the teacher who is eager to learn will read with perfect delight. It disposes at once of the illusion as tho any one could tell a story, or as tho a story could be told without a great deal of preparation. The writer shows how a story must have an emotional appeal; what a dramatic story is; how it leads up to a climax; how it teaches a lesson in an unforgettable way. The teacher needs a general preparation for his task: he must know literature, history, psychology, music, etc. He needs specific preparation, know the story, analyze it, visualize it, get the background and atmosphere of the story, secure dramatic suspense, practice the story (before telling it to the class). Then more is said about condensation, elaboration, about practice in beginnings, climaxes, and endings; in the development of a specific truth.

One feels after reading the book as tho one wanted to put it in the hand of every primary teacher, and, for that matter, of every other teacher. And the minister himself will be more impressed with the importance of story-telling and desire to learn, from this book, to illustrate his own sermons more effectively in the future: so in every respect a most successful book on the subject.

❦ Magazin ❦
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 24. Band. St. Louis, Mo. Mai 1922.

Was gehört zur „Vertiefung des geistlichen Lebens" im Predigtamt?

Von Diakonos.

Das Thema ist kein selbstgewähltes, doch hat der werte Redakteur, als er dasselbe dem Verfasser nahe legte, richtig erkannt, daß eine Behandlung gerade dieses Themas im Magazin besonders am Platz ist. Das Thema selbst, oder vielmehr die darin enthaltene Bezeichnung, „Vertiefung des geistlichen Lebens," ist durch die Vorwärtsbewegung in Gebrauch gekommen und stellt die fundamentale innerlich-geistliche Basis dar, auf welcher dieselbe ruht. Wenn die Sache selbst über den mancherlei äußerlichen und materiellen Dingen welche die Vorwärtsbewegung mit sich brachte, vielfach übersehen und vernachlässigt worden ist, so liegt das nicht an denjenigen, welche sich um die Anregung und Entwicklung der Vorwärtsbewegung bemüht haben. Ein richtigere Auffassung und eine bessere allgemeine Würdigung gerade dieser Seite der Bewegung hätte viel Unannehmlichkeit und Bitterkeit verhindern können. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, das was hier von vielen Synodalen versäumt wurde, nachzuholen.

Wer über „Vertiefung des geistlichen Lebens" reden oder schreiben will, muß sich von vorneherein auf wenigstens einen von drei Einwänden gefaßt machen. Entweder findet man in der Bezeichnung etwas fremdartiges, unevangelisches, das kritisch beobachtet und schließlich abgelehnt werden muß, oder die neue, ungewohnte Bezeichnung läßt nicht klar erkennen, was eigentlich damit gemeint ist, oder endlich fühlt man, daß, weil der Begriff nicht ganz klar ist, es sich kaum um etwas wesentliches handeln kann. Im Nachfolgenden soll der Versuch gemacht werden, diesen Einwänden zu begegnen und darzutun, daß es sich bei der „Vertiefung des geistlichen Lebens" lediglich um eine **alte, wesentliche, echt evangelische** Wahrheit handelt, die gerade in dieser Zeit, wo der ungegorene Most

neuer Anschauungen in die neuen Schläuche moderner Methoden und Ordnungen gefaßt werden muß, von besonderer Wichtigkeit ist. Denn wenn auch der Most so wie er ist unfertig und ungenießbar ist, so wohnt ihm doch die uralte Naturkraft inne, die den Wein seit Menschengedenken im Morgenlande zu einem notwendigen und kräftigen Nahrungsmittel gemacht hat. Der Verfasser will nur versuchen, der ewigen geistlichen Naturkraft die der uns allerdings ungewohnten Bezeichnung „Vertiefung des geistlichen Lebens" zugrunde liegt eine bessere Würdigung zu verschaffen.

Der unbefangene Beobachter, der das, was in den letzten zwei Jahren über „Vertiefung des geistlichen Lebens" geredet und geschrieben wurde einer genauen Prüfung unterzieht, wird bald entdecken, daß es sich dabei eigentlich nur um das handelt was uns von Jugend auf unter dem Namen **„Heiligung"** bekannt ist. Nun gibt es ja auch Christen und sogar Prediger genug, denen es bei dem Worte „Heiligung" ungemütlich wird, weil es gleich an allerlei ungesunde, unevangelische, schwärmerische Dinge wie Perfektionismus, Zungenreden, Holy Rollers, etc., erinnert, mit denen der nüchterne evangelische Christ natürlich nichts zu tun haben kann. Es bleibt indessen Tatsache, daß der Begriff der Heiligung **zu den wesentlichen Stücken der christlichen Heilsordnung gehört,** und darum von niemandem, am allerwenigsten von dem evangelischen Pastor außer Acht gelassen werden darf.

Was ist die Heiligung?

Wenn es der Raum gestattete, würde ich am liebsten eine Abhandlung abdrucken lassen, die ich vor kurzem über das Thema „Der vollkommene Gotteswille in der Heiligung" (Licht und Leben) fand. Sie stammt aus der Feder des bekannten Inspektor Dannert in Neukirchen, und der Verfasser legt in derselben zunächst ausführlich dar, daß die Heiligung **eine Forderung Gottes an alle Gläubigen ist,** 1 Thess. 4: 3; 1 Petr. 1: 15, 16. Er führt dann weiter aus, daß sie **eine wirkliche Bekehrung** mit allem, was das in sich schließt, voraussetzt, da das Fleisch, die natürlich-menschliche Gesinnung, nicht gebessert und geheiligt werden kann, Gal. 5: 17, und macht dann klar, **was die Heilige Schrift unter Heiligung versteht.** Demnach ist dieselbe

1. Ein Ausruhen durch den Glauben in dem vollbrachten Erlösungswerk Christi, Joh. 17: 19; 1 Cor. 6: 11; Eph. 2: 6; Heb. 4: 10; 10: 14;

2. Ein Bereitstehen zum Dienst für Gott, wie Abraham, Samuel und Jesaja ein offenes Ohr hatten für die Stimme Gottes, und wie Paulus in Cäsaräa bereit war, nicht nur sich binden zu lassen, sondern auch zu sterben um des Namens Jesu willen;

3. Eine innere Umwandlung des Herzens in eine ganz andere Richtung des Willens und aller Triebe, sodaß alles Denken und Streben nur auf Gott hingeht, Matth. 5: 8; 1 Cor. 5: 7; 2 Cor. 7: 1; 1 Thess. 5: 23; Heb. 12: 14.

Gefördert wird die Heiligung durch Wachsamkeit, durch Mäßigkeit auf allen Gebieten, Röm. 13: 4, durch Selbstprüfung, 2, Cor. 13: 5, durch fleißiges Lesen der heiligen Schrift und heiligen Gebetsumgang mit Gott, durch fleißigen Gebrauch des heiligen Abendmahles, durch rechte Verwendung des Sonntags zu einem Tag der wirklichen inneren Ruhe in Gott, durch pünktlichen Gehorsam gegenüber der unmittelbaren Leitung durch den Geist, und durch die Heiligung in Gemeinschaft mit anderen.

„Wenn ohne Heiligung niemand den Herrn sehen wird," schließt der Artikel, „dann muß das Ziel aller Heiligung das Anschauen Gottes sein. Wenn wir nun in der heiligenden Gemeinschaft mit dem Herrn hier schon verklärt werden in sein Bild von einer Klarheit zur andern, was wird dann erst am Throne Gottes unserer warten."

Wenn am Schemel seiner Füsse
Und am Throne solcher Schein —
O, was muß an seinem Herzen
Erst für Freud und Wonne sein!

„Und Johannes sagt: Wir sind nun Gottes Kinder; aber es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir Ihm gleich sein werden, denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist. **Ihm gleich!** Können wir verstehen, was das heißt? — O, wie müssen wir uns darunter beugen, daß wir uns so manchmal dieses Ziel haben verrücken lassen durch eine irdische, fleischliche Gesinnung! Das soll nun in Zukunft anders werden. Wir wollen lernen das Ausruhen in dem vollbrachten Erlösungswerk Christi, und wir wollen auch praktisch die Heiligung ausleben, indem wir ausscheiden, was Gottes Reich nicht ererben kann. Das Ziel der Heiligung ist so wunderbar herrlich und groß, daß wir es uns von niemand wollen verrücken lassen. Wahrlich, es ist der Mühe und des Schweißes wert, dahin zu eilen und dort anzukommen, wo mehr, als wir verstehn, der Herr beschert."

Uebrigens wird diese durchaus nüchterne, praktische und populär gehaltene Abhandlung im „Friedensboten" No. 19 zum Abdruck kommen.

Daß die Heiligung, „das Gnadenwerk des heiligen Geistes im Menschen, wodurch das in der Rechtfertigung erlangte neue Leben den ganzen Menschen nach seinem Tun und Lassen Gott wohlgefällig umgestaltet und täglich erneuert," ein **stetiger Kampf** ist, Röm. 12: 21; Eph. 6: 12; 1 Tim. 6: 12; Heb. 12: 1; 1 Joh. 5: 4; Offenb. 12: 11; 21: 7; ein fortwährendes **Wachsen und Streben**

bedeutet, Eph. 4: 15, 16; Phil. 3:12; Col. 1: 11; 2 Petr. 3: 18, ist aus dem Katechismus genügend bekannt, wie auch, daß es dabei zu einer wirklichen und allseitigen **Erneuerung** kommen soll, 2 Cor. 5: 17; Eph 4: 22—24, und es wird nicht nötig sein, dies hier im einzelnen auszuführen. Woran es hauptsächlich fehlt in der Christenheit und besonders im geistlichen Amt, ist nicht die Erkenntnis, sondern vor allem die **tatsächliche praktische Anwendung** auf alle Seite des Lebens und der Arbeit, sowohl der irdischen als auch derjenigen im Reiche Gottes. Die große Masse, selbst der geförderten Christen, wozu man doch wohl die Pastoren sollte rechnen dürfen, denken bei der Heiligung kaum weiter als an ihr persönliches Leben. Wie viele unter uns mögen wohl daran denken, daß das **ganze** Erdenleben, das Familienleben, das Berufs- und Geschäftsleben, das Verhältnis zu Nachbarn und Freunden, und ganz besonders das Amtsleben des Pastors und das ganze Gemeindeleben, **für das der Pastor mehr als irgend eine andere einzelne Person verantwortlich gehalten werden muß,** ebenso gereinigt und geheiligt werden soll als das eigene persönliche Leben des einzelnen Christen?

Daß die ganze Welt im Argen liegt, wird heute mehr denn je offenbar. Die tiefen Schäden, an denen unser Volk leidet: Mammonsdienst; Vergnügungssucht; Fleischeslust; wachsende Gleichgiltigkeit gegen alles was nicht dem eigenen Ich, dem äußeren, materiellen Erfolg oder Gewinn dient; der immer mehr sichtbar werdende Zerfall des Ehe- und Familienlebens; die zunehmende sträfliche Verachtung der Gesetze, selbst bei denen, die nicht ohne christliche Erkenntnis sind; die religions- und zum großen Teil gottlose Erziehung der Jugend — alles dies kann nicht durch Heer oder Kraft geheilt werden, sondern nur durch den Geist Gottes, der die Menschen, so weit sie sich überhaupt von seinem Geiste strafen lassen wollen, zu ihrem Gott zurückführt und sie auch unter einander einigt und verbindet." Was der von der Sünde geknechteten Menschheit fehlt, ewiges Leben, göttliches Licht und göttliche Kraft, kann nur erlangt werden durch einen weit regeren **Verkehr des Menschenherzens mit Gott** als jetzt in unseren christilichen Familien — und die Pfarrhäuser sind dabei nicht ausgeschlossen — geübt wird in Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung. Es kann nur in dem Maße auf Erden, d. h., in den Herzen und den Häusern unserer christlichen Gemeinden, besser werden als die Christen es wieder lernen, eifriger, inniger, gläubiger zu beten. Was ein solches Gebet sein sollte und ausrichten könnte, zeigen uns Stellen wie Matth. 17: 19—21; 18: 19—20; Mark. 9: 22—24; 1 Thess. 5: 16—18.

Ein geheiligtes Amtsleben.

Gerade weil diese Notwendigkeit für den Geistlichen so selbstverständlich ist, wird sie so oft übersehen und vernachlässigt über den mehr äußerlich-irdischen, vielfach geradezu handwerksmäßigen Tätigkeiten unseres kirchlichen Berufs. Wohl sind, Gott sei Dank, die

evangelischen Pfarrhäuser in Stadt und Land, wo jung und alt in einem solchen wirklichen Gebetsleben stehen, zahlreicher als manche annehmen mögen. Aber wenn wir als Kirche uns erfolgreich gegen den unheiligen, verweltlichenden, befleckenden Geist der Zeit wehren wollen, so kann das nur geschehen, wenn man zuerst in **allen** unseren Pfarrhäusern immer wieder und immer eindringlicher flehen lernt: „Herr, lehre uns beten!"

Man braucht nur die Biographien eines Blumhardt, Geo. Müller (Bristol) und Bodelschwingh mit Aufmerksamkeit und Andacht zu lesen, um zu erkennen, was der Herr heute noch durch seine menschlichen Werkzeuge tun kann, wen dieselben ihr Leben und ihren Wandel heiligen lassen und im steten lebendigen Gebetsumgang mit dem Herrn stehen. Und der dies schreibt weiß aus den tatsächlichen Erfahrungen eines ihm nahestehenden lieben und bescheidenen Bruders, der in seiner langen und gesegneten Wirksamkeit zahlreiche augenfällige Gebetserhörungen hat erleben dürfen, daß die erweckende, heilende und heiligende Gotteskraft heute noch in unserem eigenen Kreise wunderbarlich wirkt, wenn die Diener des Herrn sich derselben in völligen Glaubensgehorsam hingeben.

Wo der Gläubige so bemüht ist, in lebendigen Gebetsumgang mit Gott sich selbst und seine ganze amtliche Tätigkeit dem Herrn zu heiligen, da wird sich dieselbe auch ganz naturgemäß richten auf Dinge, die für den Herrn und seine Kirche und für die Ausbreitung seiner Herrschaft auf Erden wirklich wesentlich sind und daher auch für die Ewigkeit Wert und Bedeutung haben. Er wird seines **Ordinationsgelübdes** fleißiger gedenken und sich dasselbe oft als einen Spiegel vorhalten. Er wird sich öfter und ernstlicher **selbst prüfen**, wie es mit dem Wachstum des inneren Lebens und der Heiligung bei ihm und in seiner Familie steht. Er wird sich immer wieder fragen, ob er der Gemeinde stets **ein rechtes Vorbild** gewesen ist in Wort und Werk und sich so stets an die große und heilige Verantwortung seines Amtes erinnern. Wichtiger als die Zahl, der Wohlstand oder irdischer Einfluß und äußeres Ansehen seiner Glieder wird ihm die Frage sein, wie viele derselben wirklich **erweckte, lebendige Christen,** rechte Kinder Gottes, **geheiligte Persönlichkeiten** sind, denen es vor allem anderen darum zu tun ist, dem Herrn zu dienen mit der Hingabe ihres ganzen Lebens. Mehr als auf die Vielgeschäftigkeit in allerlei Vereinen, kirchlichen Organisationen, Bewegungen und Bestrebungen wird er auf die Hebung und Pflege des **christlichen Familienlebens** seiner Glieder achten, das durch so viele Einflüsse unserer Zeit gestört und untergraben wird. Es wird ihm weniger an der Zahl seiner Konfirmanden liegen, als daran, daß der Unterricht zu einer wirklichen **Pflanzstätte des geistlichen Lebens** in den Kinderherzen werde, und er wird es daher nicht fehlen lassen an persönlicher, eifriger Fürbitte für jedes einzelne

Kind und auch für dessen Eltern. Es wird ihm mehr daran gelegen sein, daß seine **Kranken und Alten fleißig besucht werden** als an dem Ruf eines guten Gesellschafters oder „Mixer."

Und weil er selbst und sein ganzes Streben dem Herrn gehört, wird er sich auch nicht leicht eine Gelegenheit entgehen lassen seinen Konfirmanden und jungen Leuten eine bestimmte **Arbeit im Reiche Gottes** (Predigtamt, Diakonie, Missionsarbeit) immer wieder ernstlich und eindringlich nahe zu legen, auch wenn es oft vergeblich erscheint. Der gute Same wird doch endlich wenigstens hier und da aufgehen und Frucht bringen. Ist es nicht heilige Pflicht des Seelsorgers, im Gegensatz zu der herrschenden Jagd nach Geld, Vergnügen, Erfolg und Ehre die hohe Freude und Ehre eines selbstverleugnenden und selbstaufopfernden Lebens im Dienste Jesu (z. B. an Beispielen aus der Kirche und Missionsgeschichte) zu zeigen, und welch besseres Mittel gibt es, um das Werk des Herrn zu treiben als immer neue Arbeiter zu werben für seinen Weinberg?

Und ist es nicht eine demütige und beschämende Tatsache, die uns Predigern nur zu gut bekannt ist, daß die große Masse unserer evangelischen Christen kaum mehr als **einmal im Jahr zum heiligen Abendmahl gehen,** und daß selbst dieser Abendmalsgang vielleicht bei den meisten weniger den Zweck hat, in lebendiger Gemeinschaft mit Christen zu bleiben als den äußerlichen Zusammenhang mit der Kirche aufrecht zuerhalten? Und trotzdem das allgemein gefühlt und erkannt wird — wie viele Seelsorger machen gerade diesen Punkt zum besonderen Gegenstand ihres ernsten Gebetes und ihrer eifrigen Arbeit?

Unheilige Einflüsse.

Und warum, fragt man unwillkürlich weiter, werden diese tiefen, wesentlichen Seiten einer wahrhaft geheiligten Amtsführung so verhältnismäßig wenig beachtet und betont? Wer allen Ernstes bestrebt ist, sich selbst und seine Wirksamkeit im Lichte seines Ordinationsgelübdes zu prüfen und zu erforschen wird mancherlei Gründe dafür finden. Man braucht sich nur einmal selbst darüber klar zu werden, wofür man den größten Teil der Zeit verwendet: ob für persönliche Dinge und Interessen, für Familienangelegenheiten, allerlei Steckenpferde und Liebhabereien, oder für das was zu einer geheiligten Amtsführung gehört.

Wie viel Zeit muß mancher ernste Seelsorger an kleineren Gemeinden zubringen mit allerlei **Handlangerdiensten für die Gemeinde,** dem Instandhalten des Gemeindeeigentums, der Führung der Gemeinde- oder Vereinsbücher, dem Aufbringen von Geldern, etc., lauter Dingen, die aber nicht seines Amtes sind, sondern zu den Pflichten der Gemeindeglieder gehören. Wenn die berufenen Glieder der Gemeinde diese Pflichten nicht ausüben können oder wollen, so sollten sie dazu erzogen oder angeleitet werden, oder andernfalls durch solche ersetzt werden, die dazu fähig sind, oder sich zu solchen Arbeiten

erziehen und anleiten lassen. Solche Erziehungsarbeit ist auch ein wesentliches Stück Seelsorge an der Gemeinde, und der Pastor, der sich ohne weiteres dazu hergibt, solche Handlangerdienste für die Gemeinde zu verrichten, versäumt nicht nur seine heilige Pflicht seinem verantwortungsvollen Amt gegenüber, sondern verwöhnt und verdirbt seine Gemeinde anstatt sie zur wirklichen und vollen Selbständigkeit zu erziehen.

Und wieviel einfacher und segensreicher könnte der Seelsorger seine Arbeit gestalten, wenn er zu jederzeit fest und zielbewußt den Grundsatz verträte: **Alle Gelder für Gemeinde- und Reichsgottes-Zwecke müssen durch freiwillige Liebestätigkeit aufgebracht werden, ohne weltliche Lockmittel irgend welcher Art** Ein solcher Grundsatz ist die natürliche Folge eines tieferen geistlichen Lebens bei dem Pastor und in der Gemeinde. Wo durch die Gnade Gottes in Jesu Christo ein neues Leben in das sündige Menschenherz eingepflanzt worden ist, wo der Heilige Geist sein Gnadenwerk in der Heiligung begonnen hat, da wird der alte Mensch mit allen seinen Werken, auch der Geiz, der da ist die Wurzel alles Uebels, nicht bestehen können, und der neue Mensch, der nach Gott geschaffen ist, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, auch in neuer, freudiger Gebewilligkeit offenbar werden. Eines Menschen Verhältnis zum irdischen Besitz ist ja ein wesentlicher Teil seines irdischen Lebens und muß deswegen auch geheligt, erneuert und Gott wohlgefällig umgestaltet werden. Das Lernen und die tatsächliche Ausübung echt christlichen Gebens, d. h., das Bewußtsein, daß Gott allein der wirkliche **Besitzer** alles dessen ist, was wir unser eigen nennen, daß wir deshalb nur seine **Haushalter** sind, und nur dadurch unsere Haushalterpflicht erfüllen können, daß wir es lernen wirklich zu opfern, freudig, freiwillig und regelmäßig, ist der Natur der Sache nach ein wesentliches Stück der Heiligung. Mark. 12: 41—44; Act. 4: 32—37; 1 Cor. 16: 2; 2 Cor. 9: 6, 7. In demselben Masse als die Glieder einer Gemeinde in der Heiligung stehen, wird auch das gesamte Gemeindeleben, einschließlich das Aufbringen der notwendigen Gelder, geheiligt werden.

Allerdings mag der Pastor, der allen Ernstes versucht, diesen Grundsatz geltend zu machen, auf viel Widerstand stoßen und sich „unpopulär" machen. Doch darf er sich dadurch nicht irre machen lassen in dem Gehorsam gegen seinen Herrn, und die mancherlei Unannehmlichkeiten, die um des Herrn willen getragen werden, gehören eben mit zu dem Kreuz, das keinem treuen Jünger und Diener Jesu erspart bleibt.

Für den Seelsorger an größeren Gemeinden liegt eine besondere Gefahr und eine schwere Versuchung in der **Menge von Amtshandlungen,** die er verrichten soll. Bei den meisten derselben ist der Zeitverlust groß und der entsprechende Gewinn für die Gemeinde oder

das Reich Gottes verhältnismäßig gering, und die Tätigkeit des Seelsorgers nimmt oft, ohne daß er es merkt oder weiß, den Charakter eines geistlichen Handwerks an, um so mehr, da unter der Einrichtung, die leider in unseren Gemeinden besteht, die Versuchung des irdischen Gewinnes eine bedeutende Rolle spielt. Wie diese Gefahr wirklich und in allseitig befriedigender Weise beseitigt werden kann, ist dem Schreiber nicht klar; nur fühlt er, mit vielen anderen ernsten Brüdern, daß hier ein Uebelstand ist, der viel Unheil aller Art besonders in unseren Stadtgemeinden anrichtet. Der Uebelstand wird nicht eher und nicht anders beseitigt werden können als durch Entfernung der Versuchung des irdischen Gewinnes, des Elendes, an dem die ganze Menschheit krankt. Gerade wie Handel und Gewerbe und nationale und internationale Politik unter diesem Fluch leiden, so auch hier. Wenn dieser unheilige Faktor einmal aus dem Amtsleben des Pastors entfernt werden könnte, so würde sich dasselbe bald viel segensreicher und erfolgreicher gestalten, und der Pastor könnte viel freier und unabhängiger auftreten als ein Botschafter an Christi statt.

Wie kann geholfen werden?

Die verschiedenen Schäden in der amtlichen Tätigkeit des Pastors, die genannt worden sind, sind wohl nur zum geringsten Teil auf Versäumnisse oder Untreue der einzelnen Träger des Amtes zurückzuführen. Die Hauptschuld liegt ohne Zweifel an dem **System**, das sich im Laufe der Jahrzehnte in unseren Gemeinden eingebürgert hat, und dem einzelnen Seelsorger mancherlei aufbürdet, das er gerne los werden möchte, aber von sich aus und allein nicht los werden kann. Es wird wohl richtig sein, was im Bericht des Komitees für Vertiefung des geistlichen Lebens an die General-Konferenz gesagt wird: „Hier fehlt es an einer **allgemein anerkannten und mit der nötigen Autorität ausgerüsteten Instanz,** die mit Weisheit von oben, in brüderlicher Liebe und mit christlichem Takt, aber mit Mut und Bestimmtheit auf die Schäden in der Ausübung des geistlichen Amtes, wie sie hier und da eingerissen sind, oder einzureißen drohen, aufmerksam machte, und, ohne den Schein einer bureaukratischen Beaufsichtigung oder Bevormundung zu wecken, durch persönlichen Kontakt und Einfluß, wo derselbe notwendig oder erwünscht erscheint, zurechthelfen kann."

„Sehr viel könnte nach dieser Seite auch geholfen werden," fährt der Bericht fort, „wenn auf den Distriktskonferenzen den **Ministerialsitzungen** mehr Zeit gewidmet würde, so daß dort nicht nur Routinegeschäfte erledigt werden könnten, sondern ein bestimmtes Programm zur Durchführung käme, durch welches gereifte und angesehene Pastoren, nach Maßgabe der besonderen Verhältnisse, daß innere Leben und Wachstum der Seelsorger fördern helfen könnten. Auf diese Weise würden sich auch wohl in den meisten Fällen etwaige unerquickliche Angelegenheiten von selbst erledigen."

Durch die Ministerialsitzung könnte zunächst vielleicht jeder Distrikt für sich eine „allgemein anerkannte und mit der nötigen Autorität ausgerüstete Instanz" bilden, wo alle in Betracht kommenden Fragen durch Vorträge, Referate, Besprechungen, Austausch von Erfahrungen, etc., über geeignete Themata offen und brüderlich besprochen, zur Sprache kommen könnten. Dafür wäre allerdings erforderlich, daß wenigstens ein halber Tag zu diesem Zweck bestimmt würde, sodaß Zeit genug vorhanden wäre für alle wichtigen Angelegenheiten. Ohne Zweifel würde eine solche Ministerialsitzung unvergleichlich förderender und befriedigender sein für alle Teilnehmer sein als bei dem jetzigen Modus möglich ist.

Aber selbst wo dies nicht möglich sein sollte, wird jeder Seelsorger in seiner eigenen Tätigkeit in desto reicherem Masse den Segen des Herrn erfahren als er bestrebt ist sich selbst, seine ganze amtliche Wirksamkeit und das gesamte Gemeindeleben dem Herrn immer mehr zu heiligen, und täglich sein ganzes Wirken in allen einzelnen Stücken zu prüfen, damit er erkennen möge, was da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille.

Die Trennung von Staat und Kirche in Deutschland

Von Oberkonsistorialrat Lic. Dr. Otto Dibelius.

I. Der überlieferte Zustand.

Die ursprüngliche Form des kirchlichen Lebens im gesamten protestantischen Europa ist die innige Verbindung von Staat und Kirche — oder besser gesagt, da es einen „Staat" im heutigen Sinne des Wortes erst seit 150 Jahren gibt und im protestantischen Deutschland eine „Kirche" erst seit etwa 100 Jahren, **die gegenseitige Durchdringung von bürgerlichem und kirchlichem Leben!**

Das Ideal **Calvins** war die heilige Gemeinde. Ein neues Israel sollte entstehen, eine heilige Stadt, gegründet auf das alttestamentliche Gesetz, das Calvin neutestamentlich vertiefen wollte. Die Theokratie des Priesterkodex und der späteren jüdischen Propheten ist das leuchtende Vorbild für die Errichtung des neuen Gemeinwesens, an die Calvin seine ungeheure organisatorische Kraft setzte. Die berühmten vier geistlichen Aemter, durch die Christus selbst die Gemeinde regieren sollte: Geistliche, Doktoren, Diakonen und Zuchtgericht, zwangen die gesamte Staatsverwaltung in ihren Dienst. Und nun entrollte sich ein ähnliches Schauspiel, wie es sich 1200 Jahre vorher abgespielt hatte, als die alte Kirche im römischen Reich anfing aus einer Winkelkirche zu einer Massenkirche zu werden. Auch die alte Kirche hatte sich damals nicht eine eigene Welt im Staate aufgebaut. Sie hatte nicht den Staat sich selbst überlassen und sich mit ihrem eigenen Leben und mit ihrer eigenen Organisation begnügt. Sondern sie hatte sich der gesamten Staatseinrichtungen

bemächtigt und sie mit ihrem eigenen Leben verbunden. So hatte sie eine Verbindung zwischen Staat und Kirche geschaffen, die das ganze Mittelalter hindurch gewährt hat. Aehnlich handelte Calvin. Aber während in der alten Kirche, die unter dem Zepter der römischen Kaiser zustande gekommen war, das staatliche Element das kirchliche überwog, und die gesamte Gewalt sich im Kaiser zusammenfaßte, liegt in der Theokratie Calvins der Schwerpunkt bei den geistlichen Aemtern. Diese geistlichen Aemter sind die Organe, mit deren Hilfe das gesamte Leben in Familie, Volk und Kirche, in Gesellschaft, Wirtschaft und geistiger Kultur nach den Geboten des göttlichen Wortes geregelt wird. Die weltliche Gewalt stellt ihr Schwert in den Dienst dieser Aemter. Sie bestraft diejenigen, die in ihrer Kleidung, in ihren häuslichen Festlichkeiten, im Kirchenbesuch und in ihrem sonstigen Lebenswandel sich nicht nach den Vorschriften der geistlichen Aemter richten. Sie verbrennt, wenn es not tut, die Ketzer auf dem Scheiterhaufen. — So ist bürgerliches Leben und kirchliches Leben vollkommen eins. Und zwar ist das nicht nur ein Nebenprodukt der Calvinischen Reformation, sondern es ist eins der wichtigsten Stücke dieser Reform selbst. Nur so ist eine heilige Gemeinde denkbar.

Luther — und für die evangelische Kirche Deutschlands sind Luthers Gedanken ungleich wichtiger geworden, als die Calvins — geht von ganz anderen Gesichtspunkten aus. Aber die Wirkung seiner Reformation ist in diesem Stück der Calvins ähnlich. Luther war eine religiöse Prophetennatur, nicht Staatsmann, nicht kirchlicher Organisator wie Calvin. Ihm kam es nur auf das Eine an: daß das Wort Gottes lauter und rein gepredigt werde, dann — das war seine Zuversicht — werde es dies Wort schon tun und alles andere werde von selbst zurecht kommen! Nun braucht dies Wort Gottes aber, wenn es gepredigt werden soll, eine Organisation, die die Predger bestellt, die die Gottesdienste herrichtet, die die Kosten der Predigt und Sakramentsverwaltung trägt. Ueber diese Dinge hat sich Luther zunächst keine Gedanken gemacht. Diese Organisation war ja da. In der bestehenden katholischen Kirche war sie da. Und Luther hoffte lange, daß die Bischöfe, und damit die gesamte katholische Kirche auf deutschem Boden, ihr Herz der Wahrheit des Evangeliums öffnen würde. Als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, als sich herausstellte, daß die Organisation des kirchilchen Lebens auf das schwerste erschüttert war, daß die Gemeinden überall furchtbar verwilderten, da mußte Luther eine neue Organisation schaffen. Dabei knüpfte er in naivem, großherzigem Vertrauen an Verhältnisse an, die sich in Deutschland damals seit langem angebahnt hatten: die Fürsorge für die Predigt des Wortes sollte die weltliche Obrigkeit tragen, d. h. die Landesfürsten und die Ratsherren der freien Städte. Als dann auf dem Reichstag zu Worms im Jahre 1521 das römische

Reich deutscher Nation als solches sich der kirchlichen Reform versagte, als sich aber andererseits diese Reform nicht durch das Wormser Edikt gewaltsam niederschlagen ließ, kam die schwere Spaltung in katholische und evangelische Reichsstände. Auf dem Reichstag zu Speyer wurde diese Spaltung sanktioniert. Und in den evangelischen Ländern nahm überall unter Luthers Billigung und tatkräftiger Mitarbeit die weltliche Obrigkeit die Durchführung der kirchlichen Reform in die Hand.

Damit war die denkbar engste Verbindung zwischen „Staat" und „Kirche" hergestellt. Es gab damals nur eine **Kultur**, und diese Kultur war durch und durch kirchlich und christlich bestimmt. Während aber in der katholischen Zeit die Kirche durch ihre Bischöfe und durch ihre Verbindung mit Rom der weltlichen Gewalt gegenüber vielfach eine selbständige Stellung eingenommen hatte, war es nun mit dieser Selbständigkeit vorbei. Es entsteht zwar eine besondere kirchliche Verwaltung. Aber diese Verwaltung ist durchaus abhängig von der weltlichen Obrigkeit.

Noch heute kann jeder, der durch eine alte deutsche Stadt wandert, die Spuren dieser alten engen Verbindung zwischen bürgerlichem und kirchlichem Leben, zwischen bürgerlicher und kirchlicher Verwaltung sehen. Vom alten Stadttor grüßt ein Spruch aus der Bibel: „Es möge Friede sein in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen!" Am Rathaus gehen wir vorüber. Vom Turm herab stimmt das Glockenspiel einen Choral an: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Dann stehen wir vor der Kirche, der Hauptkirche der Stadt, dicht am Rathaus gelegen — denn die beiden gehören zusammen, Rathaus und Kirche, äußere und innere Arbeit für das Leben der Stadt. Wir treten in die Kirche ein. Da steht das alte Ratsgestühl, in dem der frommgesinnte Rat einst der Predigt des Pfarrers lauschte, dort die Plätze für die Innungen und Gewerbe, dort für die Schulen und ihre Lehrer. Nichts war ja so selbstverständlich, als daß jeder Beruf und jedes Gewerbe den Weg zum Gotteshause fand. Dort das alte Archiv der Kirche. In den Taufregistern und Sterberegistern allerlei Notizen über das, was in der Stadt sich ereignet hat — die einzige Chronik, die der Nachwelt Kunde gibt von vergangenen Tagen. Hier alle die Bekanntmachungen, die von den Kanzeln verlesen wurden: Maulbeerbäume sollten angepflanzt werden, dem neuerwählten Rat sollte Gehorsam geleistet werden, vor Zusammenrottung der Unzufriedenen wurde gewarnt usw. Was sie nur dem Volk bekannt zu geben wünschten, der Landesfürst oder der Rat der Stadt, das nahm über die Kanzel seinen Weg. Hier stehen die Berichte, wie die weltliche Gewalt die Pfarrer eingesetzt und abgesetzt hat, wie sie Glaubensbekenntnisse beschlossen und fremden Lehren die Gotteshäuser verschlossen hat. Und gehen wir hinüber aus dem Archiv der Kirche in das Archiv

der Stadt, so finden wir alte Rechnungen über die Summen, die Stadt und Land aufgewandt haben, um die Kirche zu unterhalten, die Pfarrer zu besolden und alles zu bestreiten, was das kirchliche Leben des Volkes brauchte.

Das ist ein Bild, — dem Geschlecht von heute fremdartig genug, ein Bild vom Leben unserer Väter in seiner ganzen charaktervollen Geschlossenheit. Geistliches und Weltliches, Volksleben und kirchliches Leben — das floß ineinander. Die kirchlichen Feste waren Volsfeste, die kirchlichen Lasten waren Volkslasten, die weltliche Macht gab der Kirche ihren Schutz und ihr Auskommen, die kirchliche Macht gab der weltlichen die Seele und den Geist! Teilnahme am Leben der Kirche war ebenso selbstverständlich wie Teilnahme am Leben des Landes und der Stadt. Eines konnte ohne das andere nicht sein. Geschlossen, einheitlich, fest in sich gegründet, vom Geist des Christentums durchdrungen, — so war das Leben unserer Väter!

Zweihundert Jahre lang ist es so gewesen. Dann kam die neue Zeit. Es kam die Zeit der Aufklärung und der französischen Revolution. Und diese Zeit führt zwei Ideale herauf, die zueinander im Gegensatz stehen, aber eben durch diesen Gegensatz den Anstoß zu etwas Neuem geben. Auf der einen Seite bricht **der Gedanke der Toleranz** sich Bahn. Die Generation, die die Greuel des 30jährigen Krieges gesehen hatte, die mit Schaudern erlebt hatte, wie Menschen im Namen ihres religiösen Bekenntnisses einander abschlachten und verfolgen, wurden irre daran, daß es überhaupt ein allein seligmachendes Bekenntnis gäbe. Der Pietismus lehrte eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem Bekenntnis und legte alles Gewicht auf das innere Leben. Zinzendorf hat seine Freunde ebenso in der lutherischen, wie in der reformierten, wie in der katholischen Kirche gehabt. Friedrich der Große sprach das Wort, daß in seinem Staate jeder nach seiner Fasson selig werden könne. Die Religion fängt an, als eine Sache des einzelnen Herzens zu gelten, in die sich der Staat nicht hineinmischen darf.

Auf der andern Seite entwickelt sich nun erst **der moderne Staatsbegriff,** der Gedanke eines mächtigen, auf allen Lebensgebieten der Nation souveränen Staates. Nach der Lehre der großen Juristen dieser Zeit hat der Staat, der Polizeistaat der Aufklärung, Recht und Pflicht, die Kirche zu beherrschen. Und was damals aus einer gewissen Geringschätzung lebendige religiöser Kräfte entsprungen war, kam zu Beginn des 19. Jahrhunderts von der umgekehrten Seite her von neuem zu starker Geltung. Die Freiheitskriege hatten das ganze deutsche Volk aufgerüttelt. Der gewaltige sittliche Aufschwung, der in diesem Kriege offenbar geworden war, hatte die Anschauung vom Staat vertieft. Man sah die Aufgabe des Staates darin, die sittliche Tüchtigkeit des Volkes zu erwecken und zu fördern. Und nun war es wiederum selbstverständlich, daß der Staat sich

um die Pflege der Religion auf das ernsteste bemühen müsse. Der Mann, der sich für dies Ideal am wuchtigsten einsetzte, war der Freiherr von Stein, der große, gewaltige, unvergeßliche Mann. Als er in Preußens Notzeit an die Spitze des Staates gerufen wurde, da ließ er in einem seiner Erlasse den König so zu seinem Volke sprechen: „Um zu verhüten, daß ihr über dem Zeitlichen und seiner Besorgung nicht das Ewige aus den Augen verliert, wird mein besonderes und vornehmstes Augenmerk sein die Religion und ihre Uebung. Damit dieser innerste Lebensquell, aus welchem Kraft zu allen Menschen- und Bürgerpflichten entspringt, nicht in euch versiege, wird man sorgsam über die Heiligkeit des Gottesdienstes wachen, gleichwie über des Standes Reinheit und Unsträflichkeit, welcher dem Dienste der Religion ausschließlich sich widmet, und sein Ansehen und Würde, ohne Unterschied der Konfession, schützen und mehren." Und ein andermal schrieb er: „Der religiöse Sinn des Volkes muß neu belebt werden. Der Regierung liegt es ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen."

So kam es schließlich dahin, daß eine Zeitlang die gesamte Verwaltung der Kirche einfach von den Regierungsbehörden besorgt wurde. Und als schließlich die besonderen Kirchenbehörden wieder hergestellt wurden, blieben sie doch Staatsbehörden, genau wie die übrigen Behörden auch. Und der König, als Summus episcopus der Kirche und gleichzeitig als Oberhaupt des Staates, übte in der Kirche die entscheidende Gewalt.

Je weiter aber das 19. Jahrhundert fortschritt, um so mehr änderten sich diese Zustände. Der Widerspruch zwischen den Gedanken der Religionsfreiheit und zwischen dieser Herrschaft des Staates über die Kirche war zu groß, als daß er auf die Dauer hätte ertragen werden können. Eine Aenderung des alten Zustandes mußte herbeigeführt werden. Diese Aenderung vollzog sich in der Weise, **daß die deutschen evangelischen Landeskirchen sich in allmählicher, aber stetig fortschreitender Entwicklung zu selbständigen Körperschaften innerhalb des Staates ausbildeten.** Der christliche Gedanke des Staates wurde langsam, aber spürbar eingeschränkt. Die Kirche entwickelte sich zu einem eigenen Leben gegenüber dem religiös mehr und mehr neutralen Staate. Diese Entwicklung ist innerhalb der einzelnen Bundesstaaten in verschiedener Weise und in verschiedenem Tempo vor sich gegangen. Am klarsten ist sie in der Geschichte der größten evangelischen Kirche Deutschlands, **in der preußischen Landeskirche,** zu verfolgen.

1. **Die Kirche schuf sich eine eigene, immer selbständiger werdende Verwaltung.** Im Jahre 1850 trat der Evangelische Oberkirchenrat ins Leben als die Zentralbehörde für die gesamte preußische Landeskirche. Dieser Evangelische Oberkirchenrat war eine staatliche Behörde. Seine Mitglieder waren, ebenso wie die Mitglieder der

Provinzialkonsistorien, Staatsbeamte und wurden von der Staatsregierung ernannt. Aber in seiner gesamten innerkirchlichen Verwaltung war der Evangelische Oberkirchenrat selbständig und nur dem König als summus episcopos, nicht aber als dem Staatsoberhaupt, verantwortlich. Das Parlament hatte kein Recht, in Fragen des innerkirchlichen Lebens hineinzureden. Es ist während der letzten 30 Jahre oft genug vorgekommen, daß im preußischen Landtag irgend ein Abgeordneter Beschwerde führte über die Absetzung eines Geistlichen, über Beschlüsse einer Synode und dergleichen. Regelmäßig mußte dann der Kultusminister die Antwort geben: das sind innerkirchliche Angelegenheiten, in die sich der Staat nicht mischen darf! Und auch bei der Besetzung der Stellen im Evangelischen Oberkirchenrat trat der staatliche Einfluß von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr zurück. Noch zu Bismarcks Zeiten war dieser Einfluß stark. Als Bismarck den Kulturkampf begann, und damit zugleich die gesamte Kultusverwaltung in ein mehr liberales Fahrwasser steuerte, wurden auch an die Spitze des Evangelischen Oberkirchenrats Männer berufen, die solchen Anschauungen huldigten. Als wenige Jahre später der Kulturkampf abgebrochen wurde, und der liberale Kultusminister Falck seinen Abschied nahm, wurden auch die leitenden Stellen in der Kirchenverwaltung wieder mit konservativ gerichteten Männern besetzt. So etwas ist in den letzten 40 Jahren nicht mehr vorgekommen. Das Selbstbewußtsein der Kirche, ihr Streben nach Unabhängigkeit vom Staate, wurde zusehends größer. Bei der Besetzung der leitenden Stellen wurden die Vorschläge der Kirchenverwaltung immer sicherer berücksichtigt. Und zu Beginn des 20. Jahrhunderts hätte die evangelische Kirche es einfach nicht mehr ertragen, wenn der Staat ihr Beamte hätte geben wollen, die die Kirchenpolitik anders steuern sollten, als es der Wille der Kirche war.

Andererseits verfolgte auch der Staat Bahnen, die zu steigender Loslösung der staatlichen von der kirchlichen Verwaltung führten. Es handelt sich dabei vor allem um das Gebiet der Schule. Die Schule war im 17. und 18. Jahrhundert mit der Kirche auf das engste verbunden gewesen. Pfarrer und Superintendenten waren die Aufsichtspersonen für die Schule. Der Lehrer war selbstverständlich zugleich Küster und Organist. Die Schulkinder wirkten bei dem Gottesdienst in der Kirche und bei den Beerdigungen mit. Das war offizieller Schuldienst. Jetzt löste der Staat diese Beziehungen. Er richtete hauptamtliche Kreisschulinspektionen ein, mit denen die Kirche nichts mehr zu tun hatte. Er legte gesetzlich fest, daß die Ortsschulinspektion der Pastoren nicht ein kirchliches Amt sei, sondern im Auftrag des Staates erfolge, daß also bei dieser Tätigkeit nicht die kirchlichen, sondern die staatlichen Behörden dem Pfarrer vorgesetzt seien. Und die evangelische Kirche — ganz

anders als die katholische! — war mit dieser Entwicklung einverstanden. Viele Pastoren forderten, daß ihnen jede Aufsicht über die Schule genommen werden sollte. Das Hannoversche Konsistorium hat einen offiziellen Antrag dahingehend an das Ministerium gestellt. Auch hier wünschte die Kirche die allmähliche Lösung vom Staate.

2. **Die Kirche schuf sich eine gewisse finanzielle Selbständigkeit.** Früher waren alle kirchlichen Ausgaben vom Staate oder von den bürgerlichen Gemeinden getragen worden. Auf dem Dorfe war es teilweise bis zuletzt so geblieben: wenn die Kirche repariert werden mußte, so wurden die Kosten einfach aus der Gemeindekasse bezahlt und mit den übrigen Steuern zusammen von den Bauern wieder eingezogen. Man hielt kirchliches Geld und bürgerliches Geld nicht auseinander. Im allgemeinen aber wurde eine immer strengere Teilung vorgenommen. Jede Kirchengemeinde erhob besondere Kirchensteuern. Von diesen Steuern mußte ein bestimmter Teil, zuletzt 7½ Prozent der Staatssteuer, an die kirchliche Zentralbehörde abgeliefert werden. Damit wurden die großen Zentralfonds gespeist, aus denen die Alterszulagen der Geistlichen, die Pensionen für die Hinterbliebenen u. s. w. bestritten wurden. Das übrige Geld verwandte jede Kirchengemeinde für ihre örtlichen Bedürfnisse. Sie bezahlte davon dem Pastor das sog. Grundgehalt, außerdem die Gehälter der Küster und Kirchendiener, die Kosten für die Pfarrwohnung, für Kirchenreparaturen, für Neubauten, für die sonntäglichen Gottesdienste usw. Mit diesen Kirchensteuern hatte der Staat nur so weit zu tun, als er den Gemeinden, wenn sie es wünschten, seine Beamten zur Einziehung der Gelder zur Verfügung stellte. Auch hatte er sich ein gewisses Aufsichtsrecht über die Höhe dieser Steuern vorbehalten. Er wollte, wenn eine Gemeinde ihre Glieder allzu hoch besteuerte, sein Veto einlegen können. Es war das insofern berechtigt, als früher ein Austritt aus der Kirche praktisch kaum möglich war und sich daher niemand den Steuern, die die Gemeindekörperschaften beschlossen hatten, entziehen konnte. Im übrigen aber waren die Kirchensteuern kirchliche Mittel, die von der Kirche selbständig verwaltet wurden und über deren Höhe die Kirche selbst bestimmte. Daneben gingen dann die freiwilligen Kollekten her und außerdem die Zuschüsse des Staates. Diese Zuschüsse sollten dazu dienen, die Pensionen der Pfarrer und die ihrer Hinterbliebenen auf eine gewisse Höhe zu bringen. Sie sollten auch leistungsschwachen Gemeinden eine gewisse Hilfe bieten.

So ergab sich für die finanzielle Verwaltung der preußischen Landeskirche vor dem Kriege folgendes Bild: der Staat gab jährlich 27 Millionen Mark Zuschuß. Die Kirche erhob an eigenen Kirchensteuern schätzungsweise 50 Millionen Mark, wovon 10—12 Millionen Mark an die Zentralfonds abgeliefert wurden, während das Uebrige den einzelnen Gemeinden verblieb. Dazu kamen die

Zinsen des kirchlichen Vermögens, der Ertrag der Grundstücke, die den einzelnen Kirchengemeinden gehörten. Diese Summe läßt sich nicht sicher berechnen. Jedenfalls handelte es sich auch hier um viele Millionen. Dazu kamen etwa 6 Millionen Kollekten und Schenkungen für kirchliche Zwecke. **Die Zuschüsse des Staates bildeten also zwar einen sehr erheblichen Teil des kirchlichen Budgets. Aber etwa dreiviertel aller Kosten des kirchlichen Lebens wurde von der Kirche aus eigenen Kräften aufgebracht.**

Was speziell die Gehälter der Pastoren anlangt, so war folgende Regelung getroffen: a) Ein Teil der Gemeinden brachten das Gehalt völlig aus eigenen Mitteln auf. Diese Gemeinden konnten das Gehalt so hoch bemessen, wie sie wollten, durften nur nicht unter diejenigen Sätze heruntergehen, die für die gesamte Landeskirche vorgeschrieben waren. Es waren das vor allem Landpfarren, die aus alter Zeit einen großen Grundbesitz ihr eigen nannten und aus der Pacht Einkünfte genug erzielten, um ihren Pfarrer bezahlen zu können. Die Beiträge zu den Zentralfonds mußten aber auch diese Gemeinden entrichten. b) Die weit überwiegende Zahl der Gemeinden, auch solche, die über genügend eigenes Einkommen verfügten, traten zu den kirchlichen Zentralkassen in eine Art Versicherungsverhältnis. Sie bezahlten ihren Geistlichen ein Grundgehalt, das im Frieden 2400 Mark betrug. Daneben bezahlten sie eine Versicherungssumme, in der Regel 1500 Mark, an den kirchlichen Zentralfonds. Und dieser Zentralfonds bezahlte den Geistlichen die Alterszulagen — in den ersten Jahren nichts, nach drei Dienstjahren 400 Mark, nach sechs Dienstjahren 800 Mark, und so fort bis zu 3600 Mark, sodaß die Pastoren vom 24. Dienstjahre ab ihr Höchstgehalt von 6000 Mark bezogen. Und war der Pastor dienstunfähig geworden, so bezahlte ihm die kirchliche Zentrale seine Pension, ohne daß die Gemeinde etwas beizusteuern brauchte. Auf diese Weise war es für die Gemeinde in finanzieller Hinsicht gleichgültig, ob ihr Pastor alt oder jung war, ob er am Anfang seiner Laufbahn stand oder in absehbarer Zeit seiner Pensionierung entgegengehen würde. Sie bezahlten immer den gleichen Betrag. Davon hatten auch diejenigen Gemeinden einen Vorteil, die wohlhabend genug waren, ihrem Geistlichen mehr an Gehalt zu geben, als die Landeskirche forderte. So z. B. Vorort- und Industriegemeinden, die zwar kein altes Vermögen, aber durch ihre Steuerzahler große Einkünfte hatten. Sie bewilligten ihren Geistlichen persönliche Zulagen, auch wohl pensionsfähige Zulagen — in ihren Etat aber konnten sie immer eine ganz bestimmte feste Summe einsetzen, die sich nicht änderte, wenn der Pastor an Jahren zunahm. c) Ein erheblicher Teil der Gemeinden war freilich nicht in der Lage, diese Versicherungsbeiträge aus eigenen Kräften aufzubringen. Es waren das vor allem die kleinen Landgemeinden und die Ge-

meinden, in denen ausschließlich Industriearbeiter wohnten. Diese erhielten dann besondere Zuschüsse aus dem Zentralfonds, die sie vereinnahmten, und mit deren Hilfe sie dann die Versicherungsbeiträge bezahlten, die in jedem Etat einer Kirchengemeinde, mit Ausnahme der zuerst genannten, in die Erscheinung traten.

3. **Die Kirche schuf sich ihre eigene Synodalverfassung.** Je mehr der staatliche Einfluß zurücktrat, je selbständiger die Kirche wurde um so mehr empfand man das Bedürfnis, nicht nur von Behörden regiert zu werden, sondern sich selbständig zu verwalten. Im Westen, wo die reformierte Tradition lebendig war, hatte man solche Synoden von altersher. Im Jahre 1873 wurde auch für die östlichen Provinzen festgelegt, daß in jeder Gemeinde ein Presbyterium und eine größere Gemeindevertretung gebildet werden müßte, daß jeder Kreis eine Kreissynode und jede Provinz eine Provinzialsynode haben sollte. Und zwar wurden diese Synoden so zusammengesetzt, daß ein Drittel aus Geistlichen, ein Drittel aus Laienmitgliedern der kirchlichen Körperschaften und das letzte Drittel aus frei zu wählenden Persönlichkeiten bestand. Im Jahre 1876 wurde dies Werk dann gekrönt durch die Schaffung der Generalsynode, die alle sechs Jahre zusammentreten sollte, sich in Wirklichkeit aber sehr viel häufiger versammelt hat.

Freilich hat diese Synodalverfassung, namentlich auf den unteren Stufen, für den Osten des Landes verhältnismäßig wenig bedeutet. Im Unterschied von Rheinland und Westfalen war man hier daran gewöhnt, daß in der Gemeinde der Geistliche, im Kirchenkreise der Superintendent und in der Provinz das Konsistorium mit dem Generalsuperintendenten alles anregte und für alles die Verantwortung trug. Und dabei ist es im wesentlichen geblieben.

Von größerer Bedeutung war dagegen die Schaffung der Generalsynode. Denn diese hatte die großen kirchlichen Gesetze zu beschließen, die für das Gebiet der ganzen Landeskirche Geltung hatten. Die Bedeutung dieser Tatsache wird solchen, die mit den deutschen Verhältnissen nicht ganz vertraut sind, erst auseinander gesetzt werden müssen. Dadurch daß in Deutschland die großen Landeskirchen nicht Freikirchen, sondern allgemeine Volkskirchen sind, in die jeder hineingeboren wird, und aus der man nur mit gewissen Schwierigkeiten austreten kann, wird es eine unabweisbare Notwendigkeit, diejenigen Bestimmungen, durch die alle Gemeindeglieder gebunden und verpflichtet werden, nicht durch einfache Synodalbeschlüsse zu treffen, sondern sie **gesetzlich** festzulegen. Denn diese Bestimmungen haben auch vor Gericht und im ganzen staatlichen Leben dieselben Wirkungen wie Beschlüsse der politischen Parlamente. Die Urkunden, die ein Gemeindekirchenrat ausstellt, sind öffentliche Urkunden und gelten ebensoviel wie die Urkunden einer

Staatsbehörde. Beschlüssen der Generalsynode kann sich das einzelne Kirchenglied ebenso wenig entziehen, wie der einzelne Staatsbürger den Beschlüssen des Landtags oder des Reichstags. Es mag dahingestellt bleiben, ob das in alle Zukunft so bleiben wird. Vorläufig ist es jedenfalls so. Die großen deutschen Kirchen, die katholische wie die evangelische, sind „Körperschaften öffentlichen Rechtes." In England und in Schottland ist es ähnlich — wenigstens bei den großen nationalen Kirchen. Ursprünglich kamen alle Gesetze, die in der Kirche galten, vom Staate. Noch bis kurz vor dem Kriege konnte z. B. die „Church of Scotland" gesetzliche Bestimmungen nur so erreichen, daß sie sich an das Parlament in London wandte und dies eine Church-Bill beschloß. Seit es in Preußen eine Generalsynode gab, war das anders. Die kirchlichen Gesetze wurden nicht mehr vom Staat, sondern von der Generalsynode der Kirche beschlossen. Allerdings mußte der Staat jedesmal ein Ergänzungsgesetz erlassen. Und es ist vorgekommen, daß der preußische Landtag an einem Beschluß der Generalsynode Anstoß nahm und dies ergänzende Gesetz verweigerte. In der Regel aber war es so, daß die eigentliche Beratung der Angelegenheit nur auf der Generalsynode stattfand und der Landtag ohne längere Erörterung zustimmte. Und die Durchführung des betreffenden Gesetzes blieb völlig den kirchlichen Organen überlassen. Auf diese Weise **hatte die Kirche ein eigenes Recht.** Wie die katholische Kirche ihr eigenes Kirchenrecht hat, so hatte die evangelische Kirche ein Anzahl von Kirchengesetzen, von ihr selbst beschlossen und von ihr selbst angewandt. Und durch dies eigene Kirchenrecht, das vom Staat sanktioniert werden mußte, hatte sie wiederum eine nicht unerhebliche Selbständigkeit.

Die evangelische Kirche Deutschlands war also bis zur Revolution zwar staatlich gebunden, aber sie war durchaus nicht das, was man eine Staatskirche nennt. Eine solche Staatskirche besteht z. B. in Norwegen und in einigen wenigen andern Ländern. In einer solchen Staatskirche wird jeder Geistliche vom König oder von der Staatsregierung ernannt. Die Besoldung der Pfarrer kommt vom Staate. Alles Recht der Kirche ist Staatsrecht. Und die Verwaltung der Kirche liegt mehr oder weniger in den Händen des staatlichen Kultusministers. Von diesem allen war in Deutschland, und speziell in der preußischen Landeskirche, nicht mehr die Rede. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt war die Kirche selbständiger geworden. Wenn die Entwicklung nicht schneller vor sich gegangen ist, so lag das an dem Widerstande der staatlichen Instanzen. Aber das Ziel war schon damals klar erkennbar: allmähliche Loslösung aus der staatlichen Gebundenheit!

Wohl gingen die Meinungen darüber auseinander, ob eine völlige Trennung vom Staate möglich und erwünscht sei. Eine

Minderheit in der evangelischen Kirche, geführt von dem Hofprediger Stöcker, trat für eine möglichst völlige Loslösung ein. Die Mehrheit dagegen wünschte irgend einen Zusammenhang mit dem Staate festzuhalten, um der Kirche den Charakter der alles umfassenden Volkskirche zu erhalten und um andererseits den Staat nicht zu einem religionslosen Staate werden zu lassen. Vor allem war es die Frage, wie die heranwachsende Jugend christlich erzogen werden sollte, wenn zwischen Staat und Kirche keine Verbindung mehr bestünde — was gegen den Trennungsgedanken bedenklich machte. Und man glaubte, die notwendige Freiheit für die Kirche auch auf anderem Wege erreichen zu können.

Da kam die Revolution von 1918. Sie warf alle diese Erwägungen und Berechnungen über den Haufen. Sie machte zwischen Staat und Kirche einen gewaltsamen Schnitt. Ueber Nacht war die Trennung von Staat und Kirche da!

Unsere Stellung zur Bibel im Glaubenskampf der Gegenwart.

Referat von Carl A. Stadler.

Kürzlich wurde im „St. Louis Globe Democrat" berichtet, daß ein Chemieprofessor der Cornell Universität in einem Vortrage seinen Studenten erklärte, die Bibel müsse vollständig umgestaltet und den Ergebnissen der modernen Wissenschaft angepaßt werden, und dies müsse durch Männer der exakten Wissenschaften geschehen, nicht durch Theologen. Das ist nur ein erneuter Versuch, die Bibel ihrer göttlichen Autorität zu entkleiden und den Menschen ihren christlichen Glauben zu nehmen.

Andererseits hören und sehen wir tagtäglich, wie die christliche Kirche, die bereits vor und besonders durch den Krieg viel von ihrem Ansehen, Einfluß und ihrer Popularität bei den breiten Massen unseres Volkes verloren hat, die antikirchlichen und oft antichristlichen Arbeitermassen zu gewinnen sucht, indem sie in Wort und Schrift, auf der Kanzel und unter derselben u. s. w. soziales Christentum, christlichen Sozialismus verkündigt, von dem sozialen Programm Jesu in der Bergpredigt spricht und durch politische Mittel auf gesetzgeberischem Wege Sozialreformen durchzuführen sucht. Damit hofft man die leeren Kirchenbänke an Sonntagen zu füllen und jenen Kreisen das Christentum und die Kirche mundgerecht und genießbar zu machen.

Unter solchen Verhältnissen ist es wohl am Platze, daß wir als Pastoren uns über unsere Stellung zur Bibel im Glaubenskampf der Gegenwart vollkommen klar werden, da davon wesentlich unsere Stellung zu diesen Geistesrichtungen unserer Zeit abhängt. —

Im 12. Psalm, 2. 3. 7. 8 und 9 steht geschrieben: „Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen, und der Gläubigen ist wenig unter den

Menschenkindern; einer redet mit dem andern unnütze Dinge mit glatter Lippe und lehren aus uneinigem Herzen. Die Rede des Herrn ist lauter, wie durchläutert Silber im irdenen Tigel, bewährt siebenmal. Du, Herr, wirst sie bewahren und behüten vor diesem Geschlecht." Wer hat nicht beim Lesen dieser Worte des Psalmisten den Eindruck, daß die moderne Theologie mit ihrer verneinenden Bibelkritik in weiten Schichten des christlichen Volkes hier und in Europa einen solchen Zustand geschaffen hat, wie ihn das Psalmwort beklagt. Die alte Frage unseres göttlichen Meisters in Mtth. 22, 42. „Was dünkt euch um Christus? Wes Sohn ist er?"ist heute wieder ebenso aktuell geworden, wie sie es damals war.

Dieser ganzen, extremen Richtung der modernen Theologie, die sich richtiger Antitheologie nennen sollte, ist viel weniger darum zu tun, der Wissenschaft, wie sie vorgibt, durch ihre Kritik einen Dienst zu leisten, als vielmehr darum, ihrem Unglauben an Christum ein scheinbar unumstößliches Fundament zu geben.

In diesem Bestreben, ihren eigenen Unglauben zu rechtfertigen, ist die moderne Kritik dahin gelangt, von den vier Evangelien nur Markus als das Urevangelium anzuerkennen; und nachdem sie auch darin noch ausgeschieden und abgesondert hat, ist so wenig als echt übrig geblieben, daß selbst ein gläubiger Christ beim Lesen dieses so zugestutzten Markusevangeliums sich sagen müßte: „Jesus ist weder Gottessohn, noch auferstanden von den Toten, noch gen Himmel aufgefahren, mit einem Worte, mein Glaube an ihn ist eitel." Und gerade durch die religionsgeschichtlichen Volksbücher, wie „Die Quellen des Lebens Jesu" von Prof. Dr. Paul Wernle, Basel, und „Jesus" von Prof. Dr. W. Bousset, Goettingen, und viele ähnliche Schriften, die in hunderttausenden von Exemplaren unter dem gebildeten und ungebildeten Volk verbreitet wurden, ist im deutschen Volke der christliche Glaube nachhaltig erschüttert worden, hat dem revolutionären Sozialismus mehr Anhänger zugeführt als selbst der verhaßte Kapitalismus und ist mitschuldig an den traurigen Folgen des Weltkrieges in religiös-sittlicher Beziehung.

Ja, wird vielleicht einer einwenden, das wäre in Deutschland nicht eingetreten, wenn Deutschland den Krieg nicht verloren hätte. Dem ist aber nicht so. Der religiös-sittliche Zusammenbruch wäre trotzdem gekommen, er ist durch den verlorenen Krieg nur beschleunigt worden. Wie sich in Deutschland seit 1906, da die Sozialisten sechs Millionen Stimmen in den Reichstagswahlen abgaben, die soziale Revolution vorbereitete, so treiben wir in unserem Lande seit dem 11. Nov. 1918 einer solchen entgegen; nur glaube ich, daß die drohende Gefahr noch gänzlich beseitigt werden kann, wenn sich die christliche Kirche auf ihre Aufgabe beizeiten besinnt und die richtige Antwort findet auf die Frage: „Welches Evangelium wollen wir dem einerseits in Mammonsdienst und Sinnenlust, andererseits in Not und Elend versunkenen Volke verkündigen, um unser Land und Volk vor dem Zusammenbruche zu retten?"

1. Die richtige Antwort finden wir darauf, wenn wir wissen, was

die Bibel allen gläubigen Christen von jeher gewesen und noch ist. Könnten sie alle hier sein, die Jesus bereits in seinen himmlischen Freudensaal geführt hat, oder alle die ungezählten Scharen bibelgläubiger Christen, die es erfahren haben, sie würden ungefähr so antworten: „Die Bibel ist die alte, millionen Male in höchsten Nöten bewährte Freundin der Menschheit, von Millionen Tränen des Dankes benetzt. Von welchem Buche kann behauptet, geschweige denn bewiesen werden: „Es hat noch niemals irgendjemand gereut, diesem heiligen Buche aufs Wort geglaubt und vertraut, sich die Bibel als seines Fußes Leuchte und zum Lichte auf seinem Lebenspfade erwählt zu haben?" Wer hat dies je im Sterben bereut? Noch keiner. Wohl aber sind es ungezählte Mengen erretteter Seelen, die im Himmel und auf Erden es freudig bekennen: „Diesem Buche verdanken wir unsere Rettung aus Lug und Trug, aus den Irren und Wirren in das Licht und Leben, in das Land der Wahrheit und des Friedens."

Wem nun das Bibelwort eine solche Gotteskraft geworden ist, selig zu machen durch den Glauben an den biblischen Christus, den kann nur ein mitleidiges Lächeln oder heiliger Zorn erfassen über die, welche ihm diesen treuesten Freund der Menschheit verdächtigen und entreißen wollen. Wäre das Menschenherz nicht ein so trotziges und doch verzagtes Ding, das vom Vater der Lüge eben deshalb so leicht beeinflußt wird, und wären des Menschen Verstand und Vernunft, trotz aller staunenswerten Errungenschaften auf allen Gebieten, im Grunde genommen, nicht recht bescheidene Mittel unseres Erkenntnisvermögens, dann könnten die Feinde des Kreuzes Christi vergeblich sich abmühen, das Samenkorn des Zweifels und des Unglaubens in der Menschen Herzen zu streuen. Es bleibt daher wahr, was ein unbekannter Dichter unter eines frommen Mannes Bild geschrieben hat:

„Wo ist die Stätte des Verstandes? Wer führet uns zur Weisheit hin?
Im Dunkel dieses Prüfungslandes Bedürfen wir der Führerin:
Wort Gottes heißt sie, und es hat Dies Wort allein Verstand und Rat."

2. Nach dem Urteile der modernen Bibelkritik und leider auch vieler Christen ist der Glaube das Gegenteil von Wissen, und darum sei der Glaube unbrauchbar für wissentschaftliche Bibelforschung. Dem ist nicht so: das Gegenteil von Wissen ist das bloße Meinen und Wähnen, wie es gerade die moderne, bibelkritische Theologie und ihre behaupteten Ergebnisse beherrscht. Nun aber gibt es neben einem Wissen aus Schauen (ex experientia), auch ein Wissen aus Glauben (ex fide); dieses Wissen aus Glauben ist im gesamten Gebiet der unsichtbaren Dinge, eben gemäß der Natur dieser Dinge, das einzig mögliche Wissen. Dieses Wissen aus Glauben spielt sogar in der Naturwissenschaft, der exaktesten aller Wissenschaft, keine geringe Rolle, z. B. die Kontinuität oder der ununterbrochene Fortgang und Zusammenhang alles Naturgeschehens, welche Prof. Dr. Einstein in seiner Relativitäts-Theorie weiter entwickelt hat, ist eben eine Hypothese, auf der zwar sehr viel aufgebaut wird, aber trotz-

dem ein Glaubenssatz, hergeleitet aus fragmentarischer Empirie. Wir lesen, hören und reden von Atomen, Molekülen, Elektronen, Jonen und Isomeren, die nie ein Mensch gesehen hat, noch je sehen wird; ja wir können uns nicht einmal eine Vorstellung davon machen. Und in der Einsteinischen Theorie werden die Wechselbeziehungen von Atomen, Molekülen, Elektronen u. s. w. wissentschaftlich behandelt. Obwohl man alle diese Theorien nicht wie ein Rechenexempel beweisen kann, glaubt man dennoch mit Recht an dieselben, weil sie die einzig stichhaltige und vernünftige Erklärung für wichtige Vorgänge im Reiche der Natur ermöglichen. — Dieses Wissen aus Glauben ist durchaus nicht Ungewißheit, sondern ein so gewisses, wahres und richtiges Erkenntniswissen, daß wir unser angeborenes und durch Erziehung gesteigertes Wissen von Recht und Unrecht, von Gut und Böse sogar Gewissen nennen.

3. Ein Wissen von der gesamten Welt des Unsichtbaren, ein Erkennen und Erfahren davon gibt es auch nicht durch Schauen, sondern nur durch das Organ des Glaubens. Mit diesem Organ des Glaubens nun sich versenken in die Offenbarungswelt der Bibel, darin suchen, daraus lernen und erfassen, aus dem Wort so erkennen und erfahren das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, endlich, was man selbst an sich erfahren, auch den Mitmenschen klar darstellen und verkündigen: das ist Theologie, und solche Theologie ist dann auch die wahrste und wirklichste Wissenschaft; denn sie vermittelt eine geistige Anschauung der höchsten Gewißheiten, welche sich auch beim Zusammenbruch alles Sichtbaren noch als gewiß und zuverlässig bewähren.

4. Gottesgelehrtheit oder Schriftgelehrsamkeit, die zum Endzweck hat, die Menschen zu Gott und dem lebendigen Christus zu führen, verdient daher mit Recht den Namen Wissenschaft; denn sie weiß, was sie glaubt; dagegen die moderne Bibelkritik ist mehr bloßes Meinen als Wissen, mehr Ansicht als Einsicht, mehr Vermutung als Erfahrung.

Die theologische Wissenschaft hat sich vorzugsweise mit den großen Fragen des Lebens und Sterbens zu befassen. Und Magister Philipp Melanchton, der Doktor über alle Doktoren, wie ihn Luther nannte, sagte von sich: Ich bin mir dessen bewußt, daß ich niemals die Theologie in anderer Weise betrieben habe als um durch sie mein Leben zu bessern." Nun wird doch niemand leugnen wollen, daß Luther und Melanchthon echte und rechte Gottesgelehrte gewesen sind, denen die Ergebnisse ihres Bibelstudiums so felsenfest standen, daß sie dafür und damit leben und sterben konnten.

5. Worin besteht das unfehlbare Lehramt für die Christgläubigen? Wo fließt die lautere Quelle der Wahrheit? Wo findet sich die norma fidei? die Richtschnur des Glaubens, an die alle Menschen aller Zeiten gewiesen und gebunden sind? — Ist es etwa Rom? oder die lutherische Missouri-Synode? oder die Kirche der Heiligen der letzten Tage (Mormonen) oder sonst eine Kirche? Oder vielleicht eine berühmte Universität

mit ihren großen Theologen? Oder ist es gar des einzelnen Verstand und Vernunft, Intuition oder Spekulation? — Wenn nun keine einzige von diesen Synoden und Kirchen, Männern und Instituten der Wissenschaften **den** Anspruch erheben kann, die untrügliche Norm der Wahrheit für alle zu aller Zeit zu sein, wer oder was ist es dann? — Nur eine Antwort bleibt übrig: **die Hl. Schrift** ist es, unsere Bibel Alten und Neuen Testamentes.

Ohne dieses Buch befände sich noch heute die Welt in Finsternis, lägen wir alle noch in Irrtum und Sündenverderben. Sie, die Bibel ist die Hütte des Zeugnisses, in welcher die Herrlichkeit Gottes als des Vaters des Sohnes und des Heiligen Geistes sich offenbart, sodaß nur in der Schrift seinen Grund und seine Quelle hat, was an wahrer Gotteserkenntnis, an tiefer Sünden= und seliger Jesus=Erkenntnis auf Erden sich findet. Diesem Buche verdankt die Menschheit allen ewigen Trost und alle freudige Hoffnung, alles evangelische Glauben und Lieben, alle christliche Lebens= und Sterbensfreudigkeit, alles Trachten nach Gottes Reich und seiner Gerechtigkeit, alle christliche Liebestätigkeit und alles Reichsgotteswerk auf Erden. Was Luther bereits vor 400 Jahren geschrieben hat, gilt besonders auch für unsere moderne Zeit: „Unsere Meinung ist das gewesen, es sollte des Bücherschreibens weniger und des Studierens und Lesens der Schrift mehr werden. Denn so gut werden's weder Kirchenversammlungen noch wir machen, als es die Heilige Schrift, das ist Gott selbst, gemacht hat. Wir müssen die Propheten und Apostel auf dem Pult sitzen lassen und wir hienieden zu ihren Füßen hören, was sie sagen und nicht sagen; nicht **wir** mögen sagen, was sie hören müssen." — Der fromme Gellert ermuntert uns zum Lesen und Studieren der Schrift in folgenden herrlichen Worten:

„Merk auf, als ob dir Gott, dein Gott gerufen hätte,
Merk auf, als ob er selbst zu dir vom Himmel redte;
So lies, mit Ehrfurcht lies, mit Lust und mit Vertraun
Und mit dem frommen Ernst, in Gott dich zu erbaun."

In dieser Stellung zur Bibel waren mit Luther alle andern Geisteshеroen der Reformation einig. Durch diese Rüstzeuge Gottes war ja auf Erden ein heiliges Wahrheitsfeuer angezündet worden, eine echte Flamme der Kritik, die vor nichts bloß Menschlichem Halt machte, auch nicht vor der Autorität der damals alleinherrschenden Kirche Roms. Die gesamte menschliche Tradition, auch unter den heiligsten Titeln, wurde in dieses Feuer hineingeworfen. **Halt** aber machte diese Flamme der Kritik vor der Heiligen Schrift selbst, weil man ihr nicht, wie vielfach in unsern Tagen, bloß schriftlich fixierte menschliche Tradition oder ein poetisch, mystisch, mythologisches Literaturprodukt erblickte, sondern

7. weil man in ihr das geheiligte Organ göttlicher Offenbarung erkannte. — Als in der Zeit des Rationalismus dieser Brunnquell des Lebens aufs neue verschüttet zu werden drohte, da brach erst nach erneu=

tem energischen Suchen, Forschen und Graben in der Heiligen Schrift neues Leben und neues Licht für die evangelische Christenheit an. Der selige M. Fr. Roos schrieb damals: „Keinem der alten Kirchenlehrer ist jemals in den Sinn gekommen, etwas an der Bibel zu tadeln, und bei dieser demütigen Unterwerfung unter die ganze Heilige Schrift hat sich die ganze christliche Kirche bisher wohl befunden." — Diese unbewegte Glaubensstellung zur Bibel vertraten seit Luther die bedeutesten christlichen Theologen diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans. Will man nun alle diese Männer samt und sonders als schwach und beschränkt, von altväterlicher Ueberlieferung befangen hinstellen, als Buchstabenknechte erklären, denen eigene, scharfe Denkkraft fehlte, und die darum der Wissentschaftlichkeit ermangeln? Kein aufrichtiger Mensch wagt das zu behaupten. Wir stehen nicht anders wie jene Vorkämpfer und Verteidiger des Heiligen Gotteswortes, und wie es im Psalm 119, 96 heißt: „Ich habe alles Dinges ein Ende gesehen, aber Dein Wort bleibt ewig."

Die Heilige Schrift ist ein so gewaltiger Fels der Wahrheit, daß er so wenig durch Menschengeist und Menschenkraft bewegt werden kann, als ob Menschenhände versuchen wollten, die Schneegipfel der Rocky Mountains aus dem Westen nach dem Osten zu transportieren. Es ist ein kindisches Unterfangen, uns Angst machen zu wollen, Gottes Wort in der Heiligen Schrift könnte durch den Geist unserer modernen Zeit gestürzt und vernichtet werden: „Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant (Knaben sind Knaben, und Knaben verüben Knabenstreiche)." „Alles Fleisch ist Gras": Das materialistische, das naturalistische, das philosophische, das monistische, das päpstliche und auch das gelehrt-kritische Fleisch ist Gras und muß verdorren. Aber das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit und wird nicht gebrochen, wird auch diese Zeit der Hyperkritik überdauern und überleben, ja wird aus der Asche des kritischen Unglaubens wie ein Phönix mit neuer Kraft und Schönheit emporsteigen, gerade wie zu der Zeit, da der Rationalismus kraftlos in sich selbst zusammenbrach. Wir brauchen nicht Angst zu haben für die Heilige Schrift, sondern wir haben lediglich Angst und Mitleid für diejenigen, welche in ihrem Vertrauen auf die Schrift wankend und irre werden, sowie für die, welche andere zweifeln machen.

Trotz des gewaltigen Aufschwunges der inneren und äußeren Mission treibt unser Geschlecht dem Unglauben entgegen, scheint sogar auf dem Wege zu sein, selbst die Fähigkeit zum Glauben einzubüßen. Den kommenden Zustand, wie er schon da und dort zu Tage tritt, schildert der Prophet Amos im 8. Kap. V. 11—14: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, Herr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder einen Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn zu hören, daß sie hin und her, von einem Meer zum andern, von Mitternacht gegen Morgen umlaufen, und des Herrn Wort suchen und doch nicht finden werden. Zu der Zeit werden schöne Jungfrauen und Jünglinge verschmachten vor Durst; denn sie sollen also fallen, daß

sie nicht wieder aufstehen mögen.“ Beeinflußt von dem Schlagwort: „Wissenschaftliche Bibelkritik“ beginnt man auch in positiv-gläubigen Kreisen die Bibel zu sezieren wie einen Leichnam: die Schrift sei nicht Gotteswort, sondern enthalte es nur, man müsse es erst aus all den menschlichen Verhüllungen und Verkleidungen herausschälen. Andererseits wird die Bibel von vielen, sonst gläubigen Predigern zu einem Hand- und Lehrbuch sozialer Reform und Weltverbesserung gestempelt und demgemäß erklärt und verkündigt. Und so tragen selbst diese dazu bei, daß das Ansehen der Bibel im Volke erschüttert wird. Eine sozialistische Zeitung schrieb schon vor etlichen Jahren: „Die christliche Theologie und Kirche wird umgebracht, stückweise, aber mit unfehlbarer Sicherheit, von den Theologen und Professoren selber.“ Diese Behauptung ist sehr bezeichnend für unsere Zeit, auch wenn sie nie eintreffen kann und wird.

8. Nur zwei Beispiele will ich erwähnen, um zu zeigen, welches die sogenannten Ergebnisse der wissentschaftlichen Bibelkritik sind.

Wellhausen stellte als eine unumstößliche Gewißheit auf, daß eine solche Gesetzeskodifizierung, wie sie der Pentateuch enthalte, unmöglich schon zur Zeit Mosis um 1500 a. Ch. n. entstanden und daher auch nicht von Moses herrühren könne. Höchstens im achten oder neunten Jahrhundert v. Chr. könne dies geschehen sein. — Und nicht lange, nachdem diese Wellhausen'sche Theorie von den Feinden der Bibel mit Jubel angenommen worden, und die fünf Bücher Mosis als eine großartige Geschichtsfälschung hingestellt wurden, fand man in den Trümmern des alten Babylon den „Codex Hammurabi,“ stammend ungefähr aus dem Jahre 2250 v. Chr. — Also was nicht um das Jahr 1500 möglich gewesen sein sollte, war bereits um das Jahr 2250 a. Ch. n. möglich. So ungewiß und unzuverlässig sind fast alle diese vermeintlichen Ergebnisse der modernen, alttestamentlichen Bibelkritik.

Im N. T. erfährt besonders das Joh. Ev. den Ansturm der modernen Bibelkritik.

9. Unter den Schriften des N. T. ist ja das Joh. Ev. eines der gewaltigsten Zeugnisse von der Gottheit Christi, von seiner ewigen Präexistenz in Gott, daß Er also Gott ist, geoffenbaret im Fleisch, das ewige Wort (logos), durch welches alle Dinge im Himmel und auf Erden geschaffen sind, der Mittler der Schöpfung, dann ins Fleisch gekommen, als der Einzige, der nun auch Mittler der Erlösung sein konnte, als das Haupt eintretend für die Glieder. Aus seinen Worten, Taten und Gebeten, wie sie uns sein vertrauter Jüngling Johannes überliefert hat, leuchtet denn auch diese seine ewige Kraft und Gottheit wunderbar durch seine Menschheit hindurch, zwar völlig übereinstimmend mit den drei ander Evangelien (Mtth. 11,25—30; Mc. 12, 35—37; Lc. 10, 21—24), aber noch viel reicher, unmittelbarer, überwältigender. Die Rationalisten alter und neuer Schule merkten es wohl, daß ihr Zeugnis als falsch da-

hinfalle, wenn Johannis Zeugnis von Christo bestehe. Dies gestand schon der pantheistische Philosoph Spinoza im 17. Jahrhundert ein mit den Worten: „Wenn Kap. 11 des Ev. Joh. je als historische Wahrheit sich herausstellen würde, dann allerdings fiele seine gesamte philosophische Spekulation über den Haufen." Der Engländer Evanson und der Deutsche Eckermann traten in seine Fußtapfen. De Wette, David Strauß Chr. Baur und andere erklärten in Namen der menschlichen Vernunft und der Hegel'schen Philosophie die Unechtheit des vierten Evangeliums als ausgemacht. In dieser **einen** Behauptung sind alle diese modernen Kritiker eins, im Beweisen derselben stoßen sie zusammen und befehden sich gegenseitig mit ihren Thesen, Hypothesen und Anti-Hypothesen.

10. Wer dagegen an das Studium des Joh. Ev. geht, nicht mit dem Vorsatze, darin eine Basis für seinen Unglauben zu finden, sondern mit den Augen und Ohren des Glaubens, der findet gerade in diesem Evangelium das Gepräge einer so absolut unerfindbaren Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit und einer Einzigartigkeit der Person und Wirksamkeit Jesu Christi, wie sie nie in eines Menschen Sinn entstanden sein könnten. Das Joh. Evg. enthält für den unbefangenen und nicht voreingenommenen Leser und Forscher nichts, was einmal im Widerspruch mit den drei anderen Evangelien steht, oder was Jesus nicht gesagt oder getan haben könnte nach dem Bilde, das Matthäus, Marcus und Lucas von dem Menschensohne geben.

Auch vom vierten Evangelium gilt das Wort Jesu in Lc. 11, 28 „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." Diese Worte Jesu decken sich völlig mit dem andern Wort Jesu in Joh. 7, 16—17 „So jemand will des Willen tun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede."

11. Und wir haben eine Autorität für die göttliche Einwirkung in der Abfassung der biblischen Bücher, neben der keine menschliche aufkommen kann, Jesus ist nicht allein Erfüller des Alten Testamentes, sondern Erfüller der Schrift im höchsten Sinne, nämlich Vollender derselben oder Urheber des Neuen Testamentes. — Er hat zwar keinen Buchstaben im Neuen Testament geschrieben, aber er hat seine Jünger dazu ausgerüstet. Er hat ihnen seinen Heiligen Geist verheißen und gegeben; der solle ihnen zur Stunde geben, was sie sagen sollten; der werde sie erinnern an alles, was er ihnen gesagt habe, sie lehren, und in alle Wahrheit führen, ihnen auch das Zukünftige offenbaren, d. h. doch auch, er werde sie befähigen, wie mündlich, so auch schriftlich die Offenbarung Gottes in Geschichte, Lehre und Weissagung zu vollenden und damit die Schriften des Neuen Testaments abzufassen. Vide: Mtth. 10, 19—27; Joh. 14, 26; 15, 26—27.

12. Wie herrlich wird die Heilige Schrift durch die Heilige Schrift bezeugt! Das Alte Testament ist durch den Heiligen Geist oder Geist Christi entstanden. Denn David hat im Geist — Jesum — seinen Herrn

genannt Mtth. 22, 43. Ja, der Geist Christi war in den Propheten und hat zuvor bezeugt die Leiden in Christo und die Herrlichkeit darnach 1. Pet. 1, 11; 1. Cor. 10, 4. Und durch denselbigen Geist ist auch das Neue Testament entstanden, das Evangelium, 1. Pet. 1, 12 „welches euch nun verkündigt ist durch die, so euch das Evangelium verkündigt haben durch den Heiligen Geist vom Himmel gesandt.“ Wie in Christo, so wohnt auch durch Christum in der Heiligen Schrift die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig — Col. 2, 9 „leibhaftig, weil Wort und Sprache die Verkörperung, der Leib des Geistes sind.“

13. Die ganze Schrift, Altes und Neues Testament, ist daher ein vom Heiligen Geist erfüllter Offenbarungsorganismus. Die Glieder eines Organismus aber, trotzdem ihrer noch so viele und verschiedene sind, feinere und gröbere, edlere und unedlere, von denen keines überflüssig und jedes seine notwendige Bestimmung hat, werden von einem Lebensgeist verbunden, durchdrungen, erfüllt und regiert. Wie dies in besonders vollkommener Weise beim menschlichen Leibe zu tage tritt, so ist dies noch mehr der Fall im Offenbarungsorganismus der Heiligen Schrift, deren **Lebensgeist** — der Geist der Offenbarung Gottes, der **Heilige Geist** Gottes in Christo ist. Die Schrift ist also ein organisches Ganze (1. Cor. 12, 12—26). Wir wollen darum keine verstümmelte, noch eine gleichsam im chemischen Laboratorium umgewandelte Bibel haben, sondern die ganze Schrift; wollen uns auch nicht damit begnügen, in der alttestamentlichen Theokratie einzig und allein die Lösung der sozialen Frage im Volke Israel zu erkennen und unsern Hörern aufzutischen, noch Jesum als den größten Sozialreformer aller Zeiten und sein Evangelium als ausschließlich sozial hinzustellen, wodurch die beiden Bitten im Unser Vater „Dein Reich komme“ und „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“ in Erfüllung gebracht werden könnten. Denn dadurch würden wir Christi Lehre nur zur Diesseits-Religion stempeln. Die Bibel enthält mehr als nur Diesseits-Religion; sie ist in ihrem ganzen Umfange inspiriert oder besser theopneustos 2. Tim. 3, 16, gottgehaucht, gottdurchhaucht und gotthauchend. Sie ist gottgehaucht, d. h. durch den Geisteshauch Gottes entstanden; sie ist ferner gottdurchhaucht, nämlich vom Geiste Gottes erfüllt und durchdrungen; endlich ist sie gotthauchend i. e. den Geist Gottes aushauchend, uns damit anhauchend. Siehe auch: 1. Cor. 2, 13.

14. Nicht bloß die moderne Theologie, die die Gottessohnschaft Jesu Christi, sein stellvertretendes Versöhnungsleiden, seine Auferstehung und Himmelfahrt abweist, verfällt dem Urteil der Schrift selbst, sondern auch jene vermittelnde Theologie, die angeblich an den Hauptwahrheiten der Bibel noch festhält, aber sonst dem Geiste des Zweifels und der Verneinung einen weiten Spielraum läßt. Werden wir da nicht unwillkürlich an Jak. 4, 4 erinnert: „Wisset ihr nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist? Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein.“ Das nämliche Urteil gilt auch von denen, die statt des Evan-

geliums des Friedens das Evangelium sozialer Reform treiben. Das Resultat davon ist, daß wir heute in den Kirchen vielfach ein verweltlichtes Christentum haben, welches keine Seelen rettet, welches trotz aller weltlichen Lockmittel die leeren Kirchenbänke nicht zu füllen vermag.

15. Nach dem bisher Ausgeführten könnte mancher denken, man müsse also an die Verbalinspiration glauben, sodaß jedes J-Tüpfelchen, jedes einzelne Wort in der Schrift an sich schon göttlichen Charakter trage. Das ist durchaus nicht nötig; sondern die Heilige Schrift hat ihre göttliche und menschliche Seite, gerade wie in Jesu eine göttliche und menschliche Natur wohnte. Diese beiden Seiten sind aber in der Schrift nicht im Widerspruch zueinander, sondern in innerer Einheit, wie in Jesu Gottheit und Menschheit in Eins vereint war als gottmenschliche Natur. Wir kennen Jesum als den bis zum Tode betrübten Menschen, aber auch als den Sieger über Sünde, Tod und Hölle: Gottessohn im Fleische. Ebenso ist die Schrift **Gottes Wort** in der Gestalt des **menschlichen** Wortes, in menschlicher Sprache. Was nun von kritischen Beanstandungen und Anstößen in der Schrift vorgebracht wird, zeigt doch nur, daß die Bibel den Schatz der göttlichen Offenbarung in irdenem Gefäße, in menschlicher Schwachheit darreicht, wie Luther so unübertrefflich einmal sagt: „Ich bitte und ermahne treulich einen jeglichen frommen Christen, daß er sich nicht ärgere und stoße an den einfältigen Reden und Geschichten, so in der Bibel stehen, und zweifle nicht daran, wie schlicht und albern es sich immer ansehen läßt, so sind's doch gewiß eitel Worte, Werke, Geschichten und Gerichte der hohen, göttlichen Majestät, Macht und Weisheit. Denn dies ist das Buch, das alle Weisen und Klugen zu Narren macht und allein von den Unmündigen und Einfältigen kann verstanden werden. Darum laß du deinen Dünkel und Fühlen fahren, und halte viel von diesem Buch, als von dem allerhöchsten, edelsten Heiligtum, auch als von der allerreichsten Fundgrube, die nimmermehr genug ergründet und erschöpft werden mag, auf daß du darinnen die göttliche Weisheit finden mögest."

In diesem ehrfurchtsvollen Geiste, den Jesus und die Apostel allezeit dem Alten Testament bewiesen, und in welchem die ersten Christen in Beroea und seitdem alle rechten Theologen, wie alle Gläubigen in der Schrift forschten, müssen auch wir heute noch an dieses Buch der Bücher herantreten, wenn wir daraus Wahrheit und Leben schöpfen wollen. Die Wissenschaft steht immer in Gefahr, sich über das Wort Gottes zu stellen, und die Schrift zu meistern, sie ist aber in ihrer Arbeit nur berechtigt, solange sie demütige Schülerin des Wortes Gottes ist. „Nicht der Grundsatz darf gelten: Die Wissenschaft sei gewiß, das Wort Gottes aber ungewiß; sondern das Wort Gottes sei das Gewisse, die Wissenschaft sei das Ungewisse, ein Meer, worin die Meinungen und Richtungen und Strömungen hin und herfluten; mitten in diesem Meer aber rage empor als das ewig Gewisse -- das Wort Gottes, — ein Fels, auf dem geschrieben steht: „Das Wort sie sollen lassen stahn."

Lassen wir uns auch nicht durch die schillernden Seifenblasen: Soziales Christentum, Christlicher Sozialismus, soziales Evangelium Jesu Christi und dergleichen in der Weise beeinflussen und blenden, daß wir meinen, in der Verkündung der sozialen Weltverbesserung und in der Mitwirkung an derselben liege die Aufgabe unseres Predigt- und Seelsorger-Amtes, obgleich das Evangelium von Christo als ein Sauerteig auch die sozialen Verhältnisse der Menschheit durchdringt. Und gerade die unverfälschte Verkündigung des gekreuzigten und auferstandenen Christus der Bibel, der zuerst in positiver Form den Grundsatz aufgestellt hat: „Alles, was ihr wollet, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen," wird mehr dazu beitragen, die soziale Frage, soweit sie hier auf Erden lösbar ist, tatsächlich zu lösen als die schönsten und besten menschlichen Theorien.

The Relation of the Church to Civilization

By H. Vieth

Civilization is defined as a state of social culture characterized by relative progress in arts, science and statecraft. Today when in the opinion of many thinking men the very existence of our civilization is in question, everyone who wants to face the future courageously and make his contribution to the tasks confronting us, ought to inquire intelligently on what bases such a state of social culture may be built and on what particular basis ours is built. Only so will we learn to replace what is worn out and strengthen what has been weakened in the foundations of our civilization before the entire structure of our social progress tumbles about our ears.

As theologians we must face a more detailed task in meeting and answering the question as to the churches' guilt in faulty building of foundation or superstructure, and in seeking our share of the task of rebuilding or strengthening.

Before man could begin the arduous climb of social progress along cultural lines he had to master the tools and methods of producing subsistence in a sufficient degree to raise himself above the hand-to-mouth existence. For the one fundamental requirement of the social culture of civilization is leisure of the hands that the mind may be free to create art, to seek science and to develop statecraft. Hand in hand with such leisure must go a security of existence that allows the progress to continue long enough to bear fruit. When we speak of leisure, of course, we do not refer to mere idleness which has its root in laziness. Leisure is time freed from hard manual labor by a process sufficiently difficult to force a recognition of the value of time so gained. While we cannot inquire into the circumstances surrounding the origin of civilization it may be well to bear some fundamental factors in mind. Two ways seem possible in which cultural progress may be found:

A. By a distribution of labor to create a leisure class to which is left the task of cultural development, while the rest of the social body shares in this development in a less and somewhat vicarious way.

B. Thru full and free cooperation and improved tools and methods to give sufficient leisure to all to share in the constructive effort for and the enjoyment of all cultural advancement.

The first way is the quicker with results brilliant but not lasting. The second would build on a broader and securer basis but slower, less brilliant but saner.

Mankind has so far always gone the first way, whether always and altogether from choice, who would dare to say?

The ancient civilizations were all of them built on slave labor. In the freedom created on that basis the leisure class had a quick fruition of cultural effort and an early decadence. For while of course other influences were also at work it was the ease of their leisure which first undermined the moral strength of the leisure classes and led to their gradual elimination. And when the creating leisure class was gone, the mass of the people sank quickly away below the high level of cultural attainment. But the ancient peoples had neither the wisdom nor the strength to rise above the institution which was undermining their strength. Even Plato, the brightest star of the older civilizations, could not in his mind dissociate cultural advancement from the institution of slavery.

When the Christian church came into existence the decadence of the Graeco-Roman civilization had already begun. No civilization can rise above the character of the people creating it, and character always depends upon religion.

Here we find the first fundamental relation between religion and civilization. Because the religion of the old world was dead and no longer able to strengthen the moral fibers of the people's character, the civilization was doomed. Then came Christianity.

There can be no question that Christianity gave a new morality to the people who were the bearers of the ancient civilizations. The natural result should have been a revitalizing of the culture of the ancients with the spirit of Christianity. But in the moment of her triumph over the people of the older civilization the church was faced with the problem of the Germanic invasion. Thus her strength was absorbed in the Christianization of the wild hordes. In this struggle a great deal of the culture of the Greeks and Romans was at least temporarily lost. But the church kept in her possession the means of making the fruits of the ancient culture accessible and useful for a newer age.

When the Voelkerwanderung came to an end the church faced

a new world, new racially by the clean blood of unspoiled tribes and morally by the spiritual power of Christianity, with undiminished vigor and in possession of all the elements wherewith to build a new civilization. Being in possession of the usable remnants of the old civilization, in command of the only educated leisure class, and in charge of the educational systems, the church must be charged with full responsibility for the civilization of the Middle Ages.

The church, in order to build a better civilization than the one she had fallen heir to, had to do one thing: i. e., she had to broaden the basis. Thru a more general education she could have put the masses of the people in possession of the elements of culture and thus prepared them for increased responsibilities in regard to cultural advance. She undoubtedly had a chance to do something like this and the Christian ideal should have suggested such a broader use of rich inheritance. The practical abolishment of slavery and the rehabilitation of labor were steps in the right direction. But instead of going on and distributing the knowledge in her possession and giving to all a share in it, she miserly retained it for herself and a privileged few. So it came about that the civilization of the Middle Ages was not built on a new and broad Christian basis, but on practically the same basis as the older civilizations. Again a leisure class became the bearer of civilization and the support of this class led, if not to slavery, to a system of peonage, the logical result of feudalism. In another instance history repeated itself. The ruling class obtained its leisure practically without struggle or effort and consequently their feeling of responsibility in regard to culture was small and cultural progress was soon at a standstill.

In another way the church failed because of its tremendous spiritual power it did not bring about a security of existence, that would have insured at least some definite cultural achievements.

A new cultural force appeared when the cities began to develop. Not only did the cities naturally encourage education and afford to it increased facilities, but in the burghers there grew up a class that with wealth gained independence and leisure and began to reach out for the higher and better things of life.

At the same time the crusades not only opened new avenues of commerce, bringing greater wealth and a wider outlook, but they also revived interest in and knowledge of the culture of the ancients. So it is not to be wondered at that in the Renaissance we witness a powerful and sustained revival of cultural effort.

The Reformation brought freedom of conscience, the Revolution brought political freedom and the invention of machinery brought economic freedom and with these we have before us all the

elements that enter into the making of modern civilization, and these we have now to discuss.

At the time when the Renaissance revitalized the elements of the Graeco-Roman civilization, the church still retained her leadership, and her chance of building a better civilization on a broader basis of culture was renewed. But instead of directing the cultural effort of the Renaissance into broader channels and making it the source of a larger freedom and of a willing and understanding co-operation of all, she wasted her strength in futile quarrels and bickerings. All the suggestions of the reformation in the breaking down of old restraints and the removal of ancient barriers in the establishment of a new spiritual freedom, certainly pointed the way to such a course. And I believe that the people really expected such an effort. All the various movements among the peasantry, for instance, which eventually led to open revolt, challenged the leadership of the church to a wider freedom and a greater share in the worth while things of life. Certainly these forces might have been wisely directed and utilized for a great forward movement along cultural lines. Instead of that they were allowed to run riot and exhaust themselves in fruitless rebellion. Tho it be unjust to saddle the church with the entire and sole responsibility for this failure, she certainly did lack both in vision and in aggressive leadership.

The 30 years' war ended all efforts along this line for a long time. Germany's complete exhaustion reacted on all Europe and made a period of rest imperative.

But the leaven of the greater freedom promised by the Renaissance and the Reformation was at work. The people once having seen the vision of a new civilization based on a broader and more general education and giving to all a share in both the work and the fruits of civilization, could not forget. Mighty forces were awakening and stirring under the surface and slowly gathering strength. In the French Revolution these forces long at work but always suppressed or made abortive for lack of leadership finally broke thru the restraint of old and long established institutions. For let us not deceive ourselves about this: Where vital forces in the hearts of the people demand a share in cultural efforts, there must be either a peaceful revolution, when by a wise spiritual leadership the people are gradually led into such a share, or there must be suppression followed by a violent eruption. The French Revo lution did what should have been done long before by the church in a peaceful way. It removed some of the old obstructions to a new civiliaztion and thus laid the foundation for progress in the right direction. But it did this work in a welter of blood and thru a waste of life that was frightful.

When the years of turmoil were over and tranquility once more restored the church came into her own again and took anew her position of spiritual leadership. What did the church do with the heritage of the Revolution? How did she use the good that the Revolution inspite of its horrors had undoubtedly done? In France for instance, the Revolution had brought about a more equitable and just distribution of the soil. This is vital in all cultural progress for the life of a people is constantly renewed thru the soil. The peasant was free and had his share of leisure and his chance to share in the cultural life. And in this fact lay the cultural advantage of France and the source of her undoubted leadership in many of the higher things of life. Did the church then advocate a more just and equitable distribution of the soil for the rest of Europe? She most certainly did not. So far indeed was she from grasping the leadership that she herself continued to hold the peasants in peonage and to support the ruling classes in like outgrown and dangerous powers.

Let us sum up what we have so far found. As a conserver of the elements of culture in dangerous and troublesome times and as a sustainer of an already existing civilization the church has always shown her worth. But she has lacked aggressive leadership and ability to build new and plan for better and newer things. If there are those who do not agree with me when I expect such leadership of the church, we can but agree to differ in our conception of historical realities.

The lack of leadership becomes more apparent yet when we consider the age of machinery. The invention of machinery gave to mankind a tool of almost undreamed-of power. Here was opened a source of practically unlimited power for making the battle of life easier and creating hard-earned moments of leisure for the pursuit of the higher things of life. Of course the danger was great that one class would reap or try to reap the entire benefit from this wonderful new source and would try to rob the masses of their just and due share. One thing was done. The Reformation, the Revolution and the machine with its need of technical knowledge, these three together brought about a more general and, on the whole, better education of the masses. And tho the church has as often hampered as helped the progress of education and knowledge, the value of the work she has done in the field of education cannot be denied.

It is also undoubtedly true that with the gigantic scale of production in the machine age the lives of the great masses of the people were greatly enriched by the fruits of the new civilization. And many comparing the lot of the average man of today with that of the man of olden times, are inclined to think that the unrest of to-

day is unjustified. What these persons overlook, and we are all in danger of forgetting it, is this: The relative position of the average man in the scale of things has not changed. The man of today has more things because there are more things to have. But possession does not make civilization, only creative effort can do that. Men are restless not because they want to have more—in fact I think they would be happier if they had less—but because they want to do more, because they want to have a share in the creative work of civilization, in the higher things in life, art, science, statecraft. It has always been the order that these things should be left to the classes while to the masses was left the struggle for existence and the bearing of the burdens for themselves and the better situated classes above them. There may have been an excuse for a life so ordered in ancient Greece, we may even overlook it in the Middle Ages, but it is altogether without excuse in the age of modern mass production.

The church looked on the accumulation of modern fortunes, on the undoubted tho sometimes overdrawn exploitation of the masses, on the struggle for world markets to dispose of surplus products, on the development of imperialism, on the forging of every link in this giant's chain to bind the people of the world to their age-old Sisyphus task, and did nothing. She offered no protest when the moloch of modern life violated every law of God and man. And today we have a civilization of a super-class of millionnaires. They and they alone make it. They make our art, make of it what they want, by stifling with their millions every attempt to break away from their control; now where do we find art that is rooted in the life of the people? They make our laws, for they are the invisible government. They control our universities thru their endowments, and they came very near to controlling our churches also. And what is the result? We have phonographs, but we have no songs, we have picture galleries, but our people have no sense of beauty, we build wonderful musical instruments and we play jazz. We have schools everywhere, but our people have forgotten how to think, we have the ballot, but we do not control the men we elect so that they really represent us. To protect this civilization of millionnaires, which exploited the backward nations of the earth thru the labor of the advanced nations, we had powerful armies and navies to protect the fields on which the millions grew, an edifice of unfairness upheld by force and selfishness. And inspite of all these things that were a standing invitation to disaster, the church worshipped in the temple of the God of things as they are. If there was here and there a prophet of coming disaster like Faulhaber or Kuyper, their voices were hardly heard, or an honest worker trying to avert disaster, like Stoecker, he had to stand alone, while the church as a whole was

deceived by the surface brilliancy of our civilization and could not or would not see that its roots were not in the hearts of men but in money and in things.

Then came disaster in the war—and the church defended even that. Satis est.

Now as to the task confronting us, so much has been said and written, that one might be afraid to add his little mite if it were not for the fact, that progress is impossible today if we do not succeed in making everybody's share in the work of civilization a duty as well as a privilege.

Many people seem to think that the only task confronting us in rebuilding a shattered civilization is one of distribution. Distribute the fruits of our culture more justly and evenly, in better wages, more sanitary living conditions, better homes, wholesome amusements and a fair share of luxuries to all, and we shall have the millennium, so they say. A greater mistake than this seems hardly possible. For civilization means creative work, or at least effort in art, science and statecraft, not merely possession of things. Only to have a part in such creative effort will finally satisfy the human heart and mind. And a broader, saner civilization calls for a wider chance of participation in such effort. Is the church ready to stand sponsor for plans that look towards the realization of these ideals? Is she ready to plan, to lead and to accept the consequences? There are many things which make us hopeful that the church will find the right answer at last.

To do this it seems to me that she must first of all preach a shorter working day, for only comparative leisure of the hand can induce creative effort of the mind. And I believe that when the church once definitely sets up an ideal, that ideal will be ultimately realized.

A shorter working day will inevitably lead to a share for labor in the management of our industries, that they may be organized for service rather than for profit. Once that is done, a shorter working day will be found not only practicable but beneficial.

The time thus gained should be utilized first of all to obtain for the great masses of the people a more direct influence upon our government, that statecraft may truly become the art of all instead of only the few. Thus we will realize one of the great ideals that the great minds of all times have dreamed about, we will have established a true democracy, a nation governing itself instead of allowing itself to be governed by an oligarchy of politicians.

This will destroy the invisible government, that has cursed all the nations. It hid itself under any form of government and used

democracies as well as monarchies for its own selfish ends. It created a false spirit of nationalism, created hatred and thus made wars. And the church of the prince of peace will thus do her share to outlaw and abolish it from among civilized nations. The resultant security of life will allow the fruits of a new civilization to ripen without the fear of premature destruction.

Tho it seems that the hope for a brighter future and a better and saner civilization rests with the great masses of the people, yet we meet everywhere the fear that the masses cannot be trusted and have no ability to carry on civilization. The actual dictatorship of a small class during the war was taken as a matter of course. But one has only to mention dictatorship of the proletariat, and people everywhere plainly show their fear, for to them that means the end of civilization. I certainly do not defend or advocate a dictatorship of the proletariat or of any other class, for I still hope that we may reach the goal without such drastic means. But I deplore very much the lack of confidence in the judgment of the great masses of the people that is shown by such fear and by many hasty judgments formed by Americans in regard to liberal movements of all kinds. For I do not believe that such distrust is at all justified, and I believe it is a distinct task of the church to overcome it.

But there is also among the masses a very definite and deeply rooted distrust of all those classes that have in the past been the bearers of civilization. And unless the revolution, which is no longer merely coming but is in progress right now, is to turn from the peaceful to the violent form and thus destroy more than it can possibly rebuild, this distrust like the former must be overcome. Here to my mind lies one of the greatest and most difficult tasks of the church of today.

But will not art and science suffer under such a development? In this question, too, there speaks the fear and distrust of the people. Art will certainly change. Transplanted from the hothouse to the open it must change to survive at all. It will likely deal with cruder forms for a while at least, but it will eventually gain because it will be nearer the realities of life. As far as science is concerned I do not believe that intelligence is the heritage of any class, and I am convinced that mankind will always be able to produce minds to deal with all the problems arising in each period. But in both these fields it is again the task of the church to save what can be saved out of the old order for the new order that is surely coming.



The Miracles of Jesus

H. J. Schiek, President of Elmhurst College

I. Definition

Dr. W. Sanday in his paper: "The Meaning of Miracle" cites the following definition as taken from the New English dictionary: "A marvellous event occurring within human experience which cannot have been brought about by human power or by the operation of any natural agency, and must therefore be ascribed to the special intervention of the Deity or of some supernatural being; chiefly an act exhibiting control over the laws of Nature, and serving as evidence that the agent is either Divine or is specially favored by God."

II. Names

In the sacred Scriptures there are different terms for miracles, each in turn revealing a distinctive feature or embodying a portion of the essential qualities of the miracle. Thus we find the following names:

1. Works (Erga), implying immediate acts of God.
2. Signs (Semeia), indicating the near presence and working of God.
3. Wonders (Terata), because they produced astonishment.
4. Wonderful things (Thaumasia), akin to Wonders, and also expressive of amazement.
5. Mighty Works or Powers, (Dunameis), because of the divine power displayed in them.

III. Number and Classification

The miracles of Jesus are usually arranged and classified as follows:

1. *Nature Miracles* of which there are nine in number. Change of Water into Wine, Draught of Fishes (Luke 4), Stilling of the Tempest, Feeding of the 5000, Walking on the Water, Feeding of the 4000, Coin in Fish's Mouth, Withering of the Fig Tree, Second Draught of Fishes (Jno. 21)

2. *Healing Miracles,* twenty-one in number. Nobleman's Son, Demoniac in the Synagogue, Simon's Wife's Mother, Cleansing of the Leper, Paralytic, Withered Hand, Centurion's Servant, Impotent Man at Bethesda, Demoniacs in the Country of the Gardarenes, Woman with an Issue of Blood, Two Blind in the House, Daughter of the Syro-Phoenician Woman, Deaf Man at Decapolis, Blind Man at Bethsaida, Epileptic Boy, Man Born Blind, Woman with a Spirit of Infirmity, Dropsical Man, Cleansing of Ten Lepers, Blind Bartimeus or Two Blind Men near Jericho, Healing of Malchus' Ear.

3. *Resurrection Miracles,* of which three are mentioned. Daughter of Jairus, Widow's Son, and Lazarus of Bethany.

There are, however, two very briefly narrated acts of casting out an evil spirit which are omitted by Trench and others. One is recorded in Matt. 9: 27, and the other is to be found in Matt. 12: 22-27, and Luke 11: 14. These two added would raise the number of all miracles to thirty-five.

Another classification divides the miracles into miracles

1. of Healing,
2. of Mercy (Wine, Tempest, Feedings)
3. of Instruction (Withered Fig Tree, Draught of Fishes.)

A third classification is:

1. Miracles wrought upon nature.
2. Miracles wrought on man.

A fourth classfication: Miracles of

1. Nature,
2. Healing,
3. Casting out demons,
4. Raising the Dead.

The Miracles of Healing, or of Redemption, as they are also called, may again be subdivided as miracles of

1. *Personal Faith,* in which the believing persons made their own appeal to Jesus;

2. *Intercession,* in which the cures were asked by friends or relatives;

3. *Love,* in which the Lord acted on the spontaneous impulse of his own love and compassion. (Westcott)

There is also a classfication of the Healing Miracles based upon the kinds of disease or of organic defect removed: Fevers, Paralysis, Leprosy, Demoniacal Possession, etc. The object of such a classification is to show that the diseases and infirmities healed by Jesus were either such as are incurable by human means, or such, as when cured in the course of nature are never entirely removed on the instant, as were these. (T. W. Belcher: "Our Lord's Miracles of Healing, considered in relation to Medical Science".)

IV. Distribution

It is of interest to note the distribution of the miracles in the several gospels. Significant is the fact that at least one specimen of each of the three great classes of miracles (Nature, Healing and Resurrection) is to be found in the Synoptists. They are as follows:

1. Nature: Stilling of Storm, Feeding of 5000.
2. Healing: Peter's Wife's Mother, Leper, Paralytic, Withered Hand, Gadarene Demoniacs, Woman with Issue of Blood, Epileptic Boy.
3. Resurrection: Jairus' Daughter.

Peculiar to *Mark,* who is looked upon as the source of the other Synoptists, are the following miracles:

Healing of the Blind Man at Bethsaida (8: 22-27)
Healing of the Deaf and Dumb Man of Decapolis (7: 32ff)

Peculiar to *Matthew* are the miracles:

Healing of a Demoniac (12: 22)
Two Blind Men (9: 27-30)
Man with Dumb Spirit (9: 32-33)
Stater in Fish's Mouth (17: 27)
To these might be added the reference of the Healing of Sick Persons in Decapolis (15: 30-31)

Peculiar to *Luke* are the miracles:

Miraculous Draught of Fishes (5: 1-11)
Raising of Widow's Son (7: 11-17)
Infirm Woman (13: 10-17)
Dropsical Man (14: 1-6)
Ten Lepers (17: 12-19)
Blind Bartimeus (19: 1-10)
Ear of Malchus (22: 51)

The Gospel according to *John* records less miracles than the Synoptists.

In common with the Synoptists John records the Feeding of the 5000.

Peculiar to John are the miracles:

Changing Water into Wine (2: 1-11)
Healing of Nobleman's Son (4: 46-54)
Impotent Man at Bethesda (5: 1ff)
Man Born Blind (10: 1ff)
Raising of Lazarus (11: 17ff)
Draught of Fishes (21: 1-14)

Miracles of Jesus in Approximate Chronological Order

Miracles	Place	Matthew	Mark	Luke	John
Water into wine	Cana				2: 1-11
Nobleman's son	Cana				4: 46-54
Pool of Bethesda	Jerusalem				5: 1-47
Demoniac	Capernaum		1: 23-27	4: 33-36	
Peter's mother-in-law	Capernaum	8: 14-15	1: 29-31	4: 38-39	
Many sick and diseased	Capernaum	8: 16-17	1: 32: 34	4: 40-41	
Draught of fishes	Gennesaret			5: 1-11	
Leper	Galilee	8: 1-4	1: 40-45	5: 12-16	
Paralytic	Capernaum	9: 1-8	2: 1-12	5: 18-26	
Withered hand	Capernaum	12: 9-14	3: 1-6	6: 6-11	
Centurion's servant	Near the sea	8: 5-13		7: 1-10	
Raising of widow's son	Nain			7: 11-17	
Demoniac	Capernaum	12: 22			
Calming the tempest	Lake of Gennesaret	8: 24-27	4: 37-31	8: 23-25	
Gergesene demoniacs	Gergesa	8: 28-34	5: 1-15	8: 27-35	
Woman with issue of blood	Gennesaret	9: 20-22	5: 25-31	8: 43-48	
Jairus' daughter	Capernaum	9: 18	5: 22-24	8: 41-42	
Two blind men	Capernaum	9: 27-30			
The dumb spirit	Capernaum	9: 32-33			
Feeding of five thousand	Bethsaida	14: 13-21	6: 30-44	9: 12-17	6: 1-13
Walking on the water	Lake of Gennesaret	14: 25	6: 48		6: 19
Syrophoenician's daughter	Phoenicia	15: 21-29	7: 24-30		
Deaf and dumb man	Tyre		7: 32		
Sick persons	Decapolis	15: 30-31			
Feeding of four thousand	Gennesaret	15: 32-39	8: 1-9		
Blind man	Bethsaida		8: 22-27		
Epileptic boy	Mt. Hermon	17: 14-21	9: 14-27	9: 37-42	
Stater in fish's mouth	Capernaum	17: 27			
Blind man	Jerusalem				19: 1
Mute	Judea	12: 22-45		11: 14	
Infirm woman	Judea			13: 10-17	
Dropsical man	Perea			14: 1-6	
Raising of Lazarus	Bethany				11: 17-46
Ten lepers	Samaria			17: 12-19	
Blind Bartimaeus	Near Jericho		11: 12-14	19: 1-19	
Fig tree	Mt. of Olives	21: 18-19			
Ear of Malchus	Gethsemane			22: 51	

V. Objections to the Miracles

The first assaults upon the miracles of Jesus came from *Jewish adversaries.* "This fellow doth not cast out devils but by Beelzebub, the prince of devils. (Matt. 12: 24; Mark 3: 22-27; Luke 11: 15-21) It is observable, however, that, in the early ages, the miracles wrought by Jesus and His Apostles were generally recognized as such. The adversaries adopted the expedient of ascribing the possibility of miracles to art, magic and the power of evil spirits. This we learn outside of the New Testament from such Jewish writings as the Sepher Toldoth Jeshu. The opposition of the *Gentile* world is learned from fragments of Celsus, Porphyry, Hierocles, and Julian, who sought to play off the miracles of Esculapius and Apollonius against the miracles of Jesus and to deny the conclusions which the Christians sought to draw that Jesus was God. For example, Hierocles, govenor of Bithynia, having recounted the various miracles wrought, as he affirms, by Apollonius, proceeds thus: "Yet do we not account him who has done such things for a god, only for a man beloved of the gods: while the Christians, on the contrary, on account of a few insignificant wonder-works, proclaim their Jesus for a God." (Con. Cels. III. 22)

The arguments of the old antagonists in regard to Jesus' or Christian miracles passed away with the passing of polytheism. More formidable assailants, however, arose who contended that the miracle stories originated either in fraud or in fancy. The hypothesis of fraud has been generally abandoned in modern times. Of those who refer the miracles to the realm of fancy there are two principal schools,—the *Naturalistic* and the *Mythic.* The former contends that the miracles are simply natural phenomena misinterpreted and misunderstood; while the latter contends that the miracles are due to the myth-making elements and interests of the age.

The school of *Modern Liberalism* seeks to eliminate the miraculous element entirely from the life of Jesus.

Attestation

What is the character of the men on whose testimony the world has received the account of the miracles? Were they disposed to utter the truth? Or were they inclined to let their fancy influence their report? Were they men influenced by the superstition of their age? Or were they able to discern facts and separate truth from error?

We note that some of the writers were personal observers, eye and ear witnesses. (Acts 2: 32; 3: 15; 4: 20; 5: 29-32; 2 Peter 1: 16-18; 1 John 1: 1-3)

We note further that the writers give the impression of being

men of sound sense, good judgment, and that they are disposed to tell the truth. *Luke,* for example, was an intellectual and educated man with a keen desire of historical accuracy. He is led to seek information from those who "from the beginning were eye (and ear) witnesses." Luke not only records many miracles of Jesus including His resurrection, but in the Acts he recounts other miracles wrought thru faith in the name of Jesus. *Mark* gives the impression of a practical and truthful recorder of events. *Matthew,* altho he like Luke, incorporates the Marcan Gospel, gives the impression of a straightforward eye and ear witness. In fact the simplicity and directness of the narratives does not suggest superstitious credulity. The miracles are stated like other incidents with apparent absense of marvel-monger about them.

St. Paul ranks as a keen intellectual thinker. He believed that he himself worked miracles and that miraculous gifts were in possession of the Christian Church. In 2 Cor. 12: 11-12 Paul speaking of himself says: "In nothing was I behind the very chiefest Apostles, tho I am nothing. Truly the signs of an Apostle were wrought among you in all patience, by *signs* and *wonders* and *mighty works*" the three regular words for miracles. Further than this Paul speaks of the continuation of miracles in the Church as a fact with which his hearers were perfectly familiar:

"To one is given thru the spirit the word of wisdom—to another gifts of healing, in the one spirit, and to another working of miracles."

"God hath set some in the Church, first apostles—then miracles—are all workers of miracles?"

"He therefore that supplieth to you the spirit and worketh miracles among you, doeth he it by the works of the law, or by the hearing of faith?" (1 Cor. 12: 8-10, 28, 29)

Thus Paul, one of the master-minds of human history, not only claims for himself the working of miracles, but he assumes that others had been and still were in the habit of working them, in fact the power to do this was part of the regular credentials of an Apostle. And Paul speaks of these things not as if he were asserting something new, but as only appealing to certain well-known facts, and to an audience that evidently shared the experience of miracles.

It seems to appear that from the first the Christian religion was preached and accepted by persons who believed in miracles.

Nature and Possibility of Testing Miracles

Were the miracles of such a nature that they could be judged by the senses? In this connection it is of interest to note the tests as applied by the rabbis, in order to distinguish true from false miracles:

1. The object must be worthy of the divine author.
2. The performance must be public.
3. It must be submitted to the senses for judgment.
4. The mode of working must be independent of second causes.
5. Miracles must be attested by contemporaneous evidence.
6. They must be recorded in some permanent form.

We note that the miracles of Jesus were wrought at such times and places as favored the thoro examination and judgment of them by the senses. They were wrought in broad day-light; in close contiguity of the observers (Luke 24: 39; John 20: 27). They were not wrought privately, but before promiscuous multitudes who would not be likely to combine in a stratagem (John 9; Acts 3: 7ff). Many of them were of such a nature as cannot be explained by the acting of the imagination. They were worthy of the divine author,—none of the childish miracles of the apocryphal gospels being recorded in the canon.

Miracles of Casting Out Demons

Connected with the ministry of Jesus there are recorded ten references to cases of demoniac possession. Six are described in detail of which four are found in Mark 1:23; 5: 2; 7: 25; 9: 25; two are in Matthew 9: 32; 12: 22; and one in Luke with mention of the name, Mary Magdalene: Luke 8: 2. Besides these there are three general references: Mark 1: 34; 1: 39; and 3: 11.

It is also recorded that the Twelve cast out many demons (Mark 6: 13), and of the seventy it is reported that the demons were subject to them. (Luke 10: 17)

The terms used for the evil power which was said to possess the person are: *demon* (Mark 1: 34; Matt. 8: 31); *spirit* (Mark 9: 20); *unclean spirit* (Mark 1: 23); and *evil spirit* (Luke 7: 21).

How shall these phenomena be interpreted?

Much may be said *against* as well as *for* the reality of demoniac possession. In the following we shall attempt to sum up briefly the arguments.

Arguments against the reality of demoniac possession:

1. The New Testament writer shared the common belief of their age that all sickness was due to the activity of demons.

2. The symptoms mentioned in the New Testament can be paralleled in the insanity and epilepsy of the present day.

3. Jesus either shared the superstition of His time, or like a skilful physician humored the fancy of those supposed to be possessed.

4. The miracles of healing were due to the great psychical

powers of Jesus. Suggestion, auto-suggestion and hypnotism will explain many of them.

Arguments for the reality of demoniac possession.

1. The words of the demoniacs not only indicate a knowledge of Jesus as the Son of God, but also a moral recoil that cannot be explained on the theory of mere disease. For disease and sin do not clarify the vision for the recognition of the divine and give a clearer insight into the character of Jesus than the disciples had.

2. The Gospels clearly distinguish between the diseases which were demoniacal and those which were not, showing that the writers did not blindly attribute all kinds of evil to demons. (Matt. 4: 23; 24; Mark 1: 34)

3. Gospel demonology is in close connection with the subject of sin. The Gospels ascribe the cause to sin, and moderns to natural causes. But there is the probability that the principle of evil may be the deeper cause and explain both theories.

4. The phenomena of demoniac possession are inexplicable upon merely natural principles of disease or delusion.

5. The words and deeds of Jesus in connection with these miracles clearly imply the real existence of the demons. (See Mark 3: 23-27 5: 8-13). It certainly would be inconsistent with the divine character of Jesus to assume that he either shared the ignorance of his time, or accommodated himself to it.

6. It is but reasonable to suppose that if a malevolent superhuman intelligence called Satan exists, that some extraordinary manifestation of Satan should accompany the extraordinary manifestation of God in Christ.

7. From missionaries in China and other lands it is learned that diseases closely resembling the cases of possession recorded in the New Testament are frequently met with and often cured by Christian ministers.

These are some of the reasons which constrain many modern interpreters to admit the reality of demoniac possession in the time of Christ.

In Conclusion

we wish to sum up both the possibility and the credibility of miracles in a single sentence attributed to Fairbairn. It is as follows: "Given the person of Jesus and it is more natural that he should than that he should not work miracles."

The Duty of Thinking

Sermon preached in the Broadway Tabernacle, New York, by *Charles E. Jefferson,* on January 15, 1922.

> *"Thou shalt love the Lord thy God with all thy heart, and with all thy soul, and with all thy mind, and with all thy strength."*—Mark 12: 30.

Jesus is quoting. He is quoting from an old book written hundreds of years before He came—the Book of Deuteronomy. That ancient book contains many commands, and Jesus dips into the book, and picks out this one. He says: "That is first, that is the greatest of them all, that overtops in importance every one of them. That contains the gist of all the commandments, that embodies the quintessence of all the teachings of all the religious teachers." This sentence is indeed a great one—too big to be dealt with in one sermon. One could preach a course of a hundred sermons and still leave things left unsaid. The only thing we can do is to deal with it a bit at a time, and the bit on which I ask you to fix your thoughts this morning is the clause: "With all thy *mind.*" Jesus says that we are to love the Lord our God with all our mind. Our subject is the "Duty of thinking."

We do not ordinarily think of thinking as a duty. Parents often overlook this fact. They teach their children other duties, but not this one. And teachers sometimes slight it, they teach their pupils many things, but overlook the importance of thinking. Preachers do not dwell upon it as much as they ought. We are all the time thinking and talking in church about the duty of obedience, of kindness, of honesty, of truthfulness, of patience, of self control, of temperance. We can make a long list of duties, but how many of us would include in our list the duty of thinking? When you come to church you expect to hear the preacher talking about the duty of praying, or the duty of reading the Bible, or the duty of giving money, or the duty of working, but you do not often hear anything said about the duty of thinking. Yet to think is a cardinal duty. It is one of the greatest of all obligations laid upon us. You can see how important it is by the frightful retribution that follows a lack of thinking. Many of the most terrible tragedies of this world are attributable directly to the failure to think. Not a little of the present confusion and darkness and misery of mankind are directly traceable to thoughtlessness. Whole nations go plunging into the ditch because their leaders do not think at all or because they think wrongly. Our Lord says that it is a duty to think. It is a high duty, it is a form of worship. We do not worship God as we ought unless we worship Him with our intellect. Thinking is a form of love. It is the love of the reason. We do not love God

as we ought unless we love Him with the reason. If you want to be genuinely pious, you must think. If you want to be really good you must use your mind.

I want to narrow the field now, and instead of thinking about the duty of thinking in general, let us dwell upon the duty of *thinking* in *religion*. This may strike some persons as rather a novel idea, the idea that we should think in religion. There are many who think that religion and thought are enemies. Religion is not a mental experience at all. Reason is a sort of bull dog, you must hold reason in with a leash, for if you let reason loose he will get his teeth in the neck of religion and choke it to death. There are many people who think that. If you will only allow yourself to think freely, you will soon have no religion at all. Religion is something that cannot endure the scrutiny of the intellect.

There are some who say that religion is a matter of feeling. It is adoration, aspiration, gratitude, praise, the intellect has nothing whatever to do with it. Others say that religion is a matter of faith, you accept things not because you understand them, but because they are told you. In religion you assent to all sorts of mysteries because the church teaches them. There are many who think that. But all such thinking is mistaken. Religion is absolutely dependent upon thought. It is only by vigorous and fresh thinking that religion is saved from degenerating into mummery and superstition. Wherever religion is allowed to run on undirected and uncorrected by thought, religion becomes a degradation and a curse. Why is it that Mohammedanism blights every country that it gets hold of? It is not because the Mohammedans do not pray. They pray a great deal. They pray, I presume, more than we Christians pray. When we travel in a Mohammedan country we find men carrying round with them prayer rugs. Whenever the hour for prayer comes they get down on their knees, no matter where they are, and they are not in a hurry about getting up. They pray often and they pray a long time. But prayer amounts to nothing unless you mix it with thought. The trouble with Mohammedanism is that it does not cultivate the mind. The average Mohammedan prays but he does not think enough.

Why is it that Roman Catholicism has blighted so many lands? There are no Roman Catholic countries in the forefront of civilization except those countries which have been quickened by the breath of Protestantism in their national life. Go into rural Italy or Spain or any of our South American Republics, and what do you find? The masses of the people ignorant and superstitious, gulping down all sorts of silly stories about the miracles of the saints—kissing the bones of a saint or going long distances to look upon the

relics of a saint, always saying their prayers at the shrine of some saint. The Roman Catholic church makes a specialty of sacraments. It is not content with two as we Protestants are, it must have seven, and it elaborates and glorifies the sacrament of the Lord's Supper under the name of the mass. The Roman Catholic church is everlastingly celebrating the mass. But sacraments, even the sacrament of the Lord's Supper, amount to nothing unless they are mixed with thought. Sacraments do not get this world on unless along with the sacraments you have a vigorous use of the mind. Roman Catholicism lags behind because the average Catholic does not think enough. He accepts the things that are told him, but does not worship the Lord God with his reason.

And what shall we say of the Protestants? Has not the Protestant church been handicapped at every step of its progress by a failure of its adherents to think? What a lot of stupid customs we have carried along with us and what a host of foolish ideas have been held on to, all because so many of our people have not been willing to think. There is probably nothing that has held back the Protestant cause more than intellectual sluggishness. And yet the Protestant branch of the church has done more thinking than any other branch. All branches of the church need to meditate often on the significance of the words: "Thou shalt love the Lord thy God with all thy mind."

But I want to limit our subject still more. I want to think of the duty of thinking not of religion in general, but *inside the Christian church*. Here again I suspect some of you will start up with surprise. It seems strange to have anybody talking about the duty of thinking in the church. Is not thinking in the church forbidden? When you are in the church are you not obliged to think within certain narrow limits? Are you not fenced in by tradition? Are you allowed to climb over the fence and run out over the surrounding fields? There are many people who never come into the church because they do not want to surrender their right to think. It is their impression that any one on coming into the church leaves his privilege of thinking at the door. And moreover, is it not dangerous to think if you are a member of the church? Have not people gotten into all sorts of trouble by thinking? Have not courageous individuals been obliged to go to jail because they had new ideas? Have not men been burned at the stake because they dared to exercise their reason? But even if it is not dangerous to think inside of the Christian church, is it not quite unnecessary? Have you not heard it said that it does not make any difference what you believe? Have you not heard intelligent and sensible men and women declare that they had no use for creeds? Certainly it is not necessary to think if you are a member of the Christian church!

Let us take up each one of these points one after the other and see what there is in them. Is a man forbidden to think inside the church? Indeed he is not. It is his duty to think, and when he comes into the Christian church it is his duty to think harder and more than ever. If he does not think and think all the time, he will never bring honor upon the church. The church has never been strengthened or put forward by people who do not use their reason. The church is the natural home of free thinkers. If a man rejects the Bible saying that there is no revelation of God in it at all he is called a free thinker. But if a man accepts the Bible as containing a revelation of God, what would you call him—a fettered thinker? What a lot of nonsense is talked in this world! If a man rejects the idea of God he is called a free thinker, but if a man believes in God, he is a thinker in chains! Oh the nonsense of it! If a man rejects the Divinity of Christ he is a free thinker, but if he accepts the Divinity of Christ he is a hobbled thinker! When shall we outgrow such nonsense! The Christian church is the abode of free thinkers. What is a free thinker? A man who thinks without coercion of any external authority. There is no coercion or arbitrary authority on the mind of a Christian man. I have belonged to the Christian church a great many years, and have enjoyed liberty of thinking all the way.

Some one says, Do not all Christians think alike? The answer is they all think alike on certain points, but that is not proof that they do not think freely. All scientists believe in the doctrine of gravitation, but are not scientists free thinkers? How does it happen they all believe in the law of gravitation, It is because they are induced to believe it by the authority which lies in truth. Do not all lovers of the beautiful think the sunset is beautiful? Are they coerced into thinking that? Why do they all agree? It is because of the authority that lies in beauty. Do not all Christians see the glory of God shining in the face of Jesus Christ? They are not compelled to see it there by any arbitrary human authority. They see it there by the authority which lies in the nature of goodness. There are no freer thinkers in this world than members of the Christian church. And if at any time any members of the Christian church are not allowed to think freely it is because some petty ecclesiastical despot is lording it over them. It is not in the nature of the Christian church to put the reason in chains.

And what shall we say of these people who say that it does not make any difference what you believe? They would not dare to say a thing like that outside of religion. Imagine a man saying such a thing as that in a laboratory. Imagine his saying it does not make any difference what you think. You can mix any gases

you please in any proportions you choose. Take any of these liquids you see in any of these bottles and pour it into your eyes, or take strychnine for your breakfast. Let a man talk in that fashion, and he would be on his way to Bloomingdale before he had finished his first sentence. We do not tolerate such nonsense in any realm outside of religion. Why should we tolerate it in religion? Everything depends on what you believe. If it is of great importance what you believe in regard to material realities, of greater importance is it that you believe right things concerning spiritual realities. A man that says that it does not make any difference what you believe is intellectually lazy. He is simply saying that it is not necessary to think in religion.

There are those who say that they have *no use for a creed.* If they said that they had no use for a particular creed, their position might be tenable. For instance, if they said they did not care for the Nicene Creed, they would have a right to say that provided they had studied the Nicene Creed. But no man has a right to reject the Nicene Creed until he has studied it. You can't reject it unless you have won the right by months and years of study. For a man who has not studied the Nicene Creed to reject it is simply an act of impudence. He is imposing on ignorant people around him. A man ought to study the Nicene Creed at least a year before he ventures to express any opinion one way or the other about it. A man might be justified in saying he did not care for the Athanasian Creed, especially the damnatory clauses. But let him not throw away the Athanasian Creed before he has understood it. A man might say that he does not care for the Westminster Confession—meaning that he is not interested in that particular brand of Calvinism. But for a man to say that he has no use for any creed is for that man to talk nonsense. A man who says that is really saying that he does not believe in thinking in religion. For what is a creed? A creed is a statement of what you think. If you think on any subject you are certain to arrive at conclusions. You will arrive at conclusions if you have any mental force. If you are an imbecile of course you will never get anywhere, but every one except an imbecile arrives at conclusions when he thinks. If a man arrives at conclusions he expresses them. He does if he has intellectual force. A man who is always thinking, and can never express the results of his thinking is mentally defective. He is a man to be pitied when he boasts that he has no use for creeds. If a man expresses his conclusions, then he will want to organize his conclusions into some kind of unity. He will insist upon his conclusions hanging together in some sort of system. He will do this if he has a vigorous mind. In other words, every man who thinks will have a creed, and for a

man to say that he has no use for any creed is simply saying that he does not believe in thought in the realm of religion. But a man without a creed is no man at all. He has fatty degeneration of the brain. Only men who have a creed have any influence. Look at Jesus of Nazareth standing before Pontius Pilate saying: "To this end was I born, and for this cause came I into the world, that I should bear witness unto the truth." Why did they put Him to death? Because of His creed. He had a creed which clashed with the creed of the Jewish hierarchy, and that was why He had to die. Jesus has His grip on the generations because of His creed, and the Christian church would never have exerted any influence at all on the conscience and lives of men if it had not stood for definite and clear cut conceptions of truth. Let us get rid of that nonsense that we do not want a creed!

It would not be going too far to say that *thoughtlessness* is one of the *deadly sins* of *our generation.* There is nothing the world needs more at the present hour than deeper and more careful thinking. We do not think enough, that is the trouble with us all. If we thought more than we do we should be stronger and happier. Why do we think so little? It is because we are so busy. We are always doing things with our feet and our tongue and our hands, and have no time left in which to use our intellect. We do not think any subject thru. We are like clocks. We are wound up and we strike. A clock never thinks, a clock is a mechanical thing which strikes at the hours that are appointed. We are like machines—we get up at a certain hour, step on the car at a certain time, arrive at our office at a certain hour, go thru certain routine duties, at lunch time we eat our lunch then go thru other routine duties, get on the street car again and sit down at the dinner table, and later on go to bed. Hardly any time in the whole course of the day is left for thought. That is one of the reasons why the world is dark. Many of us allow other people to do our thinking for us. What a mass of stuff is piled up at all the news stands—papers and magazines by the score. Men have organized themselves into little bands to do our thinking for us. One cannot take his place on a railroad train without having a boy dancing before him all day long trying to sell him something to read. The result is the mind is converted into a rag bag into which we stuff odds and ends of other men's ideas, the ravelings of other men's thinking. And all of this makes it impossible for us to have any convictions of our own. It is because we think so little that the world is travailing in pain. It was largely thoughtlessness that brought about the great war. One of the outstanding phenomena of our day is the docility of the German mind in the realm of politics. There are many people who think that Germans are wicked above all the other people of the

world. Many of us know that this is not so. They are not a whit wickeder than other people. Any one who has ever lived in Germany knows that the Germans as a people are sensible and lovely and noble—just as sensible and lovely and noble as any people to be found in the world. But they have this characteristic, they are politically docile, they believe what their rulers tell them. They simply hand over political matters into the hands of a few men, and allow them to decide what to do. And when the men at the top of the German nation decided on a certain course, the German people blindly followed them. Some of you have read the "Pentecost of Calamity," by Owen Wister. In that book he says that he was in Germany in 1914, and so fascinated was he by the perfection with which everfything went on that he would have preferred in that year to be a German rather than a Frenchman or a Britisher or an American. The Germans are a wonderful people, but it was because they were politically docile that they were led to destruction. But that is a weakness which is not confined to Germany. Think of the way in which Republicans in this country tumble over one another like sheep in following their leaders—often when their leaders are stupid and mistaken. And the Democrats are not a whit better. There is nothing we need so much in this country as independent political thinking, and there is nothing which the church of God more needs than a larger and more vigorous exercise of the intellect.

Our duty to think becomes clear when we bear in mind that we are followers of Jesus of Nazareth. One of the names that he chose for himself was the "Truth." "I am the truth" he said. And now and then in reading the gospels you ought to drop the word "Jesus" and substitute the word Truth. For instance, disciples of Jesus—disciples of Truth; servants of Jesus, servants of Truth; friends of Jesus—friends of Truth; lovers of Jesus—lovers of Truth. If a man does not love the Truth more than father and mother then he is not worthy of the Truth. If a man is not willing to sacrifice everything for the Truth, then he is not the man that he ought to be. Whosoever is ashamed of the Truth, that is a man of whom the universe is ashamed. The New Testament teaches us that we are to put the Truth above everything else, and that we are to make every sacrifice for the Truth. We are never to be ashamed of it and never afraid of it. We are to sacrifice everything for it.

For instance we must put Truth ahead of the Bible at every point at which the Bible is mistaken. Our chief concern is not with the Bible but with the Truth. When the Bible expresses the Truth then we stand with the Bible, but if at any point the Bible does not speak the Truth then we repudiate the Bible. We have got to do that if we are good Christians.

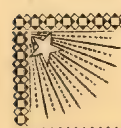
In the first book of the Bible it is said that God created the

world in six days. In the decalog we are told that we must keep one day in seven because God made the world in six days and rested on the seventh. But we know that this world was never made in six days, and therefore we let the Bible statement go. There is nothing else for us to do, and we must do it with great gladness. We are disciples and lovers of the Truth. In the 16th century the Roman Catholic church made a great dunce of itself by combating the Copernican astronomy. It seized upon a man by the name of Galileo and compelled him to say things that were not so. And from that day to this the Roman Catholic church has been detested by great numbers of people. But Protestant leaders made the same blunder in the middle of the 19th century when they denounced the new teaching of geology and claimed that the world must have been made in six days. They were more solicitous about the Bible than they were about the Truth. The Protestant church is still smarting under the disgrace brought upon it by those foolish and short-sighted men. Let us all be thankful that we have come out now into a large place, and the leaders of the church have never seen more clearly than they see today that our only concern is with the Truth.

And just as the truth is above the Bible so is the truth above the creed. We have no concern with the creed except in so far as the creed expresses the Truth. If we discover that there is an article in the creed which is incorrect, then we drop that article, or give it a correct interpretation. In the Apostles Creed we say every Sunday: "I believe in the resurrection of the body." When that article was put into the creed it meant one thing only, the resurrection of the physical body—a coming out of the grave of this identical body. In all the old Latin creeds the word which we translate body means flesh. "I believe in the ressurection of the flesh." That is what Christians meant when they said those words, and they meant it thru more than a thousand years. But now we know that this body does not rise, this body is dissolved, it will never be used again by us. We shall have another body—what Paul calls a "spiritual body." Paul in his great letter to the Corinthians plainly says that the body which is put into the ground is not the body which is going to be. It is singular that Christians were so long in getting hold of that. But we all have hold of it now. We see that it is the spiritual body which is going to rise, and that is a far more comforting idea than the old idea was. Truth is always more glorious and more inspiring and more comforting than error. And therefore when we say that we believe in the resurrection of the body we declare our belief in the resurrction of the spiritual body. Some one might say: Why not introduce the word "spiritual" into the creed? "I believe in the resurrection of the

spiritual body." The answer is, it is not necessary, we all know what is meant—why cumber the creed then with unnecessary words? We still go on talking about the sun "rising" and the sun "setting," altho we have thrown away forever the old Ptolemaic astronomy. We know that the sun does not rise nor does it set. It is because of the rotation of the earth that the sun seems to be moving. The sun is not moving at all so far as the sunrise and the sunset are concerned. Why not then cut the sunrise and the sunset out of our vocabulary? We will not do it, it is not necessary to do it, we will use the old phases that have been used from the beginning. They are beautiful and our lips love them. So it is with "the resurrection of the body." That is what Christians have said from the beginning, and why not say it to the end? But because we are lovers of the truth and disciples of the truth and soldiers of the truth, we must put an interpretation upon the words which is true.

This then is the sum of the whole matter: Use your intellect in your religion. If you want to be good make full use of your reason. If you want to worship at your best then call your intellect in. If you want to love at your highest then let your mind do some of the loving. Explore God, think of Him, think of Him oftener. Strive ever to find more about Him, enter ever more deeply into His mysterious and amazing love. Love Him with your heart, love Him with your soul, and love Him also with the full force and reach of your mind!




Editorielle Aeußerungen.

Was tut der Pastor mit seiner Zeit?

Mit seiner **überflüssigen** Zeit, meinen wir. Die Meinung, daß der gewöhnliche Pastor ungemein viel überflüssige Zeit hat, ist weit verbreitet. Man kann Laien oft sagen hören: „Der Pastor arbeitet einen Tag in der Woche, wir arbeiten sechs." Besonders auf dem Lande denkt man vielfach gering von der Arbeitsamkeit des Pastors. Wir erinnern uns eines Beispiels in Missouri, wo die Bauern von ihrem Pastor zu sagen pflegten: „Des Morgens, wenn wir zur Stadt fahren, sitzt er auf der einen Seite der Kirche im Schatten, des Abends, wenn wir zurückkommen, auf der anderen." Der betr. Pastor hat uns dies selbst erzählt, er ist noch unter den Lebenden, und sollte er dies lesen, so grüßen wir ihn im Geiste aufs herzlichste.

Natürlich manche unserer Stadtpastoren, die große Gemeinden haben, werden sich möglicher Weise baß entrüsten über solche Insinuationen.

Sie stellen sich in eine Klasse mit Moses, von dem es heißt, daß er ein „viel geplagter Mensch“ auf Erden gewesen sei, „mehr denn alle Menschenkinder.“ Die Hälfte ihrer Nachmittage bringen sie auf dem Leichenwagen zu und die andere Hälfte im Parlor mit dem Trauformular in der Hand. Es mag nicht viel Kraft des Intellekts dafür erforderlich sein, aber sicher eine Menge Vitalität und „nervous force.“ Nun solche Amtsbrüder meinen wir nicht. Wir kennen ihre Vielgeschäftigkeit und bedauern, daß die Verhältnisse es ihnen fast unmöglich machen, der Studien zu pflegen.

Wir denken an die große Masse unserer Pastoren, die nicht an solchen großen Gemeinden stehen, sondern vielmehr an recht übersichtlichen und kleinen. Wir haben 275,000 Kommunikanten in der Synode und über 1000 aktive Pastoren. Es kommen also auf jeden höchstens 275 Konfirmierte. Auf Familien berechnet macht das gegen 60—70 Familien: gewiß eine gar geringe Zahl. Niemand wird behaupten, daß die geistliche Pflege von 60 Familien auch nur entfernt seine Zeit ausfüllte. In vier Wochen könnte er sie mit Leichtigkeit alle besuchen und so im Jahr 12 Mal die Runde machen. Schule halten ist eine abgetane Sache in den meisten Fällen, also auch das nimmt ihm die Zeit nicht weg.

Unter diesen Umständen liegt die Sache tatsächlich so, daß der Durchschnittspastor, wenn er die Hand aufs Herz legt, sagen muß, daß ihm ein fast unbegrenztes Quantum von Zeit zur Verfügung steht. Wir wollen nun, wie man freilich nach dem obigen Titel erwarten sollte, nicht fragen, was er mit dieser Zeit tut, sondern andeuten, was er mit dieser Zeit tun **könnte**. Max Müller, der große Vedaforscher und Sprachkundige an der Universität Oxford, stellte ein ähnliches Verhältnis bei vielen Missionaren fest und schlug ihnen vor, sie sollten sich dem Studium der Sprache und Religion ihrer Pflegebefohlenen viel mehr, als es gewöhnlich geschieht, hingeben. Sie sollten versuchen, Autoritäten auf diesem Gebiet zu werden.

Einem Pastor sollte in seinem Studierzimmer die Lösung des Problems sich darbieten. Sein Beruf verlangt es heutzutage, daß er auf der Höhe der Zeit stehen sollte. Die Synode sollte mehr tun, um ihm in dieser Richtung Hülfe und Anregung zu geben. In der Novembernumber des vorigen Jahres schlugen wir die Einrichtung von **Lesekursen** vor, die in andern Kirchen mit Erfolg angewandt werden. Leider haben wir es unterlassen, diese Empfehlung unserm Bericht an die Generalkonferenz einzuverleiben. Sonst hätte sie vielleicht dazu Stellung genommen. Wie die Sachen liegen, muß jeder sein eigener Führer sein — und das ist mißlich. Doch bei gutem Willen und innerem Trieb läßt sich der Weg schon finden. Wir möchten einige Andeutungen geben.

Es ist fast unmöglich für den gewissenhaften Pastor, ohne **biblisch-theologische** Studien auszukommen. Z. B. in der Passionszeit reden wir von Sühne, von stellvertretendem Leiden, von Gesetz und Gnade, lauter Dingen, die heute viel angefochten werden. Da ist es doch eine

Notwendigkeit zu wissen, was die biblischen Schriftsteller darüber sagen, und wie sich ihre Lehren zu einander verhalten. Wer kann da ohne Oehler, Schultz und Davidson fürs Alte Testament, oder Weiß und G. B. Stevens (International Theological Library) für das Neue Testament auskommen? Oder wer hätte nicht das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit wieder in die **Christologie** oder **Leben Jesu**=literatur einzutauchen, also seinen Godet, Farrar, Bousset, Neander, Holtzmann, Edersheim hervorzuholen? In diesem Zusammenhang möchten wir besonders empfehlen „The Doctrine of the Person of Jesus Christ" by H. R. Mackintosh (Intern. Theol. Libr. — Scribner's), das die ganze Entwicklung christologischer Lehren faßlich beschreibt (s. unsere Besprechung Mai 1917, S. 237).

Gegen Herbst, wenn das Reformationsfest herannaht, gibt es kaum etwas Besseres für den Zweck als Lindsay's zwei Bände: „History of the Reformation."

Wir haben schon öfters an die **Psychologie**, eine heute unentbehrliche Hülfswissenschaft für den Geistlichen, erinnert. Es versäume doch niemand, das in dem Book Review dieser Nummer erwähnte Buch von J. B. Pratt, „The Religious Consciousneß" — A psychological Study — sich anzuschaffen.

Allgemein literarische Arbeiten sind ebenfalls von hohem Werte. Wir haben einige Pastoren gekannt, die für **Literatur** ein merkwürdiges Verständnis besaßen und einen ausgebildeten Geschmack, aber sie waren nicht aus unserer Synode. Natürlich gibt es solche auch bei uns, aber sie sind selten, sehr selten!

Jedenfalls, wer den Weg zu obigen Studien oder ähnlichen gefunden hat, hat den Stein der Weisen entdeckt. Seine Steige sind liebliche Steige, nud seine Fußtapfen werden triefen von Fett.

Das gesellige Leben in der Kirche.

Die Frage wird jetzt viel erörtert, ob die Welt immer besser oder immer schlechter werde. Die Antwort hängt viel von dem Temperament des Betreffenden ab, auch in etwas von seiner eschatologischen Stellung. Es widerstrebt uns, eine pessimistische Auffassung zu vertreten. Doch eins kann ohne Widerrede behauptet werden: sie wird immer vergnügungssüchtiger. Der wachsende Reichtum des Landes, insonderheit die hohen Löhne während der Kriegszeit, der Materialismus, der in allen Landen sich breit gemacht hat, haben die Völker in den mächtigen Strom des Weltlebens hineingezogen. Besonders bemerkbar macht sich das natürlich bei der Jugend. Die **Sonntagschule** schreitet in Lehrmitteln, Organisation und Methoden voran, nicht aber im geistlichen Leben. Es wird immer schwerer, die Schüler in die Kirche, d. i. den Gottesdienst, hinein zu bekommen. Zwar hat uns kürzlich ein Bruder gesagt, 90% seiner Sonntagsschüler blieben zum Gottesdienst, aber wenn sich der Bruder nicht verrechnet hat, so ist er entschieden ein weißer Rabe. Die

Knaben besonders sind schwer hereinzulocken, sie interessieren sich für athletische Spiele, aber nicht für Predigten.

Die **Jugendvereine** sind, nicht dem Ideal nach, aber in der Praxis, vielfach bloß Unterhaltungsgesellschaften. Für ernstere Gegenstände haben sie wenig Sinn. Wenn nicht Spiele, Musik, „Erfrischungen" auf dem Programm stehen, so hat man ein leeres Haus. Wir wollen es nicht unternehmen ein Rezept zu geben, wie dieser „Schaden Josephs" geheilt werden kann. Nur daran wollen wir erinnern, daß die Kirche die Pflicht hat, dies Streben nach Geselligkeit und geselliger Unterhaltung zu **leiten** und **einzudämmen.**

Die Zeit ist vorüber, wo man solchen Bedürfnissen unserer jungen Leute gegenüber sich einfach ablehnend verhalten kann. Wahrscheinlich ist auch die Zahl der Pastoren, die das tun, sehr klein. Viele sind gradezu ins andere Extrem übergegangen: sie lassen alles durchgehen. So lange es nur in Verbindung mit der Kirche geschieht, ist alles gut. Die Kirche deckt mit ihrem frommen Mantel alle Mängel zu. Es mag ja nur wenige Gemeinden bei uns geben, wo man die Versammlungen „in allen Ehren" mit einem „gemütlichen Tänzchen" beschließt, ohne sich gerade auf Davids viel angeführten Tanz vor der Bundeslade zu berufen. Aber es gibt viele Gemeinden und Vereine, wo man ein sehr weites Gewissen und ein sehr wenig ausgebildetes Gefühl für die Schicklichkeit hat. Um nur eins zu nennen, die „minstrel shows" kommen in unseren Jugendvereinen immer mehr in Aufnahme. Vielleicht ist es nur so in größeren Städten, aber da sind sie fast an der Tagesordnung. Wir haben vor vielen Jahren schon einen solchen in Chicago gesehen, in Verbindung mit einem Gemeindebazar. Selten hat uns etwas so abgestoßen. Und es sollte doch alles „zur Ehre Gottes und zum Aufbau der Gemeinde" geschehen, so wurde am Sonntag vorher verkündigt. Selbst diese Nachahmung der Varietätenbühne, dieses Hereinziehen der Produkte des Vaudeville-Theaters.

Das Schlimmste ist, daß, wenn es in einer Gemeinde angefangen wird, sich die anderen darauf berufen. Was dort erlaubt ist, kann doch bei ihnen nicht Unrecht sein. Wir wissen nicht, ob die „Tidings" sich über diesen Gegenstand schon ausgesprochen haben. Wenn nicht, so dürfte es sehr angebracht sein. Auch würden die Pastoren in größeren Städten gut tun, in dieser Sache Stellung zu nehmen und **gemeinsam** solche Uebel zu bekämpfen.

Im Uebrigen versteht sich von selbst, daß das gesellige Leben seine Berechtigung hat und mit Liebe gepflegt werden sollte. Ein wohl zusammengesetztes Komitee kann vieles in dieser Richtung tun.

Soll sich der Pastor an den „kindlichen Spielen" beteiligen? wird oft gefragt. Das muß seiner individuellen Entscheidung überlassen bleiben. Er braucht sich nicht zum Hanswurst zu machen, doch wenn er es in natürlicher Weise, ohne sich etwas zu vergeben, tun kann, so kann es weder ihm noch der Sache schaden.

Der Konfirmandenunterricht.

Die Konfirmation liegt wieder hinter uns. Der feierliche Akt und die Unterrichtszeit, die ihm vorausgeht, erregen in dem nachdenklichen Seelsorger immer mancherlei Gedanken. Zwar möchten wir die Einrichtung um keinen Preis missen und heute weniger denn je, aber doch haftet selbstverständlich beiden viel menschliche Unvollkommenheit an.

Die **Zahl** der Konfirmanden ist vielerorts nicht, was sie sein sollte. Manche Gemeinden haben sehr große Sonntagschulen, aber verhältnismäßig kleine Konfirmandenklassen. Viele Kinder, besonders Knaben, wollen sich nicht konfirmieren lassen. Sie scheuen die lange Unterrichtsperiode, und ihre Eltern üben nicht den erforderlichen Druck aus. Vielfach versäumt es auch der Pastor, jedem einzelnen in rechter Treue nachzugehen und ihn zu „nötigen hereinzukommen."

Die **Leistungen**, die im Unterricht erreicht werden, sind bei einem großen Prozentsatz gering. Der Fehler liegt zum Teil an der Sonntagschule. Dieselbe braucht das internationale (oder auch das abgestufte) Lektionssystem. Dieses führt die Schüler in vier Jahren ein Mal durch die Bibel. Natürlich haben sie dabei keine sichere Kenntnis der Geschichten der Bibel. Auch sonst fehlt ihnen die gedächtnismäßige Kenntnis von Bibelsprüchen und Liedern. Wer die Probe macht, wird sehen, wie erstaunlich wenig die zwölfjährigen Kinder in dieser Beziehung wissen: trotz sechsjährigen Besuchs können sie nicht eine Geschichte korrekt erzählen! Würde die Sonntagschule ein entsprechendes Programm aufstellen und planmäßig durchführen, so könnte hier Wandlung geschafft werden.

Unsere **Lehrmittel** sind auch nicht ganz zureichend. Wir haben Katechismus und Biblische Geschichte. Der Katechismus soll vereinfacht werden, so heißt es schon seit vielen Jahren. Die Generalkonferenz hat es wieder bestätigt. Im März 1921 haben wir über Katechismusrevision gesprochen. Wir plaidierten für die Stellung des Gesetzes unter den 1. Artikel. Erst Schöpfung, sagten wir, dann Erwählung Israels und Gesetzgebung. Dies ist keine Vereinfachung der Sprache, aber es ist logisch richtige Einteilung. Die Behörde wird wohl kaum so weit gehen in der Umarbeitung des Katechismus, aber mit Bezug auf die Popularisierung der Sprache wünschen wir ihr viel Takt und Geschick. Außerdem wäre eine kurze Beigabe über „Bibelkunde" sehr erwünscht. Kirchen- und Missionsgeschichte hinzuzufügen, würde wohl der Raum verbieten.

Der **innerliche Erfolg** des Konfirmationsunterrichts hängt zum großen Teil vom Geistlichen ab. Umstände mögen seine Arbeit erschweren, aber der persönliche Einfluß eines gläubigen, ernsten, liebevollen Mannes setzt sich durch und ist oft unermeßlich.

Beschluß der Generalkonferenz.

„Den invaliden Pastoren soll **auf ihren Wunsch hin** das „Theologische Magazin" gratis geliefert werden." Protokoll S. 241, 11.




Kirchliche Rundschau.

Kranke Kunst.

Oft haben wir uns hier in Amerika während der Jahre der Abgeschnittenheit von Europa gefragt, wie sich wohl die weltstürzenden Ereignisse der letzten Jahre in der deutschen Literatur reflektieren würden. Nun kommt uns wie gerufen ein von Kurt Pinthus herausgegebener Band deutscher Gedichte zur Hand, der uns wenigstens zum Teil darüber Auskunft gibt. Das Buch trägt die Jahreszahl 1920 und den Titel „Menschheits-Dämmerung — Symphonie jüngster Lyrik." Der Titel ist gut gewählt. Nur denke man dabei nicht an Morgendämmerung. Was einem hier entgegentritt, das ist ein Zustand kranker Seelen, auf welchen die feuchten Schatten der Nacht ruhen, späte Dämmerung, in welcher es keine klaren Linien und keine richtige Perspektive mehr gibt, kein Auseinander der Farben, sondern nur phantastische, unheimlich anmutende Gebilde einer zerrütteten Phantasie. Das erste Gedicht „Weltende" lautet:

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und geh'n entzwei,
Und an den Küsten — liest man — steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Ein anderes,

„Die Dämmerung":

„Ein dicker Junge spielt mit einem Teich.
Der Wind hat sich in einem Baum gefangen.
Der Himmel sieht verbummelt aus und bleich,
Als wäre ihm die Schminke ausgegangen.

Auf lange Krücken schief herabgebückt
Und schwatzend kriechen auf dem Feld zwei Lahme.
Ein blonder Dichter wird vielleicht verrückt.
Ein Pferdchen stolpert über eine Dame."

Man denkt bei diesen Reimereien zunächst an dumme Witze, merkt aber beim Weiterlesen bald, daß es sich im Buche im Gegenteil um den allerbittersten Ernst handelt. Es geht einem aber mit den meisten dieser krankhaften Erzeugnisse „jüngster Lyrik" wie bei einem Menschen, dessen befremdendes Benehmen einen im Zweifel läßt, ob er als Clown in einen Zirkus oder als Patient in ein Irrenhaus gehört. Und unwillkürlich muß man an die unqualifizierbaren Produkte der „Kubistik" genannten Kunstrichtung denken. Denn diese neueste „Poesie" stellt in Worten dasselbe verblüffende, fast unheimliche und unlösliche Rätsel dar, das einem in den wirren Linien und Farben der dekadenten kubistischen Kunst begegnet. Man greift sich an den Kopf und

frägt: „Fehlt mir der Verstand, oder sind diese Gedichte und diese Bilder verrückt?" Schließlich wird einem traurig klar, daß hinter dieser Poesie und Kunst ringende, wild kämpfende Seelen stehen; und die Aeußerungen derselben gewinnen die Bedeutung von Symptonen von Krankheiten, an welchen die jetzige deutsche Volksseele leidet.

Es ist von jeher so gewesen, daß sich in Kunst und Literatur — besonders in der lyrischen Poesie — die Seelenzustände der Völker und Zeiten widerspiegeln. Wer nichts wüßte von den schrecklichen Ereignissen der letzten Jahre, der brauchte nur die grundstürzenden Richtungen der heutigen Kunst zu prüfen und Literaturerzeugnisse wie die Verse der „Menschheits-Dämmerung" zu lesen, und er müßte unwillkürlich zum Schlusse kommen, daß sie einer Periode furchtbarster äußerer und innerer Erschütterungen und Konvulsionen, der Störung und Zerstörung entstammen. Die langen Jahre des blutigen Ringens Deutschlands mit überlegenen Mächten, die Jahre vernichteter Hoffnungen, der Verzweiflung, des Zusammenbruchs der alten Ideale und Ordnungen, des Sturzes großer Massen in Gleichgültigkeit, Stumpfheit und moralische Versunkenheit konnten nicht ohne tiefe Einwirkungen auf die deutsche Volksseele und die Aeußerungen ihres Empfinden und Zustandes bleiben. Und in Poesien wie denen der „Menschheits-Dämmerung" ist registriert, wie verhängnisvoll diese Einwirkungen waren, wenigstens bei den gottabgewandten Kreisen, die in den Dichtern dieser Verse die Dolmetscher ihres inneren Zustandes finden.

Auf den Schaffensgebieten der bildenden Künste und der Musik äußern sich dieselben krankhaften Seelenzustände wie auf demjenigen der Poesie; ihre Produkte stellen uns vor dieselben Rätsel; sie zeigen uns denselben Niedergang. Die dreiundzwanzig Dichter der Menschheits-Dämmerung sind fast alles jüngere, noch weniger bekannte Leute, von denen man, um ihnen im einzelnen völlig gerecht werden zu können, eigentlich mehr wissen und vor sich haben müßte. Man müßte wissen, ob die vorliegenden Gedichte das Beste sind, das sie zu leisten vermögen, ob der moralische und dichterische Tiefstand derselben das Niveau ist, über das sie sich nicht zu erheben vermögen, oder ob sie nur das Echo zeitweiliger Stimmungen sind. Die Neigung zur Moderne hat, z. B., den größten lebenden Komponisten, Richard Strauß, in seinem künstlerischen Schaffen nach unserem Ermessen gelegentlich über die Linie herausgerissen, die für uns die Grenze des musikalisch Schönen bedeutet. Es gibt in seinen gewaltigen Symphonien Stellen, bei denen man sich frägt: „Ist das noch Musik?" — Teile, deren Polyphonie einen anmutet wie Nietzsches verworrenste Philosophie. Aber diese Ueberkunst ist nicht das heimatliche Schaffensgebiet Straußens. Er gibt uns Werke genug, die an Durchsichtigkeit und Klarheit der Gedanken, an Schönheit und Tiefe der Melodie und an Erhabenheit der Harmonie und Orchestration zum Besten und Größten gehören, das wir überhaupt besitzen.

Ob es nun bei den modernen Dichtern, von denen wir reden, im einzelnen Falle so sei oder anders, als Ganzes haben ihre dichterischen Selbstoffenbarungen, wie ähnliche gewisser Gruppen von Künstlern und Komponisten der neuesten Zeit, gewiß symptomatische Bedeutung. Sie sind schreiende Zeugnisse des Niederganges. Sie zeigen dem Christen nur in letzten und neuesten Formen, wohin in Zeiten wilder Stürme und großer Zusammenbrüche Menschen geraten, deren Seelen nicht in Gott und im ewig festen Grunde seines

Wortes verankert sind, und die, wenn die eigenen Kräfte versagen, durch einen gesunden Glauben übermenschliche Kräfte aus der Gemeinschaft mit Gott und der oberen Welt ziehen. Die glänzendste Begabung und die höchste Bildung kann in schweren Proben Leute solcher Art nicht retten vor einer inneren Zerfahrenheit und Zerrissenheit, die nicht sehr weit ist vom Wahnsinn.

Wie mag es aussehen in der Seele eines Menschen, der über Gott schreiben kann:

„Ich kann deinen Namen nicht sagen.
Gebirge von Gedanken den Mantel ihrer Stärke um dich schlagen.
Du bist ohne Tiefe.
Träteſt du in den Grund der Ozeane, deine Füße blieben trocken.
Sage ich dich
Bin ich nicht ich, Zacke am Schatten der Unnennbaren
Die in deines Atems Baumschaukeln gebaren.
Bin ich ein Komma in ihren Sprüchen.
Aber die Nacht deiner Prüfungen hat mich Eule aufgestört.
Dein großes Licht hinter allen Fernen blendet meine häutigen Augen.

Wenn ich abschließe Tür und Fenster
Und nichts ist, auch nichts nicht
Wenn du ich so wie Stein ich
Und Sterncherubim ich
Und ich du wie mein Sein Sterben
Wie meine Ruhe Sturm
Und mein Denken Traumbetrachtung
Mein Wille Ablösung

Rührt das Klicken deines silbernen Nagels
Dein Atem unter dem Urmund
Inwendig mein Sein — Nichtsein
Hinter der Stirn meiner Brust
Ein neues Herz, das dich schlägt.
Gesammelter Glanz allsehenden Augenballes
Umpulst den Keim des neuen Menschen
Den du zeugtest Lichtvater in Erleuchtung."

Nicht weniger konfus schreiben die Dämmerungsdichter über den Mensch, z. B.:

„Schimmernder Puls des Himmels, Mensch!
O Blut Gottes, flammendes getriebenes Riesenmeer im hellen Kristall.
Mensch, blankes Rohr: Weltkugeln, brennende Riesenaugen schwimmen wie kleine hitzende Spiegel durch ihn,
Mensch, seine Oeffnungen sind schlürfende Münder, er schluckt und speit die blauen, herüberschlagenden Wellen des heißen Himmels. . . .
Er dreht den flammenden Kopf und malt um sich die abgesandten, die sinkend hinglühenden Linien auf schwarze Nacht:
Kugeln, dunstleuchtend brechen gekrümmt auf wie Blumenblätter, zackige Ebenen im Feuerschein rollen zu schrägen Kegeln schimmernd ein, spitze Pyramidennadeln steigen aus gelben Funken wie Sonnenlichter. . . .
Tiergeblöke, Duft von den grünen Bäumen, bunt auftanzender Blumenstaub, Sonnenfarben im Regenfall. Lange Töne Musik. . . ."

Ein anderer:

„O, Nacht! Ich will ja nicht so viel.
Ein kleines Stück Zusammenballung,
Ein Abendnebel, eine Wallung
Von Raumverdrang, von Ichgefühl.

Tastkörperchen, Rotzellensaum
Ein Hin und Her, und mit Gerüchen;
Zerfetzt von Worte-Wolkenbrüchen —:
Zu tief im Hirn, zu schmal im Traum.

Die Steine flügeln an die Erde.
Nach kleinen Schatten schnappt der Fisch.
Nur tückisch durch das Ding-Gewerde
Taumelt der Schädel-Flederwisch.

O, Nacht! Ich mag dich kaum bemühn!
Ein kleines Stück nur, eine Spange
Von Ichgefühl — im Ueberschwange
Noch einmal vorm Vergängnis blühn!

O, Nacht, o leih mir Stirn und Haar,
Verfließ dich um das Tag-verblühte!
Sei, die mich aus der Nervenmythe
Zu Kelch und Krone heimgebar.

O still! Ich spüre kleines Rammeln:
Es sternt mich an — Es ist kein Spott —:
Gesicht, ich: mich, einsamen Gott,
Sich groß um einen Donner sammeln."

Die Abnormitäten der neuesten Dichtung und Kunst, sowie das Gefallen der Massen an denselben sind Symptone einer Erkrankung der deutschen Volksseele, deren Anfänge zwar schon vor der großen Katastrophe wahrzunehmen waren, die aber naturgemäß mit derselben akut wurde. Es ist ein Zustand, der weite Kreise ergriffen hat und Ursache gibt zu ernster Befürchtung. Helfen kann hier nur der große Arzt. Das einzige Gegenmittel, das Gesundung verspricht, ist das Evangelium mit den heilenden, klärenden und ordnenden Kräften, die es vermittelt und welche strömen aus dem lebendigen Christus, dem Arzt kranker Seelen, dem Heiland der einzelnen und der Völker. Dem deutschen Volk tut heute nichts mehr not als klare, starke Geister, die ihm das verachtete und verworfene Evangelium vom Heil in Christus wieder begehrenswert machen und zurückgeben. Apologete.

Deutschlands tiefste Not.

Zum Neujahr 1922 schrieb General-Superintendent Dr. Zöllner-Münster Worte über Lage und Aussicht des deutschen Volkes, die uns tief ergriffen und die wir hiermit an unsere Leser weitergeben:

Wir halten Umschau. Was geschah, auch im vergangenen Jahre, das redet von Not und Schmach unseres Volkes? Wir können nicht zu denen uns gesellen, die aus den Trümmerstätten des stolzen Baues von ehegestern sich einige gute Steine aussuchen, sich mit ihnen, so gut es geht, ein wohnlich Hüttlein bauen und sich's drin wohl sein lassen. Wir können auch nicht in

hoffnungslosem Verzagen die Hände in den Schoß legen und etwa in der müden Weisheit Indiens Trost suchen. Wir müssen sinnen und arbeiten, Wege aus der Not zu finden. Wir freuen uns über jeden Hoffnungsschimmer, der an dem wirtschaftlichen Horizont unseres Volkes auftaucht, mögen auch noch so oft wieder die Wolken ihn bedeckt haben, wir segnen alle, die sinnen und schaffen, hier zu helfen, aber genügen kann uns das nicht.

Denn die Not sitzt viel tiefer. Daß wir ein Spielball in den Händen erbarmungsloser Feinde sind, ein Stein auf dem Schachbrett ihrer diplomatischen Berechnungen, das ist freilich großer Jammer und beim Rückblick will uns das Wasser der Bitterkeit über das Haupt gehen — aber auch das ist nicht unsere tiefste Not. Sondern das ist sie, daß der eine Teil unseres Volkes jauchzt, wo der andere weint, daß dem einen Teil unsere Ehre ist, was der andere unsere Schande nennt, daß der eine das eine Geschichte des Ruhms und der Ehre nennt, was der andere als fluchwürdige Vergangenheit bezeichnet. Ein Riß ohnegleichen hat sich aufgetan und wenn dieser Riß nicht geheilt wird, dann ist unser Volk verloren. Das ist das Sicherste vom Sicheren.

Wie ist dieser Riß entstanden? Er stammt nicht von gestern und ehegestern; er ist in einer ganzen Entwicklung geworden und als er erkannt wurde, da war es tragisch, daß das meiste von all dem, was dazu dienen sollte, ihn zu heilen, ihn nur vertieft und vergiftet hat. Auf der einen Seite steht das, was man die Bildung unseres Volkes nennt, die schaffende, aber auch genießende Freude an seiner ganzen Kulturentwicklung, die Welt des Idealismus und der Kunst, die Freude an seinem Ruhm und Glanz, auf der anderen diejenigen, welche an dem allen indirekt auch teil hatten, ohne es jedoch zu sehen und zu schätzen, dafür aber um so mehr die Mühe und Last empfanden, welche der Fabrikbetrieb mit seiner Massenanhäufung und seiner Mechanisierung ihnen auferlegte. Dort Persönlichkeitskultur, hier Atomisierung, dort der Mensch als Mittelpunkt und Maß aller Dinge, hier die Masse, sich immer einheitlicher zusammenballend, dort die Freude am Fortschritt, hier steigend und sich verbitternd der Groll derer, die sich als die Enterbten vorkamen, als die Rechtlosen sich dünkten, welche auf jenem schon im Frieden gemalten Triptychon den Kahn ziehen mußten, auf welchem die anderen schwelgten! Hinzu kam, daß den Gebildeten zuerst die Welt der Ewigkeit versank, Gottes heiliger Wille mit seiner Autorität ausgelöscht wurde, das Diesseits, sei es im Materialismus oder Idealismus, alles wurde und jene nun das alles aus den Salons mit ihrer Geistreichigkeit in die Sprache der Gasse übersetzten!

Hier liegt der tiefste Grund für das Furchtbare, was wir erlebt haben und erleben. Hier muß eingesetzt werden! Was über uns gekommen ist und kommen wird, muß als Gericht des heiligen Gottes erkannt und erlebt werden! Gott läßt sich nicht spotten: das steht über dem allem geschrieben! Es gibt einen heiligen Gotteswillen, es gibt eine in ihm verankerte sittliche Weltordnung. Es ist ein Leben, das nur im Diesseits sich Werte aneignen und gebrauchen will, Leben ist nur da, wo ewiges Leben aus Gottes Leben sich geltend machen kann! Nur seine Güter stillen den tiefsten Durst der Menschenseele! Die Selbstsucht überwindet keine irdische Einrichtung und Erziehung, nur die Liebe des heiligen Gottes in seiner Erlösung durch Christus kann das leisten. Von daher wird die Kluft innerlich überwunden, nur von daher! Als Bannerträger dieser Liebe stellen wir uns in diesen Dienst und das ist unser Weg im neuen Jahr, unser Weg zum Ziele! Apologete.

How Can Europe Be Saved?

By John F. Sinclair

European civilization, built by fifteen hundred years of the work and struggle of three hundred million men and women, is dissolving. There are no forces *now* at work strong enough to arrest the approaching disaster.

Russia has taken eight years to complete the wreck. Her cities have passed; her fields are idle; thirty million of her peasants, according to Miss Anna Haines, head of the Russian Friends' Relief, are starving to death in the most appalling famine disaster which history records; and these unfortunates are the rural peasants—actual tillers of the soil. The industrial organization has broken down completely and Russian money, both inside and outside of Russia, is worthless. An American dollar in 1914 would puchase two rubles. Now it will buy 200,000 of them.

Austria in eight years has fallen from the center of a prosperous empire of fifty millions to a wretched country of about one-tenth its original size and with one-eighth its original population, with her old economic unit hopelessly shattered. In eight years (1914 to 1921 inclusive) she inflated her currency from two and a half billion kronen to seventy-five billions—all paper money, no gold or silver. In 1914 an American dollar would buy five kronen; in December, 1921, it would purchase 3,900 kronen. In 1921 Austria raised only 15 per cent of what she must have in order to live. The balance she must import; but her money is valueless outside and she has no further credit to purchase the 400,000 tons of foodstuffs necessary to keep her people from starving this winter.

Poland, in 1919, established a new national currency, assuming certain of the obligations of the old Russian regime. This original amount of three billion marks has grown to the stupendous amount of over sixty billions, all in a short space of two years. Meanwhile trade has ceased. For the year 1921 the Polish government budget expenditures amounted to 209 billion Polish marks, with an estimated revenue of 135 billion marks. The disastrous condition of her finances is mainly due, according to John Moody, "to her pronounced military policy and her mounting military expenditures."

Italy tells a similar story. In 1914 the circulating medium was less than two billion lire, amply protected with a large gold reserve. By 1918 it had been increased to eight billions and *since* the armistice it has been further increased to over fifteen billions. The American dollar will purchase four times as much Italian money as before the war. Can we expect trade to be resumed by Italy with us with such a handicap?

Take Spain, a country not influenced directly by the war. Her paper currency increased from 1,900 million pesetas before the war to 3,920 millions on July 30, 1920, and to 4,160 millions one year later. The peseta originally was worth 19.3 cents; it is now worth about 13 cents, a decrease of 35 per cent.

In France the circulating medium rose from six billion francs in 1914 to thirty-four billions in 1919. And since the armistice it has further increased to about forty billions. But this does not include her constantly increasing and just as dangerous floating debt. Her budget for 1922 does not balance by 2,500,000,000 francs; and yet her army and navy are costing France 4,500,000,000 francs annually. The franc has depreciated 58 per cent.

But Germany is the key to Central Europe. What is her real under-the-surface condition? In 1914 Germany had outstanding, including floating debt, about five billion marks, against which she carried a 70 per cent gold reserve. In 1919, when the war closed, she had outstanding twenty-seven billions, and the mark had gone down in value from 23.82 cents to 11 cents. By December, 1921, this had increased to the enormous total of one hundred and eight billions with less than 1 per cent gold reserve. The mark is now worth about half a cent. In addition the floating debt stands in round figures at 245 billions, while this item shows that Germany's Government had gone behind in expenditures over receipts during the past eighteen months an average of over six billion marks each month. This does not include reparation payments. She is going backwards into the morass at an appalling rate. The dollar purchased four marks in 1914; now it purchases 180, or forty-five times as many. Peter Grafsmann, president of the Labor Union Federation of Germany, stated to the writer that the cost of living had increased fifteen to twenty times over pre-war prices while wages had increased seven or eight times. The standard of living of the workingman is going down, having already reached from one-third to one-half of what it was two years ago—at the time of the Revolution.

But what about Great Britain? Has she escaped the disaster which has befallen the rest of Europe? No, she must be included in the sorry circle with the rest. According to Mr. Lloyd George, there is more unemployment and suffering in England today than at any time since the Napoleonic wars. Of her trade, 58 per cent is export—but today it is at a standstill. German goods are flooding her markets and one by one her factories are closing. Britain's expenditures are a million dollars a day more than her receipts and her treasury is empty. Perhaps there are better days coming—yes, and so is winter and cold and starvation. Which will come first? Europe's fate hinges on the answer, and with it perhaps the fate of modern civilization.

Enough has been cited to show that Europe is now in a desparate condition. She is sick, very sick, and has been growing worse, not better, since the armistice. How much lower can the living for the middle and lower classes go before the thing collapses? Surely not a great way further. And, if the system *does* collapse, Europe cannot support half of her population. Then what will happen to the surplus 150 millions of people? These surplus people, the average ordinary kind from every land, cannot march overland to vacant lands, for except eastward they are surrounded by water. To the east lies the land of Russia, guarded by the finest and largest army in Europe. To the west lies the Atlantic. Granted that this vast horde could arrive safely

at a place of embarkation, how many ships would be necessary to transplant 150 millions during a twelve months' period when the crash comes? Just fifty times as many as are available in the world today. The plain fact is, then, that millions of these people would die of starvation and they would continue to die until a more primitive type of social organization had totally destroyed the surplus population. That is the alternative if Europe and the world do not check the present downward movement of European civilization. I do not say that this civilization cannot be saved, but I *do* say that bold, determined leadership must soon assert itself with a concrete, definite, constructive, united program, supported by at least the peoples of Europe. That is her and probably our salvation.

At the very beginning there must be a definite determination to look at this as one problem—the rebuilding of a united economic unit. The baser passions of hate and envy, aroused during the war, are still fighting this idea. "A house divided against itself cannot stand"; neither can a world so divided. There should be economic barriers between nations; free-trade intercourse must come.

Granted, then, that the remaking of a whole continent, wrecked, war-torn, and weary, is the thing wholeheartedly desired by the world, what suggestions can be made?

In the first place every student of European conditions today is agreed that there can be no change for the better so long as currency inflation continues. When the war stopped it was thought that deflation would set in immediately and the currencies would return within a few years to their old ways. But the reverse has happened. Budget-balancing since the war has in almost no instance been successful. The figures given above tell a terrible story, because the European patient can never recover, instead will grow steadily worse, while this condition lasts. There is no hope for Europe—none whatever—while the expenditures in each nation exceed the receipts. In my opinion Europe cannot pay interest on 200 billions of dollars of debt and expect to recover. The burden is too heavy for production to shoulder. An interest tax of one billion dollars a month would have been too large for Europe even in her most prosperous days. How much more true is that today. European debts, both internal and external, should be either suspended for a period of years or else canceled altogether. This latter agreement could be made contingent on cutting expenditures, including those on armies and navies.

In the second place, and dovetailing closely into the stopping of inflation, Europe will be compelled to adopt as a definite policy for its own salvation the drastic limitation of its enormous expenditures on armies and navies. Eight billion dollars was spent in 1921 on the war budget after $350,000,000,000 had been spent in the great war *to end war*. If national debts long recognized as legal are to be canceled because the burden of carrying one billion dollars a month interest charges on European society would result in financial and moral disintegration, what excuse is there for those European governments which have increased their war budgets, such as France, England, and Poland?

In the third place, having in mind a United Europe, the German reparation payments should be changed so as to provide for either a suspension for five or more years, or a total cancelation of all payments, both principal and interest. It is not possible to figure out an equilibrium for Europe so long as this large threatening cloud overhangs. Economists and financiers are nearly unanimous in stating that from a financial point of view the reparations are a failure; that such a policy results in destroying goods-values and enormously increasing unemployment; in a loss far greater than any advantage secured. Europe will never become settled so long as the middle and lower classes in Central Europe are becoming more and more degraded and unsettled, directly due to such a policy.

And then in the fourth place European money is so debased that it is becoming harder and harder for her to purchase from countries like us whose currencies are expensive. It will be necessary for Europe to Save Russia in order that Russia can save Europe. Russia before the war raised enough to supply Europe; in trade Europe furnished to Russia machinery and finished products. And so it must be again. Europe canont long continue to purchase in America. It will mean lower and lower prices for American farmers for live stock, cotton, corn, and wheat. But we may as well face conditions as they are. Europe's food salvation is Russia. So the blackade must be lifted.

If these steps, soon undertaken, arrest further economic deterioration, then other necessary measures can be undertaken. But let Europe continue to drift for the next three years as she has during the past three since the armistice and there is absolutely nothing ahead but the collapse of present-day industrial organization and the crumbling of our boasted civilization.—*The Nation.*

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Ministry of the Word, by G. Campbell Morgan, D.D. Fleming H. Revell Co., 1919. 222 pages, $1.50.

Of all the preachers of Great Britain who are regular or frequent guests in American pulpits, there is hardly one better known or more widely heard than Campbell Morgan. His presence always draws a crowd. He is advertised on the programs as "the greatest living Bible exegete", or "the prince among Bible teachers." We heard him once, and he certainly packed the house. His audience was, we should say, composed entirely of church people. It was our impression that he was not an evangelist, but one who is apt to build up those who have faith already. His text was Luke 11: 23: "He that is not with me is against me: and he that gathereth not with me scattereth." He spent

a good deal of time in giving the setting of the text, and in expounding the terms used, "gathereth" and "scattereth". It was all skillfully done and with a lot of logical acumen. But there was too much of it, and it took considerable attention and patience to follow him. Nevertheless, the listener received the impression that as a Bible teacher C. Morgan takes high rank, even if the task of the audience was not so easy as most American preachers make it.

In this book about the "Ministry of the Word," which contains the lectures recently delivered at Union Theological Serminary in Virginia, he appears before us just as the man that he is in the flesh. His strong points and what we consider his weak ones are all there. He tell us that his father, a preacher, was a man of *one* book, the Bible, that he never read a work of fiction and had no knowledge of general literature. Under his influence and guidance the son began to preach, delivering his first public address when a boy of thirteen years of age! The son did study more books than the father, but about the Bible he seems to have meditated day and night. That is very creditable beyond question, but the reader of the book cannot but think that there is a drawback to it after all. To go back to the source is a good thing, only one must, after all these centuries of theological thought, take some things for granted. C. Morgan does not. He proves it all out of the Bible and explains everything from the original text as tho he was the first one who ever spoke or wrote about the Christian ministry.

To give an illustration. The phrase "the Ministry of the Word," he says, was deliberately chosen from Acts 6: 4. From that passage, its historic background and spiritual atmosphere, and from the explanation of the terms used, he seeks to get at the Scriptural meaning of the subject. That involves a great amount of discussion. He takes up the Greek words—he has a great weakness for quoting and dissecting the Greek Bible terms: diakonia (ministry), he finds, means "service rendered in obedience to authority." Then a special chapter is given to "the Word." He explains that term from John's prologue." The Word is eternal Grace and Truth; Grace and Truth expressed; the records of the expression of Grace and Truth (the New Testament), and the living interpretation of the records of the expression of Grace and Truth.

This Word is preached in different ways according as the gifts of grace bestowed upon men enable them to preach. There are, Ephesians 4, 4 different types of preaching—4 "primitive ideals" he calls them—apostles, prophets, evangelists, and pastors and teachers. The apostles were to give the truth as it is in Jesus systematized and complete. This gift is still bestowed when needed. Translaters of the Bible, for instance, who give the Bible to a whole people, or great theologians have the apostolic gift. The prophet applies the word of God to the whole of human life. We admit this, but Morgan has this meaning of the term rather from the Old Testament, and the New Testament throws no light on it whatever. The evangelist proclaims the gcod news and wakens the new life; the pastor and teacher nourish it.

In Chapter III, "Modern Applications," he shows that conditions are changed from what they were in apostolic times. He traces the development of the world's thought and describes the character of the present age as one that is after facts, after reality; and also as one that has a feeling of its incompleteness and unsatisfactoriness. So the obligation rests on the church to testify to the fact of God and the need of redemption. The church itself is to give in its own life an example of righteousness with God and man, and so points to the goal toward which the whole of creation is moving.

In Chapter IV, "Preparation for the Minister," he insists very emphatically on the necessity of a personal call for the ministry. The Lord who calls His servant for definite tasks gives him natural and spiritual gifts. The servant is conscious of the call, and the church, after receiving evidence of the fact of the call, sets him aside for special study. This study is academical (college), theological (seminary), spiritual (cultivation of the inner life), and practical. The young man ("called" of God) should preach all thru the course of his training, under supervision, but not in a "sermon class." The young minister, after ordination, should "continue steadfastly" (proskarterein—Morgan again explains every part of the Greek word—trying to get the correct shade of meaning) in the word of God, but the final injunction should be, Let us pray, and that without ceasing.

He who wants to be grounded in the Biblical conceptions relating to the ministry should read this book. He will be greatly benefited even tho he disagree at times on details.

The Problem of Christian Unity, by Various Writers. New York. The Macmillan Co., 1921. 121 pages, $1.25.

This book deals with the problem of "organic union." Altho the fervor of the Philadelphia Conference in December, 1918, which was convened for the purpose of considering "organic union," and was participated in by our Synod, has cooled down very perceptibly, the question of greater unity among Christian churches can never be viewed with indifference by an Evangelical mind. Therefore our readers will peruse a volume like this with profit and interest. It contains seven addresses on the subject, by leading men of different denominations. One finds here "an historic survey of the movement, the causes of disunion, the obstacles that lie in the way of unity, outstanding instances of reunion, especially as found in the mission fields, a survey of endeavors now being made, and suggestions for immediate steps."

Dr. Cadman, in the first pages, asks the question: "Can a divided church meet the challenge of the present world crisis?" He answers it in the negative saying that "the quiet devotion of the Friends (and their broad-minded Christian charity: Rev.), the intellectual integrity of the Calvinistic Churches, the liberty loving propensities of the Puritan Churches, the apostolic zeal of the spiritual children of the Evangelical movement of the 18th century (the Methodists), the educational processes of Lutheranism, and the reverent and worshipful char-

acteristics of Anglicanism" must all be fused together if the Church is to rise to the demands of this fateful hour.

Dr. McGiffert, of Union Seminary, discusses the causes that have led to disunity in the past. He mentions the Gnostic teachings that led to the fixing of the canon of the New Testament and the establishment of an authoritative interpretation of the Scriptures in the episcopate, resulting in definite "creeds" of the church. He who did not accept the creed as infallible was declared a heretic and excommunicated. He comes to similar conclusion in speaking of the division between East and West in 1054, of the Reformation in the 16th, and Socinianism in the 17th century. He says, "of all the causes that have led to disunity, the belief in infallible truth, which one must know in order to be saved, has been the most potent." He will not say whether this belief is sound and salutary or not, but he does say that if the Church as a whole should ever abandon that belief, unity would be possible even with the widest diversity of opinion. We venture to submit that the Church can never give up her faith in infallible truth. Truth, if it be truth at all, must naturally be infallible. There are certain fundamentals in the Christian faith which must be adhered to as long as Christ and his apostles retain their authority. But it is very true that there is divergence as to what is fundamental and what is not, and along this line there may be a drawing together of the churches in the future.

Bishop W. F. McDowell writes about the "Obstacles in the Way." Such obstacles suggest themselves very naturally, so we will not dwell on this. Dr. Robert Speer has a very valuable article on "Unity in the Mission Field." He refers to the missions of the Christian bodies in Japan and in China; to the principle of cooperation and unity as exemplified on nearly all mission fields, and argues that if unity is good there, it is good at home.

What is, under these circumstances, to be the next step? That is the subject of Dr. Talbot, Episcopalian. The first thing is an emergence of the spirit that love of Christ is the decisive thing, not anything else. On that basis American Christianity should be united into a visible Organic Union. He refers to beginnings alreadys made, like the Philadelphia Conference. He confidently believes that the churches of like polity and form of worship will gradually be merged into one communion. Then he quotes the case of some Congregational ministers applying to a bishop for episcopal ordination, conditioned on their accepting the Nicene Creed, confirmation and a permanent relation of Episcopal guidance.

Here comes out the great difficulty of realizing an organic union as far as the Episcopal Church is concerned. They say we are united in point of faith. We differ on orders, sacraments, the ministry. Accept our episcopacy, be re-ordained—and all is well. It was this that wrecked the Geneva Conference on Faith and Order. The other Protestant churches—or many of them—insist on unity of faith in fundamentals. They don't care about episcopacy, etc. They are willing to let Episcopalians and others have them, but would never consent to re-ordination by Episcopalian bishops. It would be well for the Epis-

copal Church to realize this. If they persist in wanting to foist episcopacy on the Church of the future, or any of the exclusively Episcopal customs, Organic Union with them will be impossible.

Generally speaking, organic union is still in the distant future. Denominations of similar confession and polity may merge, but, otherwise, federation is more feasible than union.

The Religious Consciousness. A Psychological Study by James Bissett Pratt, Professor of Philosophy in Williams College. The Macmillan Co., 1920. 486 pages, $4.00.

We have in this book a description of religion by a psychologist, or religion from the psychological side. The psychology of religion is a comparatively new science. It is to be distinguished from the philosophy of religion, which attempts to determine if there is any objective truth back of human beliefs, and from the history of religion, which seeks merely to discover how religion, as a human institution, has developed. Thy Psychology of religion takes religion as it finds it and aims only to *describe it.* The question whether or not the concepts of religion are true are left out of account. The religious psychologist pursues, therefore, no apologetic function. He is supposed to be an impartial observer only and a man who is fitted, by his training, to express correctly what he has observed. Nor could the findings of the psychologist, if he keeps within his legitimate sphere, be used for purposes hostile to religion. Nevertheless it can readily be seen that the scholar's own religious standpoint would influence his observations as well as the conclusions he draws therefrom. The writer of the book before us gives us the impression that he believes in God, the value of conversion, prayer, of the religious cult, etc. The book is, in fact, full of meat for the minister. We have read it with absorbing interest. A large number of questions of the greatest importance to the religious life receive from the author a most sympathetic treatment, and phenomena that we all know and think to understand are placed by him in a new and surprising light.

His *definition* of religion is the following: "Religion is the serious and social attitude of individuals and communities toward the power or powers which they conceive as having ultimate control over their interests and destinies." With this definition we agree. The only thing we question here is the word "social". He means by that that religion puts us in a relation of fellowship with the being we consider supreme; but if we assume a serious attitude toward the controller of our destiny, the fellowship idea is already given and need not be expressed. We see that this definition presupposes in the one who has religion certain conceptions as to a supreme power. It involves a belief that there is such a power. It is not merely a feeling of dependence, but, as Professor James says, "a postulator of new facts themselves." It takes itself seriously, and is not satisfied with being simply comforting and "useful"; it means to be also true. It furthermore differentiates it from morality. The two are indeed very closely related, but, especially in the "historical religions" there are two quite distin-

guishable, tho also quite separable, elements: an attitude toward the Controller of Destiny and a system of teachings about the conduct of life.

As to the *origin* of religion, the author says it has always sprung out of a social background and has never been the product of a single individual. Among primitive peoples particularly is the social nature of religion marked. But, on the other hand, in the great "prophetic" (quotation marks ours) religions, the individual has had a great deal of influence. Buddhism without Gantama and Christianity without Jesus would resemble strikingly Hamlet without Hamlet.

In the next chapters the author traces the earliest form of religious consciousness in *childhood*, has some good words on parental influence, especially the acts of religious expression of fathers and mothers, which react inwards to the very core of the child's being. Then he discusses *adolescence* (12-24 years of age), and the great changes which take place there, leading, if favorable, ultimately to *conversion*.

The time of adolescence is a period of turmoil. Ideals of all kinds begin to rise before the eye of the young person. The moral and religious ideals make the strongest appeals. He feels that his self is divided, one set of purposes drawing him one way, another set drawing in the opposite direction. Sometimes, with persons of unusual intelligence, intellectual doubt plays an important role, but as a rule the inhibiting (or retarding) influence is exerted by the weakness of the moral nature, the "flesh" contending against the "spirit". If the better conquers over the lower, a great victory is won. The Bible calls it a new birth. It is the unification of character, the achievement of a new self. This new birth involves the whole man. It is, indeed, primarily, a moral matter, but not that alone. The will is profoundly influenced by the new ideals, but they could only so unify and dominate the life because they were accepted and loved. The old passions and purposes were subjugated by a change of emotional values. Nor is the intellectual side of the process to be neglected, tho it is frankly the least noticeable of the three. "In most cases it seems to play but a negative part; yet it always holds some degree of veto power, and in many individuals that combination of the emotional and intellectual which we call the love of truth forms the very central love around which the new character is crystallized and which guides the entire process of conversion."

In discussing conversion the author strongly expresses it as his conviction that the violent and instantaneous kind is by no means the rule but the exception. It is true, he says, that a great many claim to have been converted in this way, btu that is so because it is the "conventional" kind. The examples of St. Augustine, Brainerd, Bunyan and many others have been held up as experiences to be striven for. The Methodist revivalists, especially, have done much to make this type the most prominent and the most desirable. And because people *expect* this kind of conversion, they often persuade themselves to have experienced it, altho the emotional storm-and-stress period which they call their conversion may only be one spiritual up-push out of their

religious consciousness among others. The rule is rather a change from the divided to the unified self so gradual that the individual is wholly unable to give "times and seasons."

What are "the factors at work in conversion?" Calvin laid great stress on sin, Luther excluded all self-help. They both were influenced by the teachings and experience of Paul as well as of St. Augustine. Since then it has been customary to expect the awakened individual to pass thru a period of strong conviction and look for the final climax as a gift of divine grace only, presupposing a cessation of effort rather than an increase of it. In contrast to this the writer seeks to make the point that the sense of sin is in many cases not very pronounced at all, but rather a feeling of the incompleteness and unsatisfactoriness of life. He quotes a multitude of examples, even from Begbie's "Twice-born Men," where a person would naturally expect a particularly violent sense of sin. He also claims that effort should not be excluded but rather be greatly encouraged. Lutherans would certainly accuse him here very justly of preaching "synergism". Nevertheless, the author admits that in certain cases of "the Bunyan-Brainerd type" where the whole question is one of achieving a certain desirable feeling state: the wished-for calm can often be best attained by giving up all effort, "quite as the analogy of the process of falling asleep."

The author is intimately acquainted with the methods of the revivalist. He shows in the chapter "Crowd psychology and Revivals" how the emotional factors are used to bring about results. The powers of "social-suggestion" are employed to act on the mind of the individual. The presence of a crowd tends to break down the inhibitions of action and belief which ordinarily influence the minds of its members. Of course the mere presence of a crowd may not do so much in itself. It must first be turned into a "psychological crowd." The peculiar conditions of like-mindedness, of great suggestibility, of emotional excitement are not to be brought about by merely getting people together. The first condition is that a state of mental strain, expectancy and subdued excitement should be induced thruout the community. In this way critical reason, worldly ideas and selfish purposes are inhibited and the mind prepared for the unquestioning acceptance of wonderful things and for the complete surrender of purely individual aims. Of course, we are all more or less familiar with the way revival meetings are prepared for and how they are managed. We know that the ways of some evangelists are not far from spiritual hypnotism, and that the results are in many cases anything but permanent. Yet the analysis of the whole subject of the revival by the author, is interesting in the highest degree, and very instructive. His judgment of revivals he sums up by saying that hypnotic methods are to be condemned and account for the many "backsliders". "On the other hand," he continues, "a revival adds to the values of life when it leaves the individual in full command of his reason and free to choose and act, but gives him new insight and wider glimpses of the truth, opening up to him undreamed-of worlds of possible experience, revelations of new values, arousing in

him larger inspirations, purer emotions, and higher aspirations and ideals."

In the chapter "The Belief in a God" the author does not attempt to show: How did religious belief originate? He leaves that question to the anthropolgist (or, perhaps, to the theologian). His subject is: Why does such belief continue, and what is its nature as a mental phenomenon? He finds four types of religious belief (1) authoritative or habitual, (2) reasoned, (3) emotional, (4) volitional. After giving examples of the first three kinds, from the answers to his questionnaires, he says of the fouth; "all attempts of inducing faith in one's own mind rest ultimately on the will-to-believe. If a strong wish for faith can be induced, a little faith will follow, and a little faith once started can be systematically cultivated by voluntarily attending to it, enjoying it, acting up it, and inhibiting all ideas that tend to negate it." Professor W. James has treated of this fully in his famous essay "The Will to Believe," commending volitional faith for its pragmatic value, its influence on feeling and character. Our author thinks that in questions where reason and evidence can reveal truth they ought to be relied upon; but where they cannot, the question of the practical results of belief or disbelief is relevant; and the faith venture, while hard for the skeptic, may be morally demanded. "The wise shall live by postulates," says Professor Royce; and surely there is at least this much of truth in St. Paul's words, "The just shall live by faith." The chapters on the "Cult and its Causes," "Objective and Subjective Worship," and on "Prayer" are exceedingly interesting. We are very sorry that space forbids our discussing them here. The theologians as well as the practical Christian will read these portions of the book with especial benefit.

The last chapters of the book are devoted to the study of "*Mysticism.*" 150 pages, one-third of the whole volume, are given to this subject. This seems more than necessary, but may have had its cause in the psychologist's interest in the more unusual forms of mysticism. The writer defines mysticism as "the sense or feeling of the divine presence thru other means than the ordinary perceptive processes or the reason." He distinguishes between the milder forms of mysticism, such as Augustine's (see his "Confessions") and Thomas a Kempis' (see his "Imitations of Christ"), and an intensified mystic state, which leads to trances, ecstasies and pathological experiences. Both are well described and amply illustrated. The question is naturally asked, are these mystic states and experiences to be explained naturally by reference to education and suggestion, or to the influence of the subconscious ("the wider self from which saving experiences come," W. James), or are they the product of real contact with the divine presence? In other words, are they only self-induced, or a manifestation of the deity? The writer answers: the psychologist treats them as states of the religious consciousness, for otherwise a scientific description would be impossible, but the mystic himself may have ample reasons or at any rate, a perfect right to see in them a flooding of the supernatural. Besides, over against those who decry all mystical fea-

tures as morbid and pathological, he rather holds that since the chief trend of things today is toward practical efficiency and "cash value" results, the cultivation of the contemplative life, the glow of feeling, the sense of the Infinite, the intution of a beyond, the aspiration for the more than earthly are an important, if not an essential, part of religion.

We have given the book a more than ordinarily full discussion for it seemed worthy to us of the highest commendation. We wish hundreds of our readers would read it. To buy it would be to invest money wisely, to read it would be an intellectual feast, a religious inspiration, and a scientific initiation.

The Life of Christ, by the Rev. G. Robinson Lees, New York. Dodd, Mead and Co., 1920. 451 pages, $5.00.

The "Life of Jesus" literature is, like the subject, inexhaustible, and reflects every shade of theological belief. It is impossible to take a neutral attitude towards Christ, and in the treatment of His life and work the writers are compelled to reveal themselves. There is a supernatural element in his life, and he who can no further believe in the possibility or, at least, the reality of miracles, will be forced to treat large portions of the sources as mythical (see David Strauss: die "absichtslos dichtende Sage"). Christ claims to be divine, most definitely in the Gospel according to St. John: so the attempt has been made to attribute this Gospel to a later, non-apostolic writer and deny it the character of a historical source.

Again, a popular writer of the orthodox sort will perhaps avoid all critical questions and simply give a devout appreciation of Christ's unique personality and undying influence. He will treat the sources, i. e., the four gospels, as an unimpeachable authority and, from a thoughtful study of them, reproduce anew the familiar picture of Him in whom the divine and the human blended so naturally.

This has been done by the author of the present book. He writes as one who has kept the faith once delivered to the saints. He does not speculate about unfathomable mysteries. He does not even try to understand psychologically how the two natures—or consciousnesses—developed and harmonized in the one person (altho here he might have followed the suggestions of as orthodox a scholar as Godet). He just writes as one who has long believed in, and meditated much about, the Christ. In the list of books consulted which he publishes there is not one of a critical, or even scientific, nature, with the one exception, perhaps, of "Glover, the Jesus of History." Of all the great German writers on the subject he quotes only Neander's "Life of Christ." In our opinion that is a decided defect. Yet we are far from saying that his book is not a very meritorious one.

There is one great feature in its favor. The writer had lived six years in Palestine before he wrote the book. He is intimately acquainted with the geography and the topography of the Holy Land. He says, "the land of the gospel and its people have been of the greatest help to me." He portrays landscape, roads, cities, villages that we

hear about in the life of Christ, vividly. The manners and customs of the Israelites of old are aptly described from the people of today, and so a surprising light is shed on many passages and words of the Lord's.

The virgin birth, the incarnation, the scenes of Matthew 1 and Luke 1 and 2 are treated as real history. There will be few among us who do not agree with him in that respect. But he seems to go a little too far when he tries to prove that December was the month of Jesus' birth (because then, after the work in the fields was finished, was the most convenient time for Joseph to start on his journey to Bethlehem).

He has no difficulty with the miracles of Christ. He says: "Miracles are the natural consequence of God in Jesus Christ. They witness to the authority of Him who came to reveal God." Many would not be convinced by this argument. We ourselves, however, find no stumbling block here. Given a personality like that of Jesus Christ, it would be almost more strange if there were no miracles. It is impossible—as Bruce has shown, in his "Miraculous Element in the Gospels"—to believe in the Christ of the New Testament and yet refuse credence to the miraculous.

The story of the Temptation the writer does not take in the crassly literal sense. That is, he does not think that Christ was miraculously removed from one place to another: He simply went there in the ordinary way. Yet the facts are represented as objective events and not simply as subjective conditions, states of His consciousness. The battle was with outward forces, not with inward tendencies. He was on a real mountain and saw there, to be sure, not the whole world but enough to suggest all the kingdoms of the world to Him.

Lovingly and reverently the writer follows the footsteps of the Nazarene thru the two and a half years of His ministry, with devout faith, apt illustrations, practical comment and a congenial spirit. The reader of the book will derive profit for mind and heart. He will see Christ in His real environment. He will see the men of His time and understand them better in the light of the Palestine of today. It will make the Scripture record speak to him in many places with a new meaning, and he will have his faith in the Son of Man increased: there will be an atmosphere of reality about it all.

The story of Christ's suffering, death and resurrection is given with great brevity, almost a reproduction of the Scripture words only. Perhaps the size of the book had outgrown the limits of the original plan.

A valuable addition to the text are 63 full-page illustrations, reproduced from scenes modelled in wax by the celebrated Italian sculptor, D. Mastroianni. They are strikingly realistic. They fascinate the interest and compel careful study. For a long time we have not seen anything in this line so natural, so expressive; utterly different from Dore's fantastic pictures, and yet not conventional but worthy of the sacred subject: many a face a psychological study, and many a group an interpretation of some famous Scripture incident. Put the book in your study and it will suggest many a happy thought; and when you are stranded it will get you off the sands into the deep water where you float merrily along with the rapid current.

The Lord Thy Healer, by *J. Sheatsley.* A Book of Devotions for the Use of Pastors When Visiting the Sick. Lutheran Book Concern, Columbus, O. 210 pages. $1.50.

To furnish a handbook for the pastor's sick calls is a commendable plan. There is not an overproduction in this line. We know some in German, like *Kuendig*, "Der Pastor am Krankenbett," and one by O. Funke; there are also a few in English. But, on the whole, the field is not worked very much. And yet, the author is right in saying that the visitation of sick is an important duty and by no means an easy one. The young pastor, especially, finds that to conduct himself well in the sickroom and to make his visit helpful in a religious way, is an art that needs to be learned and cultivated.

The writer holds that a pastor should not only prepare himself generally for this phase of his work, by prayer and meditation, but also for individual cases. It is true, he says, that his chief remedy will be the word of God; still it should not be just any word of Scripture, but one well chosen. Just as the text of the Sunday sermon should be adapted to the people and the occasion, so should the Scripture passage selected for our sick friends have a special reference to his condition and needs.

In order to help the minister, especially the inexperienced, to do this with more ease and success, he has written this book of devotions. After some general remarks on the purposes of afflictions and the means to be used to help the sick person to understand them, he offers a large number of "services" to be used for the sick. They are under five headings: the Bodily Sick, the Spiritualy Sick, General Lessons, Church Festivals, the Sacraments, and consist in each case, of a Scripture word, an admonition (or exposition), and a prayer. The author does not say whether these services are to be read from the book or to be used by the minister for his own instruction. If he means the former, we should have to disagree with him. We do not know how Lutheran church members feel. Our own people, however, would not like it. It would be too formal, too cold and artificial to suit them.

If they are meant for the minister chiefly, it would be a different thing. Without a doubt he would find a good deal of suggestive material in it, and the great variety of cases and conditions treated would help him in many ways. The comment of the author does not always go deeply enough. For instance, in speaking of people who doubt, his main argument is to tell them that we know little and God's Word knows much more. That is certainly true; nevertheless, the minister is to find out first what the person doubts about and why. Not all doubt is of the devil. His treatment ought to specialize. Again, his Scripture selections are not thruout felicitous. At the "loss of a spouse" he suggests the reading of Gen. 2: 18, 21-24, of Adam's sleep and the creation of the woman out of Adam's rib! Who ever would think of reading the "rib story" at such an occasion!

The book is neatly bound. It offers such a rich selection of appropriate Scripture material that it will be in its particular line a real mine of information to many.

Religiöses und Kirchliches Leben in England. Von Prof. O. Baumgarten. B. G. Teubner. Leipzig, 1922. 122 Seiten. Preis ca. ein Dollar.

Professor W. Dibelius von Bonn gibt ein „Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur" heraus. Für dasselbe hat er in Professor O. Baumgarten einen Bearbeiter des „Religiösen und Kirchlichen Lebens in England" gefunden. Der Bruder des Herausgebers des „Handbuchs," Herr Oberkonsistorialrat lic. Dr. O. Dibelius, unser Gast vom letzten Jahr, hat uns das eben herausgekommene Buch von Baumgarten zur Besprechung zugeschickt. Wir haben es mit großem Interesse gelesen und halten die Schrift für eine sehr bemerkenswerte Leistung.

A. Troeltsch hat in einem viel beachteten Buche „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen" (1. Aufl. 1912, 2. Neudruck 1919) die sich entgegenstehenden Gesamterscheinungen des kirchlichen Lebens unter dem Gesichtspunkt der „Typen" behandelt. Er unterscheidet den Kirchentypus (katholisch, lutherisch, reformiert), den Sektentypus (Baptisten, Methodisten u. s. w.) und den mystischen Typus (mit dem Sektentypus vielfach verbunden). In Anlehnung daran beschreibt Baumgarten das englisch-kirchliche Leben in einer Reihe von Typen. Nachdem er erst einen kurzen Abriß der englischen Kirchengeschichte gegeben, schildert er zunächst die englische Durchschnittsfrömmigkeit, wie sie sich in der Staatskirche und in der Freikirche (er nennt die letztere „Kleinkirche") äußert, mehr im allgemeinen. Sodann unterscheidet er im einzelnen in der Staatskirche drei Typen, den hochkirchlichen, evangelischen und breitkirchlichen, in der Freikirche einen methodistischen, puritanischen, lebensreformerischen und chiliastischen Typus, außerdem noch jenseits des organisierten Kirchentums einen christlich sozialen und einen ästhetisch religiösen Typus. Hier wollen wir nun gleich bemerken, daß uns die Typenaufzählung etwas reichlich groß geraten erscheint. Die ersten drei, in der Staatskirche, sind wohl unanfechtbar. In der Freikirche dagegen ist der „lebensreformerische" Typus (auch die Baptisten sind hier aufgezählt, merkwürdigerweise; dann die Quäker) wohl sehr gut zu entbehren, denn auf Lebensreform gehen auch Methodisten, Puritaner und Evangelikale aus. Der „chiliastische" Typus (Adventisten, Irvingianer, Darbysten) hat etwas Eigenartiges, doch sind die genannten Körperschaften in **England** so klein, daß sie kaum ins Gewicht fallen und deshalb in einer Kirchengeschichte wohl erwähnt werden sollten, aber in einem Buch wie dieses, das sich mit den **wesentlichsten** Typen der Gegenwart beschäftigt, weniger Berechtung verdienen. Unter „christlich-sozial" handelt B. von der Heilsarmee, dieselbe hat ja auch stark soziale Züge. Das ist aber ebenso bei dem breitkirchlichen Typus der Fall (Kingsby, F. W. Robertson). Man könnte deshalb die Heilsarmee wohl besser den „Innere Missionstypus" nennen; dann käme auch ihr Bekehrungsbetrieb mehr zum Ausdruck.

Bei dem „ästhetisch-religösen" Typus denkt B. hauptsächlich an Ruskin und gibt auch nur eine ausführliche und sehr sympathische Beschreibung seiner Art und seines Wirkens. R. hat gewiß einen sehr großen Einfluß ausgeübt, aber er hat keine kirchliche oder religiöse Gruppe geschaffen. Deshalb kann man hier auch von keinem kirchlichen „Typus" reden.

Die Analyse des staatskirchlichen Typus im allgemeinen, in die B. nun eintritt, ist meisterhaft. Die zusammenhaltende Kraft eines gemeinsamen

Cultus, der in der edlen Sprache und dem biblischen Geiste des Common Prayer Book seinen Ausdruck gefunden, wird voll gewürdigt, jedoch auch die Fehler einer Frömmigkeit, die bloß feiert, aber zum Alltagsleben keine Brücke schlägt. Den Freikirchen wird er weniger gerecht. Sagt er doch z. B., daß die fromme Heuchelei („cant") der Engländer im kleinkirchlichen Durchschnittstypus ihren Hauptträger hat.

Am besten gelingt ihm die Beschreibung des hochkirchlichen Charakters. Er läßt seinen Verdiensten um alte, schöne Formen, um gottesdienstliche Kunst volle Geltung. Er meint, wir Protestanten hätten zu wenig Raum für wortlose, nur feiernde, anbetende Andacht. Die fände der Engländer in seiner Kirche. Diese Frömmigkeitsform sei eine katholische, aber eine **dauernd** berechtigte, notwendige und wertvolle Ergänzung der protestantischen. Allerdings auf eine klare Ueberzeugungsbildung lege sie es gar nicht ab, sondern nur auf ein Einleben in schönen Gottesdienst und sakramentale Handlungen.

Dazu bemerken wir persönlich, daß für uns der hochkirchliche Gottesdienst eine ganz ungenießbare Sache ist, und wir nicht begreifen, wie ein selbständig denkender Mensch denselben 52 Mal im Jahre mit machen kann. Die Predigt ist gewöhnlich auch eine sehr mittelmäßige Leistung, obwohl sie hier in Amerika sich mehr mit dem tatsächlichen Leben berührt als in England. „You Americans discuß the problems of the day on Sundays, we English want to forget about them."

Bei Besprechung der Low Church hat es B. hauptsächlich mit den „Evangelikalen" zu tun. Dieselben erfahren von ihm keine günstige Behandlung. Er schildert sie hauptsächlichst nach den Romanen von Geo. Eliot, wie er denn überhaupt verschiedene Typen fast nur aus den Dichtungen von Kingsley, Dickens, H. Ward, W. Scott u. a. belegt. Das ist nur in sehr beschränktem Maße tunlich, wenn auch bei mangelnder persönlicher Anschauung verständlich. Besonders aber ist Geo. Eliot ungefähr die letzte, die wir in diesem Zusammenhang anziehen würden. Sie konnte sich wohl als Dichterin in verschiedene Geistesrichtungen empfinden, aber als religiöse Skeptikerin hatte sie für pietistische Gemütsart kein Verständnis. Es wäre ähnlich gewesen, als wenn von Ritschl eine verständnisvolle Würdigung des Pietismus hätte erwarten wollen. Das „Keswick Movement," das für die Evangelikalen von solcher Bedeutung ist, wird in dem Buch gar nicht einmal erwähnt.

Unter dem breitkirchlichen Typus werden F. W. Robertson und Kingsley prächtig geschildert. Sie und andere stellen die geistige Elite dieser Richtung dar. Sie bohren tiefer und gehen dem Grunde nach, obwohl auch sie nicht zu einer eigentlich philosophischen Weltanschauung, zu einer Einheit des Glaubens und Wissens oder zur Erkenntnis der Unvereinbarkeit beider kommen, wie deutsche Denker versuchen würden. Sie bleiben wie alle Engländer bei den Elementen der praktischen Vernunft stehen. Darum sind ihre Reflexionen auch dem Laienverstand und -gefühl mehr zugänglich. „Während unsere deutschen theologischen Führer so vielfach hoch über der Wirklichkeit des Erfahrungslebens im Aether abstrakter Ideen schweben bleiben, und die Anhänger dann so oft sich umsonst bemühen, die Brücke zur wirklichen Erlebniswelt zu schlagen, hält sich die englische religiöse Führerschaft stets in engster Fühlung mit dem Erlebbaren und Erfahrbaren, so daß eine unmittelbare Herübernahme ihrer Gedanken in das kämpfende Leben möglich wird." Das ist ein ausgezeichnet treffendes und wahres Wort, und es wäre zu wünschen, daß die

deutschen Theologen in dieser Beziehung bei den englischen in die Schule gehen würden.

Methodisten, Puritaner, Quäker und die Heilsarmee werden anschaulich und geschickt beleuchtet. Die Heilsarmee wird im ganzen nicht günstig beurteilt, wegen ihrer anstößigen Formen. Hätte der Verfasser Begbie's „Twiceborn Men" berücksichtigt, so wäre sein Urteil wohl anders ausgefallen. Ruskin, wie schon oben gesagt, wird mit Begeisterung dargestellt. Doch war R. ja mehr bloß Naturfreund und Kunstkritiker. Seine Religion war pantheistisch. In der Natur fand er Gott und als seine Lebensaufgabe betrachtete er es, seinen Landsleuten die Augen für die Schönheit Gottes in seiner Schöpfung zu öffnen. Daß auf dieser Grundlage sein späteres soziales Wirken nicht von Erfolg sein konnte, ist nicht zu verwundern.

In einem Schlußkapitel stellt B. das gemeinsame Englische dieser verschiedenen Typen fest: 1. Der Engländer ist vielmehr an die Bibel gebunden als der Deutsche und braucht die Bibel als Maßstab fürs Leben. Das geht ohne Aeußerlichkeit und vielfache Selbsttäuschung nicht ab. 2. Der Engländer sucht nicht nach einer einheitlichen Weltanschauung, sondern einer praktischen Lebensanschauung. Er hat keine Zeit und Muße zu kontemplativer Versenkung und Abstraktion von der Wirklichkeit. 3. Seine Religion muß praktisch verwertbar sein. Sie muß Tat und Willen beeinflussen. 4. Ein wichtiger Grundzug englischer Frömmigkeit ist ihr ausgebildeter Formensinn. Er liebt feste, traditionell geprägte Darstellungs- und Aeußerungsweisen, und oft vergißt er die Reinheit und Wahrhaftigkeit des Inhalts über der äußeren Form.

Das Buch B.'s läßt dem englischen kirchlichen Leben volle Gerechtigkeit zuteil werden. Eindringend vertieft es sich in den eigenartigen Charakter der verschiedengearteten englischen Frömmigkeit. Licht und Schatten wird scharfsichtig und billig verteilt. Der Unterschied zwischen deutschem und englischem Wesen wird aufs klarste hervorgehoben. Es wird ein wertvoller Beitrag zu dem „Handbuch" sein. Der Stil — von einigen langatmigen Satzperioden abgesehen — ist durchsichtig und anziehend. Jeder Leser wird reichen Gewinn aus der Lektüre des Buches ziehen. Wir empfehlen unsern Pastoren die Anschaffung des Buches aufs dringendste.

Orte und Wege Jesu. Von Gustaf Dalman. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 40 Abbildungen und Plänen. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1921. 321 Seiten, $4.00.

Vielen unserer Leser ist Rinck's „Auf biblischen Pfaden" bekannt. In dem Buche führt uns der Verfasser in anschaulicher und warmherziger Weise in das Land des Herrn ein, den Fußtapfen Jesu folgend. Es ist jedoch für das allgemeine Publikum geschrieben und macht keinen Anspruch auf besondere Sachkenntnis. Das uns heute vorliegende Buch aber hat zum Verfasser den Vorsteher des „Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes." Von 1902—1917 ist er mit den Mitgliedern des Instituts den Wegen Jesu nachgegangen, war es seine Hauptaufgabe, Israels Land als **das Land Jesu zu verstehen** und solches Verständnis anderen zugänglich zu machen. Dann brach der Krieg diese Tätigkeit ab, und er ver-

wandte die erzwungene Muße darauf, seine Ergebnisse in diesem Buche niederzulegen. Es ist also in jeder Beziehung das Werk eines Kenners und einer Autorität.

Der Verfasser geht den Wegen Jesu nach. Er führt uns erst nach Bethlehem an die Geburtsstätte des Herrn. Er kennt die Geographie des heiligen Landes wie einer seine Heimat kennt. Zu gleicher Zeit ist ihm die christliche Tradition durch all die Jahrhunderte hindurch stets gegenwärtig. So weiß er mit weise abwägendem Urteil das Für und Wider der verschiedenen Ansichten ans Licht zu stellen, und man hat das Gefühl, daß seine Hand uns zu richtigen Resultaten führt. Seine Ortsbestimmungen scheinen über die Topologie des Lebens Jesu das letzte Wort zu sprechen.

Von Bethlehem geht er nach Nazareth, dann zum Jordan und in die Wüste (Taufe und Versuchung), nach Kana; dann nach Kapernaum (die Wirksamkeit in Galilea); nach Peraea; schließlich nach Jerusalem. Ueberall ist er gleichermaßen zu Hause, überall dieselbe Kenntnis des alten wie des jetzigen Palestina. Seine Bekanntschaft mit den Sitten des Orients wirft manches Licht auf Vorgänge, Gebräuche und Ausdrucksweisen der heiligen Geschichte. Ueberall derselbe ernste, gehaltene, weihevolle Ton der Berichterstattung, wie er dem Forscher, der zugleich Jünger des Herrn ist, gebührt.

Wer historisches Interesse an den heiligen Stätten hat, wird das Buch mit Entzücken lesen. Es wird ihm auch für den Unterricht in der Geographie des heiligen Landes und in der Ortskunde des Lebens Jesu von höchstem Nutzen sein. Zwar mag es auch solche geben, die da sagen: „Was nützt es uns, ob wir so genau wissen, wo grade alle die biblischen Orte liegen? Die Hauptsache ist die gläubige Aneignung des Evangeliums.“ Dem gegenüber bemerkt der Verfasser schön und richtig bei Besprechung von Tod und Grab: „Unser Glaube an den Welterlöser hängt nicht ab von der Kenntnis der Stätte seines Todes und Begräbnisses, am wenigsten des Punktes, an dem sie geschahen. Dennoch würde unserm Glauben eine Stütze fehlen, wenn ungewiß wäre, wo in Palästina beides geschah, und wenn der Ort von Jerusalem nicht feststünde. Das Christentum ist nun einmal nicht eine bloße Blüte unsers geistigen Bedürfnisses und Denkens, und ebensowenig die Lehre eines vom Himmel gefallenen Buches, sondern der Ertrag einer von Gott gewirkten, in der Person Jesu gipfelnden und von seinen Aposteln begriffenen Geschichte. Die Beiträge, welche Palästina zu ihrem Verständnis liefert, die Anschaulichkeit, mit welcher es unserer Auffassung zu Hülfe kommt, sind uns wertvoll. Aber das Wichtigste ist doch die auf seinem Boden zu gewinnende starke Empfindung, daß diese Geschichte mit unserm Erdball in unauflöslichem Zusammenhang steht, daß wir sie nicht machen, sondern daß sie da war, und nichts anderes übrig bleibt, als uns mit ihr auseinanderzusetzen, entweder uns gegen ihre Tatsächlichkeit aufzubäumen oder sie uns zum Fels werden zu lassen, an dem unser zum Tode eilendes Leben sich klammert.“

Die vielen beigegebenen Bilder, Photographien und Zeichnungen sind eine wertvolle Zugabe.

Der mäßige Preis ermöglicht jedem die Anschaffung. Wer mit dem Verfasser übereinstimmt in dem letzt angeführten Urteil, und in wem der geschichtliche Sinn ausgebildet ist, wird dies Buch gern seiner Bibliothek zufügen.

❁ Magazin ❁

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 24. Band. St. Louis, Mo. Juli 1922.

Wer ist der Verfasser des Pentateuchs?

Auf Beschluß der Burlington=Keokuk=Pastoralkonferenz eingesandt von

Pastor W. Bechtold.

Eine positiv=kritische Behandlung obiger Frage soll in diesem Referat versucht werden. Auf Grund verschiedener Abhandlungen und Artikel von Autoritäten auf diesem Gebiet, auch von negativen Kritikern und Theologen, soll in nachfolgenden Ausführungen hingewiesen werden auf die Wichtigkeit unserer Frage und auf ihre Bedeutung für unsern Glauben an die Inspiration der heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments. In der Tat, diese Frage ist viel wichtiger, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Denn es handelt sich hier nicht bloß um die einfache Frage, ob Moses oder sonst jemand der Verfasser oder Redakteur der ersten fünf Bücher der Bibel ist, sondern vielmehr um die Wahrheit der alttestamentlichen Religion selber, die durch die verschiedenen Hypothesen der negativen Kritiker in Frage gestellt wird. Auch ist uns unendlich viel daran gelegen, daß die pentateuchischen Erzählungen, besonders die lieblichen Geschichten der Genesis, die wir unsern Kindern in Sonntagschule und Haus erzählen, gleichwie alle alttestamentlichen Erzählungen überhaupt, nicht als mythenhafte Sagen dargestellt, sondern als wirkliche geschichtliche Begebenheiten mitgeteilt werden, die gleich den Gliedern einer Kette unmittelbar zusammenhängen und endlich hinführen auf die größte geschichtliche Tatsache, die Begründung und Stiftung der christlichen Religion auf dem Boden der göttlichen Offenbarung. Es ist dem Unglauben und der alles zersetzenden und zerfetzenden Kritik nicht sowohl darum zu tun, dem Moses die Verfasserschaft des Pentateuchs abzusprechen, als vielmehr die göttliche Offenbarung selbst umzustoßen, sowie den Gott, der Wunder tut und sich in Christo geoffenbart hat, zu leugnen. Man will nicht nur Moses von seinem Stuhl stoßen, sondern auch den Herrn Christus von seinem Thron.

Wir wissen freilich sehr wohl, daß solche Versuche doch zuletzt zerschellen müssen an dem Felsen der ewigen Wahrheit, aber um des schädlichen Einflusses willen der sog. höheren Kritik, die in vielen theologischen Schulen unsers Landes Eingang gefunden hat und auf unzähligen amerikanischen Kanzeln sich breit macht, ist es nicht bloß an der Zeit, sondern höchst notwendig, daß die Authentie der biblischen Schriften unwiderleglich festgestellt, und die manchem vielleicht unwichtig erscheinende Frage nach der Verfasserschaft des Pentateuchs gründlich erörtert und klar beantwortet werde, um dadurch den Feinden des Evangeliums, den Leugnern der göttlichen Offenbarung, soviel als möglich den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Es sollen nun in folgenden Ausführungen

I. die Hypothesen der negativen Kritik über die Verfasserschaft des Pentateuchs angegeben und erläutert,

II. das Selbstzeugnis der Thora über ihren Verfasser, und

III. Christi Zeugnis über Moses als Verfasser der ersten fünf Bücher der Bibel angeführt werden.

I.

Um mit den von der negativen Kritik aufgestellten Hypothesen über die Verfasserschaft des Pentateuchs bekannt zu werden, respektive dieselben uns wieder zu vergegenwärtigen, wollen wir die hauptsächlichsten anführen, und zwar indem wir sie klassifizieren als radikale und vermittelnde.

1. In der ersten Gruppe haben wir zunächst:

a. Die Urkunden- oder Dokumentenhypothese.

Unter der Herrschaft des englischen, französischen und deutschen Deismus[1]) des 17. Jahrhunderts brach der Zweifel an der mosaischen Abfassung des Pentateuchs sich zuerst Bahn. Die Reformatoren hatten noch unentwegt an der Verfasserschaft Mosis festgehalten. Nur Karl-

---

[1]) Deismus ist in der Dogmengeschichte diejenige Auffassung des Christentums, die dasselbe nur als Naturreligion betrachtet, dasselbe annimmt, soweit es mit der Vernunft im Einklang steht und aus demselben alles ausscheidet, was sich mit der Vernunft nicht in Einklang bringen läßt. Auf der einen Seite ist der Deismus nur reiner Naturalismus, welcher die Naturreligion als Norm und Summa der christlichen Religion erklärt, und auf der anderen Seite, in der Behandlung der Bibel, Rationalismus, indem er der Vernunft das unbestreitbare Recht einräumt, das Christentum zu untersuchen und dessen Schriften der Vernunft gemäß zu erklären und auszulegen.

stadt meinte, es sei möglich, daß die Niederschrift von jemand anders besorgt worden sei, da Moses doch seinen eingenen Tod nicht habe berichten können. Die Ansichten der nachreformatorischen Kritiker über unsere Frage gründen sich auf solche Stellen, die angeblich erst in nachmosaischer Zeit geschrieben sein können. Es wird die Identität Mosis als des Verfassers des Pentateuchs bestritten mit der Behauptung, der Pentateuch sei erst in späterer (also nachmosaischer) Zeit aus echtmosaischen und nachmosaischen Urkunden zusammengestellt worden. — In jener Periode des Deismus wurde wohl die Echtheit des Pentateuchs gegen solche Angriffe deistischer Theologen verteidigt, doch standen die Verteidiger auf demselben Boden des Rationalismus wie die Angreifer, daher ihrer Verteidigung oft die rechte Kraft fehlte. Unter ihnen ragen hervor J. D. Michaelis [2]) und vor allen J. G. Eichhorn.[3]) Des letzteren Verteidigung war so scharf und gründlich, daß man es kaum noch wagte, die Echtheit des Dokuments anzugreifen. Jedoch änderte auch Eichhorn später seine Stellung zu dieser Frage, veranlaßt durch die Urkundenhypothese, die von einem französischen Arzte, Jean Astruc,[4]) geltend gemacht wurde. Derselbe behauptete, daß Moses bei der Abfassung der Genesis sich alter schriftlicher Urkunden bedient habe. Er stellte ferner durch sprachliche Analyse fest, daß Moses die Geschichten der Genesis aus hauptsächlich zwei Urkunden zusammengestellt habe. Es sei darum möglich, die Genesis wieder in diese zwei Urkunden zu zerlegen. In der einen werde beständig der Gottesname Elohim, in der andern der Gottesname Jahve gebraucht. Auch sei in jeder der beiden Urkunden ein verschiedener Sprachgebrauch deutlich zu erkennen. Dieser Astrucsche Einfall wurde von Eichhorn aufgegriffen und vertreten, und hat seitdem seinen unheilvollen Einfluß auf die Pentateuchkritik bis in unsere Zeit geltend gemacht. Obwohl nun diese Hypothese nicht notwendigerweise Mose die Verfasserschaft der Genesis abspricht, machten doch ihre Vertreter dieselbe zu einer Waffe für die Bestreitung der mosaischen Abfassung der Genesis.

Neben diesen beiden Urkunden, deren Spuren Astruc in der Genesis entdeckt hatte, fand nun K. D. Ilgen [5]) noch eine dritte, die eine

---

[2]) Johann Davis Michaelis, geb. 1717 in Halle, gest. 1791 als Professor in Goettingen.

[3]) Johann Gottfried Eichhorn, geb. 1752, gest. 1827. Professor zu Jena und Goettingen. „Einleitung ins Alte Testament." Hielt 52 Jahre lang jeden Tag drei Stunden Vorträge.

[4]) Jean Astruc, geb. 1684, gest. in Paris 1766. Professor der Anatomie. Urkundenhypothese 1753 von ihm proponiert in einem Werke: „Vermutungen über die Schriften Mosis u. s. w."

[5]) Karl David Ilgen, geb. 1763, gest. 1834. Philologe und Professor zu Jena, Rektor des Gymnasiums zu Naumburg und der Landesschule zu Pforta. „Urkunden des ersten Buches Mosis in ihrer Urgestalt, erschienen 1798."

Zwittergestalt war zwischen Elohist und Jahvist. Sie gebraucht wohl den Elohimnamen, aber in Sprache und Charakter lehnt sie sich dem Jahvisten an.

b. Eine andere Hypothese wird als die Fragmenten- und Mythenhypothese bezeichnet. In dem Rationalismus, der den Glauben an die göttliche Offenbarung überhaupt aufgab und Wunder und Weissagungen der Heiligen Schrift kurzerhand verwarf, fand diese Hypothese einen günstigen Nährboden. Es mußte nun auch die mosaische Abfassung des Pentateuchs fallen. So konnte man dann ungestört die Niederschrift desselben in eine spätere Zeit verlegen und seinen Inhalt für Mythe und Sage ausgeben. Im Rationalismus liegt auch die Triebfeder aller bisherigen Angriffe auf den mosaischen Ursprung unsers Dokuments. „War durch die Urkundenhypothese die Einheit der Genesis einmal aufgegeben, so konnte nichts dem Zerlegen und Zertrennen und dem Wiederzerlegen und Wiederzertrennen in Urkunden eine Schranke setzen.“ (Finke.)

Urheber dieser Hypothese war J. S. Vater.[6]) Nach ihm ist nicht nur die Genesis, sondern der ganze Pentateuch aus Bruchstücken zusammengesetzt, und zwar aus 38 derselben von verschiedenem Umfang und aus verschiedener Zeit. Ließ also die Urkunden-Hypothese den Pentateuch aus zwei (allenfalls auch aus drei) das Ganze umfassenden Urkunden zusammengestellt sein, so findet die Fragmentenhypothese in ihm nur eine große Anzahl zusammenhangsloser, abgerissener Bruchteile.

Es wird diese Hypothese nicht nur als Fragmenten-, sondern auch als Mythenhypothese bezeichnet, da sie zugleich auch die Geschichten des Pentateuchs für Mythen und Sagen erklärt. Vertreter dieser Hypothese ist namentlich de Wette,[7]) der sich gegen den Inhalt des Pentateuchs wendete, welchen er als unhistorisch zu erklären suchte. Somit ist de Wette der Vater der sog. realistischen Kritik, welche die Realität der geschichtlichen Begebenheiten im Pentateuch leugnet, und die noch heute so traurige Blüten treibt. Sie ist dazu geeignet, den kindlichen Glauben an die Wahrheit biblischer

---

[6]) Johann Severin Vater, geb. 1771, gest. zu Halle 1826. Theologe und Philologe. Gemäßigter Rationalist. „Commentar zum Pentateuch.“

[7]) Wilhelm M. de Wette, geb. 1780, gest. zu Basel 1849. 1810 nach Berlin berufen. Verfasser verschiedener kritischer Werke über Altes und Neues Testament. Bemerkenswert sind die letzten Worte dieses geistvollen Mannes, der die Geschichten der Bibel ins Gebiet der Sage und Mythe verweist: „Ich weiß, daß in keinem andern Namen Heil ist, als in dem Namen Jesu, des Gekreuzigten; und daß es nichts Höheres gibt für die Menschheit als die Gott-Menschheit, die sich in ihm verwirklichte und das Reich Gottes von ihm gestiftet. Das Christentum muß Leben und Tat werden.“

Berichte zu erschüttern, indem sie diese in das Gebiet der Mythe und Sage verweist.

Der tüchtigste Bekämpfer dieser Hypothese in damaliger rationalistischer Zeit war Ewald,[8]) der ihr das Hauptargument, das sie übrigens mit der Urkundenhypothese gemeinsam hat, entzieht, indem er den Wechsel der Gottesnamen (Elohim und Jahve) aus der verschiedenen Bedeutung dieser Namen erklärt.

c. Die dritte der radikalen Hypothesen ist die Ergänzungshypothese. Nachdem die Einheit des Pentateuchs von den Apologeten schlagend nachgewiesen worden war, und man sie zuletzt nolens volens anerkennen mußte, suchten die negativen Kritiker ihre Hypothese mit der tatsächlich vorliegenden Einheit des Pentateuchs in Einklang zu bringen, aber es fiel ihnen nicht ein, von der Einheit des Pentateuchs auch auf seine einheitliche Abfassung zu schließen. Es wurde zunächst die Idee aufgestellt, daß an einige alte Bruchstücke zu verschiedenen Zeiten weitere Stücke angehängt wurden. Diese Idee wurde von Tuch[9]) und Stähelin,[10]) den Vätern der eigentlichen Ergänzungstheorie vereinfacht. „Danach liegt dem Pentateuch eine einheitliche, zusammenhängende Schrift zugrunde. Diese sog. Grundschrift des Elohisten habe später der Jahvist ergänzt und erweitert, wobei er alle ihm erreichbaren Quellen benutzte. Dieser jahvistische Ergänzer habe die Ideen und den Stil der Grundschrift unangetastet gelassen, so daß auf Grund dieser Verschiedenheit im Ausdruck und Gedanken Grundschrift und Ergänzungen wieder getrennt werden könnten. Damit war nicht nur die von den Apologeten aufgezeigte Einheit des Pentateuchs erklärt, sondern auch dem Einwand gegen die früheren Hypothesen begegnet, nämlich, wie es doch komme, daß Jahvist auf Elohist Bezug nimmt und auf seinen Inhalt anspielt. Denn der Ergänzer Jahvist schaltete einfach in die einheitliche Grundschrift Elohist, die er ja vor sich hatte, das ein, was er zu Elohist hinzuzusetzen hier nötig hielt. Wie es aber komme, daß Elohist, dem Jahvist doch noch nicht vorlag, in vielen Stücken Jahvist voraussetze, das konnte auch die Ergänzungshypothese nicht erklären. Nun kommt es ferner vor, daß solche Ausdrucksweisen und Gedanken, die nach der

---

[8]) Heinrich A. Ewald, geb. 1803 in Goettingen und daselbst gest. 1875. Schüler Eichhorns. 1827 Professor zu Goettingen. Einer der gründlichsten Gelehrten seines Jahrhunderts, der sich mit übermenschlichem Eifer auf das Studium der orientalischen Sprachen warf. „Die Composition der Genesis kritisch untersucht."

[9]) Tuch — „Kommentar zur Genesis," 1838.

[10]) J. J. Stähelin — „Kritische Untersuchung über den Pentateuch," 1843.

Kritik charakteristische Merkmale von Elohist sind, auch in Jahvist vorkommen; da hilft man sich mit der schwachbeinigen Erklärung, daß derselbe Jahvist, der sonst seine Ergänzungen in Elohist derartig kunstlos eingefügt hat, daß man sie deutlich von Elohist unterscheiden kann, manchmal seine Zusätze mit solchem Geschick der Grundschrift einfügt und in Sprache und Ausdrucksweise anpaßt, daß selbst der scharfsinnigste Kritiker sie nicht unterscheiden kann." (Finke.)

Die Einheit des Pentateuchs wurde gegen diese Hypothese von Joh. H. Kurtz, dem bekannten Kirchenhistoriker, wacker verteidigt, obwohl er später den Gegnern gewisse Konzessionen machte.

d. Eine neue Urkundenhypothese als Modifizierung und Begründung der alten, wurde von Hupfeld [11]) proponiert, da die Ergänzungshypothese sich als unzulänglich erwies. Nach dieser neuen Urkundenhypothese sind es drei voneinander unabhängige Urkunden, aus denen ein unbekannter Redaktor die Genesis kompiliert habe. Die elohistische Grundschrift der Ergänzungshypothese wird in zwei einst unabhängige Urkunden (E 1 und E 2) geteilt. Es war ja die Achillesverse der Ergänzungshypothese, daß Stücke in Elohist sich in solchen Ausdrucksweisen und Gedanken bewegen, welche die Kritik als charakterische Eigentümlichkeiten von Jahvist erkannt hatte. Diese Schwierigkeit sucht nun Hupfeld damit aus dem Wege zu schaffen, daß er die anstößigen Stücke in Elohist aussondert und als Teile einer einst zusammenhängenden Urkunde erklärte, welche mit Elohist den Gebrauch des Gottesnamens Elohim, mit Jahvist aber Diktion u. s. w., in solchem Maße gemeinsam hat, daß es oft schwer hält, Elohist 2 von Jahvist zu trennen. Aus diesen drei Dokumenten also (E 1 — E 2 und J.) habe ein unbekannter Redaktor die Quellen wörtlich aneinandergereiht. „Nur da, wo der vorliegende Textbefund sich nicht in die Zwangsjacke der Hypothese pressen lassen will, hat der Redaktor unbegreiflicherweise die Quellen geändert, erweitert, gekürzt. So ist der Redaktor ein willkommener Notbehelf für die Kritiker." (Finke.) Diese letzte Hypothese bleibt jedoch nicht auf die Genesis beschränkt, sondern wird auf den ganzen Pentateuch angewendet.

2. Es seien hier noch kurz die Anschauungen und Theorien der vermittelnden Kritiker angegeben, die freilich keine mit besonderem Namen bezeichnete Hypothesen aufgestellt haben.

Die vermittelnden Kritiker sind diejenigen auf dem Boden der Offenbarung stehenden Gegner der negativen Pentateuch-Kritik, welche zwischen der christlichen Glaubensüberzeugung und den Ergebnissen der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments durch

---

[11]) Hupfeld, Alttestamentlicher Exeget. Geb. 1796, gest. 1866 als Professor in Halle.

die rationalistischen Kritiker vermitteln wollen (Delitzsch,[12]) Strack[13]) u. a.). Sie sind bibelgläubig, nehmen die Geschichte Israels, wie sie im Alten Testament geschildert wird, an; wollen von einer nachexilischen Ergänzung und Vervollständigung des Pentateuchs nichts wissen; nehmen also den Offenbarungsgehalt des Alten Testaments an und befassen sich auch nicht mit einer Kritik des Inhalts. Aber auf dem Gebiet der Literarkritik des Alten Testaments begegnen sie freundlichst der ungläubigen Richtung. Aus Spracheigentümlichkeiten schließen sie, daß der Pentateuch nicht von Mose, noch auch in mosaischer Zeit geschrieben sein könne, sondern erst Jahrhunderte später aus verschiedenen Quellen kompiliert sei.

Da diese nun auf dem Boden der Offenbarung stehen, müssen sie sich wohl oder übel mit dem Zeugnis Jesu über Mosis abfinden. Das machte den Rationalisten wenig aus. Wie machen's aber die vermittelnden Kritiker? Sie finden einen bequemen Ausweg. Die Frage nach dem Autor des Pentateuchs habe gänzlich außer dem Ideenkreis Christi gelegen, der nur auf das Erlösungswerk bedacht gewesen sei. Wenn er Mosis als den Schreiber des Pentateuchs nenne, so komme er damit einfach der irrigen Anschauung seiner Zeitgenossen entgegen.

Endlich mögen hier kurz erwähnt werden die *positiven Kritiker*, die voll auf dem Boden der Offenbarung stehen und die negative Kritik als die Tochter des Abfalls von Gott bezeichnen. Da dürfen wir besonders einen *amerikanischen* Theologen hervorheben, Wm. L. Green,[14]) der sich den Ehrennamen „Hengstenberg Amerikas" erworben hat.

Den Nachweis für die Unhaltbarkeit der einzelnen negativ-kritischen Hypothesen zu liefern ist nicht notwendig, da in den folgenden Teilen dieses Aufsatzes die verschiedenen Hypothesen ihre summarische Widerlegung finden, und zwar zunächst durch

---

[12]) Franz Delitzsch, geb. 1813 zu Leipzig. Privat-Dozent daselbst, dann Professor in Rostock, Erlangen, Leipzig. Gestorben 1890. Hervorragender Kenner der hebräischen und andrer orientalischen Sprachen.

[13]) Hermann L. Strack, Ph. D., Lic. Theol., D. D. Protestantischer Theologe des vorigen Jahrhunderts. Geb. in Berlin 1848. Außerordentlicher Professor in Berlin 1877. Sprachforscher.

[14]) **Wm. H. Green, Presbyterian Theologian (1825-1900). Graduate of Princeton. From 1849 to 1851 pastor Central Presbyterian Church, Philadelphia. Professor at Princeton of Biblical and Oriental literature. Most distinguished scholar in this country among those who hold orthodox views on inspiration. Chairman of the Old Testament Revision Committee. "The Pentateuch Vindicated," "Higher Criticism of the Past," "The Unity of the Book of Genesis."**

II.

das Selbstzeugnis der Thora über ihren Verfasser.

Fragen wir also: Für wessen Werk will die Thora selbst gelten? Im Mittelpunkt der gesamten Thora steht die Bundesschließung am Sinai. Ex. 20—23. Alles, was derselben vorausgeht, bereitet dieselbe vor, ist also Geschichte; alles Nachfolgende ist die Entfaltung jenes Bundes, welcher Gesetze benötigte. Von den geschichtlichen Erzählungen werden zwei mit ausdrücklichen Worten als von Moses auf göttlichen Befehl niedergeschrieben eingeführt. „Und der Herr sprach zu Mose: Schreibe das zum Gedächtnis in das Buch." Ex. 17, 14. „Hier ist also der Sieg über Amalek auf göttlichen Befehl von Mose niedergeschrieben worden, was sich dadurch begründen läßt, daß diese Gottestat eben auf diese Weise im Gedächtnis Josuas und der kommenden Geschlechter rege erhalten werden soll. Mußte Moses dieses Ereignis sorgfältig eintragen, so liegt zum mindesten die Vermutung nahe, daß auch alle andern wichtigen Ereignisse von ihm niedergeschrieben wurden, und zwar in dasselbe Buch, in das bekannte Buch, in das er schon andere Gottestaten eingetragen.

Ferner hat nach Numeri 33, 2 Moses auch auf Gottes Befehl die Lagerstätten Israels aufgezeichnet. Nach Vers 50 im selben Kapitel steht Moses, der Schreiber, in Moabs Gefilden und überblickt im Geiste alle die Ereignisse des 40jährigen Wüstenzuges, und die einzelnen Stationen desselben bringen ihm diese Ereignisse ins Gedächtnis zurück. Diese Lagerliste ist eine knappe Zusammenfassung dessen, was in Exodus, Leviticus und Numeri ausführlich berichtet wird, und zwar wird in ihr dieselbe Reiseroute angeben wie in jenen mittleren Büchern der Thora. Stimmt sie nun auch mit den letzteren überein, so ist sie von denselben doch nicht abhängig in dem Sinn, daß sie etwa auf Grund jener zusammengestellt wäre; denn sie enthält Namen u. s. w., die jene nicht enthalten. Solche Zusätze können aber nur aus der Feder dessen stammen, der alles miterlebt hat, also Moses selber. Die Lagerliste ist unzweifelhaft mosaisch. Der Verfasser der Liste ist auch der Verfasser des Restes der Thora und kann kaum ein anderer sein.

Es ist übrigens noch keinem Kritiker gelungen, die Lagerliste auf Grund sprachlicher Eigentümlichkeiten einer der angenommenen Quellen zuzuteilen. So ist sie ein Stein des Anstoßes, weil sie sich den Hypothesen der Kritiker nicht anpassen will. Wenn sich nun schlagend dartun läßt, daß die geschichtlichen und gesetzlichen Teile der Thora ein einheitliches Werk bilden, so ist die Lagerliste für die mosaische Abfassung der ganzen Thora ein Beweisstück von größter Wichtigkeit, da sie eine knappe Zusammenstellung der Ereignisse in

der Geschichte Israels ist, wie sie uns in den mittleren Büchern des Pentateuchs vorliegt. Von Genesis 1 bis Exodus 19 treibt alles auf die Bundesschließung am Sinai hin, die durch jenen Teil der Geschichte vorbereitet wird. In den geschichtlichen Teilen von Numeri aber sind die Gesetze mit eingerahmt und erweisen sich eben dadurch als unauflöslich mit den geschichtlichen Partieen verbunden. So haben wir in der Lagerliste ein Dokument von Mosis Hand, das für die mosaische Abschaffung der ganzen Thora zeugt.

Auch die schriftliche Fixierung von Gesetzen wird Mose ausdrücklich zugeschrieben. Die Gesetze der Thora zerfallen in drei große Hauptgruppen:

1. Gesetze, die die Bundesschließung begründen.
2. Die priesterlichen Gesetze in Leviticus und und entsprechenden Teilen von Exodus und Numeri.
3. Die Gesetzgebung im Deuteronomium.

Die erste Gruppe ist enthalten im „Bundesbuche.“ Sie schließt in sich die von Gott selbst am Sinai dem Volke verkündigten Bundesworte, uns als die Zehn Gebote oder Dekalog bekannt (Exodus 20, 1—17). Sie bilden das Fundamentalgesetz des Bundes. Ferner die Grundzüge der Bundesverfassung (Exodus 20, 20—24, 2). Diese wurden dem Volke durch Moses übermittelt. „Da schrieb Moses alle Worte des Herrn (Kap. 24, 4), „und nahm das Buch des Bundes, und las es vor den Ohren des Volkes“ (V. 7). Das Bundesbuch enthält offenbar nur die genannten, dem Bunde zugrundeliegenden Gesetze (Exodus 20—23), welche den Kern der Thora bilden und in den folgenden Gesetzgebungen weiter ausgeführt werden.

Die Bundesschließung am Sinai brachte mit sich die Einführung des israelitischen Kultus. Das führte zu dem Erlaß der Priester- und Ritualgesetze, die den Dienst an der Hütte des Stifts regeln. Diese Gesetze finden wir Exodus 25—40, im ganzen Leviticus und in Numeri, in welch letzterem Buch sie mit der Geschichte verwoben sind, aus welcher der geschichtliche Zusammenhang und die Veranlassung der Gesetzgebung ersichtlich ist. Es wird allemal ausdrücklich erwähnt, daß die gesamten priesterlichen oder levitischen Gesetze von Gott dem Mose auf dem Sinai und auf den nachfolgenden Wanderungen in der Wüste befohlen wurden. Obwohl nun die eigenhändige Niederschrift dieser Gesetze durch Moses nicht ausdrücklich betont wird, so ist's doch mehr als wahrscheinlich, daß er dieselben schriftlich fixierte, um sie selber nicht zu vergessen, und damit er sie je und dann dem Volke wieder einschärfen konnte.

Auch konnte der Bau der Stiftshütte nicht ausgeführt werden,

wenn den Bauleuten nicht schriftliche Spezifikationen vorlagen. Und die komplizierte Opferthora konnte nur dann recht beachtet werden, wenn sie den Priestern schriftlich vorlag.

Die dritte Gruppe von Gesetzen, der sog. deuteronomische Kodex, umfaßt die gesetzlichen Teile des Deuteronomiums (Kap. 1—31, 23). Moses steht im Begriff, von hinnen zu scheiden. Er legt noch einmal dem Volk das Gesetz ans Herz. Er wiederholt die Gesetze aus Exodus und Leviticus, teils in zusammenfassender, teils erläuternder, teils erweiternder Gestalt. Diese moralistischen Gesetzesreden hat Moses nach dem Zeugnis des Deuteronomiums auch niedergeschrieben. Während jedoch in Exodus und Leviticus dem Moses nur die Niederschrift einzelner Teile mit ausdrücklichen Worten zugeschrieben wird, wird im Deuteronomium die Abfassung der ganzen Thora durch Moses bezeugt, indem die mosaische Abfassung teils bestimmt vorausgesetzt, teils ausdrücklich ausgesagt ist.

Es könnten nun noch weitere Beweise aus der Thora selbst geliefert werden, ihre Abfassung durch Moses zu bestätigen, doch würde das zu weit führen. Wir weisen in diesem Zusammenhang nur noch hin auf die Drohung, die Gott in Bezug auf seine Gesetze ausspricht: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt, daß er danach tue.“ Wenn Moses das Halten aller Gebote unter angedrohtem Fluch von den Israeliten fordert, so konnte er das doch nicht tun, wenn er sie ihnen nur teilweise schriftlich hinterlassen hätte.

Die Niederschrift der ganzen Thora durch Moses wird im Deuteronomium mit ausdrücklichen Worten bezeugt. Nach Deut. 31, 9—11 schrieb Moses dieses Gesetz und gab's den Priestern, den Kindern Levi, die die Lade des Bundes trugen, und allen Ältesten Israels mit dem Gebot, es alle sieben Jahre, am Laubhüttenfest, dem ganzen Israel vorzulesen. — Man machte zwar dieser Stelle den Vorwurf der Unklarheit, da schon Vers 9 von einer Uebergabe des Gesetzbuches an die Priester und Aeltesten die Rede sei und hernach Moses noch etwas hinzugefügt habe. Doch läßt sich diese Schwierigkeit befriedigend lösen, wenn man nur in V. 9 beachtet, daß Moses dieses Gesetz den Priestern und allen Aeltesten Israels übergab. Wem gab er es denn? Jedem einzelnen der Priester und Aeltesten? Dann hätte er viele Exemplare haben müssen. Nein, er gab es überhaupt nicht eher aus den Händen, als bis er es vollendet hatte. Moses schrieb das ganze Gesetz auf bis Kap. 31, 23 und übergab es dann, wie V. 24 ff. berichten, den Leviten (nicht den Priestern und Aeltesten), die es zur Seite der Bundeslage legen mußten.

Mit den Worten Kap. 31, 24: „Da nun Moses die Worte dieses Gesetzes ganz ausgeschrieben hatte in ein Buch,“ scheidet der Verfasser des Anhangs seinen Nachtrag deutlich genug von dem mit V. 23

abschließenden Werk Mosis. (Man lese Kap. 31, 24—30 und 34, 1—12.)

Es liegt uns hierin also ein Zeugnis für die mosaische Abfassung der ganzen Thora von einem Manne vor, der dem Moses zeitlich und auch an Autorität nahegestanden, etwa Josua. Dieser zeitgenössische Verfasser des Anhangs fügte auch das von Moses nach Gottes Befehl aufgeschriebene Lied und den Segen (Kap. 33) an der passenden Stelle in das Gesamtwerk ein. Aus diesem Vers, wie aus dem Anhang überhaupt, sind also keine Gründe gegen die mosaische Abfassung zu ziehen, z. B. daß Moses seinen eigenen Tod nicht habe berichten können und dergleichen. So kann es denn keine Frage sein, daß die ganze Thora von Genesis 1, 1 bis Deuteronomium 31, 23 von Moses geschrieben zu sein beansprucht, daß die ganze Thora sich als das Werk Mosis ausgibt, ein Anspruch, der sich mit den von der Kritik geltend gemachten, scheinbar entgegengesetzten Erscheinungen sehr wohl vereinigen läßt.

Und nun zuletzt noch

III.

Das gewaltige und gewichtige Zeugnis der höchsten Autorität für die Abfassung der ersten fünf Bücher der Bibel durch Moses, das Zeugnis Jesu Christi.

Für Christen ist es von der größten Bedeutung zu wissen, ob Christus den Selbstanspruch des Pentateuchs und den Glauben der Juden an die mosaische Abfassung desselben billigt oder nicht. Hält Christus Mosen für den Verfasser des Pentateuchs? Diese Frage ist nicht kurzerhand mit Ja oder Nein zu beantworten, sondern bedarf einer genaueren Betrachtung.

Es könnte nun zunächst eingewendet werden, daß es nicht Christi Sache gewesen sei, sich mit literarischen Streitfragen zu beschäftigen, und daß überdies es zu jener Zeit keine Pentateuchfrage gegeben habe, da ja alle Sekten des jüdischen Volkes der Ansicht huldigten, daß Moses den Pentateuch verfaßt habe. Das ist schon wahr. Aber nichtsdestoweniger finden wir in Christi Worten eine Antwort auf unsere Frage. Diesbezügliche Aussprüche Jesu lassen sich im Neuen Testament leicht finden. Es handelt sich aber bei denselben darum, festzustellen, was Christus tatsächlich über den Ursprung des Pentateuchs sagt, resp. welche Anschauung seinen Aussagen zugrunde liegt oder darin vorausgesetzt ist. Das muß dann so gewiß Wahrheit sein, als Christus der Mund der Wahrheit ist. Fragen wir also: Was sagt Christus wirklich über die Verfasserschaft der Thora aus, resp. welche Ansicht liegt seinen Ansprüchen zugrunde oder ist darin vorausgesetzt?

„Hat euch nicht Moses das Gesetz gegeben?" fragt Christus Joh. 7, 10 die Juden. Hier ist Moses als das Werkzeug, der Vermitt-

ler, Gott als der Gesetzgeber bezeichnet. Nach dem Neuen Testament ist Gott der Gesetzgeber, Moses aber der Mittler des Gesetzes. Unter „Gesetz" versteht der Herr, sowie die Juden überhaupt, die ganze Thora. Das Gesetz ist mosaisch, das ist die Anschauung des Neuen Testaments. Das muß allseitig zugestanden werden. Die Kritiker behaupten nun aber, daß im Neuen Testament Moses nur als der Vermittler, nicht als der Schreiber des Gesetzes bezeichnet sei. Doch auch als Schreiber wird Moses betrachtet, und zwar der ganzen Thora, nicht nur etlicher Teile.

Das schließen wir aus der Tatsache, daß das Neue Testament die fünf Bücher Mosis als das inspirierte Wort Gottes ansieht. Die Wurzeln des Neuen Testaments liegen im Alten, besonders in der Thora, die dem ganzen Alten Testament zugrunde liegt. Christus gründet alle seine Ansprüche und sein ganzes Werk auf das Alte Testament.

Hier sind einige Stellen, welche zeigen, was die Thora für Christum bedeutet. Christus erklärt Joh. 5, 39, daß die Schriften des Alten Testaments von ihm zeugen. „Suchet in der Schrift, denn sie ist's, die von mir zeuget." Er kam nicht, um das Gesetz zu zerstören, sondern zu erfüllen (Matth. 5, 17—19). „Und fing an von Mose und allen Propheten und legte ihnen alle Schriften aus, die von ihm gesagt waren" (Lukas 24, 27). „Denn es muß alles erfüllt werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Mosis, in den Propheten und Psalmen" (V. 44). Wenn die Thora Mosis ihre Erfüllung in Christo findet, so ist sie damit als Gottes Wort erwiesen. So bezieht also Christus die Weissagungen, in den Büchern Mosis enthalten, auf sich. Die Geschichten und Erzählungen werden von ihm als wahre und nicht als Sagen, nicht als Fabeln oder Mythen angesehen (Markus 12, 26). Dieser Gebrauch, den Christus von der Thora macht, indem er alle seine Worte und Werke darauf gründet und daraus legitimiert, zeigt deutlich genug, daß er diese für Gottes Wort ansieht. Ist die Thora aber das inspirierte Wort Gottes, so kann sie nicht den Ursprung haben, den die negativen Kritikier ihr zuschreiben. Die Verwerfung der Inspiration der Thora ist aber die notwendige Folge der Dokumentenhypothese. Denn wenn der Pentateuch nicht mosaisch ist, sondern erst Jahrhunderte später aus verschiedenen Urkunden entweder zusammengearbeitet oder durch allmähliche Zusätze zu einem schon vorhandetet Grundstock entstanden ist, kann er nicht Gottes Wort sein.* Nur wenn die Thora von einem Verfasser (Moses) geschrieben ist, kann Christus (und auch seine Apostel) sie als inspiriertes Gotteswort ansehen.

Daß Christus Mosen als den Schreiber der Thora anerkennt, ersehen wir auch aus der Art und Weise, in welcher er die Thora zitiert. Neben den öfter vorkommenden Zitationsformeln: „Es steht

geschrieben im Gesetz," „das Gesetz sagt," lesen wir oft: „Moses sagt," „Moses hat befohlen." Hat sich Christus damit nur der irrigen (?) Anschauung seiner Zeitgenossen anpassen wollen? Oder war dies nur die gebräuchliche Zitationsweise? Hätte Moses die Thora nicht geschrieben, so hätte Christus sich keiner solchen Zitationsweise bedient, welcher der Glaube an die mosaische Abfassung der Thora zugrunde liegt.

Im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus läßt Christus Abraham zu ersterem sagen: „Hören sie Mosen und die Propheten nicht" u. s. w. (Lukas 16, 31). Hier fordert Christus Glauben für alles das, was Moses in der Thora geschrieben. In der Thora selbst lesen wir: „Und Moses schrieb dies Gesetz" (Deut. 31, 9); ferner: „Da nun Moses die Worte dieses Gesetzes ganz ausgeschrieben hatte in ein Buch" (Deut. 31, 24). Fordert Christus keinen Glauben für diesen so klar ausgesprochenen Selbstanspruch der Thora?

„Wenn ihr Mosi glaubtet, so glaubtet ihr auch mir; denn er hat von mir geschrieben. So ihr aber seinen Schriften nicht glaubet, wie werdet ihr meinen Worten glauben?" (Joh. 5, 46. 47.) Hier erklärt Christus, daß Moses von ihm in seinen Schriften geschrieben habe! Dieses Zeugnis kann man nicht damit aus dem Wege räumen, daß man sagt, das sei bloß eine übliche Zitationsweise; damit sage er über die Verfasserschaft nichts aus, denn hier würden Schreiber und Schriften unterschieden. Es ist ganz selbstverständlich, daß Christus dasselbe unter Schriften Mosis verstand als seine Zeitgenossen, nämlich die ganze Thora.

Moses hat von Christo geschrieben, und zwar nicht etwa die direkt messianischen Stellen, von dem Prot=Evangelium (Gen. 3, 15) an bis zur Verheißung des großen Propheten (Deut. 18, 15), sondern nusquam non, wie Bengel sich ausdrückt. Alles in der Thora zielt auf Christum, und zwar nicht bloß negativ, d. i. daß das Gesetz, indem es Erkenntnis der Sünde wirkt, den Boden für ihn bereitet, sondern auch positiv, d. i. das Ritualgesetz, Opfer und andere Einrichtungen in der Thora, sowohl als auch Erzählungen der Thora, sind Typen (Vorbilder) auf den verheißenen Messias. Es ist also keine Frage, daß Christus durch seine Aussprüche die Abfassung der Thora durch Moses über allen Zweifel erhebt.

Für Christen ist das von entscheidender Bedeutung, denn Christus fordert Glauben an seine Worte aufgrund dessen, was Moses von ihm geschrieben (Joh. 5, 46. 47). Glauben wir Moses, so glauben wir Christo, denn Mosis Schriften und Christi Worte sind ihrem Ursprung und Inhalt nach identisch. Ihrem Ursprung nach sind sie von Gott. Ihr Inhalt ist Christus. Indem wir Mosis Schriften annehmen, nehmen wir tatsächlich Christi Worte an, und umgekehrt. Wäret ihr wahre Jünger Mosis, so wäret ihr auch Jünger

Christi; wäret ihr Jünger Christi, so wäret ihr auch Jünger Mosis und glaubtet seinen Schriften. Das ist tatsächlich der Gegensatz zwischen der Kirche und der negativen Kritik. Wenn die Vertreter der letzteren an Christum glauben und Christi Worte annehmen würden, so würden sie auch den Schriften Mosis glauben und darum Moses als den Verfasser des Pentateuchs anerkennen. Die mosaische Abfassung der Thora wird aus historisch-kritischen Gründen angefochten, weil man den Glauben an Christum, die Offenbarung, den Gott, der Wunder tut, den Inhalt der Thora verloren hat. Die mosaische Abfassung wird beanstandet, weil man mit Gott zerfallen ist und mit dem Vordrängen der kritischen Frage den Abfall von Gott verdecken will.

Dieser Richtung können wir als evangelische Pastoren und Prediger uns nicht anschließen. Sie muß uns in tiefster Seele zuwider sein. Für uns ist Christus der Führer in allen Dingen, die höchste Autorität in allen entscheidenden Fragen, also auch in der Frage, mit welcher die gesamte Offenbarung, die sich um Christus als den Angelpunkt dreht, steht oder fällt. Wir mögen wohl die Ansichten und Argumente der negativen Kritik, und alle historisch-kritischen Gründe für und wider Moses gewissenhaft prüfen, aber wir sind a priori überzeugt, daß wir dadurch nur in unserm Glauben bestärkt werden, daß Christi Anschauung die rechte ist. Wir folgen daher in der Pentateuchfrage Christo als unserm sicheren Führer.

Trennung von Staat und Kirche in Deutschland.

Von Oberkonsistorialrat Lic. Dr. Dibelius.

II.

Die Trennung.

Als die Stürme des 9. November 1918 über Deutschland dahinbrausten, und die deutschen Fürstenthrone mit einem Schlage zusammenbrachen, da war durch die elementare Gewalt dieses Ereignisses die Lösung der Kirche vom Staat an einem wichtigen Punkt plötzlich und gewaltsam durchgeführt: es gab keinen Landesherrn mehr, der als Summus Episcopus der Kirche und zugleich als Oberhaupt des Staates eine persönliche Verbindung zwischen diesen beiden Mächten darstellte. Einen Augenblick schwankte man, auf wen die kirchlichen Rechte des Summus Episcopus nun übergegangen seien. In der preußischen Notverfassung wurde gegen den Protest der Kirche der Versuch gemacht, diese Rechte auf drei evangelische Staatsminister zu übertragen. Allein, das ist bald als ein Mißgriff erkannt worden. Man einigte sich in allen deutschen Landeskirchen dahin, daß diese kirchlichen Rechte nunmehr an die Kirche selbst gefallen seien. So z. B. das Recht,

die Superintendenten zu ernennen, die Generalsynode einzuberufen, kirchliche Gesetze und Verordnungen zu erlassen und dergl. mehr. In allen diesen Dingen konnte die Kirche nunmehr frei und selbständig handeln. Man schuf dafür besondere Organe. In der preußischen Landeskirche wurde ein „Landeskirchenausschuß" gebildet, der sich aus den Mitgliedern des Evangelischen Oberkirchenrats und denen des Generalsynodalvorstandes zusammensetzt. — Es war, wie wenn man aus einem gothischen Spitzbogen den Schlußstein herausschlägt, der oben die beiden Bogenseiten zusammenhält, dann fallen die beiden Seiten auseinander. So war Staat und Kirche an einem wichtigen Punkt auseinander gefallen, als der König aus dem politischen Leben ausschied.

Immerhin: es blieben der Verbindungen zwischen Staat und Kirche noch immer genug. Auch diese sollten gelöst werden — das war in den Tagen der Revolution die allgemeine Meinung. Was den Männern des 9. November vorschwebte, war ohne Zweifel eine Trennung von Staat und Kirche nach französischem Muster — also eine Trennung ohne Rücksicht darauf, was aus der Kirche würde, eine Trennung, die jedes religiöse Moment aus dem Leben des Staates austilgen sollte. Wenn man die Reden der Revolutionsmänner hörte, wurde man immer an das Wort Vivianis erinnert, das dieser im Blick auf die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich gesprochen hat: „Die französische Nation hat mit einer großartigen Handbewegung alle Lichter des Himmels ausgelöscht!" Aber als am 11. August 1919 die neue Verfassung des Deutschen Reichs zum Abschluß kam, hatten sich die erhitzten Gemüter bereits wesentlich abgekühlt. Die Mehrzahl der Abgeordneten sah ein, daß man eine solche Trennung nicht mit einem Federstrich vollziehen könne; daß ein Kulturstaat über wohl erworbene Rechte einer Kirche und über feierlich übernommene Verpflichtungen nicht einfach zur Tagesordnung übergehen könne. Der deutsche Sinn für Recht und Gerechtigkeit, die deutsche Gewissenhaftigkeit meldeten sich wieder zum Wort. Man einigte sich darauf, in die Verfassung den Grundsatz aufzunehmen, daß die Trennung von Staat und Kirche durchzuführen sei, daß aber dabei die Normen des Rechts nicht verletzt werden dürften. So kam es zu den Bestimmungen der Artikel 137 und 138.

Artikel 137.

„Es besteht keine Staatskirche. Die Freiheit der Vereinigung zu Religionsgesellschaften wird gewährleistet. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes. Sie verleiht ihre Aemter ohne Mitwirkung des Staats oder der bürgerlichen Gemeinde.

Die Religionsgesellschaften bleiben Körperschaften des öffent-

lichen Rechtes, soweit sie solche bisher waren. Andern Religionsgesellschaften sind auf ihren Antrag gleiche Rechte zu gewähren, wenn sie durch ihre Verfassung und die Zahl ihrer Mitglieder die Gewähr der Dauer bieten.

Die Religionsgesellschaften, welche Körperschaften des öffentlichen Rechtes sind, sind berechtigt, auf Grund der bürgerlichen Steuerlisten nach Maßgabe der landesrechtlichen Bestimmungen Steuern zu erheben.

Artikel 138.

Die auf Gesetz, Vertrag oder besondern Rechtstiteln beruhenden Staatsleistungen an die Religionsgesellschaften werden durch die Landesgesetzgebung abgelöst. Die Grundsätze dafür stellt das Reich auf."

Von entscheidender Bedeutung war die Bestimmung, daß die großen Kirchen in Deutschland „Körperschaften des öffentlichen Rechtes" bleiben sollten. Das bedeutet, daß man nicht zu dem Zustand übergehen wollte, der in Amerika besteht und seit 1900 grundsätzlich auch in Frankreich bestehen soll: daß die Kirchen Vereine sind, nicht mehr und nicht weniger mit Schutz und mit Rechten versehen, wie jeder andere Verein auch — darauf angewiesen, von ihren Mitgliedern freie Beiträge zu erheben. Vielmehr sollten den großen Landeskirchen gewisse Vorrechte eingeräumt bleiben — vor allem das Recht, Steuern auszuschreiben, die von allen bezahlt werden müssen, die nicht aus der Kirche ausgetreten sind.

Etwas anderes war in der Tat nicht möglich, wollte man es nicht zu Erschütterungen kommen lassen, die das ganze Volk in Mitleidenschaft hätte ziehen müssen. Die rechtliche Lage einer großen Kirche ist immer das Werk einer Jahrhunderte langen Entwicklung. Diese Entwicklung läßt sich nicht von heute auf morgen ändern. Nur allmählich kann man aus diesem Zustand in einen andern überleiten. Um ein Beispiel davon zu geben, was die plötzliche Entziehung des Steuerrechts bedeutet hätte: alle deutschen Kirchengemeinden haben das Recht, Anleihen auf den Markt zu werfen, die ebenso mündelsicher sind wie die Anleihen des Staates. Sie können bei jeder öffentlichen Kasse Darlehen aufnehmen, ohne dafür irgendwie Bürgschaft zu leisten. Die Sicherheit besteht eben in ihrem Steuerrecht. Sie können die notwendigen Zinsen und Rückzahlungen jederzeit durch die Besteuerung ihrer Gemeindeglieder garantieren. Viele Hunderte von Millionen Mark sind auf diese Weise von den Kirchengemeinden aufgenommen worden. Mit der Entziehung des Steuerrechts wäre dies Geld mit einem Schlag wertlos geworden. Die Sparkassen hätten der Kirche sofort alle Darlehen kündigen müssen. Es wäre eine Verwirrung eingetreten, die bis in die Häuser der Kleinrentner hineingegriffen hätte.

So etwas wäre in den ohnehin sturm- und drangvollen Tagen nach der Revolution einfach unerträglich gewesen.

Durch die Bestimmungen der Reichsverfassung waren nun die evangelischen Landeskirchen vor eine doppelte Aufgabe gestellt. Zunächst sollten sie sich finanziell selbständig machen. Eine große finanzielle Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche sollte erfolgen. Es sollte untersucht werden, welche Leistungen des Staates für die Kirche auf rechtlichen Verpflichtungen beruhten, und welche Leistungen seinem freien Willen entsprungen waren, sodaß sie jederzeit zurückgezogen werden konnten. Anderseits sollte die Kirche nun dem Staat übergeben, was sie an kirchlichem Eigentum besaß, das durch die neuere Entwicklung der Aufgabensphäre des Staates angehörte. Für alle diese Dinge müßte der Staat dann eine entsprechende Entschädigung bezahlen. Es handelt sich dabei vor allem um das Schuleigentum auf dem Lande.

Diese fianzielle Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche ist in den drei Jahren, die seitdem verflossen sind, sehr wenig vorangekommen. Zunächst sahen beide Teile, Staat und Kirche, ein, daß eine solche Ablösung, bei der es sich um ungezählte Millionen handelt, nicht vorgenommen werden kann, so lange die deutsche Mark auf- und abspringt, und dabei eine ständig sinkende Kurve verfolgt. Unmöglich kann sich die Kirche damit einverstanden erklären, daß ihr der Staat für einen großen Komplex von Grundstücken ein paar Milliarden Mark bezahlt, die nach zwei Jahren vielleicht nur ein Zehntel ihres alten Wertes haben. Aber auch die Vorarbeiten für die Auseinandersetzung sind außerordentlich schwierig und zeitraubend. Bei jedem Schulhaus und bei jedem Küsteracker muß nachgewiesen werden, was kirchliches und staatliches Eigentum ist. Zu dieser Arbeit fehlt es gegenwärtig, wo Staat und Kirche um ihre Existenz ringen, an der nötigen Ruhe und an der nötigen Zeit. Es wird an diesen Dingen gearbeitet. Aber wann die Auseinandersetzung vollendet sein wird, ist heute noch nicht abzusehen.

Infolgedessen läßt sich auch heute noch nicht sagen, was bei dieser Auseinandersetzung schließlich herauskommen wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Ablösungssumme, die der Staat für das Schuleigentum und zur Abfindung seiner sonstigen Leistungen an die Kirche wird zahlen müssen, in seinem Zinsertrag sehr viel höher sein wird als das, was der Staat bisher an Zuschüssen für die Kirche gegeben hat. Aus diesem Grund rechtfertigt es sich, daß der Staat nicht nur diejenigen Zahlungen vorläufig fortsetzt, die er bisher geleistet hat, sondern daß er ziffernmäßig seine Beiträge erhöht hat, um die ungeheure Entwertung der deutschen Mark wenigstens teilweise auszugleichen. Ja, ein verhängnisvoller Umstand hat dazu geführt, daß in den beiden letzten Jahren der Staat noch darüber hinaus Millionen-

Beiträge an die Kirche hat zahlen müssen. Die große Erzbergersche Finanzreform, die das Steuerwesen in Deutschland auf einen ganz neuen Boden stellte, hat dazu geführt, daß der Staat zwei Jahre überhaupt keine Steuern hat einziehen können. Die neu geschaffenen Finanzämter waren nicht schnell genug arbeitsfähig geworden. Infolgedessen konnte auch die Kirche — die evangelische, ebenso wie die katholische — ihre Steuern nicht erheben, weil sie dafür die Steuerveranlagung des Staates als Grundlage braucht. So floß zwei Jahre lang kein Pfennig mehr in die großen Zentralfonds der Kirche. Und doch mußten aus diesen Zentralfonds immer erhöhte Zuschüsse zu den Gehältern der Geistlichen gezahlt werden, damit diese bei der sprunghaft steigenden Teurung wenigstens notdürftig leben konnten. Die einzige Rettung aus diesem Dilemma war die, daß der Staat mit seinem Papiergeld, das er unausgesetzt druckte, der Kirche zu Hilfe kam. So sind Hunderte von Millionen Papiermark in den beiden letzten Jahren vom Staat an die Kirche überwiesen worden — allerdings nur vorschußweise. Die Kirche muß alles zurückzahlen, oder es bei der großen finanziellen Ablösung zur Verrechnung bringen. Allmählich fängt das Steuerwesen an, wieder in Ordnung zu kommen. Es steht zu hoffen, daß im kommenden Herbst auch die evangelische Kirche ihre Finanzen wieder übersehen kann, und daß dann die Rückzahlungen werden beginnen können.

So wird bis auf lange hinaus noch ein finanzielles Band zwischen Staat und Kirche bestehen. Allmählich aber — auch wenn die Auseinandersetzung noch Jahrzehnte lang auf sich warten lassen sollte — wird die Beihilfe des Staates für die Kirche immer mehr an Bedeutung verlieren. Der Staat baut seine Zuschüsse ab, wo er nur irgend kann. Umgekehrt muß die Kirche ihre eigenen finanziellen Kräfte immer mehr entwickeln — so bitter schwer das auch in einer Zeit grenzenloser Verarmung des gesamten Volkes werden mag. Am Aufbau des kirchlichen Finanzwesens im großen und ganzen ändert das nichts. Es bleibt dabei, daß die Landeskirche große Zentralfonds verwaltet, die den Geistlichen ein gewisses Gehalt sicherstellen. Es bleibt dabei, daß die Gemeinden von allen, die nicht ihren Austritt erklären, Kirchensteuern erheben, von denen ein Teil in die Zentralfonds fließt. Es wird also nicht dazu kommen, daß der einzelne Geistliche in seinem Gehalt direkt von seiner Gemeinde abhängig ist. Die Gemeinden werden lediglich die Freiheit haben, über die allgemeinen Sätze hinauszugehen, die die Landeskirche festgesetzt hat. Das aber wird in Zukunft noch sehr viel seltener möglich sein, als es bisher schon möglich gewesen ist. Nur ganz vereinzelte Gemeinden im Industriebezirk des Westens, sowie ganz wenige Landgemeinden, die mit großem Grundbesitz ausgestattet sind, können sich diesen Luxus leisten. 99 Prozent der Geistlichen bleiben lebenslang auf das Minimalgehalt angewie-

sen, das nach seiner Kaufkraft gegenwärtig etwa 300 Dollars jährlich beträgt. Auf Nebeneinnahmen in irgendwie nennenswerter Höhe kann niemand rechnen.

Die andere große Aufgabe, die der Kirche durch die neuen Verhältnisse und durch die Grundsätze der Reichsverfassung gestellt war, bestand darin, daß sie sich eine neue Verfassung geben mußte. Die Lücke, die durch den Wegfall des Summus Episcopus entstanden war, mußte ausgefüllt werden, Ernennungen von Kirchenbeamten durch den Staat waren durch die Reichsverfassung für die Zukunft ausgeschlossen. So war eine neue Verfassung nötig geworden.

Ein Teil der deutschen Landeskirchen hat diese Aufgabe bereits gelöst. In der preußischen Landeskirche ist die Verfassung noch nicht abgeschlossen. Hier liegen die Dinge eben am schwierigsten. Im Westen die rheinisch-westfälischen Gemeinden mit ihrer alten, überwiegend reformierten, synodalen Organisation. Im Osten die Gemeinden mit ausgesprochen lutherischem Charakter. Im Ganzen 20 Millionen Seelen, unter sehr verschiedenen Verhältnissen lebend — das macht die Aufgabe, eine neue Verfassung zu schaffen, nicht leicht.

Ist aber auch, während diese Zeilen geschrieben werden, die endgültige Form der neuen Verfassung für Preußen noch nicht festgestellt, so sind doch die Grundzüge dessen, was die Verfassung bringen wird, völlig klar. Nur um Einzelheiten geht noch der Kampf. Diese Grundlinien aber sind in Preußen genau dieselben wie in allen andern evangelischen Landeskirchen Deutschlands.

Keine evangelische Landeskirche in Deutschland hat sich für eine bischöfliche Verfassung nach dem Vorbild Englands oder der skandinavischen Kirchen entschieden. Zwar haben sich manche Landeskirchen entschlossen, ihren führenden Geistlichen den alten biblischen Bischofstitel beizulegen. In Preußen ist diese Frage im Augenblick noch unentschieden. Aber das ist lediglich eine Amtsbezeichnung, die das unschöne und unvolkstümliche Wort „Generalsuperintendent" ersetzen soll. Eine gewisse größere Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit wird diesen „Bischöfen" — ob sie nun so heißen oder nicht — allerdings gewährt werden. Von einem mehr oder weniger absoluten persönlichen Regiment der Bischöfe aber, wie es in der bischöflichen Methodistenkirche oder in der katholischen Kirche besteht, wird im evangelischen Deutschland auch für die Zukunft nicht die Rede sein. Die sog. „Hochkirchlichen" in Deutschland müssen darauf verzichten, ihren Traum erfüllt zu sehen, daß der Erzbischof von Schweden eine Reihe von deutschen Bischöfen weiht, und sie dadurch der successio apostolica teilhaftig macht.

Ebenso wenig aber hat sich irgendwo in Deutschland die reine synodale Verfassung durchgesetzt, wie sie sich bei amerikanischen Kirchen nicht selten findet und wie sie dem alten presbyterianischen

Ideal entspricht. Einen energischen Vorstoß nach dieser Richtung hin hatte der Verfassungsentwurf des preußischen Generalsynodalvorstands gemacht. Er wollte in jeder Provinz den Präses der Provinzialsynode zur leitenden Persönlichkeit machen, und für die gesamte preußische Landeskirche in ähnlicher Weise den Präses der Generalsynode. Das aber wurde von dem lutherisch gesinnten Osten als ein Sprung ins Dunkle empfunden, den man nicht mitmachen wollte. Man hatte die Besorgnis, daß ein solcher Präses allzu sehr abhängig sein werde von den wechselnden Majoritäten in seiner Synode. Man darf eben nicht vergessen, daß es sich bei den preußischen Synoden um Vertretungen weiter Gebiete handelt. Die Abgeordneten finden sich nicht zusammen als ein Kreis von Männern, die sich gegenwärtig kennen und nun vertrauensvoll zusammenarbeiten. Der eine kommt aus Ostpreußen, der andere kommt vom Rhein. Der dritte kommt aus Oberschlesien. Was sie verbindet, ist nicht persönliche Fühlung, sondern die kirchenpolitische Partei. Und so werden die großen Synoden in Preußen von selbst zu Parlamenten mit dem ganzen Parteigetriebe, das Parlamenten nun einmal eigen ist. Was wir bei der politischen Umgestaltung erlebt haben an Parteiherrschaft und Demagogie, hat der Majorität der Verfassunggebenden Kirchenversammlung nicht den Mut gegeben, mit der Kirchenverfassung ähnliche Wege zu beschreiten.

So ist eine Verfassung zustande gekommen, die das Synodale und das überlieferte konfessionelle Element mit den wertvollsten Gedanken einer bischöflichen Ordnung zu vereinigen sucht. Träger der Kirchengewalt ist die Generalsynode. Sie wählt die Spitzen der kirchlichen Verwaltung. Diese aber besteht aus lebenslänglich angestellten Beamten, die in den Provinzen und in der Zentralinstanz Kollegien bilden und innerhalb der ihnen gezogenen Schranken selbständig arbeiten. An der Spitze der Konsistorien steht nicht mehr, wie bisher, ein juristischer Präsident, sondern der Generalsuperintendent. Und die Generalsuperintendenten zusammen bilden ein Kollegium, das mit Kundgebungen und Anregungen aller Art an die Oeffentlichkeit treten soll. Die Grundlage der gesamten Verfassung soll die Gemeinde bilden. Allerlei Bestimmungen sind getroffen, um eine möglichst freie Gestaltung aller Kräfte in der Gemeinde zu sichern. Wie weit diese Bestimmungen wirkliches Leben erlangen werden, muß die Zukunft lehren.

Ueberſicht man das Ganze, so ergibt sich, daß die „Trennung von Staat und Kirche" in Deutschland zwar ein gutes Stück vorwärts gekommen, aber doch noch nicht restlos durchgeführt ist. Das liegt einerseits an den noch immer vorhandenen finanziellen Beziehungen zwischen beiden Größen. Denn wo der Staat bezahlt, hat er naturgemäß auch Einfluß — auch wenn dieser Einfluß nur versteckt und indirekt ausgeübt wird. Anderseits liegt in dem Charakter der Kirche

als „öffentlich=rechtlicher Korporation" eine gewisse Bindung an den Staat. Der Staat hat sich ausdrücklich das Recht vorbehalten, diese Korporationen — es handelt sich dabei praktisch nur um die evangelische und die katholische Kirche — daraufhin zu beobachten, ob ihre Organisation seinen Forderungen entspricht. Denn da der Staat diesen Korporationen bestimmte wichtige Rechte gewährt — Steuerrecht, Schutz der Feiertage u. s. w. — will er auch gewisse Bedingungen stellen können. Immerhin ist ein großer Fortschritt erreicht. Die innere Verwaltung ist von staatlichen Einflüssen frei geworden. Und die Entwicklung geht deutlich dahin, daß die Scheidung zwischen Staat und Kirche sich innerlich reinlicher und durchgreifender vollzieht.

Für die Kirche selbst ist damit eine neue Epoche ausgebrochen. Wo sie bisher am Staat einen festen Rückhalt für ihre gesamte Position hatte, steht sie nun im Kampf, rein auf sich selbst gestellt. Probleme, die die Kirche bisher nicht gekannt, steigen gewaltig am Horizont auf: wie soll es mit dem Religionsunterricht in der Schule werden? Wie soll es mit den theologischen Fakultäten werden, die bisher von der Kirche völlig unabhängig sind? Und diese Probleme greifen in das innerste Leben der Kirche hinein. Es ist nicht zufällig, daß ein Kampf um die Bekenntnisgrundlagen der Kirche eingesetzt hat, wie er seit fast hundert Jahren nicht geführt worden ist. Die frei auf sich selbst gestellte Kirche fühlt instinktiv das Bedürfnis, sich charaktervoll auf ein festes Fundament zu stellen. Je schärfer aber die Bekenntnisgrundlagen betont werden, umso ernster wird die Frage: ob die Kirche ihren Charakter als umfassende Volkskirche wird aufrecht erhalten können?

Mit einem Wort: Probleme über Probleme! Die große kirchliche Umwälzung, die der 9. November im Gefolge gehabt hat, ist mit der Lösung der finanziellen Fragen und mit dem Neubau der Verfassung nicht abgetan. Die evangelischen Kirchen Deutschlands stehen am Anfang großer, neuer, weitreichender Entwicklungen. Und es bleiben denen, die ihre Kirche lieb haben, nur das Gebet: daß der Herr der Kirche diese Entwicklung zu ihrem Heil und zu seiner Ehre führen möge!

Der Kampf um die Schule in Deutschland.

Von Dr. Hermann Wagner=Bethel=Bielefeld.

Unter den geistigen Bewegungen Deutschlands, die auch das Interesse des Auslands, zumal das der Stammesbrüder in Amerika, in Anspruch nehmen dürfen, steht der Kampf um die Schule obenan. Der Kampf ist alt. Er tobt schon seit Jahrzehnten. Seit der Revolution ist er in ein akutes Stadium getreten. Der Streit in den Parlamenten endet gewöhnlich mit einem Kompromiß. Je nach der

Konstellation der Parteien fallen diese Kompromisse aus. Auch jetzt wird wieder im Reichstag über ein Schulgesetz verhandelt. Der Erfolg der Beratungen ist noch nicht abzusehen. Doch sind die Aussichten für eine Entscheidung im radikalen Sinn gering. Ueber den Tagesereignissen und den Parlamentskompromissen geht leicht der Blick für die grundsätzlichen Entscheidungen der Zeit verloren. Nur sie aber haben auch für das Ausland Interesse. Worum handelt es sich?

Es handelt sich mit einem Wort um die Frage, ob Deutschland ein Land mit christlicher Schule bleibt oder nicht, es handelt sich um das Problem, ob sich Deutschland das eigenartige Kulturgepräge der Vergangenheit wenigstens teilweise erhält oder den fremden Kultureinflüssen zum Opfer fällt. Deutschlands Eigenart bestand bisher über ein Jahrtausend in einer festen Verbindung von Staat und Kirche, oder mindestens in einer unlösbaren Einheit von christlicher Religion und öffentlicher Kultur. Die Verbindung des römischen Kaisertums deutscher Nation mit der katholischen Kirche hat dazu den Grund gelegt. Im Luthertum wurde der Bund zwischen Staat und Kirche aufs neue besiegelt. Der deutsche Idealismus stellt den Kulturstaat mit christlichem Depräge dem religionslosen, mechanistisch aufgefaßten Staat der französischen Revolution als deutsches Kultur-Sondergut entgegen. Die Verbindung zwischen Staat und christlicher Erziehung in Schule und Kirche war bisher ein Vorzug Deutschlands und einiger anderer germanischer Länder, die in ihrem Kulturgepräge von Deutschland abhängig sind.

Es ist nun allerdings schwer zu entscheiden, ob das deutsche System für die Christianisierung des Volks viel besser war, als etwa das englisch-amerikanische. In den angelsächsischen Ländern ist unter der Herrschaft des Calvinismus die Erziehung und die Religionspflege, überhaupt die Kultur im engeren Sinn der privaten und der Vereinsfürsorge überlassen worden. Beide Systeme haben unstreitig ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Der Kampf in Deutschland geht nun aber auch nicht darum, ob die christliche Schule des Staates in die Hand christlicher Privatvereine überliefert werden soll. Vielmehr wird der Kampf gegen die christlich orientierte Staatsschule von christusfeindlichen Absichten aus übernommen. Das Problem ist das folgende: Die Staatsschule als solche wird von niemanden ernstlich angegriffen. Die Erziehung soll in den Händen des Staates bleiben. Der Kampf geht um den Einfluß der Kirchen auf diese Staatsschule. Bisher gab es in Deutschland nur Bekenntnisschulen, d. h. nur Schulen, in denen obligatorisch Religionsunterricht in den verschiedenen Hauptbekenntnissen erteilt wurde, der Gesamtunterricht sollte außerdem vom christlichen Geist durchtränkt sein. So war es grundsätzlich. Natürlich wurde in Wahrheit von vielen religionsfeindlichen Lehrern ge-

gen diesen Grundsatz verstoßen. Die Lehrerschaft war schon vor dem Krieg der Hauptträger im Kampf gegen die Kirche und auch gegen die christliche Religion. Sie ist es auch im wesentlichen nach dem Krieg geblieben. Politisch hat sie ihre Hauptstütze an der tatsächlich unchristlichen Sozialdemokratie. Beide zusammen fordern für Deutschland die weltliche Gemeinschaftsschule. In dieser Schule sollen Kinder aller Stände und aller Konfessionen nebeneinander unterrichtet werden. Sie darf nicht das Gepräge einer bestimmten Weltanschauung tragen. Diese Schule ist also der charakteristische Exponent einer grundsätzlich weltlichen, diesseitigen Kultur. Es trägt auch wenig aus, ob dann in einer solchen Schule nach freier Vereinbarung der Lehrer und Schüler, bezw. der Eltern, wahlfreier Religionsunterricht erteilt wird oder nicht. Der unchristliche Gesamtcharakter dieser Schulgattung wird dadurch nicht beeinflußt.

Ist die Sozialdemokratie mit der demokratischen Lehrerschaft und der demokratischen Partei im Gefolge, die Stoßtruppe der weltlichen Schule, so setzt sich das Zentrum im Verein mit den Rechtsparteien für die christliche Schule ein. Ein Zwang zum Religionsunterricht wird auch von diesen Parteien im allgemeinen ausgeschlossen. Die Freiheit der religiösen Ueberzeugung soll weder für Kinder noch für Lehrer beeinträchtigt werden. Aber die Parteien verlangen, daß christlichen Eltern für ihre Kinder keine „gottlosen" Schulen aufgedrängt werden. Sie wünschen, daß die Religion der Mittelpunkt der Erziehung bilde, und daß der religiöse Geist ihrer bestimmten Konfession auch die öffentlichen Schulen beherrsche, in die sie ihre Kinder zu schicken verpflichtet sind. Sie appellieren an das Erziehungsrecht der Eltern auf ihre Kinder. Der religiöse Charakter der Staatsschule soll sich nach dem Bekenntnis der zu ihr gehörenden Kinder und Eltern richten. Auf dem Umweg über die Familie fordert somit die Kirche aufs neue Einfluß auf die öffentliche Erziehung des Volkes. Die Bewegung für die „Bekenntnisschule" hat in Deutschland auch in Lehrerkreisen bereits einen großen Umfang angenommen. Die katholische Kirche hat bei ihrer glänzenden Organisation gewaltige Streitkräfte mobil gemacht. Sie hat die Hauptlast des öffentlichen Kampfes mit den Wortführern der weltlichen Schule zu tragen. Die Schulfrage erschwert denn auch das Zusammenarbeiten der beiden Regierungsparteien, Zentrum und Sozialdemokratie, außerordentlich. Die Kulturpolitik spielt auf diese Weise stark in die deutsche Gesamtpolitik hinein. Auch in evangelischen Kreisen ist aber die Bewegung für die Bekenntnisschule stark im Fortschreiten. Seit langem hat keine christliche Frage die breite Oeffentlichkeit im evangelischen Lager so bewegt, wie die Frage der christlichen Schule.

Fassen wir die Lage noch einmal zusammen. Die bisherige christliche Zwangsschule ist endgültig abgetan. Nie-

mand denkt mehr daran, Lehrer und Kinder zur Beteiligung am Religionsunterricht zu zwingen. Heute handelt es sich darum, ob wir im jähen Umschlag der Lage eine weltliche Staatszwangsschule erhalten sollen. Es fragt sich, ob christliche Eltern gezwungen werden können, ihre Kinder in Schulen zu schicken, die grundsätzlich kein christliches Gepräge tragen. Dagegen lehnen sich die treuen Glieder der christlichen Kirche beider Konfessionen geschlossen auf. Sie fordern Einfluß auf die religiöse Grundrichtung der Staatsschulen, und tragen damit auch äußerlich die Spaltung in das deutsche Schulwesen hinein, die allerdings innerlich bereits längst vorhanden war. Dank der Macht des Zentrums hat es vorläufig den Anschein, als ob die christlichen Forderungen in Erfüllung gehen werden. Wir werden da, wo genügend christliche Eltern vorhanden sind, durch das neue Reichsschulgesetz christliche Bekenntnisschulen erhalten. Dadurch sind wir im wesentlichen vor dem schweren Leidensweg bewahrt, den die Christen in Holland gehen mußten. Dort widersetzte sich der Staat vor etwa 100 Jahren dem Einfluß der christlichen Eltern auf die weltliche Staatszwangsschule, und deshalb schritten diese Eltern zur Gründung christlicher Privatschulen, obwohl sie nebenbei zur Erhaltung der öffentlichen Schule beitragen mußten. Der Leidensweg ist jetzt zu Ende. Nach 70jährigem Kampf hat der Staat die christliche Schule als gleichberechtigt anerkannt, und da sie den andern an Zahl fast gleichstehen, werden sie jetzt ganz ebenso wie die weltlichen Schulen vom Staat unterhalten. Das ist ein Sieg der Schule mit der Religion.

Der Kampf um die Schule kann auch für die soziale Gliederung Deutschlands von eminenter Bedeutung werden. Wenn es nach den Führern der deutschen Sozialdemokratie ginge, müßte das gesamte in der sozialistischen Partei zusammengefaßte Proletariat für die weltliche Schule eintreten. Dann würde die soziale Zerklüftung zwischen Bürgertum und Proletariat auch noch kulturell vertieft. Es sind aber Anzeichen vorhanden, daß dieses Unheil vermieden wird. Auch in den sozialistischen Kreisen regt sich die Einsicht, daß eine religionslose Erziehung der Jugend nur schädlich ist. Deshalb schließen sich gerade in der Schulbewegung proletarische Eltern mit bürgerlichen Eltern zum Kampf für die christliche Schule zusammen. Wenn die Aufklärungsarbeit geschickt, umsichtig und tatkräftig getrieben wird, kann der Schulkampf ein Ansatz zur Ueberwindung der Klassenspaltungen werden. Und das wäre für Deutschlands Zukunftsentwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Deshalb erheischt der Kampf in allen Kreisen und Ländern das größte Interesse.

Sermonizing and Sermon Plans, especially for the after-Trinity Season

BY H. KAMPHAUSEN

The minister must be many things today. In frequent cases his versatility and adaptability under the pulpit may redeem his deficiencies in the pulpit, but yet, most of us would rather be great in the pulpit than anywhere else. The people call us preachers and that seems to determine what they expect us to be most of all.

Some men take to preaching as naturally as the duck to the water but they are the exception. We grant that there must be some natural gift, however modest, to start with. Nature never intended the turtle to race nor the ox to fly, not having given them the requisite equipment. So she has indicated who is to speak by bestowing the power of speech. Chosen men triumph over very real difficulties. A Moses said he was slow of tongue, but the urge of a great call, and practice overcame that. Demosthenes had such linguistic impediments that he was laughed out of court at his first attempt. But we all know that he had the orator's nature in him, and when the band of his tongue was loosed, he delivered himself of orations that have outlived the centuries.

Still men of moderate abilities have a great range of possibilities if they will apply themselves. The trouble is, the requirements of an unlettered audience are so easily met with that the incentive for great effort is lacking. Besides, there are hundreds of others whose aspirations soar no higher than yours, and so you settle down to contentment with mediocre work. Under these circumstances one ought to turn from the living to the dead. What the material environment cannot furnish, may be found in the spiritual. There are books in your library that make the great past live to you again. There were giants in those days, and it is wonderfully stimulating to be introduced to your spiritual ancestry. Numerous books might be mentioned here, but whenever the writer feels the need of a thrill from the men whose pulpit (or forum) was a place of power, he turns to "Oratory and Orations" by Will. Mathews. This book deals with political and forensic orators also, but for him the climax is reached when the writer comes to describe the magic powers of John Whitefield. "His voice could thunder like Sinai, or whisper like a zephyr, and its tones of pathos were such that the words, "O the wrath to come" were sufficient to bring tears to the eyes of a vast audience. To these physical gifts were added an emotional temperament scarcely ever possessed by any other man—a temperament which would at any moment break out into passionate weeping, and at the next flash into lofty indignation, or melt into con-

tagious tenderness,—and a felicity of gesture which gave significance to every sentence, and brought before his audience each scene that he described as vividly as if it had been present to their eyes."

It is impossible to read such words, and stronger even yet, without taking fire. They tend to induce the *mood* that is so essential for sermon making as for preaching itself. It is that glow of feeling that seems to warm every thought into new and more intense life. There is a difference in preachers as in the members of any other profession. Some are of an intellectual cast. They like to reason things out and convince their audience by logical argument. Others are men of action, practical men, who believe that Christianity consists in doing and not in hearing only. They insist on reform, individual reform, reform of community, politics, industry, legislation. They have a preference for ethics and a more or less outspoken contempt for dogmatics. They have little use for creeds and a great deal more for life. Then there is the emotional kind, so common in our country, whose element is the revival of religion. They often leave much to be desired on the intellectual side; they often forget that Christian impulses, if not crystallized in Christian personalities and institutions, will vanish into thin air. Nevertheless it is true that every preacher who has not the emotional temperament to some extent, is handicapped in the work of the pulpit. He is apt to be dry and cold and will seldom succeed in kindling his audience into responsive enthusiasm.

However the oratorical temperament is not the only factor in pulpit success. It may well be granted that the great preachers of history possessed it to an eminent degree. Of H. W. Beecher Mr. Cadman said some time ago, "So alert were his receptive and inventive faculties that they fed while he spoke, causing him to browse on his audiences as other preachers browse in books." Impulsive Peter seems to have been similarly constituted: to great occasions he rose with instant readiness, and we have it on good record that at such times he never failed to speak with telling effect.

There is an element, especially in the Christian preacher's case, which takes higher rank than even the gifts of nature—the *ethical* and *spiritual qualifications* of the speaker. Theremin, the one-time court preacher of Berlin, of Huguenot ancestry, has written a book on preaching, entitled "Eloquence a Virtue". Here he seeks to prove that preaching is not an art but a moral achievement, not the result of the careful cultivation of natural talents, but the fruit of a Christian life and the conscientious presentation of religious convictions. There is a great deal of truth in that, altho Theremin overstressed it. He said it was immaterial whether the preacher felt a joy in delivering his message or not. If he had

only done his duty in careful preparation and earnest prayer, he should be satisfied, even if during the delivery he had felt as cold as an icicle. If we may judge from our own experience, we should say that we cannot agree with him. We have never been able to believe that a sermon that had left us cold ourselves, could have made a great impression on the audience. We think that Professor Tholuck was right when he replied to Th. that there might be exceptions but that, as a rule, the sermon should be the spontaneous expression of a man's religious feelings, and that the preacher coming from the pulpit should feel a joy as natural and as deep as the woman's who has brought a child into the world.

What Theremin meant was doubtless that the *man* is *more important than the sermon.* The personality is of greater importance than the natural gifts, and a man's actions speak louder than his words. To the preacher a Christian personality cannot be attained without religious experience. It is not the result of self-culture but of the cooperation of divine grace and human faith. Christian preaching began on Pentecost and was made possible only by the fulfilment of the promise, "Ye shall receive power after the *spirit* has come upon you, and thus ye shall be my witnesses." The quickening of the spiritual life has always been the conditio sine qua non of really successful preaching. The spiritual awakening of the church ever coincides with the appearance of great men in the pulpit. It stands to reason, therefore, that the individual preacher will find the way to success barred unless he seeks fulness of life in the way indicated by scripture and history.

Nevertheless, the all-important superiority of the spiritual endowment may lead to one-sided conclusions. Pious men of little education have often claimed that the spirit is everything and human effort and attainment nothing. To them no preparation for preaching is required except prayer and striving after holiness. We, to use an expression of Spurgeon's, should not rent a pew where a man of such ideas was in the pulpit. We believe that God will bless the man most who spends time and effort on his sermon. We hold the preacher should get the sermonizing *habit.* He should look for sermon material everywhere. He should look for texts, and labor on those texts early and late. In that way he has always one or more subjects on the anvil and can easily hammer them into shape, as the occasion requires. His mind develops a wonderful facility in hunting out appropriate texts and finding a *logical treatment* for them. And let no one say that that is of little moment. One can be too much of a logician, and sacrifice every other consideration to theoretical correctness. On the other hand, logic is the science of accurate thinking—and to think out a treatment for

each text that is in harmony with the natural laws of thought, must be beneficial all along the line. It helps in making the sermon, in memorizing and delivering it, and it helps the listener to follow and remember it.

Of course in writing this article we had no intention of saying everything that can be said on the subject of sermonizing, or give a theory, even in condensed form, of homiletics. Only some general ideas that come to mind when one reflects on sermon making, were to be given expression. Our chief object was something else. From long personal experience and from the statements of others we have come to the conclusion that the main difficulty of the preacher is the *choice of a text,* and after that, a proper treatment of the text. Of course necessity compels him to find a text and a sermon for each successive Sunday. But if he is determined to overcome the difficulty definitely, he should not be satisfied with that. It will be necessary for him to make sermonizing a vital feature—if not the ruling passion—of his life. The remarks made above have given suggestions along that line.

But in addition to our comment on the principles that point the way to success in sermon making, we want to do a little more for our readers. We want to blaze the way for them for 6 months, or more, to come, in offering them *Sermon Plans* which cover the *various phases* of the *Christian life* with a *certain degree* of *completeness.* Numerous testimonials from our readers have convinced us that it is almost impossible to render our constituency a greater service for their sermonizing than such an attempt. Give a man a text and a treatment for the same, and three fourths of his troubles are out of the way. The plans are not to take the place of individual thought but to give it direction and make it easier.

Texts and Plans especially for the Sundays after Trinity

We propose to choose the three articles of the *Apostolic Creed* for the *general framework* for our sermon plans.

First Article

1. *ARE WE SURE THERE IS A GOD?*

"The fool hath said in his heart, There is no God." Psalm 14: 1a.

1. There is something wrong with him who denies it.
2. Belief in God rests on strong reasons.
3. Nothing so helpful in life as faith in God.

Under 1) : "fool" is here a moral term=worker of iniquity. He denies God because he dreads this punishment. Not all denyers are wicked but their ideas of God are unsatisfactory: a "power, not ourselves, working for righteousness" (Mat. Arnold) ; a force (scientists) ; the universe is God (Dav. Strauss).

2) The universal belief, rising in higher cults to belief in one person, is a strong argument. The testimony of scripture, especially of Jesus (My Father—Our Father) is stronger. Personal experience verifies the belief.

3) Such faith makes conscientious, trustful, courageous, hopeful, loving.

2. *MAN MADE IN GOD'S IMAGE.*

"God created man in His own image, in the image of God He created him." Gen. 1: 27.

Introduction: Tell about six days' work. The details may be left to science; what counts is: God is the creator. The account of the creation of man adds the vital statement that he was made in God's image.

1. What it means (reasoning power, moral nature (conscience).
2. In what sense it was lost (sin makes him morally weak; intellectually, he wishes to tread by the light of reason instead of faith and revelation).
3. How it may be restored (Not by advance of science or self-redemption, but by "being born again," and nourishing the new life).

3. *PROVIDENCE,* its highest meaning: *THE FATHER PROVIDES FOR HIS CHILDREN.*

TEXT: Matt. 6: 25-33.

1. His providence embraces all realms of His Creation ("sparrows," "lilies").
2. How much surer his care for his children (physical wants, life's course, character development).
3. Their interests are left free for Kingdom work and spiritual striving.

4. *GOD'S WAY OR OURS, WHICH IS IT TO BE?*

TEXT: Isaiah 55: 8-9.

1. Our ways and thoughts are different.
2. But God's are higher.
3. In time His ways will appear so to us.

Under 1) The difference in Israel's history: Moses', Joseph's and David's life. Jesus' poverty, humble station; His disciples the lowly of the land; His kingdom so different from world's.

2) He is the one "in heaven" (v. 9): allwise, almighty, all loving; so be patient, willing to wait, suspend judgment. In the mean time trust His promises.

3) Think of: Cross leading to Resurrection; blood of martyr, seed of church. At the end we are wiser than in the beginning. History and revelation both proclaim wisdom of God and justice of God. The Christian has special reason to believe in love of God. By faith he rises to the heights of Paul, Rom. 8: 38-39.

5. *GOD'S ALMIGHTY POWER, IN IT WE TRUST: ABRAHAM OUR EXAMPLE.*

"I am God Almighty: walk before me, and be thou perfect" (in trust). Gen. 17: 1.

1. Abraham walked by faith, not by sight.
2. He had his trials and waverings.
3. Yet under God (His revelation, fellowship, influence) he grew to have perfect faith.

6. *OUR GOD A COVENANT KEEPING GOD.*

"God is not a man that He should lie . . . Hath He spoken, and shall He not make it good?" Num. 23: 19.

1. He entered into covenant with Israel (which passed on to N. T. Israel 1 Pet. 2: 9: "Ye are a chosen generation—a holy nation").
2. There were strong influences to make it of no effect: evil spirit powers (Balaam, see context), the world (King Balak in story), the flesh (fornication suggested by Balaam).
3. But God keeps His part for He is true, powerful, loving.

Second Article

7. *WHY DID CHRIST BECOME THE GOD-MAN?*

"The Word was made flesh . . . full of grace and truth." John 1: 14 (Verse of the "Incarnation").

1. Because being divine He could reveal God fully (better than philosopher, scientist, or even prophet).
2. Because being human He would become the head of a new race (Paul's "second Adam" may here be used).
3. Because "dwelling amongst us" he could make visible (we "beheld") the glory of divine grace and truth.

8. *CHRIST'S PROGRAM: HE CAME TO SAVE SINNERS.*

"Faithful is the saying . . . of whom I am chief." 1 Tim. 1: 15.

1. It is authoritatively proclaimed.

Note. Sermons on God's *Attributes* (Catechism 17-23) can easily be preached because the Word links them up with the *practical experiences* of life.

2. It is personally experienced.

3. It is commended to everyone's acceptation.

Under 1) Here we have the authority of Paul. But Christ himself proclaimed it in identical words. The other apostles are a unit on it. The Lord's Supper symbolizes it. The closing chapters of each gospel and the Lenten Season lead us to understand that only by self-sacrifice this "saving" could be accomplished.

2) Paul's own experience will ever be a "classical case (a "pattern", v. 16). But generations of Christians add their testimony. Sacred hymn and biography emphasize and illustrate it.

3) Accept it with wholehearted faith; with full affection; with ever-increasing understanding; regardless of personal considerations.

9. *CHRIST'S MISSION: HE IS COME TO GIVE FULNESS OF LIFE.*

John 10: 11. "I am come into this world—more abundantly."

1. It is to Him an honor. He has a high sense of his mission; it is sublimely great; wholly unselfish.

2. It is to us a blessing. To the physical, intellectual, moral life he adds spiritual: repose of soul, based on peace with God; love to man.

3. Without us it cannot be realized. It requires serious reflection (speak about the superficiality of the age); honest effort; the gift of faith.

10. *CHRIST'S DEATH A WARRANT OF GOD'S FRIENDSHIP.*

"If God be for us, . . . truly give in all things." Rom. 8: 31-32.

1. Before that there was no enduring sense of God's favor and forgiveness.

2. But since Christ died, the believer knows God is for him.

3. And the gift of the Son assures him that all other things needed will be given.

11. *CHRIST'S RESURRECTION AND ITS IMPORTANCE TO THE CHRISTIAN FAITH.*

Text: 1 Cor. 15: 12-21.

1. Christian Preaching here has its fountain-head.

2. Christian Faith its foundation.

3. Victory over Sin its guarantee.

4. Our own resurrection is vouched for by that of the Head.

The most natural time for sermons on the second article is the first half of the Church Year (the "feastly cycle"). Many of these will be in the nature of "doctrinal" sermons. This type is not very popular with a great many but, in connection with the Holy Days of the Church, can easily be made effective. At any rate, they are absolutely essential. If only a few specimens have been given here, it is because we have purposely centered our efforts on the Trinity Season.

Third Article

"The Holy Ghost works by the *Word of God*": Catechism No. 90, page 40.

12. *WHY GOD'S WORD OUGHT TO BE HEEDED.*

TEXT: 2 Peter 1: 19-21.

1. It is of divine origin (v. 20 and 21).
2. It is made more sure (v. 19) by the consistent unity of Old and New Testament.
3. It lights up the dark places of life, understanding, heart, world.

Under 2) show one plan running thru it, especially the Messiah, prophesied in the Old, come in the New.

13. *BIBLE STUDY: ITS HIGHEST PURPOSE.*

1. There are other purposes, lower but yet helpful.
2. The highest is seeking Christ by it.
3. It ought to be pursued in accordance with personal needs and with the light from above.

Under 1) that of intelectual study: committing to memory, able to quote; reading Bible as a scholar. Again, reading it as a moral code ("golden rule") or as a record of national history and institution. Done by Jews and Americans: fosters national and social pride. Reading Bible as literature: the esthetic viewpoint.

2) Christ is the keystone of God's revelation; therefore the key to the understanding of scripture. To seek Christ means to seek salvation.

3) It must be done in a devotional spirit; regularly and systematically; prompted by spiritual needs; guided by the spirit of truth.

Three Sermons on Prayer

14. *THE FIVE P'S OF PRAYER.*

But thou, when thou prayest, go into thine inner chamber, and when thou hast shut thy door, pray to thy Father which is in secret; and thy Father which seeth in secret shall reward thee openly." Matt. 6: 6.

1. Have certain *P*eriods of prayer ("when" thou prayest).
2. Have a certain *P*lace ("inner chamber").
3. Have *P*rivacy ("shut thy door").
4. Let it be *P*ersonal (to "thy Father").
5. Rely on the *P*romise ("he shall reward").

15. *THE WAY TO SUCCESSFUL PRAYER.*

"If ye abide in me . . . shall be done unto you." John 15: 7.

1. There is much of other prayer.
2. The way to real prayer is thru growth in spiritual experience.
3. Its possibilities are unlimited.

Under 2): the first step is, to come to Jesus; the second, to abide in Him by cultivating a personal, growing, steady faith.

16. *UNANSWERED PRAYERS.*

TEXT: 2 Cor. 12: 7b—9a (the "thorns in the flesh").

1. Cases of unanswered prayer are numerous.
2. Why was Paul's prayer unanswered.
3. In what way was it answered after all.

Under 2) Altho a man of prayer, and the "thorn" hindering his work, it was not taken, to keep him humble and dependent on God.

3) It released the power of divine grace, making him an example to many and a comfort to those with similar handicaps.

17. *A DEEP SENSE OF SIN A SIGN OF TRUE REPENTANCE.*

TEXT: *Psalm* 51: 1-4.

1. What is it caused by? By feeling the moral strain of sin, v. 2, and the ingratitude to God, v. 4.
2. What does it lead to? To earnest prayer for God's mercy; to a great appreciation of the Saviour.
3. Why is it so often absent now? Because the modern man yearns more for fulness of life than for forgiveness.
4. What can we do to get such a sense, First, its absence should not keep us from God and grace. Second, in Christian growth that sense will grow also.

18. *HUNGER AFTER RIGHTEOUSNESS INDICATES FITNESS FOR KINGDOM.*

"Blessed are they that hunger and thirst after righteousness: for they shall be filled." (4th beatitude) Matt. 5: 6.

1. What it is.
2. What promise it has.
3. How it may be induced.

Under 1) righteousness=rightness before God; in harmony with His law, which means also, with the ideals of human life.

2) Fulfilled sooner or later; according as God's wisdom endows us spiritually and his grace leads us to realization. It is the soul's true food and shall be richly enjoyed in Kingdom.

3) By studying lives of Christian men; pondering promises of Word; by putting in contrast, in prayer, God's fulness and our need.

19. *ADVANTAGES AND RESPONSIBILITIES OF EARLY CONVERSION.*

"Those that seek me early shall find me." Prov. 8: 17.

1. There are great advantages. In early youth one is more easily impressed; habits and ways of life not set as yet; ideals make strong appeal. Whole life can be made one of service.

2. There are great responsibilities. On part of home: to furnish nurture and admonition. Sunday school and church: to bring to a religious decision. Individual: to use the hour of opportunity; Christ's call; the spirit's moving.

20. *POSSIBILITY OF CONVERSION IN MIDDLE LIFE.*

Text: Luke 19: 1-10. (Story of Zacchaeus). The story shows:

1. Material things alone don't satisfy.

2. The breaking down of the moral character (see. 8th verse) may deepen the dissatisfaction.

3. Jesus has power even then to reach the heart that has often refused.

4. He can bring about a most thoro change.

21. *ASSURANCE OF SALVATION.*

"Make your calling and election sure." 2 Peter 1: 10-11.

1. It is often based on little evidence. On feelings; revival; church attendance and membership.

2. It is often absent and not sought after, one is satisfied with "hoping." Yet Scriptures proclaim it plainly; early Christians had it. It gives joy, courage, consecration.

3. It is to be obtained by a healthy growth of Christian virtues (verses 5-7).

Life is never perfect. So the word of promise will always have to add to the evidence from character growth.

22. *THE VOICE OF REJOICING IN THE TABERNACLES OF THE RIGHTEOUS: THE LORD IS OUR SALVATION.*

TEXT: Psalm 118: 14-19.

1. Because of the Saviour being exalted by (and to) the Right Hand of the Lord.

2. Because of the believer's personal experience: the Lord has become *my* salvation.

3. Because God turns our troubles into blessings (see v. 13; 18.)

This text can also be used for "Cantate" Sunday.

23. *THE CHRISTIAN IN HIS DAILY CALLING.*

TEXT: 2 Thess. 3: 6-13.

1. His disposition: quietness and soberness, v. 12b.

2. His daily task: self-sustaining work, v. 7-10.

3. His relation to a needy world: unwearying well doing, v. 13.

24. *IS CHRISTIAN CONTENTMENT A BAR TO PROGRESS?*

TEXT: 1 Tim. 4: 6-12. No, for it teaches

1. To be content only with material things,

2. But to show highest activity along spiritual achievement.

Under 1) because they a) don't satisfy; b) can't be taken along (are not of our best self); c) are dangerous to moral and spiritual nature (v. 9 and 10). It doesn't teach idleness but a) to work hard; b) develop talent; c) use opportunities ("make all you can; save all you can; give all you can": a Methodist principle).

Under 2) achieve Christian virtues. Detachment from materialistic striving releases power for greatest ambitions; great causes; great ideals.

Three Sermons on Affliction

"This poor man cried, and the Lord heard him, and saved him out of all his troubles." Psalm 34: 6.

It brings a man to a sense of his need (this "poor" man).

2. It produces earnest prayer.

3. It enriches life by divine deliverances.

26. *THE GREAT INVITATION.*

Text: Matt. 11: 28-30.

1. Who are invited?

2. What are they to do? (to come to Christ; take His

yoke (commandments and dispensations) upon them; learn of him self-control and humility).

3. What are they to get? (rest as a gift—I will give you; rest as a *result*—they will find—of Christian development. It is born out of confidence in His plans; out of obedience to His ways).

27. *THE CHRISTIAN OVERCOMING IN AFFLICTIONS.*

"Rejoicing in hope; patient in tribulation; continuing constant in prayer." Rom. 12 : 12. (May also be used for "Jubilate" Sunday)

1. He rejoices in hope.
2. Is patient in tribulation.
3. He continues in prayer.

Under 1) The Christian is a man of hope, for God is in this world, and in the life of the believer.

2) Patience is needed in home; school; everywhere; especially in afflictions.

3) Prayer must be permanent, habitual—and fervent ("instant").

Three Sermons on the Church

28. *THE CHURCH IS GOD'S TEMPLE.*

TEXT: 1 Peter 2: 4-9.

1. Christ is the Corner Stone.
2. Christians the living stones of the building.
3. A Holy Life the spiritual sacrifices (v. 5b and v. 9).

29. *The Four Essentials of Church Life.*

"And they continued steadfastly in the apostles' doctrine and fellowship, and in breaking of bread, and in prayers." Acts 2 : 42.

1. Continuing in the apostles' doctrine.
2. In Fellowship.
3. In Breaking of Bread.
4. In Prayer.

Under 1) The Christian religion is based on divine deeds, not on human feelings: on the saving value of Christ's life and death, which brought about a change in the relation of God to us. These facts are to be preached and studied; they are the "objective," superpersonal element of religion.

2) The Church is an organization for social worship; a social center; an instrument for realizing the "social gospel."

3) The Sacrament occupies a vital place; it is an "aid to

faith", appealing to the senses and so adding to impressions made by the word.

4) Individual devotional life, and general, react on each other.

30. *OUR CHURCH'S PECULIAR MISSION: TO EMPHASIZE THE SPIRIT OF UNITY.*

There are three factors calling for it:

1. The Church is One Body, v. 4.
2. It believes in One Saviour, v. 5.
3. It calls upon One God and Father, v. 6.

Under 1) It has given to it one Holy Spirit, who makes it one heart and soul (Acts 4: 32). There is unity in spite of diversity. Therefore, love is a duty and privilege. It makes united action a possibility.

2) Cross and Resurrection are fundamentals. In non-essentials there ought to be freedom. The sacraments are to be means of grace, not bones of contention.

3) God is the divine Father and protector: above all. He creates the spirit of brotherhood: thru all. He teaches and enables to live as His children: in all.

Five Sermons for Special Days

Three on Missions

31. *LABORERS FOR CHRIST'S VINEYARD: THE GREAT MISSIONARY NEED.*

Text: Matt. 9: 36-38.

1. The harvest is great.
2. The laborers are few.
3. Other needs are often given first place.
4. Prayer is one of the chief methods of relieving the situation.

32. *THE GREAT PROSPECT FOR MISSIONS*

"And this gospel of the kingdom shall be preached in all the world for a witness unto all nations; and then shall the end come." Matt. 24: 14.

1. The work of Missions is a great work.
2. Its final victory is assured.
3. It prepares the way for the second advent. (This plan is taken from G. Warneck, Missionsstunden, 1. Band, S. 288).

33. *MISSIONS AND THE CROSS.*

Text: John 12: 24-26.

1. The Cross made Missions possible.
2. Missions' way is the way of the Cross.

3. The way of the Cross is the way to victory. (G. Warneck, ibidem, p. 214).

One Sermon for Reformation Day

34. *JESUS ALONE: THE MESSAGE OF REFORMATION DAY.*

1. Jesus alone the Saviour in Heaven: no Virgin or Saint.
2. Jesus alone the Mediator on Earth: no Pope or Priest.
3. Jesus alone: Faith in Him, no work of our own.

One Sermon for Memorial Day ("Totenfest")

35. *HOW CAN WE BE SURE OF THE RESURRECTION OF THE BODY?*

"If the Spirit of Him that raised up Jesus from the dead dwell in you, he that raised up Christ from the dead shall also quicken your mortal bodies by His Spirit that dwelleth in you." Rom. 8: 11.

This is our way of reasoning:

1. Christ was raised because Spirit of God was in Him.
2. In Christ the Father has given us spiritual resurrection.
3. Christ's own experience and His explicit promises assure us of the resurrection of the body.

Under 1) It was a spirit of fellowship; of obedience and trust; of power to help, heal and quicken.

2) In Christ's resurrection His own are begotten again to a living hope (1 Peter 1: 3). This fact is appropriated by faith. It works out in a new life. The new life is imperfect, there are many relapses. But Word and Faith hold the fact before us.

3. The body is God's temple. He will raise it again in new glory. The immortality of the soul is taught by philosophers also, the resurrection is a Christian doctrine. "Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes," Oetinger. Therefore "defile not the temple of God."

Christianity and the Social Problem

Prof. H. Niebuhr

The social gospel is no new gospel. It is the *Sermon on the Mount* and the *message* about the *Kingdom of God.* It is the parable of the Good Samaritan and of Dives and Lazarus. It is the prophecy of the Old Testament and the good news of the New Covenant. It is Paul's description of the universal church and John's vision of the end.

The social gospel is not new, but the viewpoint from which

that gospel and the whole Scriptures are surveyed in a new one. The viewpoint of Protestant thought, especially of Lutheran thought, has been individualistic. It has said: Man's chief concern should be the salvation of his soul. The social gospel reiterates: Seek ye *first* the kingdom of God and all other things shall be added unto you. Individualistic thought has said: Original sin has been passed down from father to son. The social interpretation does not deny this, but it emphasizes another point of view: The sin from which men must be redeemed is not so much passed down from one individual to another, as it is ingrained in social institutions, and perpetuated in false social standards. The character of man is inevitably born out of this environment. The older view said: Love God and so you will love men. The new: He that loveth not his brother whom he hath seen, how can he love God whom he hath not seen?—But the comparison need go no farther. The emphasis is clear. The social gospel is the gospel which proclaims that between man and his society there is the closest possible relation; that Christ sought to save individuals for the sake of the Kingdom; that He proclaimed the Kingdom for the sake of individuals; that none of us liveth to himself and none dieth to himself, that members of the human family must by the law of life suffer, sin and be saved together, that we are members of one another and that just this relationship between men is the point where the saving work of Christ begins and ends.

We can best summarize the content of the social gospel in three phrases: the *value of the individual,* the *kingdom of God,* the *principle of service.* Under the first head these doctrines of the New Testament are subsumed.

1. The absolute value of human personality as brought out in teaching after teaching of Jesus and by his whole life of service to those whom the world esteemed without great worth: lepers, publicans, Samaritans, women, children, etc.

2. The comparative value of personality. Human lives are more valuable than human institutions. The whole teaching is brought home to us in one phrase: Man was not made for the Sabbath, but the Sabbath was made for man.

Yet the value of human lives can be realized, according to the gospel, only in the losing of the individual life within the kingdom of God. Seek ye first the kingdom of God. Whether Jesus conceived that the Kingdom was to be established here or beyond is a question beside the point. It was to be realized as a Kingdom, as a social entity. The righteousness of the gospel is the righteousness of community conduct; to be lived out wherever men are in society, and have a mutual interdependence and mutual obligations.

Finally the guiding principle,—the law of the individual and of the Kingdom, the standard by which human conduct is to be measured and the value of human institutions determined,—is the law of service, as it is presented upon every page of the teaching and embodied in the whole life of Christ.

II

From this vantage-point of the gospel the Christian looks out upon the conditions of contemporaneous civilization. The conflicts between nations, the drawing apart of the social classes, unemployment, the conflict between laborer and employer, the rising of the crime wave in all countries, the growing prevalence of divorce, illegitimacy, and desertion, the falling of the birth rate, the recrudescence of racial conflict in America, the post-haste legislation against every manner of evil, the suppression of free speech and free assembly upon the slightest provocation,—all these are symptoms to him of an underlying evil. Constructive efforts are being made too; there is an ever growing interest in all kinds of social service; we hear of various attempts at the formation of community groups, of radical pronunciamentos against the present order; earnest efforts apply the doctrines of Christ to the conditions of social life. These also the Christian can test by the standard of Christ's statement of the social law.

But it is not enough to test and to condemn. The ascetic, the world-fleer may do that; not the follower of that Master who sent his disciples as sheep into the midst of wolves. Nor is it sufficient to content ourselves with hope of the heavens that open to the faithful, if that include a shirking of our responsibility toward the coming generations and toward the present, or any neglect of the prayer: Thy will be done on earth as it is in heaven. The world of business and labor and government needs not only criticism, but constructive criticism; the church's demands for justice must deal with realities and not with abstractions; they need to be based upon sympathetic insight into the situations of the day, on a whole-hearted desire to identify itself with the world of sin and help it to work out its redemption, as Christ identified himself with the sinner and led him to the realization of a fairer life. The primary condition for Christendom and the church to fulfill if they would assist in the construction of a more Christian social order will be the abandonment of an attitude of self-righteousness, whole-hearted recognition of their share in the sin of the world and their express repentance for the evils of that social life, of which they ought to have been the conscience. Measured by the standard of service, the church will find itself sadly lacking as a social institution; realizing the vital truth of the supremacy of human individuality and of

the sole desirability of the kingdom of God we will not fail to accuse ourselves of having set our own interests as a churchly institution before these.

Having made this confession so good for the soul and being ready to identify itself with the sin-stricken social order, the church may turn its attention to those specific ills of the world of today which call for the diagnosis and the remedy of the gospel. These evils we may consider under two heads: insofar as they violate the principle of the kingdom of God, they show themselves in rampant individualism; insofar as they are denials of the supreme value of the individual, they appear as the suppression of personality.

III

Let us reiterate the principle of the kingdom: that individual life finds its purpose and its realization in the identification of its interests with the interests of the kingdom of God. The end of life is social. This is not an esoteric truth. It is a fundamental law of life. Individualism leads always and everywhere to destruction. Consecration of self to the cause of the social group leads to a self-realization, tho complete self-realization be impossible until the social group include the whole of man's social environment, God and mankind.

Let us measure the conditions of our own time by this law of the losing and the finding of life. We note on all sides symptoms of a rampant individualism which finds its end in itself rather than within the social group. Symptoms of especial significance are those relating to the family. The increasing prevalence of *divorce* is a phenomenon adequately noted by all agencies of church and state alike. That the essential causes of this factor are to be sought not in the economic but in the psychological and ethical realms seems evident. Not because the age of marriage is so much longer postponed today than was the case in natural civilizations, nor because poverty is the great disrupter of the family,—important as these causes are,—but because the social standard of individualism countenances divorce, has this evil become so ominous an appearance. The rights of the individual or his claims are placed higher than his duties and the result upon the family is evident. This same result of excessive individualism is of course also to be noted in the world of industry. There the law long prevailed and largely still prevails: "That they shall take who have the power and they shall keep who can." The result has been the *exploitation* of the worker by the employer in matters of wages, hours, and lack of provision for care in case of accident, etc. There are signs of the passing of the era of excessive individualism in industry, but we

are still dealing with the results of that era in the grievances of labor against capital and in the adoption on the part of labor of a similar attitude in many cases. Group exploitation has taken the place of individualism: the corporation has supplanted the individual employer, and the union the individual laborer. The ethics of the group however remain frequently, almost always the ethics of individualism, for the group is never the whole group of those interested, but an individualistic group, whose mores are those of the fight and of the rule by power rather than by co-operation.

There are other symptoms of excessive individualism in the increase of crimes both against life and against property, a phenomenon which Europe shares with America, tho in a smaller degree. The general lack of respect for law and for authority is of a similar nature.

There seems to have been, or there exists in the world now, a *general breakdown of morals,* of the moral sanctions whereby society kept the individual within bounds and sought in a practical, tho often far from righteous and ideal way, to express, and guide itself according to the law whose universal validity Jesus discovered for mankind,—that the end of the individual lies in the social group.

We know the reasons for this breakdown in part at least: 1) The *abuse of authority* and the suppression of the individual under monarchies and hierarchies, economic tyrannies and political oppressions, which brought about the reactions of the Reformation and the French Revolution and ended in the one-sided development of the principle of individual liberty. It has often been said that this reaction reached its climax in the French Revolution. It seems exceedingly doubtful to competent historians and sociologists, in view of the individualism of our own day, whether the crest of the reaction has as yet been reached. "Our fathers rightly thought that the emancipation of the human spirit was one of the noblest causes to which men could devote themselves. They even thought that human history might be interpreted as such a progressive emancipation. They could scarcely have been expected to foresee that in the name of such emancipation individuals would demand to be released from a well-ordered stable family life, that women would demand to be emancipated even from the natural burdens of motherhood, and that some men would demand to be freed from the restraints of any moral code whatsoever. While therefor, historically, the individualistic movement has conferred some of the greatest benefits upon Western civilization, and in many countries has still much beneficent work to do, yet it must be judged at the same time as perhaps the greatest menace of the present to the

social order, and so to civilization" (Ellwood: The Social Problem. p. 77).

2) The second factor contributing to modern individualism was the discovery of the steam engine and the *introduction* of the *machine*. Thereby excessive power was placed into the hands of individuals who were wealthy enough to be the owners of machines. Power is always temptation to exploitation, in industry as in politics.—Thru the introduction of the machine the individual was separated from the family, the former unit of production, and placed into a factory. The individual became the economic unit of production. Both the employer and the employee thus became more conscious of their individuality and of the separateness of their life thru the introduction of the machine.—A further result of the industrial revolution was the enormous increase of wealth, the establishment of standards of luxury and the emancipation of a large class of humanity from the fear of want. "The enormous wealth of modern times has stimulated luxury and self-indulgence almost beyond belief in some classes of society." The standards of selfishness there established have been imitated in greater or less degree by all classes of the population.—Finally the industrial revolution thru the establishment of classes in the population has worked for the creation of class consciousness, an individualistic principle, tho it be the consciousness of a group. Class consciousness, let us point out here, is to be found to a much higher degree among the so-called upper classes, than among those most often accused of it,—the laborers.

3) Another set of factors which have been especially potent in American life and are important causes for the larger individualism of American civilization, are to be sought in the fact of *immigration.* Thru immigration the most various groups with widely varying standards of conduct and morals have been brought into the closest juxtaposition. Whenever varying civilizations mingle we can look for a mutual breakdown of the morals which guided the conduct of each group so long as it was separate. Like-mindedness, which is especially important for social peace and solidarity is especially absent in American society as a whole. It is possible and it is to be hoped that this intermingling of the most various civilizations and the conflict of divergent social ideals and customs will finally result in a higher type of society, combining what is best in each of the component groups. For the present it has resulted in a breakdown of the morals of each group and a consequent dependence of the individual upon himself for his standards of conduct.

We are facing therefore a situation which is not to be ascribed to human selfishness and therewith dropped. *The conditions of our*

times are such that human selfishness is given an especial opportunity to assert itself. The fault does not lie only within human nature,—it lies within the social structure to which this human nature must make its adaptation.

Such a breaking up of morals, such excessive individualism, may, it is true, eventually lead to the adoption of a higher morality than that found in all of the books of the law. But let us remember the parable of Christ: of the one demon driven out, the swept and garnished house and the entrance of the seven demons. There is only one thing that ought to supplant the righteousness of the Scribes and Pharisees, and that is the higher righteousness of the kingdom of God.

What then is the specific social *mission* and the goal of the *churches* of Jesus Christ, representatives of the Kingdom Gospel, under these circumstances? In the first place, certainly, the conditions present to the church a great opportunity and an immediate demand to preach that higher righteousness, the righteousness of love, of service and of fellowship. Now if ever we ought to and we will proclaim: Ye have heard that it has been said of old time: An eye for an eye and a tooth for a tooth, but I say unto you that ye resist not evil. Ye have heard that it was said by them of old time: Thou shalt not kill; but I say unto you: that whosoever is angry with his brother without cause shall be in danger of judgment.—The message of our Lord in the *Sermon on the Mount* must be the message of the Christian church *now* as *never before.*

The church is in great temptation to refer the matter of law to the state. It urges upon the state the establishment of a uniform divorce law, abolition of child labor, protection of women in industry. Certainly the state should do these things. But the church has a larger task than that of urging state action. It has before it the task of creating a new set of morals directly in the hearts of the people. No law is of any value upon the statute books. No law can ever be enforced until the conscience of the people is behind it. The suggestion has been made that these should be placed in parallel columns the numerous requests of the Protestant church to the state to pass divorce and marriage laws on the one hand, and the sermons and S. S. instruction upon the same subject on the other hand. It would be found, one surmises, that as yet the churches have scarcely begun to use the power which they possess for preventing the evils that they urge the state to rectify by legislation. This then seems to be the immediate task of the church and of the church only: to educate, to admonish, to preach with all the power at its disposal that those only shall find their life who shall lose it, that the higher righteousness has concrete applications to the

problems of the day, that Christianity demands not less but more righteousness in every specific instance: the proclamation of the social gospel directly applied to the actual problems, not as a new legalism might be preached, but as the new righteousness may be made specific, tho it be the righteousness of the spirit. The church deals still with individuals but must deal with them as *social* beings, with a social goal in life.

Laws are frequently effective tutors unto Christ. The prohibition law may become such, if the social consciousness, supported and educated by the church, insists on its enforcement as the fulfillment of a righteousness. The church may well support and should support laws against child labor, laws regulating marriage, for these laws may educate to the acceptance of the righteousness which they aim at, and they may prevent the exploitation of the weak by the strong. The Evangelical Synod is hardly in danger of erring upon the side of legalism. Perhaps some recognition of the educative power of laws and consequent support of them would be an effective contribution to the social life of our nation.

Finally the social gospel leads to the realization of the righteousness which it proclaims within a social group. The lack of homogeneity in American life is, as we have seen, a powerful factor in the promotion of excessive individualism. The creation of such a homogeneity is part of the task of restoring to our social life the value of a social ideal held in common. As Jesus *made* the twelve, according to Mark's expression,—not only making them as individuals but making the group, the first Christian community,—so the interest of the church lies in the development of communities in which the higher righteousness shall come to group expression. Not only the church constitutes such a group. Certainly the neighborhood in which the smaller group of the church exists may expect the social ministry of the church and its assistance in the formation of an ever more Christian community, with one mind and one ideal. As Christ was interested in the lesser righteousness of the Pharisees, as well as in the righteousness of the Kingdom thus also the Christian churches may bring to their communities an active interest, and an earnest assistance in every enterprise that promises to create a common bond of fellowship and a common respect for the laws that govern, tho they be less than the ideal.

IV

Thus far we have dealt with one aspect of the modern situation and applied one of the principles of the social gospel. There is another aspect, quite opposite to the first,—and another principle, the other pole of the social gospel, to be considered. The principle

is that of the *value* of a *human personality;* the violation of that principle in modern life, the suppression of personality and of personal values is the evil which it uncovers.

If on the one hand the gospel is certain upon the point that the end of individual life does not lie within itself, it is equally outspoken upon another point; that neither human institutions nor the kingdom of God, nor any social entity, may have their ends in themselves. The relationship of the King to the citizen of the Kingdom is that of service. The relationship of every human institution to its members or to individuals in general must be that of service if the institution or group is to realize itself. "The Sabbath was made for man and not man for the Sabbath." Here once more Jesus in His doctrine of the Kingdom and in His embodiment in His life of the truth He also taught by word, reveals and discovers a universally valid principle, whose general truth we need not stop to illustrate from the history of societies.

The violation of that principle is found in modern times in the suppression of individuality,—in the tendency of institutions and social entities to find their ends in themselves rather than in the individuals whom originally they were meant to serve.

The era of suppression, and of the dominance of social institutions over individual life, is contemporary with the era of excessive individualism. In part it is simply the suppression of individual by individual. Where excessive individuality prevails there also suppression of other individuality is the necessary result. For individualism with its corollary, competition, results in the *control of the weak by the strong* and the ethics of the jungle. Again excessive individualism has resulted in the denial of personal values thru its enthronement of the material values. Individualism has issued in a mania for the acquisition of wealth and the retirement of ethical, human values in favor of economic values. The end of individual life, when it is no longer the welfare of society, is necessarily found by many in the acquisition of possessions and in the satisfaction of creature comforts. Thus by its fostering of materialism and of materialistic standards of morality, individualism has effectively suppressed true personality, which must find its expression in service and social ethics. In the third place individual interests have tended to become vested in certain institutions,—in the institution of private property for instance, or in the institutions of industrial life,—and these have become suppressors and oppressors. As the Jew enthroned the Sabbath above man so we have witnessed the enthronement in Western civilization of the principle of property above the human beings whom property was meant to serve; the exaltation of industrial production above the interests of men for whom

that production was to be made; the lifting up of the government above the citizens, for the protection of whom the government was founded. Finally the era of individualism has made men conscious to an unusual degree of the separateness of their personalities, of the nature of their rights, of the inviolability of human individuality and has thus made them extremely sensitive to the violation of the sanctity of their personality. Thereby it has become possible for men to assert themselves much more violently, and to react much more quickly against any infringement of their personal values.

Let us make clear to ourselves the actuality of the suppression of individuality in modern life. Such a suppression is to be found in the first place in the growth of cities, the establishment of ever more rapid means of communication, the general tendency of the day to bring men into ever closer juxtaposition to each other. The public opinion of the moment, rather than group morals, is brought to bear upon an individual with extreme rapidity. Our minds and our instincts are adapted to a less completely socialized life and a reaction to a situation which is more or less unnatural is bound to make itself felt again and again.

But it is in the *institution* of *modern industry* that this suppression of individuality is to be especially noted, for here it is of prime significance. Under the conditions of modern industry economic values have come to take the place of human values as in medieval days ecclesiastical values tended to supersede personal worth. Industrial and economic conditions encourage the worker to find the value of his life in the pay envelope. They have developed a standard of success measured entirely by the dollars accumulated. Furthermore the modern industrial situation has become inimical to the realization of personal and ethical values, to the building of character as well as to the expression of freedom, thru the fact that they have *deprived* the *worker* of *economic freedom.* First there came the loss of land freedom. This is well illustrated in Germany. In 1816 came the edict which freed the German peasantry from feudal laws and deprived them at the same time of 1,650,000 hectares of land. Between 1816 and 1865 another 1,760,000 hectares passed out of their possession into the hands of the capitalists because of the inability of the peasant to compete with the "Grossgrundbesitzern." In America very much of the same thing is taking place. There are indications aplenty of the fact that the small farmer is losing possession to the capitalist landlord, and is becoming a renter and economically a dependent man.—In the second place there is the loss of industrial freedom, the freedom to work. When, where and how the worker is to work

is dictated now by the machine. The impersonal board sitting in a financial center such as Wall street, determines what factories of a trust are to resume, or when they are to cease production, and controls the laborer's freedom to work. Economic freedom is at least as important as political freedom. The denial of economic freedom is a much more serious infringement of the rights of personality than the denial of political freedom. Man's life as a citizen of his state touches his personal life much less acutely than does his existence as a worker, as an earner of bread for himself and his family.—Again there is the suppression of personality thru the machine and the subdivision of labor. The power of man to create a thing, to express his self in the work of his hands,—as the workman has no less a chance of doing in his making of shoes and hewing of wood, than the artist has in his sculpture or the preacher in his sermon,—is a thing of infinite value to the individual and often to the world. "To respect it in one's self and others makes up nine tenths of the good life," says Bertrand Russell, and we can well agree. "In most human beings it is rather frail and easily destroyed or disturbed; parents and teachers are often hostile to it; and our economic system crushes out its last remnants in young men and women. The result is that human beings cease to be individual or to retain the pride that is their native birthright; they become machine made, tame, convenient, for the bureaucrat and the drill sergeant, capable of being tabulated in statistics without anything being omitted. This is the fundamental evil resulting from the lack of liberty and it is the evil which is being continually intensified, as population grows more and more dense and the machinery of organization becomes more and more efficient." And this loss of liberty due to the introduction of the machine is a factor in the life of the world today which none who would serve humanity can fail to recognize. "Today the machine in its character fixes the man's speed of work, limits his thoughts in the day, and in the end moulds for his life the very processes of mind and thus determines how he shall worship, vote and find his pleasure" is the statement of a most acute observer.

This control of the life of men by economic factors and standards and this exaltation of machine over the man have become embodied in institutions which are given a higher veneration by the people of today than they give to individual personality. Thus the *institution* of *private property* which certainly was made for man, has become the institution in which has become vested the right of capital to take and to keep the peasant's or small farmer's land. It protects not so much the rights of the free-holder as it protects the right of the large interests which have taken from him thru their

economic power his economic independence. Industry has become a vast institution much more important than human life. Whether or not its workers suffer is not a question. It must produce at highest speed, or cease to produce and thus cause misery either thru over-work or thru unemployment according to the interests of the industry, not of the worker nor of the consumer.

Is there any doubt that such an organization of society is absolutely contrary to the principle of Jesus that man was not made for the Sabbath but the Sabbath was made for man? Are we not affirming by the very patent situations of our present day that man was made for production and production was not made for man? The condition is intolerable and loaded with dynamite. The church is profoundly interested. Not so much because it would avert the final reaction of human personality against government of itself by the impersonal factors of the machine, of capital and of industrial organizations, but because this is a crying evil. The hire of the laborers crieth out to heaven. Not because of the inadequacy of wages, but because of the inadequacy of the wage in personality, in self-realization, in opportunity for self-expression, the inadequacy of the wage in liberty.

Again in the case of private property, the principle of Christianity, that all things are God's and that men may only hold in trust must be directly asserted against the application of the laws of private property in our day. Is it not the church's duty at this time to assert in the clearest and most unequivocal terms that not only the ownership and administration of private property are to be regarded in the light of a trust but that the acquisition of property must be made to conform to the principle of service, if there is to be anything that is Christian in our present economic order.

It seems from the viewpoint of Christianity that the organization of industry is an institution of service rather than as an institution for selfish aggrandizement involves recognition primarily of the human factor, the enthronement of personal values above economic values. The demand for the recognition of the human factor in industry has taken the following forms as well as some others in the present day: 1) the *right of labor* to *organize*. The union has been the one means whereby the worker has been able to assert any kind of economic independence from capital.

2) The enthronement of personal values above economic values is sponsored in the second place by the movement which asks for the *recognition of the worker* to *share* in the *control of industry*. No less than this must finally come to pass, if there is to be economic and hence also political and religious liberty on the part of the worker. As at present constituted only the sacred rights of the

owner of the capitalist are vested in industry. The sacred rights of the worker who is so much more dependent upon that industry need to be recognized in an ever larger degree.

3) In the third place the dominance of the machine over human life must be counteracted if human values are not to be destroyed by production values. The machine cannot be done away with. Sub-division of labor will hardly decrease,—we may rather look for an increase. But this fact only makes so much more necessary the recognition of the human factor outside of industry. If man is to be more and more mechanized in industry, he must be given opportunity to an ever greater extent to find the realization of himself outside of industry. The church of Christ cannot but have sympathy with the demands for reduction of the labor day and for the steady increase of wages to the point where the service of the worker rather than the service of material things, of capital, is fully recognized. It is interested in this demand because of its interest in the family as well as because of its interest in the establishment of the rule of service in business.

The recognition of the human factor as the most important factor in the economic life of the world will involve a host of changes in a system which is founded upon the exact opposite of that principle, namely upon the principle of private profit and of the superiority of the economic factor. We may expect the full recognition of industry of its responsibility to provide for its workers at all times and the consequent abrogation of unemployment; we may expect special provision for the protection of motherhood and womanhood in industry and other steps of a similar nature. The social gospel as applied to industry will be revolutionary finally in its outworkings.

How now may the church apply this social gospel to so un-Christian a situation? Is it enough to say that if the gospel of Christ were followed there would be no conflict between capital and labor. Cannot we say with equal right that if the gospel were followed there would be no sin? Let the application of the social gospel be in the first place *sympathetic*. The employer and the employe of today are the results largely of their environment. Individual capitalists are finally as little to blame as individual employes for excesses. The sin is ingrained in the whole situation, in the institutions and in the social standards. To convert individual capitalists or individual laborers to the gospel of the losing of life will not solve the situation. The church of Christ is interested in the establishment of a valid social standard and the conscious recognition of the supremacy of personality, not by individuals only but by the whole social group. To recognize the social character of

the sin is to become sympathetic to those who have been caught in its toils, tho it will not mean condonement of sin.

In the next place the preaching of the church might be *definite*. There are specific problems to be met. The reorganization of industry will not take place except by evolution. Cannot the church seek to be definite in its application of the social gospel to the definite problems?

And finally may the preaching of the social gospel be *Christian*. May it preach the law of sacrifice to employer and employe, but sacrifice not for the sake of present peace. Sacrifice for the sake of the attainment of the kingdom of God. The burden of the sacrifice false upon capital, which has the power under the present system. It is not sacrifice for the sake of others so much as sacrifice of those things possessed under unchristian conditions which needs to be thought of. And not sacrifice of money and wealth so much as the sacrifice of power and spurious personal rights.

But the most effective method at the disposal of the church to hasten the growth of a Christian social order, is the method of *self-sacrifice* for its ideals and convictions. "The church needs not so much to preach Christ as to be Christ."



Editorielle Aeußerungen.



Die Kontroverse über die „Fundamentals."

Verschiedene englische Denominationen unsers Landes sind seit längerem heftig bewegt von dem Streit über die Fundamentalsätze des christlichen Glaubens (siehe „Rundschau" Seite 296). Schon seit Jahren war bei ihnen eine Erweichung des doktrinellen Standpunkts eingetreten. Diese Erscheinung war nicht nur bei Kongregationalisten und Disciples wahrzunehmen, sondern auch bei Methodisten und Baptisten. Der Krieg scheint eine Reaktion eingeleitet zu haben. Man erinnert sich ja, mit welcher Einmütigkeit den Deutschen als ein Hauptgrund ihrer Bosheit ihr religiöser Skeptizismus vorgehalten wurde. Demnach mußten also amerikanische Kirchen sich vor der Seuche des Rationalismus reinigen und zurückkehren zu dem Glauben der Väter.

Unglücklicherweise warf sich diese an sich heilsame Bewegung zunächst und zumeist auf einen Punkt, der nicht von allerhöchster Bedeutung war, nämlich die **Wiederkunft** des Herrn. Schwere Not- und Kriegszeiten haben stets adventistische Hoffnungen erweckt. So

auch jetzt. Die Tatsache, daß „sich ein Volk wider das andere erhob“ etc., war ein Zeichen, daß das Ende nahe sei. Allerseits wurde das Aufkommen der Wiederkunftshoffnung beobachtet. Weitaus die meisten, die solche Hoffnungen aussprachen, waren „Premillennialists,“ d. i., sie glaubten, daß der Herr kommen werde, das **tausendjährige Reich** aufzurichten. Wir alle glauben an die Wiederkunft des Herrn, aber diejenigen, welchen dieser Artikel ein lebendiger Glaubensartikel ist, sind fast durchgängig Chiliasten. Nach ihnen wird die Welt immer schlechter. Das Böse reift sich aus, bis daß es im Sohn der Sünde seine persönliche Spitze bekommt, dann kommt der Herr zum Gericht. Ihr Lieblingsbuch ist die Offenbarung Johannis, welches sie als eine Weissagung auf den Gang der Weltgeschichte ansehen. Die Welt geht durch ein Gericht nach dem andern, welche Vorläufer des Endgerichtes sind.

Die Anhänger dieser Anschauung haben kein Interesse an sozialer Reform. Die Welt wird doch nicht besser, was nützt das Flicken hier und da? Man rette soviel Seelen als möglich durch die Predigt des Evangeliums und überlasse das Aeußere dem Staat und den bürgerlichen Organen.

Auch in unserer Synode gibt es zahlreiche Vertreter des Chiliasmus. Es hat aber deshalb zwischen ihnen und Andersgesinnten keine Reibung stattgefunden, und wird es auch in Zukunft nicht geben. Denn die Kirche hat niemals über den zweiten Advent ins Einzelne gehende Glaubenssätze festgesetzt und verbindlich gemacht. Daher gehört diese Sache zu den Dingen, über welche man verschiedener Meinung sein kann, und wo jeder suchen soll, seiner Meinung gewiß zu sein.

Der zweite Punkt, auf den sich die Bestrebungen der „Fundamentalists“ richteten, war die **Autorität der Bibel.** Hier bestanden sie auf der absoluten Irrtumslosigkeit („Inerrancy“) der Bibel. Sie sind meist Anhänger der Theorie einer wörtlichen Inspiration der Bibel. Sie schießen auch hier beträchtlich über das Ziel hinaus. Wer sich auf eine solche Ansicht festlegt, der muß sich jeglichen Einflusses auf freiere Geister begeben. Es wird ihm überhaupt unmöglich sein, die Schrift selbst vor den Angriffen der Wissenschaft zu verteidigen.

Auf unserm Seminar wird, soviel wir wissen, dem Wort Gottes eine solche Zwangsjacke nicht angelegt. Unsere Professoren wissen zwischen einer menschlichen Seite der Schrift, die der wissenschaftlichen Untersuchung unterliegt, und einer göttlichen, die auf das Wirken des Geistes zurückgeht, zu unterscheiden. Sie wissen, daß wir den Schatz der Offenbarung in irdenen Gefäßen haben; und wir alle wissen, daß z. B. die Genesis und der Exodus unentbehrliche Bücher der Menschheit sind, auch wenn nicht alles in ihnen der Hand

Mosis entstammt. Und so wissen wir auch, daß das Buch Esther nicht auf der Höhe des Jesaias steht, und daß das Evangelium des Johannes ein wesentlicherer Teil des Neuen Testaments ist als die Offenbarung von demselben Mann.

Allmählich hat sich dann die Diskussion den vitalen Stücken des christlichen Glaubens zugewandt, nämlich dem Leben und Werke des Herrn. Im Vordergrunde stehen seine **übernatürliche Geburt**, sein **Sühneleiden** und seine **Auferstehung**. Es ist gut, daß diese Dinge mit neuer Wucht Geltung erheischen. Wir können keines von ihnen missen, wenn auch in der christlichen Lehre der Ton mehr auf das Ende des Lebens Jesu fällt als auf seinen Anfang. Die Fleischwerdung des Gottessohnes ist doch zur Ausführung seines Heilswerkes nötig. Jede christliche Kirche, welche diese Heilswahrheiten preisgibt, verfällt dem Zersetzungsprozeß. Sie degeneriert zu einer Vereinigung zum Zweck der Moralpredigt, wie man das bei den Unitariern sehen kann.

Unsere Kirche ist augenblicklich nicht in einer solchen Gefahr. Unsere Gefahr besteht darin, daß wir das Geglaubte nicht mit eindringender Gedankenarbeit erforschen, und noch mehr, daß wir uns mit dem rechten Glauben begnügen, ohne aus diesem Glauben die rechte Kraft für Leben und Wirken zu schöpfen.

Warum können wir die Jugend in die Sonntagschule bekommen, aber nicht in die Kirche?

Daß die Sonntagschule kein Ersatz für den allgemeinen Gottesdienst ist oder sein soll, wird in der Theorie überall zugestanden. Sie soll im Gegenteil den Schüler befähigen, an dem Gottesdienste der Gemeinde mit größerem Verständnis und Interesse teilzunehmen. In der Praxis gestaltet sich die Sache aber wesentlich anders. Noch kürzlich wiesen wir daraufhin, ein wie geringer Prozentsatz nach der Sonntagschule zum Gottesdienst sich einstellt. Viele Sonntagschüler, sogar unter den Konfirmierten, gehen nur an den hohen Festtagen zur Kirche. Ja, der Uebelstand beschränkt sich nicht einmal auf die Jugend. Wir haben große Bibelklassen für Erwachsene gekannt, die in der Stadt allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und von denen ihre Pfarrer klagten, daß sie fast durchgängig dem Gottesdienst fernblieben. Andere — allerdings meist englische — Kirchen kennen wir, wo die Sonntagschule so populär ist, daß jeder verfügbare Raum von ihr eingenommen wird, aber viele ihrer Glieder haben sonst mit der Kirche gar keine Gemeinschaft. Es wird selbstverständlich zugegeben, daß dieser Zustand immer noch besser ist, als wenn auch die Sonntagschule von ihnen vernachläßigt würde, aber das Gesunde wäre doch, wenn auch dem Gottesdienst der Gemeinde das Interesse an der Sonntagschule zu gute käme.

Demnach lohnt es sich, nach den **Gründen** dieser eigentümlichen Erscheinung zu forschen. Dieselben sind nicht so sehr schwer zu finden. Zunächst sagt der Jugend der **freiere Ton** und das mehr ungezwungenere Leben der Sonntagschule zu, während ihnen der Gottesdienst zu formell, zu ernsthaft und feierlich erscheint. Sodann verhält sich der Kirchenbesucher, vom Singen abgesehen, mehr passiv, während die Unterrichtsmethode der Sonntagschule mehr **Aktivität** von seiten der Schüler möglich macht. Der Hauptgrund aber liegt anderswo. Wir stehen im Zeitalter der **Emanzipation der Jugend.** Früher achtete man auf die Bedürfnisse der Kinder und Jüngeren weniger. Sie wurden einfach mit in die Kirche genommen und hatten sich dort gut aufzuführen. Sie mochten von der Predigt wenig verstehen, sie hatten stillzusitzen. Die neuere Zeit — so hat man oft gesagt — hat die **Entdeckung des Kindes** gemacht, seiner Bedürfnisse und seiner Rechte, nicht nur seiner Pflichten. Es ist allbekannt, wie epochemachend diese Entdeckung für die moderne Wissenschaft der Pädagogik gewesen ist. Sie hat das ganze Erziehungswesen umgestaltet. Früher erwartete man, daß das Kind sich auf dem Standpunkt des Erwachsenen stelle. Jetzt wird umgekehrt dem Erwachsenen zugemutet, daß er zum Kinde werde, das Kind verstehe und kindesgemäß mit ihm umgehe. Offenbar ist diese pädagogische Entwicklung ein ungeheurer Segen gewesen; doch hat sie auch ihre Schattenseiten.

Man fällt von einem Extrem leicht ins andere. Während man früher die Bedürfnisse der Kinder zu wenig berücksichtigte, ist das Kind jetzt zum Herrn geworden. Wenn das Kind keine Lust hat, sich konfirmieren zu lassen, so unterbleibt es. Wenn das Kind nicht in die Kirche gehen will, so bleibt es eben draußen. Elterliche Autorität und reiferes Urteil gelten nicht, des Kindes Wünsche geben den Ausschlag; noch mehr ist das natürlich bei den jungen Leuten der Fall. Offenbar übt die gottesdienstliche Atmosphäre auf die Jugend im allgemeinen keine starke Anziehungskraft aus, daher unser Problem.

Was kann man nun tun, um dem Uebelstand nach Möglichkeit abzuhelfen? Die Sonntagschullehrer können durch Beispiel und dringlichen Appell an ihre Klassen nicht wenig erreichen. Auch kann die Wichtigkeit des gemeinsamen Gottesdienstes oft und nachdrücklich, wenn es die Lektion nahelegt, eingeschärft werden. Zielbewußte Pflege des geistlichen Lebens, Aufforderung zur Mitgliedschaft bei Konfirmation und anderen Gelegenheiten ist von nicht zu unterschätzendem Wert. Das Wichtigste wird wohl die **Gestaltung der Predigt** sein. Manche haben „Junior Congregations“ eingerichtet, für die Jugend allein. Andere geben dem jugendlichen Teil nach der Liturgie „Sermonettes,“ kleine Predigten, 5—10 Minuten

lang, meist aus Geschichten bestehend, und lassen dann die Kinder sich entfernen. Wer sich zu diesen Auswegen nicht entschließen will, der muß in seiner Predigt den Bedürfnissen und dem Verständnis der Jugend Rechnung tragen. Er muß die Kunst der Illustration lernen, Geschichten einstreuen, mit dem Leben in enger Beziehung bleiben, von Zeit zu Zeit etwas besonders für die Jugend Berechnetes bringen und so nach und nach sie dazuführen, daß sie sich im Gottesdienst zu Hause fühlt. Die Sache ist nicht leicht, aber notwendig ist sie, und kann man ihr deshalb nicht genug Aufmerksamkeit zuwenden.

Nochmals die „Lesekurse."

Seit Jahren haben wir es uns angelegen sein lassen, bei unsern Lesern die Liebe zum theologischen Studium zu pflegen. Aus eigener Erfahrung wissen wir, daß hier der Weg zu geistiger Befriedigung wie zu gesteigerter Amtstüchtigkeit zu finden ist. Insonderheit lag es uns am Herzen, unsere jüngeren Brüder davon zu überzeugen, wie wichtig es ist, daß sie nicht nach dem Abschied vom Seminar ihre Studien an den Nagel hängen. In letzter Zeit mehren sich die Zeichen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist. Wie immer die Majorität darüber denken mag, einzelnen gehen die Augen auf, und sie haben das Gefühl, daß sie eine Menge Zeit verloren haben, die sie jetzt gern wieder einholen möchten. Die Frage ist: wie soll dies geschehen? was für Handreichung kann ihnen geboten werden?

Die beste Hilfe könnte ihnen zuteil werden durch die Einrichtung von **Lesekursen,** über die wir uns des öfteren geäußert haben, besonders in einem „Editorial" in der Novembernummer 1921 (Seite 458). Wir haben dort die Hauptzüge eines solchen Plans dargelegt. Auch sprachen wir unser Bedauern aus, daß wir es unterlassen, der Generalkonferenz die Sache in unserm Bericht vorzulegen. Wir sagten, die Auswahl der Kurse, sowie die Leitung des Ganzen, würde am besten in die Hände der Fakultät zu Eden gelegt werden.

Jetzt geht uns von dem Direktor des Seminars die erfreuliche Nachricht zu, daß die **Fakultät** die Sache **in Angriff genommen hat** und mit den vorbereitenden Schritten beschäftigt ist. Die Ausarbeitung werde natürlich Zeit erfordern, aber in nicht allzu großer Ferne wird der Gedanke praktische Gestalt annehmen.

Die Mitteilung hat uns außerordentliche Befriedigung gewährt. Nichts Besseres könnte zumal für die jüngeren Brüder unternommen werden. Wir hoffen, daß bei den Kursen auch der **deutschen** Theologie gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Mit Spannung sehen wir den weiteren Schritten der Fakultät entgegen. Die segensreichen Folgen, die aus einer treuen Benutzung der Einrichtung sich ergeben würden, sind unberechenbar.



Der Statistik über die Lutherische Missouri-Synode

entnehmen wir folgende Zahlen: 3283 Gemeinden und 901 Predigtplätze. 142 Gemeinden haben über eintausend Seelen. Abendmahlsglieder zählt die Sydnoe 623,228 und stimmberechtigte 155,689. Im Amte stehen gegenwärtig 2471 Pastoren. Es starben im letzten Jahre 26 Pastoren. 87 Kandidaten wurden zum Predigtamte ordiniert. In den 1310 regelrechten Gemeindeschulen sind 73,063 Schüler; ferner noch in den 665 Sommer- und Samstagschulen 15,000 Kinder. Nur 1587 Sonntagschulen mit 108,133 Schülern gibt es in der Synode. Im letzten Jahre wurden getauft 36,000, konfirmiert 26,761, getraut 14,517 Paare und beerdigt 13,028. In den 19 höheren Lehranstalten sind 2700 Studenten und 135 Professoren und Lehrer, Im Kreise der Synode befinden sich 13 Hospitäler, in denen 21,506 Patienten verpflegt wurden; dann noch drei Sanitarien. In den neun Waisenhäusern befinden sich 638 Waisenkider. Ferner zählt die Synode acht Altenheime, fünf Hospize, ein Heim für Epileptische und eine Taubstummenanstalt. 13 Kinderfreund-Gesellschaften haben seit ihrer Organisation über 5000 Kindern ein christliches Heim verschafft. Das ganze Eigentum der Synode hat einen Wert von fast 50 Millionen Dollars.

The Coming Doctrinal Storm

A tremendous hubbub in religious circles is threatened by the so-called Fundamentalists, whose cardinal doctrines, we are told, are the inerrancy of the Bible and the second coming of Christ, and, according to some newspaper articles, a doctrinal storm is to be expected when the Fundamentalists and the more liberal of the Baptist body come together in the convention of that denomination in Indianapolis, in June. Steps to forestall possible schism were taken recently by an informal conference in New York of Baptist liberals and "Fundamentalists," who agreed that it "is within the right of all Baptists to give expression to their own views," and urged "upon all of our brethern that we avoid the censorious spirit."

The tocsin of alarm was first sounded by *The Christian Register* (Unitarian), whose editor, Dr. Albert C. Dieffenbach, confessing himself terrified by the "religious Ku Klux," warns us against the frenzy he believes will seize on the world should the doctrine become widely accepted. The central dogma of the movement, says the Unitarian editor, is the second coming of Christ. "Believe that or die. It is a long, involved system of doctrine on the subject that they have fabricated out of a benighted literalism, and its awfulness, its bloody sweep over the world, surpasses the most gruesome pictures in the Book of Revelation. The other three 'fundamentals' are the supernatural birth of Christ, the vicarious atonement of Christ, and the bodily resurrection

of Christ." To support his fear that the "second coming" as preached by the Fundamentalists will stir the world into religious fanaticism, Dr. Dieffenbach quotes from press reports a declaration by Dr. I. M. Haldeman, a prominent New York Baptist minister and a reputed leader of the Fundamentalists:

"Christ is coming with the eye of one who is aroused and indignant in whose being beats the pulse of a hot anger. . . . He comes forth as one who no longer seeks either friendship or love. . . . His garments are dipped in blood, the blood of others. He descends that he may shed the blood of men. . . . He will enunciate his claim by terror and might. He will write it in the blood of his foes. He comes like the treader of the winepress, and the grapes are the bodies of men. He will tread and trample in his fury till the blood of men shall fill the earth. . . . He will tread and trample them beneath his accusing feet, till their upspurting blood shall make them crimson. He comes to his glory, not as the Saviour meek and lowly, not thru the suffrage of willing hearts and the plaudits of a welcoming world, but as a king, an autocrat, a despot, thru the gushing blood of a trampled world. And those who follow this emergent, wrathful King of Heaven . . . are represented as armies. They come forth as a body of fighters. They come to assist the Warrior to make war on the earth. In this way the Kingdom is to come, not by the Spirit of God."

"There will be no peace in the world until the second coming of Christ," declares Dr. J. C. Massee, another leader of the Fundamentalist movement, who recently went from the Baptist Temple in Brooklyn to Tremont Temple in Boston, reputed to be the largest Baptist church in the world. In a one-minute sermonette appearing in the Boston *Post* Dr. Massee is said to give in a nutshell exactly what the Fundamentalists believe: "I know no Christ but the Christ of the Bible. Of his holy person seven essential facts are set forth therein. These are: His supernatural birth, his sinless life, his vicarious death, his bodily resurrection, his glorious ascension, his present indwelling of and lordship over the believer, and his triumphant return. All these I believe and preach, for this Christ stiil saves sinners like you and me." The purpose of the Fundamentalists, says *The Universalist Leader*, which is also seriously perturbed by the movement, is "to reestablish medieval orthodoxy. They hold to the literal inerrancy of the Scriptures, a special creation, total human depravity, the virgin birth, the atonement by blood, the ultimate damnation of most of mankind, and all the other dreary dogmas of the Dark Ages. Chief emphasis is laid upon the second coming, which they declare is right at the doors." The movement works without reference to sect or donomination, according to this paper, which says: "All the so-called Evangelicals are infected with it, and some of them are facing imminent disruption. The Baptists appear to be in the most danger. For some years the Fundamentalist group in that church has held a congress in the advance of their annual convention to devise means of getting control of the denominational machinery. There is more than a possibility that they will succeed this year. The Disciples Church is almost equally disturbed. In

Chicago the Congregationalists are lined up squarely on the issue, and only great tact on the part of their leaders has prevented an open rupture." *The Christian Century* (undenominational) also senses coming disaster, remarking that, besides the wrench in the baptist denomination, "the Congregational and Prebyterian communions are considerably perturbed and the Disciples even more bitterly torn than they, while Methodists and Episcopalians are, up to this date, keeping the controversy in the bounds of fairly good order. . . . The whole Fundamentalist set of doctrines must be met with a challenge that is backed up by a willingness to debate the issues on their merits. . . . It is hoped that before the (Baptist) denomination is tied up in a creedal sack by the Fundamentalists at Indianapolis next June, the men of modern scholarly mind will decide to contest such a destiny in the only way that seems open to them."

The Methodist Church can also be distinctly discerned in this rapidly developing situation, says the *Western Christian Advocate*, of that denomination, without taking sides in the argument. The Fundamentalists "must be considered as those who accept the Bible as the ultimate authority and contend for a literal interpretation of the same. This group is strongly colored by the second coming doctrine. They are greatly agitated over the conviction that the Church is swinging away from the fundamentals of Christianity." Another conflict is gathering in Methodist circles, we are told, around the "doctrinal test" for membership, and, says the *Advocate*: "We predict that by the time the next General Conference arrives it will furnish one of the most outstanding debates of the Conference and create a regrettable division."

However, the Fundamentalist danger is not so great, think some religious journals, as others would have us believe. *The Reformed Church Messenger* "can not believe that even the premillennarian Fundamentalists are such enemies to mankind as *The Christian Register* horrendously portrays," and it refuses, with *The Continent*, to "erupt brickbats and roar out great thundering words of condemnation." The latter, a Presbyterian paper, holds that "faith in a premillennarian return of our Lord to this earth is a perfectly plausible interpretation of teachings not so plainly set forth in the Bible as to preclude diverse opinions, and nobody shall ever be denounced in these columns for believing whatever seems to him most true in respect to this or any other doctrine that may command the allegiance of a sincere Christ-following and Bible-loving soul. When premillennialists on their part begin to denounce as recreant and heretical and disloyal and un-Christian those in the Church whose judgment of the Scripture on this point differs from theirs, then *The Continent* takes most decided exception." The cause of the trouble, as *The Presbyterian* sees it, is the development of a company of teachers and preachers in various bodies who "belittle, deny and oppose nearly, if not all, the fundamental facts of historic Christianity." This tendency has increased until "it has become infidelity of a type exceeding that held by Tom Paine and Bob Ingersoll. The influence has become so destructive that there is a general awakening against it and growing determination to segregate

these opposing factions. . . . Regeneration, reformation, and a renewal of testimony to the faith once delivered to the saints is the only safety now, as in the past ages." The time is ripe for a realignment of the Protestant forces, urges *The Lutheran*, declaring that "many sects have held fast to little points on the circumference of the Christian faith and have lost their hold on the great center of Gospel truth. . . . There is need of much earnest searching of Scripture to learn afresh what is clearly revealed. There is need of casting overboard half-truths based on a few pet passages of Scripture to the exclusion of what other passages have to say. . . . The evangelicals must not be indifferent to history and scholarship, but must become masters in this field. They must establish their claim as defenders of the Gospel on more solid ground than sentiment and fervor, and show that they are not averse to growth and progress in sacred knowledge. . . . Here is a case where there can be no real peace until the issue is clearly faced and met."

Delighted itself at the discussion and fearing not the least that harm will result from it, *The Watchman-Examiner* (Baptist) says:

"We had been drifting along paying little attention to doctrinal questions. In high places of leadership among us were men who denied the miraculous birth of Christ, the vicarious atonement of Christ, the resurrection of Christ, and the second coming of Christ. It became somebody's duty to call attention to this frightful state of affairs. It was done, and now everybody is acknowledging that our denomination is strongly conservative and will not stand for a radicalism that denies everything that is fundamental to Christianity.

"We give it as our deliberate opinion that the new emphasis which has been given during the past two years to the 'fundamentals' has been the greatest blessing that has come to our denomination in the past quarter of a century."—*Literary Digest.*

Roosevelt—Another View

Editor the Christian Century:

Sir: May I ask for space in which to emphatically dissent from your editorial on "The Enlarging Roosevelt" in your issue of February 2? There is indeed a growing impression concerning Mr. Roosevelt, but fortunately for the future it is not of the nature your editorial implies. There well may be, however, an enlarging Roosevelt if enough eminent Americans can succeed in launching a Roosevelt cult. The impression of the first Napoleon has not diminished thru the years but who would say that there has been a proportionate increase of joy or peace for France? We should ponder well the concluding words of an article on Napoleon by Marshall Foch published on the centenary of the Emperor's death. The Marshall says: "In my view, the deep reason for the disaster that overwhelmed him must be sought elsewhere. He forgot that a man cannot be God; that, above the individual, there is the nation; that, above men, there is the moral law; and that war is not the highest

goal, since, above war, there is Peace." (London Times Napoleon Supplement, May 5, 1921.)

The late ex-President could not concur in any such pacifist sentimentality, neither could he subscribe to the assertion in your editorial that he was a believer in arbitration. Mr. Roosevelt is his best witness on the merits of peace and war and arbitration versus might. I quote: "No triumph of peace is quite so great as the supreme triumph of war. The courage of the soldier, the courage of the statesman who has to meet storms which can be quelled only by soldiery qualities—this stands higher than any quality called out merely in time of peace." (American Ideals, page 253.) "The twentieth century looms before us big with the fate of many nations. If we stand idly by, if we seek merely swollen, slothful ease and ignoble peace, if we shrink from the hard contests where men must win at hazard of their lives and risk of all they hold dear, then the bolder and stronger peoples will pass us by, and will win for themselves domination of the world." (The Strenuous Life, page 20.) "Scant attention is paid to the weakling or the coward who babbles of peace; but due heed is given to the strong man with sword girt on thigh who preaches peace, not from ignoble motives, not from fear or distrust of his own powers, but from a deep sense of moral obligation" (The Strenuous Life, page 30-31.)

Such sentiments are typical; likewise the concluding two on the folly of real arbitration. "First and foremost, the United States must seriously prepare itself against war, and show itself able to maintain its right and make its weight felt in the world. Next, it must abandon both the policy of poltroonery—the policy we have practiced as regards the Lusitania and Mexico—and the policy of recklessly making promises which neither can nor ought to be kept—the policy practiced in the proposed all-inclusive arbitration treaties five years ago, and, above all, in the unspeakably silly and wicked thirty all-inclusive arbitration-commission treaties actually negotiated under the present administration." (Fear God and Take Your Own Part, page 170.) "Arbitration is an excellent thing, but ultimately those who wish to see this country at peace with foreign nations will be wise if they place reliance upon a first-class fleet of first-class battleships rather than upon any arbitration treaty which the wit of man can devise." (American Ideals, page 249).

With a war-devastated world seeking its way out from the welter of blood and iron into a community of power thru "silly and wicked" treaties is it possible, I ask, that "the apostle of the strong man with sword girt on thigh" shall, like our beloved Lincoln, grow larger from year to year?"

Exeter, N. H. Rowland F. Nye.

—*Christian Century.*

Bischof Nuelsens Berliner Diplom.

Ein Doktordiplom von einer Hochschule vom Range der Berliner Universität ist an und für sich ein wichtiges und interessantes Dokument. Persönliche Beziehungen zum Inhaber eines solchen erhöhen sein Interesse. In seiner bereits berichteten Ernennung zum Ehrendoktor der Berliner Universität ist mit Bischof Nuelsen die Kirche geehrt, die er repräsentiert. Es dürfte deshalb manche unserer Leser interessieren, das Dokument im Wortlaut kennen zu lernen, welches Bischof Nuelsens Ehrung verbrieft. Wir sind durch Freundesgüte im Besitz einer (lateinischen) Kopie des Diplomes und unterbreiten dasselbe unseren Lesern hiermit in deutscher Uebersetzung. Die Begründung der akademischen Auszeichnung unseres Bischofs wird unsere Leser besonders freuen. Hier das Dokument:

Glück und Heil zuvor!

An der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin hat unter dem Rector magnificus

Walter Nernst,

Doktor der Philosophie, der Medizin und der Technik, öffentlichem ordenlichen Professor an unserer Universität, Geheimem Regierungsrat, Direktor des Physikalisch-Chemischen Instituts, ordentlichem Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Ritter des Ordens Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste, sowie des Roten Adlerordens, des Kronenordens und des Eisernen Kreuzes beider Klassen, auf Beschluß der Hochwürdigen Theologischen Fakultät,

Carl Holl.

Doktor der Theologie, der Philosophie und beider Rechte, ordentlicher Professor an unserer Universität, Geheimer Konsistorialrat, ordentliches Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Ritter des Roten Adlerordens und des Kronenordens, derzeit Dekan der Theologischen Fakultät,

dem Hochwürdigen und Hochgelehrten

John L. Nuelsen,

Doctor of Divinity und Legum Doctor,

der Bischöflichen Methodistenkirche Bischof zu Zürich,

der nicht nur in seiner Mutterkirche als Führerpersönlichkeit und durch seine vorbildliche Frömmigkeit hervorgetreten ist und die theologische Wissenschaft durch gelehrte Schriften gefördert hat, sondern auch in der harten Trübsal und Not des gegenwärtigen Zeitalters, von evangelischer Liebes- und Glaubensgesinnung getrieben, nicht sich, noch den Seinen gelebt, vielmehr, in den Fußtapfen des seligvollendeten John Wesley wandelnd, deutschen Christen die Hand der Gemeinschaft gereicht, der insonderheit als der vielgeliebte Freund unserer durch Hunger entkräfteten Kinder und als der gesegnete Mittler der Bruderliebe amerikanischer Christen sich um die Einheit der Gesamtkirche ausgezeichnet verdient gemacht hat,

Eines Doktors der Hochheiligen Theologie

Ehren und Privilegien

zum Osterfest, dem 16. April des Jahres 1922,

ehrenhalber übertragen und diese Uebertragung durch dieses öffentliche Diplom unter dem Insiegel der Theologischen Fakultät amtlich bekanntgegeben.

L. S. Apol.

History as She Is Wrote

This time it is Ray Stannard Baker in the New York Times, engaged in the official defense of Mr. Wilson's colossal failure at Paris, setting forth how that gentleman was deceived by our beloved Allies in hiding from him their secret treaties. Mr. Wilson, it will be remembered, when the Senate Foreign Affairs Committee called upon him at the White House, August 19, 1919, declared that he had never heard of these treaties until he reached Paris. Replying to Senator Borah's question whether he had any knowledge of these treaties "until you reached Paris," he said: "Not unless there was information at the State Department of which I knew nothing." Mr. Lansing testified similarly; he, too, knew nothing of them except some vague rumors about the London agreement. "Were you familiar with any other agreements between—" he was asked by Senator Johnson. "No," said Secretary Lansing. Mr. Baker's pity for this uninformed President is unbounded. "No real enlightenment (about these secret treaties) came to the President from any source," he writes, and he accuses Mr. Lansing not only of "blank ignorance" but "culpable neglect." But, bless his kindly, pitying soul, Mr. Baker himself is nearly as bad as either of them. For he fails utterly to state that these secret treaties were all published in the New York Evening Post and various other newspapers of the United States ten months before Mr. Wilson sailed for Paris, that is, in January-February, 1918; that they were reprinted in pamphlet form and sold on subway news-stands by tens of thousands: that Colonel House received copies and that a copy of the pamphlet was placed in the hands of every member of Congress. Plainly, Mr. Wilson and Mr. Tumulty were very easily victimized by Colonel House and Mr. Lansing. An expenditure of ten cents would have placed them in the possession of information the lack of which, Mr. Baker points out, put put them at a complete disadvantage in the most important negotiation in history.

These treaties came to the Evening Post by way of Vladivostok rather mysteriously, but the supposition always has been that they were smuggled in next to the skin of some Russian stoker or sailor. For it is a sardonic fact that the American censorship and the British censorship were both bent upon keeping these treaties out of the United States and they would have done so but for the Evening Post's publication. The amusing feature of it all is that the censorship did keep the facts from reaching the White House since neither the White House nor the State Department read the newspapers. Neither did they read the debates of the House of Commons, for during the summer of 1918 they were frequently debated in that interesting body, notably on June 28, when Mr. Balfour—the same Mr. Balfour who has recently been in Washington—rose in his seat and said "By these treaties we stand—our national honor is bound up in them." So both Mr. Wilson and Mr. Lansing, if they had only heard of such a publication as Hansard, would have been warned in advance of exactly what was going to happen in Paris, and Colonel House too. The then President

of the United States was a busy man, but he did have several secretaries and several press-clipping clerks, and it would seem as if he might occasionally have read a newspaper himself.

For Colonel House there is no alibi possible. Mr. Lincoln Colcord, then Washington correspondent of the Philadelphia Public Ledger, stated in The Nation of September 13, 1919, that he had the pleasure of bringing the Balfour statement "to the attention of Colonel House by letter, inclosing the newspaper clippings of the incident and pointing out very fully its bearings . . . I can recall dozens of conversations with Colonel House about the secret treaties, going back as far as the summer of 1917. And I remember how again and again during that season . . . we urged upon the Administration the danger of the course that was being followed by America; the unwisdom of leaving the secret treaties unrepudiated . . ." There is no escaping the conclusion that Mr. Wilson and his nearest advisers were hopelessly or *willfully blind.* There are many Americans who think that Mr. Wilson fibbed to Senator Borah. We are not among them; we believe that the President and his associates were *monstrously incompetent.* They had taken the greatest brief in history—a brief for all mankind—and yet they prepared themselves so little as to the diplomatic backgrounds of the war that, as Mr. Baker points out, they were hopelessly handicapped in their fight for the Fourteen Points when they reached Versailles. Even then a brave fighter, a man who would have insisted, under threat of pulling out, upon holding the Allies to their plighted troth in their acceptance of the Armistice terms, would have achieved a great victory for mankind instead of a defeat ending in what Mr. Vanderlip has called "the worst document struck off by a group of men at any time"—the Treaty of Versailles.

But what are we to think of modern history-writing when we find that Mr. Ray Stannard Baker wrote his piece in the New York Times without the slightest knowledge of the widespread publicity given to the secret treaties in the United States, in complete ignorance of the publication of Lincoln Colcord, without even being aware that the secret treaties were on sale on the news-stands of New York and other cities during all the critical months when Mr. Wilson was assuming the "spiritual leadership" of the world?

What Caused the World War?

The above question was glibly answered by all the allies in 1919. The Versailles Treaty compelled Germany at the point of the bayonet to declare that she was solely responsible. It mattered not that not one person in Germany believed this, and that an increasing number outside of Germany were beginnig to question this, tho every child in the Allied countries had been told for four years that the Kaiser had plunged Europe into war. France felt she could not secure her desired reparations unless Germany assumed sole responsibility in black and white. Probably most Frenchmen believed it, tho my Socialist chauffeur who drove me thru the devasted district that May, 1919, de-

clared that it was a capitalist war and said he decorated the German soldiers' graves; he felt the helpless conscript was not to blame.

To-day, the thoughtful, honest people of every land are seeking the imperative necessity of revising the treaty, of learning the truth and telling it to the rising generation. A remarkable survey of what is being done, or rather, not being done, has been done by Prof. Shepherd in the first number of the new monthly, Our World, which magazine gives promise of great usefulness. He found that Germans, even when they had to use old textbooks, omitted all the passages written in honor of the old regime. They had tried new text-books, but none suited all the parents of the six political parties now in power. Neither socialists nor monarchists could agree as to the cause of the war, nor could the other shades of political opinion find a common basis of statement. Consequently, to Professor Shepherd's amazement, absolutely nothing about the war being taught except certain dates of events. Four experts were working on these dates but could not agree in describing what happened on them. In former years, the government decided what children should be taught; now, said the Prussian minister of Education, "In every school, the children have their own organization with a spokesman who has a right to criticise the teacher on every occasion or even go over the teacher's head to higher authorities."

The German Version

German children are learning from their fathers divergent views as to the origin of the war, but the teachers are perforce silent. In France the varied versions of the war are given to children by fathers who fought at the front and whose mothers stood in the bread line. The seven party divisions here, as in Germany, prevent any consensus of opinion being expressed in text-books. In England a large number of poor, anonymous text-books have appeared but they are being weeded out by inspectors and the children are for the most part learning of the war only as their elders give their version.

Amazingly little attention has been given in our press to a notable movement among the*scholars* of the *neutral nations* to begin a dispassionate study of the complex, far-reaching causes of the World War. Meeting more than a year ago, these representatives of Norway, Sweden, Holland and Switzerland made their declaration, concluding with the words: "We are of the opinion that such an explanation is possible only thru an unpartisan commission of competent citizens of neutral countries." Their declaration was warmly endorsed by men like Sir Gilbert Murray, Lord Parmoor, Ramsay Macdonald, Charles Trevelyan, Henri Barbusse, Romain Rolland, Maxim Gorky, Prof. Albert Einstein and others. The commissions are now appointed and are about to consider the following questions: 1. Who was responsible for the outbreak of the war, at the end of July, 1914? 2. Who was responsible for the extension of a local conflict to a war of the world? 3. Who was responsible for the duration of the war thru so many years and its ending in a peace of violence rather than a peace of reconciliation? 4. Who was responsible for the fact that the war was conducted

contrary to the principles of international law? 5. Who was responsible for the fact that the law violated the rights of neutrals?"

This spontaneous movement promises to be of great historic value. It ought to provide a basis for a common text-book to be translated into all languages to enlighten the rising generation after it has become of age and has never understood the greatest event in modern history. Such a report may sometimes allay the bitter antagonisms of today, based on half-knowledge. Temple Scott, the Secretary of the American committee which is aiding this movement, writes from 167 W. 72nd St., New York City, that "It has been planned to raise an adequate fund to help this commission to accomplish its purpose and for this fund the sum of $50,000 is practically assured."

Much information is now available which the censor and other agencies prohibited in the years of mad conflict. Now it can be told. The remarkable new book, "Europe Without Peace," written by Signor Nitti, formerly Italian Premier, is only one of several that are bound to change the opinion of that period of bitterness and hysteria when German dictionaries and Wagner and Goethe were taboo. Here are some trenchant quotations: "All the warring countries have their responsibility in a different degree. *Russia's attitude was the real and underlying cause of the world conflict* (italics mine). It can not be said that in the ten years preceding the war Russia did not do as much as Germany to bring unrest into Europe. . . . I believe that Europe is threatened with decadence more owing to the peace treaties than as a result of the war." Signor Nitti denounces as "useless and stupid" the insistence that Germany should confess that she was solely guilty. He says, "The declaration is of no use whatever to the conqueror, because no importance can be attributed to a declaration extorted by force; or to the conquered, because he knows that there is no moral significance in being forced to state what one does not believe."

Now It Can Be Told

Signor Nitti reproaches the Allies for breach of faith in securing the armistice on the basis of the fourteen points and then on not observing them in making the peace. Perhaps most important of all is his disclosure of a secret memorandum presented by Mr. Llyod George on March 25, 1919, which laid down conditions for a just and lasting peace for Europe, and proposed a peace of reconstruction and reconciliation. Among eight definite proposals were those that Germany should be addmitted into the League of Nations and that millions of Germans should not be handed over to the Poles. When face to face with Clemenceau Lloyd George had not the courage to stand out for any one of these. Nitti desires to have the League revise the treaties and that the whole question of reparations be left to it.

A letter from Baron Rosen, late Russian minister at Washington, has just been posthumously published. It shows his admiration for the courageous English author, E. D. Morel, who has boldly stood out for years against the hasty and conventional view of the war. He writes to him: "Having just read your letter expressing the view that

the legend of the German plot to impose domination over Europe is responsible for the vast punitive mechanism known as the treaty of Versailles and, further on, that this dogma of Germany's unilateral responsibility for the war is internationally what the Dreyfus case was nationally of the nation concerned, I can not resist the temptation to assure you that I entirely concur in those views, and that not until they are generally accepted by the whole world . . will real peace in Europe become possible. . . You will not take it amiss if a man who has spent a whole lifetime in the diplomatic service of his country takes the liberty to add that he subscribes unreservedly to the views you entertain in regard to the nefarious character of the policies practiced by the so-called statesmen of the leading nations of Europe during the decades preceding the advent of the catastrophe."

Frank Confessions

There is no more amazing illustration of nefarious proposals than the frank confession of Lord Fisher, Admiral of the Fleet, of his proposal to King Edward, in 1908, that "as it was Germany's set intention to make even England's mighty navy hesitate at sea, it seemed to me a sagacious act on England's part to seize the German fleet when it was so very easy of accomplishment." He tells of a plan to land several years before the war began 100,000 Russian troops on the Pomeranian coast. Another startling bit of information marked "Secret" is his note to Lord Fisher. "Tirpitz asked a mutual friend living in Berlin to inquire very privately of me whether I would agree to limiting size of guns and size of ships, as this is vital to the Germans, who *can't go* bigger than the dreadnoughts in guns or size. I wrote back by return post yesterday morning. 'Tell him I'll see him d—d first (*them's the very words*). I wonder what Wilhelm will say to that when Tirpitz shows him the letter." Fisher refers to Admiral Mahan's drawing attention to the fact that "88 per cent of England's guns were pointed at Germany." Says Francis Neilson, formerly an M. P., in his illuminating papers on "The Duty of Civilization": "The policy inaugurated by Delcasse in Morroco, together with that of Iswolsky in the Black Sea and in Persia, committed Great Britain to action too terrible to contemplate." Mr. Fay in the American Historical Review showed that Russia was to blame for beginning the war. The confession of General Loukomlinov, who lied to the Tsar, and Lloyd George's recent statement that the nations "drifted into war" are additional testimony that Germany can not alone be held responsible.

Alfred Pevet's "Les Responsables de la Guerre" traces in 500 pages the complex, tragic story of the beginning of the war and throws strong light upon the guilt of Russia and the support given by Poincaire and Viviani to the Panslavic plot. Most Americans have made up their mind five years ago and do not want it unsettled. It is very troublesome to weigh evidence, to be impartial and to revise opinions. But the safety of the world depends largely upon the trouble which mankind will take to learn the truth and to secure justice.—*Christian Century.*

An Address to the Peace Societies in Paris

Delivered on February 24 by Charles Trevelyan

(FROM FOREIGN AFFAIRS, LONDON)

In his remarkable book, "Europe Without Peace," Signor Nitti, the Italian statesman, says:

"No right-thinking person has nowadays any doubt as to the profound injustice of the treaty of Versailles and of all the treaties which derive from it."

This certainly represents the views of my countrymen. For more than a year I have not read or heard an attempt in Great Britain to defend the treaty of Versailles. The reason is simple. The economic ruin which the treaty has been working in Central Europe has now reached us. Our industries depend upon our foreign trade. But with the beggars who now form the population of once prosperous Germany and Austria we can do no trade. We have two million unemployed workmen and no prospect of any restoration of our trade until Europe begins to recover.

Even our government has been so penetrated with the need for a new policy that Mr. Lloyd George has attempted to secure a change in the course of the policy of the Allies. The ruling parties and personalities, however, in your country will not allow it, and it is this situation which I wish to discuss with you. For we at least ought to have common ground, ought to be able to work on a common policy, which is impossible for the reactionaries. The greeds and ambitions of the jingoes of England clash with those of the chauvinists of France. Many of the leading papers and politicians in England are today indignantly denouncing French selfishness in refusing to allow Germany to recover her economic prosperity for the salvation of England. Official France retorts that Great Britain has caried off the best of the plunder in German colonies, ships, and territory, and is now trying to deprive France of her share in the spoils.

But in both our countries there is a saner opinion which it is for us to try to represent. We must remind ourselves that we in Great Britain are responsible for the errors of Lloyd George.

Such a man can never redeem the world. He can never win the confidence of France. He allowed her to be falsely deluded into believing that the peace of violence would give her security. Do not now trust his judgment when, fearing his own handiwork, he comes with new plans for French security.

It would be a mistake to suppose that the pact, proposed by Mr. Lloyd George, by which Great Britain would guarantee France against aggression from Germany, would ever become acceptable to the great bulk of British people. They have learnt—even if their rulers have not—what defensive alliances mean. Before the war in 1914 Europe was a network of defensive alliances. They did not save Europe from war. They accelerated her doom by giving confidence to the war parties

of all nations. And yet the people of every nation in 1914 believed that their governments were acting on the defensive.

This is the direction in which the pacifists of Great Britain and the great and growing force of the British Labor party are tending. There exists in Great Britain a profound feeling for France. The cameraderie of the trenches is yet a living force. All thoughtful people sympathize with the fears of France which are based on the sorrows and tragedies of past invasions. Security is the present need of France. Realizing this, they deplore the more the false policy which, so far from bringing security to France, is alarming the whole of Europe at the vast armaments with which Europe is overawed, and at the conscription of hundreds of thousands of black men to make up for the deficiency of white. No! I must warn you that the democracy of Great Britain will never let itself be bound down to guarantee French chauvinism. It is getting very tired of our army playing the gendarme on the Rhine at immense expense for the sake of pretending to enforce impossible reparations which don't even pay for the armies of occupation.

But there is a form of guarantee which I am convinced would be universally welcomed by British democracy and would have answering approval from most of the world. All the great nations of the world, recognizing that the danger line of Europe is the frontier of France and Germany, might guarantee these national frontiers from attack and alteration. But a world guarantee for France and Germany alike means the end of the Versailles policy. It presupposes the withdrawal of the armies of occupation, the commencement of a great reduction of armaments by both Great Britain and France, and the abandonment of the idea of keeping Germany impoverished and disrupted.

I believe our two governments misinterpret the world. The religion of narrow nationalism is on the wane.... But the directing intellects of Europe are still imbued with the war spirit, believing only in force for the control of men, devoid of imagination of a better world, sneering at international brotherhood, hard, cynical men tutored in the numbing school of war. It is we who have to open the way for the new spirit which struggles everywhere for utterance and for opportunity. Upon us in Great Britain and France lies the duty of breaking the spell of unenlightened and uncritical nationalism which is now leading Europe to the abyss.



BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Fundamentals of Faith in the Light of Modern Thought by Horace Blake Williams. The Abingdon Press 1922. 181 pages, $1.25.

In 12 chapters the writer attempts in this book to interpret some of the more important facts of our Christian faith in terms of the ethical and scientific concepts of our own day. Since the marvelous aspect of Christianity has become valueless to many as evidence of its truth, he seeks to ground its claims upon what it does for man's religious and moral needs.

He finds three chief tendencies in present-day life with regard to religion. We are living in the naturalistic epoch of the church's history. There is (1) the tendency to rationalize the content of religion. The Bible must bear the weight of critical investigations and approve its claim against this test. 2. There is the tendency to humanize religious values. All values are measured by their contribution to human welfare. Religion must relate itself to human life; it must prove its worth by its effects ("pragmatism"). 3. There is the tendency to socialize religious effort. Christianity in order to fulfil its mission must Christianize social conditions. These tendencies have produced much good, but to some extent they are negative. They are apt to emphasize the rational side of religion too much; they encourage a utilitarian view of religion; they overestimate physical betterment at the expense of spiritual development. Therefore the author, in the 2nd chapter, "The Reality of the Unseen" contends for a spiritualistic view of human life over against a materialistic one. He says, with Hegel, that history is "the unfolding of spiritual being in time." We have not discovered the way to human history until we have learned that all events are essentially spiritual. If we do, we shall be able to unlock the mystery of affliction. Many experiences bear the aspect of tragedy, and their curse is unmitigated unless they can be made to serve a spiritual end. We shall also understand death. Death is then not going out, it is going home. It is the spirit coming to its own. It is breaking thru the veil into the realms of the unseen, into the world of eternal things. This view, we should say, will not commend itself greatly to those who believe in the "economic interpretation" of history. If stressed too much—as was done by Hegel—it will not bear the weight put upon it, but who will deny that it dates back to apostolic sanction? In "Demand for a Religion" the writer interprets the exigencies of the time as calling for a religion that rests upon a national basis but is also able to answer the deep-felt needs that spring out of our human constitution. Jesus Christ, so it is shown in Ch. IV,

is the answer to life's supreme demand. He bases the evidence for this not on his miracles which, in his opinion, were more an accommodation to the character of his time, nor on the virgin birth, which was only the endeavor of an age long gone to state a great and mysterious truth, but on his life and personality which makes God present to us and unites us with him.

Other subjects treated are, "The Problem of Evil;" "The Problem of Freedom;" "Is Perfection possible?"; "Life and Death." The last chapter is on "the Risen Lord." He stands by the resurrection most emphatically. "Christianity," he says, as a religion of spiritual power and renewal, was born on that day. The resurrection of Jesus made Christianity. It is one of the best chapters in the book.

The author is a close and searching thinker. If sometimes he seems to abandon more than we like, it is no so much because he is not sound in the faith, but because he wishes to meet the man of to-day on his own ground and conquer him with his own weapons. We recommend the book cordially to all who desire to justify their faith to their own reason and relate it to the scientific thought of the day.

Occasional Sermons vol. II., by L. H. Schuh. Lutheran Book Concern, Columbus, O., 1922. 609 pages, $2.50.

The Lutheran Book Concern just sends us this volume of Occasional Sermons for discussion. It contains 6 Introductory Sermons (first sermons in new parish); 4 Farewell; 3 on Communion; 6 on Reformation; 7 on Marriage; 5 on Women's Societies; 6 on Luther League; 5 Baccalaureate Sermons. The Collection is edited by Rev. L. H. Shuh, Ph.D., pastor at Anna, O. This gentleman has already several publications to his credit. It appears that, just as in our own Synod, the pastors of the smaller villages, and often of country charges, in other denominations, manifest the greatest activity along theological and literary lines.

In glancing thru the book we find that a good average of ability is maintained. The treatment is popular and well adapted to the type of audiences usually found in congregations of German ancestry. The confessional element is, of course, decidedly stressed. This feature is not so congenial to us, but from Lutherans we can hardly expect anything else. Besides, the condemnatory tone of, for instance, the Missourians is avoided; the publishers of this latter perruasion would not even ask any of us to review their productions. Some of the sermons are very lengthy, especially those by the well-known Professor Dr. Bauslin; most of them, however, do not exceed 7-10 pages (about 330 words to the page). We liked best the last discourse in the book, by Henry W. Elson, Litt.D., on John 8: 23: "The Truth shall make you free." The sermon is entitled "Education and Freedom." It raises 2 questions: 1. What is Truth? 2. What is Freedom? This being a baccalaureate sermon, he naturally exalts the cause and functions of education. A man, he says, becomes free by being educated. To be educated means to adjust one's self to one's environment. He follows,

in the second part, the footsteps of Drummond, the biologist. In the first part he has much to say about the liberating effect of truth in various fields, but comparatively little about Christian truth.

We should say that "Truth a Guide to Freedom" would better express the idea of the text; and we should suggest this treatment: 1. What is meant by Truth? 2. What Freedom does it lead to? Under (1) we should speak of partial and lower truth as sought for in various fields of research, and then pass to the highest truth in Christ. Under (2) we should treat of the religious freedom (from the guilt of sin) this truth leads to and of the moral freedom (from the power of sin), it gives. But then, Elson's discourse is very able and interesting.

The technical make-up of the book is splendid. The binding is strong and neat; the paper of the best quality and the type very clear. The ones who have a sermon book by our own Synod in preparation ought to examine this volume very carefully.

We congratulate the Lutheran Book Concern on their success; they may well be proud of this publication.

The Christian in Social Relationships, by Dorr Frank Diefendorf. The Methodist Book Concern 1922. 125 pages, 75 cents.

This is a new volume of the "Life and Service Series." It offers a special study course on what the ordinary Christian ought to know about the "social gospel." The first chapter points out that the roots of our social teaching are found in the prophets of the Old Testament, and in Jesus and his apostles in the New Testament; furthermore, that altho there have been social movements all thru the centuries, the emphasis on this subject is a recent development. In 10 chapters (of about 10 pages each) the author discusses the Christian and Bible Education; the Wage Problem; Working Conditions; Public Health; Public Amusement; Commercialized Evil; Treatment of Criminals; Political Responsibility; World Progress; World Brotherhood. His position, while sympathetic to all real progress and human welfare, is conservative. He is a believer in the social gospel but not a Socialist. He doesn't go quite so far as some advocates of industrial democracy. He keeps more within the "zone of agreement," but he is friendly to labor, without being a partisan.

In the chapter on World Brotherhood we take exception to one statement (p. 99): "The war brought to light the fact that while one great nation was sinning against the truth of human brotherhood to an immeasurable degree, other nations *which at heart entertained the cause of brotherhood,* were not sufficiently active in its propagation and support." Now there can be disagreement as to what nations sinned more in the war; but to say that other nations (England, France, Italy etc.) "at heart entertained the cause of brotherhood," is to say what is not true to fact. After the Peace of Versailles no informed Christian has a right to say this. It is only a hollow phrase and shows that the writer is either biased or does not know the facts. And if ministers and writers do not know, how can we expect

the general public to know that that Peace was the greatest crime against world brotherhood ever perpetrated? "Can the blind lead the blind?" If secular writers, as in the "Nation," the "New Republic," the "World To-morrow" etc., and Liberals everywhere (even the Communist Anatole in France) charge the ruin of Europe to that Peace, isn't it then about time that the men in the pulpit should take notice?

He closes with a chapter on the Efficient Church and one on the Kingdom of God as a Practical Ideal.

Religion as Experience, by John Wright Buckham, Professor of Christian Theology in Pacific School of Religion. The Abingdon Press 1922. 128 pages, $1.00 net.

In accord with the trend of modern religious thought, the author proposes to treat religion not as dogma, sentiment, theory, ethics, but as experience. Experience in this sense is, of course, extra-sensuous, but is something felt and apprehended. There is in it an action on us from an outside factor, and a reaction of our own mind; it is both passive and active, receptive and constructive. It is thinking, feeling, willing, all in one: it is realization.

On the basis of this definition of the term, the writer proceeds to show what the common religions—not the Christian—experience. He rightly treats the religious consciousness as an attribute common to the whole human race. He grants that the conceptions of the power outside of us on which man feels dependent vary greatly. But he claims that the deeply rooted human conviction of something transcending the world of sense and time is seen, upon reflection, to be not merely something, but someone. It cannot be less than ourselves in nature and worth, else it would cease to command our reverence and allegiance. To him the reasonable conclusion from the common human experience is that God is Person—not "a" Person, much less an individual, but Pure Person.

This inference seems very reasonable indeed, but the reviewer submits that, outside of Christianity, man has only in rare cases come to this conclusion. Mohammedanism borrows its monotheism from Judaism and Christianity. And the scientists of today may be believers in some kind of Force, about which they can nothing definite ("The Unknowable," Spencer), but they scorn the idea of "Pure Person."

Of "Christian Experience" the author says: it is the band uniting Christians to God in Christ; it is redemptive experience; it is prophetic experience, it is characterized by the active pursuit of an indeal, individual and social. It is regenerative, ethically purifying, socially redemptive experience of God thru the historical—spiritual person Jesus Christ. No doubt the content of the Christian experience is here rightly interpreted. But we should have expected not only a characterization of the experience here, but an attempt to show the validity of it. He does say that it is mediated by the Christian com-

munity and attached to a definite historic religion. It should, however, have been more fully explained that, without a community of believers in the same experience and without continued attachment to the Word which proclaims the Christ, individual Christian experience could neither arise nor survive.

The professor wants Theology built up on the Christian experience; but does not want this principle applied too narrowly. He desires room for many shades of Christian theology; even speculative theology has its legimate uses.

He belives in Evolution. Its greatest implicate is the truth of the Divine Immanence: God in every step and process of evolution. Only, evolution has failed to recognize personality, human and divine. Jesus Christ is the real force which has effected the ascent of man. Instead of "resident" forces we have "non-resident" ideals. No universalizing of evolution can account for the spiritual nature of man.

We have read the book with great interest. In emphasizes an aspect of religion which is vital and apt to establish its reality more than anything else. It stimulates the thought of the theologian and meets the needs of the practical Christian.

Beyond Shanghai, by Harold Speakman, with 8 illustrations in full color from paintings by the author. The Abington Press, 1922. 198 pages, $2.50 net.

This is a book about China. The author went to China not to see the imperial palaces at Pekin, but to see the Chinese people themselvs in their humblest and most intimate surroundings. He had decided to live alone with the Chinese, and to eat their food.

This plan he carried out. First in a "Houseboat" he goes up the Grand Canal, describing the cities of Soochaw and Hangchow. Then he travels up Yangtze River on a Chinese steamer, by the cities of Hankow, Kiu-Kiang, Anking and Nanking. The most interesting chapter is perhaps that about the Island of Buddha, with its 70 Buddhist monasteries and temples.

Then finally he rented a room in a Chinese house and lived with the family.

One sees that there can be no doubt that he wanted to see China with the eys of love and sympathy. His descriptions are life like; he is prompted by the desire to understand and appreciate. As a result his interpretation of Chinese life and people is rather optimistic. He doesn't write like a missionary, but as a traveler and congenial friend. He is a painter and finds much to paint. His paintings seem often fantastic in color and line. Yet, he says, they are true to nature and life, and shows only how different China is from the rest of the world and, especially, from the Occident. In all, a very unique and unusual book.

A Handful of Stars, by F. W. Boreham, The Abingdon Press. 1922. 261 pages, $1.75 net.

Another Boreham book. It is a companion volume to his "Bunch of Everlastings." As in this latter book so are here great scripture texts the basis of his comments. He calls them a "Handful of Stars," for "they have shed their luster on the stern realities of life: a few have gittered in the firmament of fiction." The first is A. Penn's text, "This is the victory that overcometh the world, even our faith." Penn, when 22 years of age, heard a sermon on it by a Quaker named Thomas Loe. "Like a nail in a sure place, it fastened itself on the mind of the young man." "The undying fires of enthusiasm at once blazed up within him." The writer then shows from the life of A. Penn how this faith first conquered the world within him and then the world without. The text of the saintly *Henry Martyn,* is, "I am a brand plucked from the burning." And even *Thomas Huxley,* the great agnostic has his text. It is the famous one from Micah: "What doth the Lord require of thee but to do justly and love mercy and to work humbly with thy God?" In this Huxley found the perfect ideal of religion. The author gives interesting biographical material about the great scientist's mistaken religious upbringing, which, in his opinion, accounted in part for his later unfriendly attitude towards religion. Other texts are Michael Faraday's, Catherine Booth's, Uncle Tom's, Francis d' Assisi, and many more. The book seems to have all the Boreham qualities: an easy flow of language, kindliness of spirit, buoyant optimism, a wide range of sympathies, and a genius for holding the attention of the reader.

Marcus Aurelius. A Biography by H. D. Sedgwick, New Haven, Yale University Press, 1921. 309 pages, $2.75.

This new book about the emperor Marcus Aurelius is a veritable gem. Some parts of it have the fascination of an entrancing book of fiction, all of it is beyond praise. The writer's style is as simple and natural as only the highest art can make it. There is no a dry or dull passage in the book. The author fairly worships his hero, and he makes us love him, too.

All that the average man knows about Marcus Aurelius, is that he was a Stoic, that he wrote the famous "Meditations" and that he was one of the imperial persecutors of the Christians (Justinus Martyr died under him, also the aged Polycarp; and there were terrible persecutions in Lyons and Vienne).

Sedgwick gives us the whole history of the man. As the adopted son of the emperor Antoninus (called "Pius" after his death), he received a most thorough education. The influence of the emperor on the young man's mind was very deep and lasting. There is a noble tribute by the son to his adopted father in the book. His teachers were Stoics, and Stoicism has never produced a more sublime character than Marcus Aurelius's.

The author portrays the mental and moral atmosphere of the Rome of the second century that had 4 great emperors in succession: Trajan, Hadrian, Antoninus and Aurelius. And yet, "there was already the chill of late autumn in the air." The empire held out with difficulty against the inroads of the barbarians. Aurelius did his utmost by his example and by his statecraft, to buttress the falling edifice. He did not succeed, there is a deep feeling of the irresistible change of all human things in the "meditations" reminding us strongly of the "all is vanity" of Ecclesiastes, but with complete resignation he bows to the inevitable.

Mr. S. tries especially hard to vindicate the emperor from the charge of a religious persecutor. He seeks to show how it came that such a good and enlightened man could not appreciate the noble, and even superhuman, elements of Christianity. The reasons were, 1. the awful slanders about the unnatural vices of the Christians, believed even by the educated, 2. the seeming absurdity of the gospel of a crucified Jew being the Saviour of the world, 3. the fact that the Christian religion refusing to give worship to the emperor was at odds with established laws of the empire. So Aurelius when his opinion was asked by the authorities, ordered that, in case of a Christian refusing to give up his faith, the laws should be enforced. Sedgwick does his best to make this fact palatable to us, but, of course, explain it as you may, the fact remains.

The emperor's own view of life, S. says, was not a philosophy alone, it was a religion. By that he means that Aurelius believed in the rule of universal reason in the universe; that he believed in a "genius within" which afforded a direct means of attaining spiritual truth; and that he strove after perfection of character with no less earnestness than a Christian saint. With the other Stoics, he could not rise to faith in a divine personality. They found divine reason everywhere, with no more local or definite habitation in one place than another. "Aurelius's reason told him that the universe was impersonal, and he turned from the human desire for a Divine Friend with a renunciation as ready as the welcome with which other men greet the great hopes of life." "He was the noblest of Romans, and and take him all in one, there has not been his like since. He was a man of tender and heroic heart, with what one might call a romantic sentiment for self-sacrifice. There never was a great ruler, not even Abraham Lincoln, with less love of self. His meditations reveal his constant endeavor to keep himself unspotted by sin; and so religious are they in their holy purity, so akin in temper, if not in doctrine, to the thoughts of Thomas à Kempis that one must keep firm hold of the fact that this was no anchorite, no monk, who had turned his back upon the world, but a valiant Roman soldier and statesman, whose energy, wisdom, courage, and perseverance propped up a tottering world."

If we say we wish the book many readers, we do it not for the sake of the book or the firm that publishes it, but in the interest of the

readers only. Our desire to get it in the hands of our brethern is exceedingly strong, for if we succeed in it we shall have procured for them a rare intellectual enjoyment.

The American Home Series. The Abingdon Press 1920-1921.

So far 37 pamphlets of this Series have been published. They all deal with the problems which parents face. Sound principles of moral and religious education have been recognized, but this literature deals specially with the application of these principles. Here are some of the titles: "Parenthood and Heredity;" the First Year in the Baby's Life; the Second and Third Year; the Problems of Temper; The Punishment of Children; the Nervous Child; Table Talk in the Home; Story Telling in the Home; Sex Discipline for Boys in the Home, etc. The pamphlets average 24 pages; they cost 15-20 cents; are interestingly written, and, according to the testimony of a mother and a teacher in whose hands we put them, practical and helpful.

A Winter of Content, by Laura Lee Davidson. The Abingdon Press, 1922. 217 pages, $1.50.

A lady who had spent many summers in Canada decided to go thru a real Canadian winter. In spite of a storm of protests from friends and natives as well, she carries out her plan. She wants to tear herself away from the conventions and comforts of civilization in order to find new view points for her reflection on the problems of life. Detached from all the outward sources of enjoyment, she desires to open new fountains of experience in her inner self. The solitude of the wilderness and the awful silence of a Canadian winter are to teach her to seek a sure footing on the rock that cannot be moved.

In a hut built on an island of the Lake of Many Islands, she stays from September until spring comes again. Of course she is within hailing distance of a few other folks, but yet she leads the life of a 20th century recluse. She goes thru the rigors of an almost Artic winter; the ice comes and after months, goes again. She describes the "sawing bees" and other winter joys of the people in the forest. Finally she comes out of her self-improved exile and finds that her experience has done for her all she expected.

She calls those eight months her "Winter of Content." The reader will perhaps admire the courage and determination of the woman, but few will feel that a similar experiment would yield them a like satisfaction.

An Easter Disciple. The Chronicle of Quintus, the Roman Knight by Arthur Benton Sanford. The Abingdon Press, 1922. 56 pages, 30 cents.

This is a beautiful little volume for the Easter season. Quintus Cornelius Benignus, a Roman knight, of a serious religious nature,

comes to Palestine with Roman troops. He hears much of the Great Teacher who has been at work for some time preaching his message of the future life. He happens to be in Jerusalem when Jesus delivers, in Solomon's porch, the discourse about the good shepherd (John 10). He is not present during the Passion week, but on coming back, the centurion who was at the cross tells him all about the crucifixion and, also, about the resurrection of Christ. This stirs him to the depth. Can this wondrous story be true? Faith springs up in his heart, and several weeks later he himself is one of the 500 who saw the risen one at Galilee. He goes back to Rome, professes his faith, with his loved one, Lucretia and, altho not himself a martyr, is one of that heroic generation that passed thru Nero's persecution. The booklet, beautifully gotten up, makes its tribute to the conviction that the superlative Easter argument is the risen Christ himself.

Sermonizing, by H. J. Schuh. Lutheran Book Concern, Columbus, O., 1922. 16 pages, 25 cents.

The editor of the book on "Occasional Sermons" (discussed in this issue), treats here briefly of the minister's most important work, sermon making. The preacher's best preparation for the pulpit work is diligent and unceasing prayer. The text should be the root out of which the sermon grows. It should be carefully studied in its historical setting, and then its meaning to the present hearer be set forth. Then a theme should be chosen and this theme should really be the subject of the sermon. The style is to be clear and simple.

Illustrations are helpful but should be used with discrimination. The work of preparation should begin on Monday. It is best to write the sermons out in full.

The delivery should be free—no reading of sermon—dignified but natural. Good articulation, correct emphasis, moderate speed, proper pitch of voice, and limited amount of gesture are to be desired. We agree with the writer on every point; the pamphlet deserves the consideration of every one who wants to improve his pulpit work.

Das Zwölfprophetenbuch übersetzt und erklärt von **Dr. Ernst Sellin.** A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung 1922. 567 Seiten. $2.50.

Professor Sellin, früher in Kiel, jetzt an der Berliner Universität, legt uns hier als 12. Band des von ihm herausgegebenen „Kommentars zum Alten Testament" das „Zwölfprophetenbuch" vor.

Die zwölf „kleinen" Propheten gehören nicht zu den vielgelesenen Büchern des Alten Testaments. Von einzelnen Stellen bei Joel, Micha und Maleachi abgesehen, sind sie dem gewöhnlichen Bibelleser fast unbekannt, auch dem Pastor im Durchschnitt. Erst in den letzten Jahren sind Amos und Hosea mehr in den Vordergrund getreten als alttestamentliche Vorläufer und Vertreter sozialer Reform. Die Bücher werden auch nie zu den Stücken ge-

hören, die man sich zur direkten „Erbauung“ aussucht. Dazu sind sie nicht geschrieben, und außerdem erfordern sie zuviel Erklärung.

Derjenige dagegen, der in der Bibel auch sich gern in das Leben und Wirken charaktervoller Männer vertieft, die mitten im Volksleben standen und dasselbe tief beeinflußten, ein solcher findet in den kleinen Propheten reiche Nahrung und Anregung. Ohne Kommentar wird ihm dies kaum möglich sein. Das vorliegende Buch bietet sich ihm hier zur dankenswerten Führung an. Natürlich ist vorausgesetzt, daß er sein Hebräisch noch genügend auffrischen kann und will, um der Auslegung des Grundtextes mit Verständnis zu folgen.

Außerdem wird selbstverständlich angenommen, daß er nicht alttestamentliche Textkritik ohne weiteres für ein Werk des leibhaftigen Gott-sei-bei-uns betrachtet. Wer z. B. die Urkundenhypothese im Pentateuch für einen Angriff gegen die Autorität des Herrn hält, der bleibe solchen Büchern wie den obigen fern.

Freilich können wir nicht umhin selbst zuzugeben, daß der textkritische Eifer bei vielen Kommentatoren allzusehr ins Kraut schießt. Der Kritiker maßt sich schließlich eine solche Sicherheit in der Ausscheidung etwaiger späterer Zutaten zu, die das Gras wachsen hört. Er verwendet viel Zeit und Eifer auf Dinge, die sich nicht mit Sicherheit ausmachen lassen und dem Leser überhaupt völlig gleichgültig sind. Einen solchen Uebereifer, eine solche zu weit getriebene Detailforschung finden wir auch zuweilen in diesem Buch.

Doch aufs ganze gesehen, dürfen wir sagen, daß es dem Verfasser auf die Hauptsachen ankommt: nämlich die Persönlichkeit der Propheten auf uns wirken zu lassen, seine Botschaft aus den Zeitumständen zu erklären um aus dem lebendigen Wirken der alttestamentlichen Zeugen für eigenes Leben und Glauben Trieb und Sporn zu finden. Daher sprechen uns auch die „Einleitungen“ zu den einzelnen Büchern, worin er die prophetischen Gestalten skizziert und sie uns im Rahmen ihrer Zeitverhältnisse vorführt, so besonders an.

Außerdem steht S. auf positivem Grunde, und er ist durchaus nicht ein Anhänger der Kuenen-Wellhausen'schen Schule, welche die Propheten des 9. und 8. Jahrhunderts zum Schöpfer des ethischen Monotheismus Israels macht. Amos z. B. nimmt im Gegenteil an, daß seine Zeitgenossen denselben Gottesglauben haben wie er: „Der Gott, in dessen Namen er auftritt, ist derselbe, auf dessen Geheiß schon ein Nathan und David und ein Elia dem Ahab die göttliche Strafe verkündigten. Aber das bleibt zweifellos sein großes Verdienst, daß er in einer Zeit eines neuen Kulturaufschwungs und eines damit Hand in Hand gehenden sittlichen Verfalles mit eiserner Konsequenz für die sittlichen Forderungen des Gottes der Väter eingetreten ist.“ Mit andern Worten, er ist nicht der Schöpfer solchen Gottesglaubens, sondern der Reformator und Prophet desselben.

Wer sich das verdienstvolle Buch anschafft, wird reichen Gewinn davon haben. Er kann solches entweder durch das Eden Publishing House tun, oder, wenn er drüben einen Freund oder Verwandten hat, es sich durch diesen schicken lassen. Das letztere wird erheblich billiger sein. Dabei kann er den Unterschied, der im deutschen Geld erheblich ist, dem Vermittler zukommen lassen. Man erwähne beim Bestellen unser „Magazin.“

Die Apostelgeschichte des Lucas. Zweite Hälfte Kap. 13—28. Ausgelegt von **Theodor Zahn.** Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Erste und zweite Auflage. 1921. S. 395—884. $2.75.

Dies ist der zweite Band der Auslegung der Apostelgeschichte von Zahn. Er gibt uns die Missionsreisen des Paulus bis zu seiner Gefangenschaft in Rom. Prof. Zahn, dessen Hauptwerke eine „Einleitung in das Neue Testament" und eine „Geschichte des neutestamentlichen Kanons" sind, hat seinen 80. Geburtstag schon am 10. Oktober 1918 gefeiert. In diesem seinem Kommentar jedoch merkt man nichts von den Zeichen des Alters. Hier ist dieselbe ihm allezeit gegenwärtige Kenntnis aller einschlägigen Literatur, die unvergleichlich ausgedehnte historische und textkritische Gelehrsamkeit, dasselbe sorgsame Abwägen verschiedener Meinungen und dieselbe Selbständigkeit des Urteils, die wir auch sonst an ihm bewundern. Dabei denke der ungelehrte Leser nicht, daß die Auslegung eine hauptsächlich philologische Ausbeutung sei. Der Inhalt kommt zu seinem Recht, wie man das von einem so durchaus positiv gerichteten Mann wie Zahn nicht anders erwarten darf. Sein Stil ist klar, durchsichtig und ansprechend.

Durchaus neu war uns die Meinung, daß es zwei Ausgaben der Apostelgeschichte gegeben habe (er nennt sie A und B), beide von Lucas herstammend, von denen die zweite (unsere A. G.) um ein Sechstel kürzer als die erste gewesen wäre.

Was die Zeit der Abfassung der Apostelgeschichte anbelangt, so glaubt Z., daß dieselbe wenigstens 12—15 Jahre nach jenen zwei Jahren von Paul's Aufenthalt in Rom (28, 30) stattgefunden habe. Er habe nach Beendigung der Apostelgeschichte vorgehabt, ein drittes Buch (die Apostelgeschichte war das zweite) zu schreiben, „mit der bestimmten Absicht, in demselben auch, an den vorläufigen Schattenriß der glücklichen und glänzenden Berufsarbeit des Paulus in Rom während der zwei Jahre wieder anknüpfend zu erzählen, wie jene zwei Jahre im einzelnen verlaufen und wodurch sie gegen die weiterhin fortgesetzte Lebensarbeit des Apostels abgegrenzt worden sind. Wie viel törichte Fabelei schon des nächstfolgenden Jahrhunderts, wie viel mühsame Kleinarbeit und wie viel Streit der Forscher wäre uns erspart geblieben, wenn es Gott gefallen hätte, dem ersten Griechen unter den Schriftstellern christlichen Glaubens die Vollendung seines unersetzlichen Werkes gelingen zu lassen!"

Dem aufmerksamen Leser des Buches wird es nicht an reichster Anregung fehlen. Nicht nur wird er ein besseres Verständnis des Textes im einzelnen gewinnen, sondern er mag auch sich wieder in den längst verlassenen Strom wissenschaftlichen Studiums hineingezogen fühlen.

Die Psalmen übersetzt und erklärt von **Dr. theol. Rudolf Kittel** (Professor der Theologie in Leipzig). 3. und 4. Auflage. Leipzig A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1922. 462 Seiten. $2.25.

Dieser 13. Band des „Kommentars zum Alten Testament" (herausgegeben von Prof. Dr. theol. E. Sellin) erscheint hier in 3. und 4. Auflage. Nach Einsichtnahme in denselben können wir sehr wohl verstehen, warum K. im

Vorwort sagt, daß **keins** seiner Bücher ihm **soviel Dank** aus den Kreisen seiner Leser, vor allem der Studierenden und **Geistlichen,** eingetragen habe als diese Erklärung der Psalmen.

Im Unterschied von andern Kommentatoren nämlich geht K's Absehen nicht darauf, eine besonders gelehrte, sondern eine für die Leser, besonders die Studenten und Geistlichen unter ihnen, **verständliche** und zugleich **lesbare** Erklärung zu schreiben. Das gelehrte Material, besonders das Grammatikalische, wird in kurzen Anmerkungen zur Uebersetzung abgehandelt und auf das Notwendige beschränkt. Die gewöhnlichen Kommentare liefern bekanntlich so viel Philologisches und Textkritisches, daß die sachliche Erklärung und die theologische und religiöse Ausbeutung viel zu kurz kommen. „Nicht ohne Grund ist so die Exegese seit Jahrhunderten in den Geruch der **Langeweile** gekommen."

Wir können unsern Lesern versichern, daß sie beim Studium dieses Buches keine Langeweile empfinden werden. Wir lasen gestern die Erklärung des 1. Psalm und dürfen sagen, daß uns dabei soviel neue Gesichtspunkte gegeben wurden, daß wir über ihn jetzt ganz anders predigen könnten. Jeder Psalm erhält eine Ueberschrift, die oft sehr ansprechend ist und immer den praktisch-religiösen Charakter des Liedes ausdrükt (Ps. 1: „Die zwei Wege;" 3: „Morgenlied;" 4: „Ein Abend im Frieden Gottes;" 11: „Gegen den Kleinmut;" 23: „Der Herr mein Hirt und mein Wirt;" 27 a: „Ist Gott für mich, so trete;" 27b: „Jehova der Verstoßenen Hort," u. s. w.). Beim Lesen dieser Ueberschriften merkt jeder, daß ihm in diesem Kommentar nicht nur eine gelehrte kritische Exegese geboten wird, sondern etwas, das seinem religiösen Bedürfnis entgegenkommt.

In der Einleitung, Seite 5—57, hören wir über die Stellung des Psalters im Kanon, seine Geschichte, poetische Form, Verfasser u. s. w. Dann werden wir gleich in mediam rem geführt, und bald sieht sogar der, welcher sein Hebräisch fast ganz vergessen hat — und solcher gibt es viele unter uns — daß selbst ihm ein reiches Mahl bereitet ist.

Wir können daher unsern Brüdern nur raten: „Nimm Deinen Brief, setz Dich und schreibe flugs" an die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung — Leipzig, Königstraße 25, und bestelle das Buch. Es kostet, wie oben gesagt, $2.25. Du lege also drei Papier Dollars in einen **registrierten** Brief, so daß etwas fürs Porto abfällt. Was übrig bleibt, wird gutgeschrieben.

Wer das tut wird uns bald nach Empfang des Buches einen warmen Dankesbrief schreiben, wie uns das schon mehr als einmal passiert ist. Er vergesse nicht, bei der Bestellung das „Theol. Magazin" zu erwähnen!

Zur gefl. Notiznahme!

In dem „Book Review" des Maiheftes rezensierten wir das ausgezeichnete Buch von James Bissett **Pratt, "The Religious Consciousness,"** a Psychological Study. Wir gaben den Preis mit $4.00 an. Jetzt teilt uns ein Bruder, der es sich auf unsere Empfehlung hin hat kommen lassen, mit, daß es **bloß $2.50** kostet. Um so mehr sollten es recht viele sich anschaffen. (Man nenne das „Theol. Magazin.")

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 24. Band. St. Louis, Mo. September 1922.

Die Eigenschaften Gottes.

Von Ed. Schweizer.

Auf die Erkenntnis Gottes hat Jesus den höchsten Wert gelegt: Das ewige Leben bestehe in der Erkenntnis des allein wahren Gottes und seines Gesandten, Jesu Christi; und bezeichnet sein einzigartiges Verhältnis zu Gott und seine Mittlerstellung zwischen Gott und den Menschen mit den Worten: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ Matth. 11, 27.

Die Erkenntnis Gottes hat nicht nur ein theoretisches Interesse, sie ist von großer Bedeutung für den Glauben und das Leben. Petrus wünscht den Christen viel Gnade und Friede durch die Erkenntnis Gottes und Jesu Christi, unsers Herrn, 2. Petri 1, 2. Zum würdigen Wandel dem Herrn zu allem Gefallen und zum Fruchtbarsein in guten Werken ermahnt Paulus die Kolosser, zu wachsen in der Erkenntnis Gottes, Koloss. 1, 10. 11. Ohne dieselbe könnten wir seine Nachahmer nicht sein und sittlich vollkommen werden, also auch nicht in Gemeinschaft mit ihm treten. Denn die Gemeinschaft mit Gott ist durch sittliche Vollkommenheit bedingt. Wenn die Heiden Indiens ihre Götter nachahmen wollten, dann käme es übel heraus. Denn warum sollte der Mensch sich versagen, was sich die Götter erlauben? Ihre Göttergeschichten sind voll von groben Unsittlichkeiten der Götter. Zur Entschuldigung pflegen die Indier zu sagen: Es sind eben Götter und können tun, was sie wollen, an ein Gesetz sind sie nicht gebunden. Ein verständiger Hindu sieht auch ein, daß sich das Christentum mit

seiner sittlichen Tüchtigkeit sehr gut empfiehlt, indes das sittenlose Heidentum sich selbst richtet.

Eine vollständige Erkenntnis Gottes kann man in diesem Leben nicht gewinnen. „Der große Gott zeigt uns Pilgrimen nicht alles, sondern nur, was uns auf dem Wege fördert, das andere taugt noch nicht und wird auf die Heimkunft aufgespart.“ So hat man fromm gesprochen. Was notwendig ist zur persönlichen Vollendung und zum Dienste Gottes, hat Gott uns nicht vorenthalten. Es ist aber nicht seine Weise, mit überflüssigen Erkenntnissen, Gaben und Kräften auszurüsten. Wie könnte zudem auch der beschränkte Geist die Tiefen der Gottheit erkennend durchdringen? Das Anschauen der Herrlichkeit des großen Gottes wäre des schwachen Menschen Tod. „Mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn kein Mensch wird leben, der mich siehet.“ 2. Mose 33, 20. „Wehe mir, ich vergehe! Denn ich habe den König, den Herrn Zebaoth gesehen mit meinen Augen.“ Jes. 6, 5. „Der König aller Könige, der Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat und wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann.“ 1. Tim. 6, 15. 16. Aber die Engel sehen allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel. Matth. 18, 10. Einst werden auch vollendete Menschen den Engeln gleich sein; und, selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Dann hat das Stückwerk der Erkenntnis ein Ende und die Vollkommenheit ist da. Aber auch nicht mit einem Schlag. Das Gesetz der Entwicklung gilt auch im Reiche Gottes. Die stufenweise, aber nie endende Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit, d. h. seiner Heiligkeit in allen ihren Beziehungen, wird seine Umgebung in steigender Bewunderung und Anbetung erhalten, so daß sie vor Ermüdung geschützt sein wird. Irrig sind solche Vorstellungen vom Leben im Himmel, bei denen einem der Gedanke kommt und die Sorge anwandelt, es möchte am Ende langweilig werden. Im Verkehr mit einem geistlichen Manne weiß man nichts von Langeweile, und was ist der begabteste Mensch im Vergleich mit Gott! Dann wird man auch „das im Licht erkennen, was man auf Erden dunkel sah, das wunderbar und heilig nennen, was unbegreiflich hier geschah.“ Dazu sagt Adolf Kiezler in seinem Büchlein: „Die Hoffnung der Christen,“ Seite 158: „In den Dunkelheiten des Lebens, und in den schmerzlichen, wundersamen Führungen hat der gläubige Christ sich oft des Wortes des Herrn von Petrus zu erinnern: „Was ich tue, das weist du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren,“ und in der Hoffnung auf die hiermit zugesagte dereinstige vollkommene Lösung aller peinlichen und quälenden Rätsel des göttlichen Regiments, hat er sich durchgerungen zur freien kindlichen Ergebung. Auch diese Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden, und der har-

rende Glaube wird durch seligste, entzückendste Erfüllung belohnt, daß er in tiefer Anbetung und mit jauchzendem Jubel die Worte des Apostels: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beide, der Weisheit und Erkenntnis Gottes," u. s. w. sich zu eigen macht mit noch vollerer Kraft der Empfindung, als Paulus sie ehedem, Röm. 11, 33—36, schreiben konnte. Welche unendliche Aussicht eröffnet und dehnt sich da auf, Einschau und Durchschau durchs eigene Leben und das der einzelnen anderen und durch den Gang der Kirche und des Reiches Gottes und der Weltreiche, eine Einschau, nach welcher auch selbst die Engel gelüstet, Eph. 3, 10; 1. Petri 1, 12. Wie groß wird dann auch die Freude sein, wenn wir die Fülle der Gottesgedanken auch in der Natur begreifen. Zahllose Menschengeister haben kraft des vom Schöpfer in den Menschengeist gepflanzten Denktriebes alle ihre Kraft, Energie und Scharfsinn an die Erforschung der Natur und ihrer Geheimnisse gesetzt, und trotz dem immer neu bestätigten Satz: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist" (Albr. Haller), und trotz dem Bekenntnis der Erleuchtetsten: „Die letzten, tiefsten Gründe des Seins und Lebens Ignoramus, Ignorabimus," stärkten sie sich doch stets wieder die lassen Hände, die müden Knie zu weiteren Versuchen. Und wir zweifeln nicht, auch dieses Ignoramus wird aufhören und Augustin wird recht gesagt haben: Alle jetzt noch verborgenen harmonischen Verhältnisse, die durch alle inneren und äußeren Glieder unsers Lebens verteilt sind, werden zusammen mit den übrigen großen und wunderbaren Dingen, die dort zu schauen sind, die vernunftbegabten Wesen in heiligem Entzücken über die geistige Schönheit zum Lobpreis des erhabenen Meisters entflammen." So Kiezler. Nun können wir auch verstehen, daß die Erkenntnis Gottes ewiges Leben sei. Als ein Lehrer einem fähigen Schüler ein mathematisches Geheimnis (die Quadratur des Kreises) erklärte, war der Jüngling so ergriffen, als ob vor seinen Augen ein Wunder geschehen wäre. Wenn nun schon eine so geringe Einsicht solche Bewunderung bewirkt, wie unbeschreiblich erhebend und beseligend wird das vollkommene Wissen, die Erkenntnis Gottes, sein!

Die Erkenntnis Gottes, soweit sie uns möglich und heilsam ist, gewinnen wir aus verschiedenen Quellen. Gottes Macht, Weisheit und Güte wird in seinen Schöpfungswerken offenbar, die Natur ist ein Spiegel seiner Herrlichkeit. Seine unbedingte Autorität und des Menschen absolute Abhängigkeit von Gott wird durchs Gewissen bezeugt. Im Gewissen wurzelt das allgemeine Bewußtsein der Abhängigkeit, das religiöse Bewußtsein, sowie das Wissen um die Verpflichtung gegen Gott, das sittliche Bewußtsein. Die Bestimmung zur Religion (zur Gottesgemeinschaft) und zur Sittlichkeit ist dem Menschen anerschaffen. Aus der Geschichte wird mit der Weisheit Gottes Gerechtigkeit offenbar. Das meinte wohl der Dichter mit dem be-

kannten, freilich nur halbwahren Wort: Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte. Völliger gewinnen wir die Erkenntnis Gottes aus der Bibel und am völligsten aus seinem Sohne, dem Ebenbild seines Wesens. Denn er hat gesagt: „Wer mich sieht, sieht den Vater." Was Jakob Böhme und andere theosophische Grübler, und was viele Mystiker und Philosophen als Wissen von Gott boten und bieten, ist eher unheimlich und verwirrend zu nennen und ist nicht eine freie und seligmachende Erkenntnis. Da heißt es auch: „Ach Gott, mein Gott, so wie ich dich in deinem Worte, und nicht wie bei manchen Theologen, find, so bist du recht ein Gott für mich, dein armes, schwaches Kind."

Die Erkenntnis Gottes ist in seinen sogenannten Eigenschaften gegeben, den „Tugenden" Gottes, wie Petrus gesagt. Sie sind seine Namen und beschreiben sein Wesen und Walten. Die erste Frage ist nun: Sind die Eigenschaften einander koordiniert, oder ist eine der andern subordiniert? Auf Grund von 1. Joh. 4, 10 wird ohne weiteres geantwortet: Die Liebe ist die Eigenschaft Gottes κατ' ἐξοχήν und alle übrigen durch sie bedingt und zum Teil — die ethischen — ihre Momente.

So wäre es, wenn kein Riß in die göttliche Weltordnung eingetreten wäre, wenn die Menschheit sich normal, so zu sagen programmäßig entwickelt hätte. Dann würde man Gott nur als Liebe erfahren und kennen gelernt haben, wie das im Stande der Vollendung der Fall sein wird. Aber der durch den Abfall entstandene Gegensatz und Widerspruch gegen Gott, der bis zur Feindschaft gegen Gott sich steigert, weil die Welt in die Gewalt des Argen geraten ist — die Sünde nämlich hat eine Offenbarung von Eigenschaften Gottes verursacht, die man ohne die Sünde nicht kennen gelernt hätte — Eigenschaften, durch welche die Erweisung der Liebe modifiziert und bedingt wird. Ich meine nicht die Heiligkeit Gottes, denn diese ist nicht erst durch die anomale Entwicklung erkenn- und fühlbar geworden. Es ist eine zu beschränkte Vorstellung von der Heiligkeit Gottes, wenn man sie nur als Gegensatz gegen das Böse mit seiner Verordnung als feste, unwandelbare Lebensordnung, als das vollkommene Gut- und Rechtsein, d. h. das sittliche Normalsein faßt. Es ist vielmehr Gottes **Heiligkeit** seine Erhabenheit und Majestät, seine Vollkommenheit in allen Beziehungen, der Inbegriff aller Eigenschaften Gottes. Darum gibt es keine Eigenschaft Gottes, die nicht mit der Heiligkeit in Verbindung stände und nicht der Ausdruck einer Seite derselben wäre. Die Schrift hat es mit der Sündigkeit der Menschen zu tun und betont der sittlichen Verkommenheit gegenüber die Heiligkeit Gottes. Wenn der sündige Mensch mit Gott in Berührung kommt, dann setzt ihn Gottes Heiligkeit in Schrecken, und will der Mensch Gott nahen, dann muß er sich waschen — heiligen. Darum gab Jehova seinem Bundesvolk Gesetze mit den Worten:

„Heilig sollt ihr sein, denn ich bin heilig.“ Gerechtigkeit war damit gefordert, denn es handelte sich um ein wohlgeordnetes Volksleben, und Gerechtigkeit ist der Inbegriff aller bürgerlichen Pflichten und sozialen Tugenden, nach dem Grundsatz: Suum cuique. Es galt aber auch nun einen Wandel vor und mit Gott in seiner Furcht, und in dieser gründen alle religiösen Pflichten. Dasselbe, nur in höherer Weise, verlangt Jesus von seiner Jüngerschaft mit den Worten: „Vollkommen sollt ihr sein, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.“ Er hatte gerade von der Liebe geredet zu Freund und Feind, wie auch Gott Gerechte und Ungerechte, Gute und Böse mit gleicher Güte bedeckt und behandelt. Die Liebe aber ist der Inbegriff aller Pflichten, die sittliche Vollkommenheit. Sittliche Vollkommenheit und Heiligkeit sind aber doch nicht dasselbe. Gottes Heiligkeit besteht nicht bloß in sittlicher Vollkommenheit, im absoluten Gut- und Liebesein, sondern auch in seiner physischen — in seiner Wesensvollkommenheit. Als der Heilige ist Gott auch der vollkommen Lebendige, an dessen Wesen keine Zerstörung, kein Tod nagt, und ist Quelle alles Lebens, heiße man es geistliches oder natürliches Leben. Als der Heilige ist Gott auch der vollkommen Selige, der in sich selbst nur Frieden hat, keines fremden Wesens bedürftig und keiner fremden Macht unterworfen. Und wie das Leben ist er auch der Freude Urquell, und durch Verbindung mit ihm werden auch wir Menschen heilig, d. h. vollkommen lebendig, gut und selig. Diese Verbindung mit Gott darf aber nicht bloß eine moralische, durch Glaube und Liebe, sondern muß eine reale sein, eine wesenhafte durch Geburt aus dem Geist, so daß wir der göttlichen Natur teilhaftig werden, wie es 2. Petri 1, 4 heißt.

Zu diesen Ausführungen fand ich bei Geß (dritte Abteilung, 107 f.) eine passende Stelle. Sie lautet: „Weil Gott heilig ist, so liebt er, erweist seine Heiligkeit durch Schaffen von persönlichen Geschöpfen, die zur Gemeinschaft mit ihm und dadurch zur Seligkeit angelegt sind. Und weil Gott heilig ist, liebt er auch die Sünder, ruft sie, solange noch Hoffnung auf ihre Bekehrung ist, zurück zur Gemeinschaft mit ihm. . . . Es ist unserer Theologie ungewohnt, daß Gott die Liebe ist, daraus abzuleiten, daß er der Heilige ist. Man liebt es zu denken, seine Heiligkeit bestehe eben darin, daß er die Liebe sei, oder seine Heiligkeit sei nur die Schutzwehr, die er seinem Lieben gebe gegen Mißbrauchtwerden. Und doch ist es nicht schwer einzusehen, daß seine Heiligkeit, wie die Schrift es andeutet, das Erste sein muß, das Liebesein Gottes erst das Zweite sein kann. Gott ist die Liebe, das heißt sein Wollen nach außen ist ganz darauf gerichtet, sein seliges Leben mitzuteilen. Nun muß er aber doch erst selbst das vollkommene Leben sein, ehe er es mitteilen kann. Und das ist eben seine Heiligkeit, daß sein Leben das vollkommene ist. . . . Als das schlechthin reiche und vollkommene nennen wir es das heilige. Als das

heilige muß es das selige sein. Die Seligkeit seines Lebens ist dann das Motiv, es mitzuteilen. Wir Menschen werden durch das Gefühl unserer Armut zum Habsüchtigsein, Neidischsein, Selbstsüchtigsein versucht; Gott ist als der reiche Gott der liebreiche Gott. Wäre Gott nicht das vollkommene Leben, was hätte sein Leben mitteilen wollen für einen Wert? Nur indem er in sich selbst der vollkommene Gute ist, kann er nach außen durch Güte beseligen." So Geß.

Ich habe mich gefreut, im Buche meines einstigen Lehrers eine Bestätigung meiner von langem her gehegten Ansicht zu finden, daß nämlich die Heiligkeit nicht nur ein Zug, ein Moment des göttlichen Wesens sei, sondern daß Gott der Heilige sei und seine Tugenden Ausstrahlungen seiner Heiligkeit. Die Heiligkeit ist der Inbegriff seiner Eigenschaften. Wir nennen ihn den Allmächtigen, den Gerechten u. s. w., aber mit keiner dieser Benennungen ist sein Wesen so völlig beschrieben wie mit dem Wort Heiligkeit. Die Theologie, besonders in den Katechismen, definiert die Heiligkeit nur als sittliche Erhabenheit und unterscheidet sie kaum von der Gerechtigkeit, identifiziert die beiden Begriffe.

Oben habe ich geschrieben, daß man ohne die Sünde Gott nur als Liebe erlebt und kennen gelernt hätte. Nun aber seien Eigenschaften offenbar geworden und in Tätigkeit getreten, wodurch die Liebe in ihrer Wirksamkeit bedingt werde. Das will man nicht zugeben. Vor Jahren sagte mir ein lieber Bruder: „Gott ist Liebe, das ist sein Wesen, er muß lieben und kann nicht anders!" Diese Meinung hatte er nicht von seinem Meister Bebel, dem er, wie er sagte, die Bruderhand hätte reichen mögen, er kann sie von Albrecht Ritschl angenommen haben. Für Ritschls Betrachtung des Verhältnisses Gottes zu den Menschen war maßgebend die Ueberzeugung, wie in dem Wesen Gottes so sei in seinem Wollen jeder Wechsel unmöglich. Gott sei die Liebe in der stets gleichen Richtung seines Willens auf die ewig geliebte Gemeinde im Gottesreich. Daher war Ritschl genötigt, in gewaltsamer Verdrehung von Worten, wie Röm. 1, 18 ff., allem Reden von Gottes Zorn den Krieg zu erklären während des Verlaufs der Geschichte. Erst am Ende soll Gerechtigkeit walten: im Weltgericht.

„Gott ist Liebe und kann nicht anders als lieben," hat man gesagt. Er kann aber anders und gibt sich anders zu erleben. Und das ist nicht unsere und der biblischen Schriftsteller subjektive, beschränkte Ansicht, wie Ritschl behauptet hat. Jesus Christus selbst hat von Tagen der Rache und einem **Zorn** über das Volk geredet, weil es nicht zur Besinnung kommen und sein Heil bedenken wolle. Die Schrift redet oft vom Zorne Gottes. Vor allem auch Paulus. Röm. 1, 18 heißt es: „Gottes Zorn vom Himmel her wird geoffenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit und in beharrlicher Unbußfertigkeit aufhalten," und

in 2, 8 lesen wir: „Denen, die da zänkisch sind und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber der Ungerechtigkeit: Ungnade und Zorn, Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die Böses tun!" Was wollen Ritschl und alle Deisten solchen Aussprüchen gegenüber? Zumal die Schriftaussagen von der Erfahrung aller Zeiten befestigt werden. Zeichen des göttlichen Zorns gab es allezeit. Auch die Heiden wußten das und suchten mit Opfern, Gebeten und Büßungen die zürnenden Götter zu versöhnen und ihre Gunst wiederum zu erlangen. In neuerer Zeit sind die Zeichen des Zornes Gottes sehr viele und schwerster Art: Blutige, nicht enden wollende Kriege mit einem entsetzlichen Jammer im Gefolge. Eine Seuche, die über die ganze Erde hinging und Millionen von Menschen wegraffte. Teurung und Hungersnot und eine Unruhe, ein Mißbehagen unter den Völkern, wovon die Ursache nichts anders als die Gottverlassenheit und das Hingegebensein an feindselige, finstere Mächte sein kann. Dabei gibt es Naturkalamitäten, die Hunderten Gut und Leben kosten. Das sind doch keine Segnungen und Erweisungen der Liebe! Das sind Offenbarungen des Zorns in schweren Heimsuchungen und entsetzlichen Gerichten. Es ist dasselbe wie zur Zeit der Propheten, z. B. Jes. 5, 25; 21, 22.

Es gibt keine unverschuldeten Züchtigungen, keine unverdienten göttlichen Strafen, und Gottes Gerichte sind immer gerecht. Gott regiert und richtet immer nach den gleichen Regeln; darum haben gleiche Sünden gleiche Strafen. Wenn das alte Israel das Gesetz übertrat und den Bund brach, dann bekam es die Midianiter, die Philister und andere Räuber, dann gab's Trockenheit, Heuschrecken und andere Plagen. Dann wurde der Jammer groß. Aber was mußte der Prophet Jeremias zur Erklärung der Trübsal sagen? Er sagt: „Was murren die Leute im Leben also? Ein jeder murre wider seine Sünde, denn es ist deine Bosheit schuld, daß" u. s. w. Jer. 2, 19; Klagel. 3, 39. Den Zorn Gottes rechne ich nicht zu den Eigenschaften Gottes. Der Zorn ist der energische Widerwille des Heiligen gegen das Unheilige, das aktive Mißfallen des Gerechten gegen die Ungerechtigkeit. Durch diesen Unwillen, also um der Sünde willen, hat die Liebe eine Schranke bekommen und eine Eigenschaft Gottes ist mit sehr ernstem Charakter in den Vordergrund getreten: die **Gerechtigkeit** Gottes. Die Schrift macht solchen Ernst damit, daß sie sagt: „Gerechtigkeit ist seines Thrones Festung" — Fundament, d. h. die Norm, Regel und Richtschnur der Weltregierung. Um der Sünde willen wird ihre Offenbarung Gericht mit Züchtigung, Strafe und Vergeltung. In der richtenden Gerechtigkeit waltet der Zorn Gottes. Aber die Liebe ist davon doch nicht ausgeschlossen, sondern mit ihr im Bunde. Es ist nicht richtig, die Gerechtigkeit Gottes nur als richtend und vergeltend zu denken, wie das auch unser Katechismus tut: sie ist auch **gerechtmachende** Ge-

rechtigkeit zu **Wiederherstellung einer Welt der Gerechtigkeit.** „Nicht immer ist in der Schrift unter der Gerechtigkeit Gottes die richterliche gemeint. Das Lied Mosis preist Jehova als den „Felsen, vollkommen ist sein Werk, alle seine Wege sind Recht, ein Gott der Treue, ohne Falsch, gnädig ist er." Gottes Gerechtsein bedeutet also, daß sein Herz und Tun allem Guten zugewandt und ohne Tadel ist, das Vertrauen niemals täuscht. Gottes Gerechtigkeit ist also die Bundestreue, die Rettung schafft. In vielen Stellen der Schrift steht Gerechtigkeit im Sinne von Gnade und Barmherzigkeit, Güte und Treue. Z. B. Ps. 65, 6: „Erhöre mich nach der wunderbaren Gerechtigkeit, Gott, unser Heil, der du bist Zuversicht aller auf Erden und ferne am Meer." Ps. 71, 2: „Errette mich durch deine Gerechtigkeit und hilf mir aus." Jes. 51, 8: „Meine Gerechtigkeit bleibt ewiglich und mein Heil für und für." Gerechtigkeit und Heil stehen hier in innigem Bunde miteinander. „Darum ist es nicht passend zu sagen: Gott habe eine Erlösung gestiftet und eine Vergebung in Gang gebracht trotz seiner Gerechtigkeit. Denn es ist die Gerechtigkeit selbst, welche statt des Todes das Leben, und Gerechtigkeit statt der Ungerechtigkeit stiftet. Der Gott des vollkommenen Lebens will als solcher Leben mitteilen; der Gerechte bleibt treu, auch wenn die zu seiner Gemeinschaft Berufenen untreu sind, will die Ungerechten führen zur Gerechtigkeit." Geß. Diesem Liebeswillen dient vor allem die Offenbarung der Gerechtigkeit in Christo, der uns von Gott gemacht ist „zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung." „Denn Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde — zum Sündopfer — gemacht, daß wir würden in ihm Gerechtigkeit Gottes" — in Kraft der Gerechtigkeit Gottes in Christo wirklich Gerechte. Das Evangelium von Jesu Christo ist darum eine Kraft Gottes zum Seligmachen, weil darin geoffenbart wird Gerechtigkeit Gottes für alle, die es im Glauben aufnehmen. Denn durch den Glauben an Jesum werden die Ungerechten wirklich gerecht und nicht bloß gerecht gesprochen ohne es zu sein. Christus wird ihre Gerechtigkeit nicht durch Anrechnung seiner Gerechtigkeit, sondern nurch Verwandlung in sein Bild: durch Geburt aus seinem Geist. Diese Neu- oder Wiedergeburt vollzieht sich aber nicht in einem Moment wie eine natürlich Geburt, sondern setzt sich durchs ganze Leben fort. Was man Heiligung nennt, ist nach meinem Dafürhalten mit der Wiedergeburt identisch. In der Heiligung setzt sich das Gerechtwerden fort und vollendet sich darin. Die Gerechten werden immer gerechter. Die Hoffnung der Seligkeit ruht aber nicht auf vollendeter Heiligung, wie viele gemeint und meinen, sondern auf Christo und seiner Gnade. „So ist nun keine Verdammnis an denen, die in Christo sind" (Röm. 8, 1); sie haben Vergebung und Friede mit Gott und darauf hin die Hoffnung der Aufnahme in das selige Lichtleben, worin Gott selber lebt (Röm. 5, 1—3).

Das hat Paulus geschrieben und war absolut gewiß, daß ihn nichts scheiden könne von der Liebe Gottes in Christo Jesu (Röm. 8, 38. 39), obwohl er sich nicht vollkommen wußte (Phil. 3, 12. 13. Vergl. Röm. 8, 23; 1. Joh. 1, 7—10).

Es ist eine Riesenaufgabe der Gerechtigkeit Gottes durch Christum eine Welt der Gerechtigkeit herzustellen. Ihre Erfüllung nimmt Jahrtausende in Anspruch, aber Gott ist seines Zieles sicher, sonst hätte er das große Rettungswerk nicht begonnen. Der Anfang ist gemacht, der Erfolg ist verbürgt.

Aber schon in dieser Zeit waltet mit der gerechtmachenden Gerechtigkeit die **richterliche** Gerechtigkeit in **Züchtigungen,** Strafen und Vergeltungen, wovon die schon besprochene Offenbarung des Zornes Zeugnis ablegt. Nun wird von vielen Gottes Zorn und die vergeltende Gerechtigkeit geleugnet, und halten alles Leiden nur für Züchtigung zur Läuterung und Bewährung und nicht für Strafe und Vergeltung. Das Walten göttlicher Ungnade wird bestritten. Sie verlegen die Vergeltung in die Ewigkeit; mit ihr wäre die endgültige Verwerfung der Gottlosen verbunden und so lange es dazu nicht gekommen, sei noch Hoffnung da und der Mensch bleibe unter Zucht. T. Beck hat wohl von Strafheimsuchungen geredet, von Versetzungen in die Hölle (Hades), als in ein Gefängnis und einen Ort der Qual und sagte: „In dem allen übt Gott noch nicht das letzte Gericht, das Gericht der Vergeltung über die Sünde, sondern offenbart nur neben seiner Güte sein innerstes Mißfallen über das gottlose Wesen (seinen Zorn), um durch beides zur Buße zu leiten. Die Vergeltung kommt erst am Tage des Zorns, wo nicht mehr mit Barmherzigkeit, sondern nach dem Recht gerichtet wird." Also vor dem Schlußgericht Züchtigung und nicht Vergeltung. Dem Meister in der biblischen Theologie möchte ich nicht widersprechen, meine aber doch, es sei in der Züchtigung und Strafe auch schon Vergeltung enthalten.

Die Propheten kennen den Gesichtspunkt der Züchtigung für die über Israel kommenden Leiden: „Ich will ausschmelzen deine Schlacken, wegschafen dein Blei, dann wirst du heißen: Stadt der Gerechtigkeit. Zion wird durch Gericht erlöst und seine Bewohner durch Gerechtigkeit." Jes. 1, 25—27; 26, 9 f.; 29, 23. Maßvoll richte Jehova seine Gerichte ein, wie sie geeignet seien zu des Volkes Besserung, 28, 23 ff. „Nachdem ich gewitzigt bin, schlage ich mich auf die Hüfte, ich erröte und bin beschämt, denn ich trage die Schmach meiner Jugend," Jer. 31, 19 Aber nicht minder entschieden stellen sie die Gerichte als Akte der Vergeltung dar. „Erhaben steht Jehova da durch das Gericht, und der heilige Gott heiligt sich durch Gerechtigkeit." Jes. 5, 16. „Ist auch dein Volk, o Israel, wie Sand am Meer, nur der Rest davon kehrt wieder; Vertilgung ist beschlossen, welche einherflutet Gerechtigkeit." Jes. 10, 22. 23. Es gibt noch viele

Stellen in den Propheten, die von der göttlichen Vergeltung und Rache handeln.

Sehr deutlich redet das Neue Testament von der Züchtigung zum Zweck der Besserung und Rettung. Z. B. 1. Kor. 3, 11—15; Apokal. 3, 19; Röm. 11, 32. Aber eben so bestimmt von der Vergeltung. Z. B. Jesu Wort: „Ich suche nicht meine Ehre; es ist aber einer, der sie sucht und richtet." „Rächet euch selber nicht," sagt Paulus, „sondern gebet Raum dem Zorn, denn es steht geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr Zebaoth," Röm. 12, 19, der Zorn Gottes ist gemeint. „Stellet es dem anheim, der da richtet mit Gerechtigkeit," sagt Petrus. In der Apocal. ist erst recht vom Richten und Vergelten die Rede. Wer wollte bezweifeln, daß das Gottesgericht über Jerusalem und so manches Gericht im Leben der Völker und der einzelnen nicht bloß Züchtigung und Strafe zur Besserung, sondern Vergeltung war.

Es ist zwar in der väterlichen Züchtigung auch schon Strafe und Vergeltung, wie schon gesagt. Es bleibt kein Böses ungestraft, wie auch kein Gutes unbelohnt bleibt. „Irret euch nicht, Gott läßt seiner nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten." Wer Uebel tut, der wird übel leiden. „Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die Böses tun. Preis aber und Ehre und Friede denen, die Gutes tun," und das schon in diesem Leben, wie man es genug sieht, hört und selbst auch erfährt. Man kann darum der Jugend nicht ernstlich genug die Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit einschärfen, damit sie sich vor Gottlosigkeiten in acht nehmen und die Sünde meiden, denn die Sünde ist der Leute Verderben und ihres Glaubens Ruin. Eine Ungerechtigkeit ist niemals für Klugheit zu achten, und ein Böses hat noch nie dem Verüber zum Besten gedient. Was nützt alles christliche Wissen, wenn es an einem Ernst, an der Furcht Gottes fehlt?

Vor 200 Jahren hat der edle Philosoph Leibnitz prophetisch verkündigt, daß mit dem Aufhören der Furcht vor göttlichen Strafen die Entfesselung aller Leidenschaften und die Herrschaft einer Sinnesart eintreten werde, welche die Menschen fähig und geneigt mache, die Welt mit einer Sündflut von Blut zu überschwemmen. Die Furcht vor göttlichen Strafen hat ja fast ganz aufgehört, und was Leibnitz vorausgesagt, ist zu verschiedenen Malen eingetroffen. Es waltet eben doch Gerechtigkeit, und nichts ist so unbeugsam und unbestechlich als Gottes Gerechtigkeit. So sehr tritt sie in den Vordergrund, daß die Gnade nie waltet auf Kosten der Gerechtigkeit. Ohne Sühne konnte es keine Vergebung geben. Gottes Gerechtigkeit mußte ihr Recht haben und die Gnade waltet im Bunde mit der Gerechtigkeit. Sie hat reichlich gewaltet in der Geschichte der Völker. „Aber das Kreuz des Sohnes Gottes, des Alleinheiligen unter den Menschen,

spricht es gewaltiger aus als alle göttliche Strafgerichte, daß die Sünden eine von Gott scheidende Macht sind, und mit Recht hat schon die alte Kirche an diesem Kreuze nicht minder eine Offenbarung des göttlichen Zornes, als die der höchsten Liebe und Gnade erkannt." Jul Müller. (Doch war Jesus selbst nicht Gegenstand des Zornes.) Zu der von Christo geleisteten Sühne müssen auch wir einen Beitrag liefern, sonst tritt sie bei uns nicht in Kraft. Ohne Buße gibt es keine Vergebung. Nur wenn wir uns selber richten, werden wir nicht gerichtet. Christi Sühne muß innerlich mitempfunden, miterlebt werden.

Anm. 1. Züchtigung, Strafe, Vergeltung — eine dreifache Erweisung der richterlichen Gerechtigkeit Gottes. Vergeltung ist nur Strafe und trifft die Unverbesserlichen, die Gottlosen und Verstockten, bei denen es zur Bekehrung nicht mehr kommen kann. In der Züchtigung ist auch Strafe mehr oder weniger scharf, je nach vorhandener Verschuldung und Hartnäckigkeit in der Bekehrung. Es sind die der Besserung fähigen und dazu willigen, denen ihre Leiden zur Züchtigung werden. Die frommen Leute und Kinder Gottes leiden Züchtigung und es ist die Liebe Gottes, die sie in Zucht nimmt: Hebr. 12, 6—11; Jak. 1, 12 und andere Stellen. Darum rühmte sich Paulus der Trübsale, weil sie ihm Gewinn brachten, Röm. 5, 3 ff. Die frommen Leute des Alten und Neuen Bundes haben den Segen der Züchtigung erfahren und gerühmt, in den Psalmen und in den Gesangbüchern.

Anmerkung 2. Nun gibt es auch Leiden, die weder Züchtigung noch Strafe heißen können. Das sagt der Herr vom Blindgeborenen, und wie dieser gibt es Unzählige, die leiden, was sie nicht selbst verschuldet und verdient. Was die unschuldigen Kinder leiden, kommt vor allem von des Stammvaters Sünde her: an Adams Sünde sterben sie. Freilich auch von ihren Eltern kommt vieles her, was die Kinder leiden. Es gibt aber auch Leiden, die in keinem Zusammenhang mit Sünde und Schuld stehen. Ich denke an Christi Leiden und bin der Meinung, sein Leiden war nicht Strafe, noch weniger Züchtigung, denn er bedurfte keiner Läuterung und Besserung; aber sein Gottvertrauen, sein Gehorsam, seine Treue und Liebe zu Gott und Menschen mußte auf die möglichst schwerste Probe gestellt werden, und nur durch siegreiches Bestehen machte er den Satan zu Schanden und wurde der Herrlichkeit wert. Mit den Angriffen Satans hatte er es in seinem Leiden zu tun. Der Feind ging darauf aus, ihn an Gott und Menschen irre zu machen und ihn von Gott und Menschen zu scheiden. Aber Jesus blieb Gott und Menschen treu und siegte. Dafür hat er sich setzen dürfen zur Rechten auf den Thron Gottes und alle Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde

müssen vor ihm ihre Knie beugen und bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, und das zur Ehre Gottes des Vaters, zum Ruhm seiner Gerechtigkeit.

Die Krisis im deutschen Volksschulwesen.

Von Oberkonsistorialrat Lic. Dr. Dibelius.

I.

Es ist während des 19. Jahrhunderts der Stolz des deutschen Volkes gewesen, ein blühendes, vorbildlich ausgebautes Volksschulwesen zu besitzen.

Die Anfänge des Jahrhunderts standen im Zeichen großer Erzieherpersönlichkeiten und genialer Theoretiker der Pädagogik: Pestalozzi, Fichte, Schleiermacher. Die Kunst der Erziehung galt damals als etwas, das die Anteilnahme jedes Gebildeten forderte, dem auch die großen Denker und Dichter wie selbstverständlich ihre geistigen Kräfte zuwandten. Man denke an Goethes „Pädagogische Provinz" in Wilhelm Meister. Man denke an die pädagogischen Stücke in Fichtes Reden an die deutsche Nation. Der Weg in das Pfarramt, vielfach auch der Weg zum Universitätskatheder, führte in der Regel über die Schule, oder doch wenigstens über eine jahrelange Hauslehrertätigkeit. So fehlte es dem Schulwesen nicht an trefflichen, gebildeten Männern, an selbständigen Köpfen, die ihm ihre beste Kraft darbrachten. Das deutsche Schulwesen wuchs äußerlich und innerlich.

Aeußerlich — bis zu der stattlichen Zahl von 60,584 öffentlichen Volksschulen mit 137,213 Lehrern und 29,384 Lehrerinnen in Deutschland (1906) — wozu dann noch die höheren Schulen und die Privatschulen aller Art hinzukommen. Gewiß ein stattlicher Organismus, durch den für rund 10 Millionen Kinder die Bildungsmöglichkeit gesichert war. Immer vollständiger wurde die Gesamtheit des Volkes von der Arbeit der Schule erfaßt. Unter den Mannschaften, die zum Militärdienst eingezogen wurden, waren in Deutschland ohne Schulbildung: 1881 unter 150,130: 2332; 1891 unter 182,827: 824; 1901 unter 260,416: 131. Zusammen mit den skandinavischen Ländern hatte Deutschland von allen Ländern der Welt die wenigsten Analphabeten.

Mit diesem äußerlichen Aufschwung ging der innerliche Hand in Hand. Männer wie Herbart, Fröbel, Diesterweg befruchteten das deutsche Schulwesen mit dem Reichtum ihrer Gedanken. Es war mit Händen zu greifen, wie die Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes zunächst in Preußen, dann aber auch im ganzen Reich, durch das Aufblühen des Schulwesens gesteigert wurde. Durch das geflügelte Wort, daß der preußische Schulmeister die Schlacht von Königgrätz gewonnen habe, klang der berechtigte Stolz auf diese Leistung der

preußischen Volksschule. Und mit noch größerem Rechte wird gesagt werden müssen, daß der großartige industrielle Aufschwung Deutschlands in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nur durch diese Leistung des deutschen Volkswesens möglich geworden ist.

Dennoch konnte es dem tiefer Blickenden schon am Ausgang des 19. Jahrhunderts nicht verborgen bleiben, daß das Schulwesen in Deutschland nicht mehr wie bisher die führende Stelle in der Welt behauptete. Mehr und mehr wandten sich diejenigen, die moderne Schulerziehung studieren wollten, statt nach Deutschland, nach Dänemark, nach Amerika, ja selbst nach Italien. Das Gefühl einer gewissen Enttäuschung über die Leistungen der Volksschule griff in Deutschland immer weiter um sich. Die Freudigkeit, die die Mitarbeit an einem sichtlich blühenden Werk verleiht, ließ immer mehr nach. Während des Weltkrieges hat es niemand mehr gewagt, die Siege der deutschen Waffen den deutschen Volksschullehrern auf das Verdienstkonto zu schreiben.

Woher dieser Umschwung?

Zunächst hat die Absperrung der Stände gegeneinander, die für Deutschland auf vielen Lebensgebieten verhängnisvoll geworden ist, auch auf das Volksschulwesen ungünstig gewirkt. Es fand nicht mehr wie früher ein reger Austausch zwischen Volksschule, Bürgerschule und „Gelehrtenschule" durch Kinder und Lehrer statt. Insbesondere schieden sich die Lehrer in Gruppen. Während die weiblichen Lehrkräfte es bis auf den heutigen Tag verstanden haben, eine streng durchgeführte Scheidung zu vermeiden — in großer Zahl unterrichten Lehrerinnen mit dem Examen für höhere Schulen in den Volksschulen, und die Lehrerinnenvereine umschließen Lehrerinnen aller Kategorien — trennten sich unter den männlichen Lehrkräften die akademisch Gebildeten von den seminaristisch Gebildeten immer völliger. Die Volksschule blieb den Volksschullehrern vorbehalten. Nun setzte bei der Volksschullehrerschaft ein Streben nach höherer Bildung und nach höherer sozialer Stellung ein, wie es kaum in irgend einem andern Stande erlebt worden ist — ein Streben, das der deutschen Lehrerschaft wahrlich alle Ehre macht, das aber schließlich doch nicht günstig auf die Entwicklung der Volksschule gewirkt hat. Der Kampf um eine bessere materielle Stellung nahm die besten Kräfte der großen Lehrerverbände in Anspruch. Die Schulfragen wurden Standesfragen der Lehrerschaft. Immer empfindlicher wurde die Lehrerschaft gegenüber allen Elementen, die von anderswoher in die Volksschule hineinkamen. Ein erbitterter Kampf wurde gegen die alte historische Stellung der Geistlichen in der Volksschule gekämpft. Die Losung wurde gegeben: „Die Kirche den Theologen, die Schule den Pädagogen!" Es ist das eins der kümmerlichsten und törichtesten Schlagworte, unter denen man in Deutschland während der letzten

Jahrzehnte gestanden hat. Die ganze Verschiebung der sachlichen Gesichtspunkte des Standes kommt darin klar zum Ausdruck. Als ob die Kirche jemals eine Sache der Pastoren sein könnte! Als ob eine Schule gedeihen könnte, die lediglich Sache der Lehrerschaft geworden ist. Mit dem Kampf gegen die Akademiker und mit der Isolierung auf die Schicht der „Fachleute" beraubte sich die Volksschule selbst ihrer wertvollsten geistigen Kräfte. Wo ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch ein großer deutscher Dichter, der wie Goethe oder Herder einen wesentlichen Teil seiner geistigen Kraft den Fragen der Erziehung geschenkt hätte?

Dazu kam die gesamte geistige Lage Deutschlands um die Jahrhundertwende. Die sprunghafte technische Entwicklung hatte die besten Kräfte für sich in Anspruch genommen. Für die Pflege der geistigen Güter war in Deutschland während des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts nicht mehr dieselbe Kraft des öffentlichen Interesses vorhanden wie früher. Damit hing zusammen die steigende geistige und seelische Zersplitterung. Die Schule ist nun einmal immer und überall das Spiegelbild der geistigen Kultur eines Volkes. Sie kann nur da zur Blüte gelangen, wo die Kultur des Volkes ein einheitliches Gepräge trägt, wo geistige Bewegungen das ganze Volk ergreifen und dann durch das Medium der großen Erzieherpersönlichkeiten in die Schule hineinfluten. So war es in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts gewesen. Dann begann die Loslösung großer Massen von der Ideenwelt des christlichen Glaubens. Der Materialismus in gröberer oder feinerer Form greift immer weiter um sich. Gewiß ist auch diese materialistische Richtung nicht ganz ohne Frucht für die Erziehungswissenschaft gewesen. Sie hat einem Volk, dessen beste Männer leicht geneigt waren, die Welt der reinen Ideen, in der sie selbst lebten, auch bei andern vorauszusetzen, die Augen dafür geöffnet, daß auch die äußeren materiellen Lebensbedingungen von entscheidendem Einfluß auf den Charakter des Menschen sein können. Sie hat der Hygiene und der experimentellen Psychologie die Türen aufgetan. Aber schöpferische Gedanken hat der Materialismus auf dem Gebiet der Schulerziehung ebenso wenig hervorgebracht wie auf irgend einem andern Lebensgebiet der Menschen. Das einzige, was um die Jahrhundertwende sich klarer herausgebildet hat, war das neue **Schulideal der Sozialdemokratie.***) Auch dieses Schulideal ist nicht ganz ohne berechtigte Gedanken. War es der Erziehungswissenschaft bisher darauf angekommen, das Kind als einzelnes Wesen zu erfassen, so betonte die Sozialdemokratie, daß der Mensch ein soziales Wesen sei und daß darum auch die Schulerziehung von vornherein eine

*) Vgl. Heinrich Schulz, „Die Schulreform der Sozialdemokratie." Berlin. 1919.

Erziehung in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft sein müsse. War die Schule mehr und mehr in das Fahrwasser des Intellektualismus geraten, so betonte die Sozialdemokratie den Wert der Arbeit für die Erziehung und den Wert der Erziehung für die Arbeit. Das Schlagwort der „Arbeitsschule" kam auf. Werkstätten für Handfertigkeitsunterricht erschienen neben den Klassenzimmern als unentbehrlich für eine moderne Schule. Aber im Grunde genommen war es doch ein armseliges und gefährliches Ideal, das die Sozialdemokratie aufstellte. Die Familie sollte nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Die „menschliche Gesellschaft," mit andern Worten der Staat, sollte allein die Verantwortung für die Erziehung der Kinder tragen. Für die Bedürfnisse der Seele fehlte jedes Verständnis. Vergebens bemühte man sich, nachdem man die Religion zum alten Eisen geworfen hatte, eine neue Sittlichkeit zu finden und Impulse, die stark genug sein könnten, einen Menschen, der keine Religion mehr hat, zu einem sittlichen Leben zu führen. Vor allem aber machte die Sozialdemokratie, indem sie ein besonderes Schulideal aufstellte, den Anfang mit einer Entwicklung, die so außerordentlich verhängnisvoll werden sollte: sie machte die Schulfragen zu Fragen des politischen Parteiwesens! Es liegt gewiß im Wesen des Deutschen, daß er alle Kämpfe und Gegensätze sofort zu Fragen der Weltanschauung vertieft. Es gehört zu den wichtigsten Unterschieden der deutschen Sozialdemokratie von den sozialdemokratischen Bewegungen aller anderen Länder, daß der deutsche Sozialismus nicht nur ein wirtschaftliches Programm, sondern eine Weltanschauung sein will, eine neue Religion, eine neue Sittlichkeit, ein neues Lebensideal. Aber es liegt in der Natur der Sache: hatte erst einmal eine Partei ein besonderes Schulprogramm aufgestellt, so mußten die andern folgen. **Der Schulkampf in Deutschland wurde zu einem Kampf politischer Parteien!**

Bis zur Revolution hatte freilich der alte christliche Staat die Schule fest in seiner Hand. Er ließ sich weder durch sozialistische Schulideale, noch durch die Forderungen der Lehrerschaft aus dem Gleichgewicht bringen. Aber eben dadurch, daß das Schulwesen in Deutschland der Tummelplatz von Forderungen und Programmen wurde, denen die Schulverwaltung nur ein Nein entgegenzusetzen hatte, schwand mehr und mehr die Freudigkeit und die innere Sicherheit aus der deutschen Schulerziehung. Zweifellos hätte der Staat einsichtiger gehandelt, wenn er sich gegen gewisse Forderungen nicht lediglich ablehnend verhalten hätte. Er hätte die soziale Stellung der Lehrer heben müssen. Er hätte das Bildungsstreben der Lehrer irgendwie befriedigen müssen. Er hätte der Volksschullehrerschaft den Weg zu den oberen Stellen der Schulverwaltung eröffnen müssen. Er hätte sich den modernen pädagogischen Forderungen aufgeschlossen zeigen müssen. An den unbefriedigenden Zuständen des deutschen

Schulwesens trägt auch die Schulverwaltung ihr Maß von Schuld.

Es fehlte dem deutschen Volksschulwesen während der letzten Jahrzehnte nicht an großen und bedeutenden Köpfen. Es sei nur genannt der Münchener Stadtschulrat **Kerschensteiner,** der die Arbeitsschule förderte und pflegte, **Berthold Otto,** der zum ersten Mal eine Schule ohne Stundenplan, ohne äußerliche Klassendisziplin aufbaute und einen Unterricht erteilte, der ganz auf die Selbsttätigkeit der Kinder gestellt war. Aber ein befreiender Einfluß ist auch von diesen Männern nicht ausgegangen.

II.

Befand sich das Volksschulwesen in Deutschland um das Jahr 1900 nicht mehr auf der alten Höhe, so gilt das insbesondere vom **Religionsunterricht.** Man wird sagen dürfen, daß sich das deutsche Volksschulwesen mehr und mehr von den Idealen Pestalozzis entfernt hatte. An die Stelle eines Unterrichts, der in innerlicher Fühlung mit dem Leben und mit der Natur des Kindes für das Leben erzog, war unter dem Einfluß der Herbartschen Methode ein Unterricht getreten, der nur noch den Intellekt des Kindes schulte. Ein solcher Unterricht aber ist gerade für die Religion unerträglich. Hier kam hinzu, daß der Zerfall der alten Kirchlichkeit, namentlich in den Großstädten, den Kindern die selbstverständliche religiöse Atmosphäre raubte, in der frühere Generationen gelebt hatten. Mochte der Religionsunterricht in der alten Zeit noch so viel zu wünschen übrig lassen, mochte er sich vielfach darauf beschränken, den Kindern ein übergroßes Maß von biblischen Geschichten, Sprüchen und Kirchenliedern einzupauken — was die Kinder gelernt hatten, setzte sich ihnen von selbst ins Leben um. Sie nahmen an den Gottesdiensten teil, sie gingen unter der Führung des Lehrers bei jeder Beerdigung zum Friedhof mit. Zu Hause wurden Andachten gehalten. Wenn ein Sarg im Hause stand, dann sammelten sich die Nachbarn in vielen Gegenden Deutschlands Abend für Abend zum gemeinsamen Gesang von geistlichen Liedern. So konnten die Kinder alles, was sie in der Schule gelernt hatten, in ihrem Leben anwenden. Das machte den Religionsunterricht, auch wenn er noch so äußerlich war, zu einem Unterricht für das praktische Leben. Jetzt wurde der Religionsunterricht mehr und mehr ein Fach, das zu dem täglichen Leben der Kinder keine Beziehungen mehr hatte. Vor allem aber entfernte sich die Lehrerschaft innerlich mehr und mehr von dem, was die Seele des Religionsunterrichts sein muß: von dem lebendigen, persönlichen Glauben an die Wahrheiten des Christentums. Der Religionsunterricht an den Seminaren war vielfach völlig ungenügend. Indem man versuchte, die jungen Lehrer von dem fern zu halten, was die theologische Wissenschaft in Deutschland erarbeitet hatte, züchtete man in Tausenden von Lehrern den Wahn, als ob „Wissenschaft“ darin be-

stehe, den einfältigen Glauben aufzulösen, als ob der wissenschaftlich gebildete Theologe über das erhaben sei, was der seminaristisch gebildete Lehrer als Glaubenswahrheiten hinnehmen soll. Ein Lehrergeschlecht, das sich nach höherer Bildung sehnte, sich diese Bildung aber nur autodidaktisch aneignen konnte, mußte einer Ueberschätzung des Wissens verfallen; es konnte nichts davon ahnen, daß wahre Bildung darin besteht, zu begreifen, wie wenig wir wissen können, und daß wissenschaftliche Theologie mit einem frommen gläubigen Herzen einen sehr harmonischen Bund eingehen kann.

So ist gerade der Religionsunterricht in der Volksschule mehr und mehr der Stagnation verfallen. Hier und da fand sich unter den akademisch gebildeten Theologen, die über das Lehrerseminar in die Schulaufsichtsarbeit gegangen waren, noch einer oder der andere, der dem Religionsunterricht der Volksschule sein Herz zuwandte. **Friedrich Michel Schiele** und **Richard Kabisch** — beides moderne Theologen — seien hier genannt. Aber auch die geringe Wirkung, die diese beiden Männer auf den Religionsunterricht in der Volksschule haben konnten, krankte an einer Ueberschätzung des wissenschaftlichen Elements für den Religionsunterricht. Wirklich Schöpferisches wurde auf dem Gebiet der Religionspädagogik nicht geleistet

Nur ein einziger Name hat für die letzten zehn Jahre vor der Revolution auf diesem Gebiet wirklich etwas bedeutet: das ist der Name **Friedrich Wilhelm Foerster.**

Foersters „Jugendlehre,“ der dann eine Reihe weiterer Schriften gefolgt sind,*) muß nach Inhalt und Wirkung als ein pädagogisches Ereignis bezeichnet werden. Die Absicht des Buches ist, die Schule wieder zu einer Stäte der sittlichen Erziehung, nicht nur der Aneignung von Wissensstoffen, zu machen. Das soll geschehen durch einen besonderen, in das Leben der Kinder hineinführenden Moralunterricht, aber es soll gleichzeitig dadurch geschehen, daß der gesamte Unterricht, um welches Fach es sich auch handelt, durch seine Methode und durch den ganzen persönlichen Verkehr des Lehrers mit den Kindern der Charakterbildung dienstbar gemacht wird. Die Anregung zu diesem Buch hat sich Foerster — und das ist bezeichnend für die Verschiebung, die auf dem Gebiet vorbildlicher Schulerziehung eingetreten ist — aus **Amerika** geholt. Der Moralunterrich **Felix Adlers** an der Schule der Gesellschaft für ethische Kultur in New York, die ganze moderne Ausgestaltung der amerikanischen Schuldisziplin, der Moralunterricht in den amerikanischen Settlements, wie ihn Foerster z. B. im „Downtown Ethical Club“ in New York kennen gelernt hat, die Veröffentlichung amerikanischer Schulmän-

*) Erziehung und Selbsterziehung; Schule und Charakter; Schuld und Sühne; Autorität und Freiheit.

ner, namentlich in der „Educational Review," und die Berichte amerikanischer Schulinspektoren — das alles hat unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. In der Schweiz hat er dann diese Methoden an deutschen Kindern mit gutem Erfolg erprobt. Nun empfiehlt er sie auf das dringendste der deutschen pädagogischen Welt: Selbstregierung der Kinder, Stärkung des Selbstvertrauens und der eigenen Verantwortlichkeit, Beseitigung der Prügelstrafe u. s. w.; und dann vor allem: Beziehung alles Wissensstoffes auf die soziale ethische Idee und Anleitung der Kinder zu sittlichem Handeln.

Alle diese Gedanken waren auch sonst schon vertreten worden. Das Bedeutsame an Foersters Buch war das, daß er auf Grund seiner eigenen Unterrichtserfahrungen seine Vorschläge mit einer Fülle von trefflichen, anschaulichen Musterbeispielen erläuterte. Und zweierlei trug besonders dazu bei, seinem Buch einen großen Erfolg zu verschaffen: zunächst das positive Verhältnis, in das Foerster seine Moralpädagogik zur christlichen Religion zu bringen weiß. Zwar versucht er, den Moralunterricht auf sich selbst zu stellen und ihn so zu gestalten, daß Kinder aller Konfessionen an ihm teilnehmen können. Aber er ist sich dessen bewußt, daß sein sittliches Ideal durchaus das christliche ist, und daß er die starken Antriebe eines positiven Glaubens für die sittliche Lebensführung der Kinder nicht entbehren kann. Es ist sein Wunsch, daß die Religionslehrer mehr als bisher den Religionsunterricht sittlich fruchtbar machen, daß die Religion schon auf der Schule die „Verwalterin und Ausgestalterin gelebten ethischen Lebens" werde. — Diese seine Stellung zur christlichen Religion gewann besonderes Interesse durch seinen der deutschen Oeffentlichkeit bekannten persönlichen Lebensgang. Foerster ist der Sohn eines Berliner Astronomen von Ruf. Der Vater hatte zu den Gründern der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur gehört und hatte dem Christentum ablehnend und verständnislos gegenüber gestanden. Der Sohn war zunächst ganz in den Bahnen des Vaters gegangen. Aber je mehr er sich in seine Lebensaufgabe vertiefte, Kinder sittlich zu erziehen, um so mehr erkannte er, daß dafür die christliche Religion unentbehrlich sei. Er gewann für sich selbst ein persönliches Verhältnis zur christlichen Religion. Er betonte, daß nicht eine liberale Form dieser Religion, die alles in Relativitäten auflöst, wahrhaft wertvoll sei, sondern vielmehr der alte, überlieferte, feste und autoritative Glaube der Väter. Sein Verlangen nach Autorität führt ihn schließlich zu einer Bejahung des ganzen Geistes, der sich in der katholischen Kirche ausprägt, so daß er heute innerlich der katholischen Kirche näher steht als der protestantischen. Diese seine Entwicklung hat gerade in den Kreisen seiner Freunde, die sich über Kirche und Christentum erhaben dünkten, tiefen Eindruck gemacht und hat auch der deutschen Lehrerschaft zu denken gegeben.

Daß Friedrich Wilhelm Foerster nach dem Kriege eine sehr merkwürdige politische Stellung eingenommen hat, daß er mit einer Verbissenheit, wie sie eben nur in Deutschland möglich ist, seinem eigenen Volk jedes Bestreben, seine Machtmittel zu entwickeln und sich gegen seine Feinde zu verteidigen, als sittliche Schuld anrechnet, während er für das Machtstreben der anderen Länder keinen Blick und kein Wort des Tadels hat — das steht auf einem andern Brett. Freilich: die Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind, sind dadurch für die Gegenwart sabotiert worden. Wo Männer und Frauen noch deutsch fühlen, kann der Name Friedrich Wilhelm Foerster nicht mehr genannt werden. Das aber ändert nichts an der Tatsache, daß unverlierbare Anregungen von ihm ausgegangen sind, und daß seine Schriften die einzigen gewesen sind, die den Religionsunterricht an unsern Volksschulen in den letzten Jahrzehnten ernsthaft beeinflußt haben.

III.

Die **Revolution** brach herein. Sie wurde sofort auch zu einer Revolution für die Schule.

Kaum war klar geworden, daß das neue Deutschland die Trennung von Staat und Kirche auf seine Fahne schreiben würde, so erließ auch schon der **preußische Lehrerverein** einen Aufruf, in dem es hieß: „Nun bricht unser Tag an. Wenn die Schule, der die Kirche so oft eine Stiefmutter war, sich von ihr trennt und weltlich wird; wenn ein Unterrichtsministerium, in dem nur die Aristokratie des Geistes Platz hat, der Kopf einer organisch gegliederten nationalen Schule wird, für ein Volk, erzogen von einem Lehrerstande; wenn Schaffung der Selbstverwaltungskörper in der Schule und Teilnahme aller bewährten Volksschullehrer an allen Teilen der gesamten Schulverwaltung die selbstverständliche Regel ist, wenn in einem großen Deutschen Reich eine Reichsschulgesetzgebung für das gesamte Bildungswesen sorgt; dann reifen alte Blütenträume und langgenährte Hoffnungen erfüllen sich; dann wird unser Herz voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Setzen wir alles daran, alles zu gewinnen!"

Dieser Aufruf kennzeichnet die geistige Situation in der preußischen Lehrerschaft. Kein Wort der Klage über den äußeren und inneren Zusammenbruch des Vaterlandes. Kein Wort der nachdenklichen Frage, ob der Geist, der damals durch Deutschland tobte, der Schule nicht die allerschwersten Gefahren bringen mußte. Von einer „Aristokratie des Geistes" innerhalb der Schulverwaltung wird in demselben Augenblick gesprochen, wo der preußische Kultusminister Adolf Hoffmann hieß. Die Schulfrage wird als Standesfrage angesehen. Der Lehrerstand fühlte sich frei von der alten staatlichen Bevormundung. Damit, so war die naive Meinung, müsse nun Deutschland geholfen sein!

Schon als die Parteien in Weimar daran gingen, in die neue Reichsverfassung Bestimmungen über die Schule aufzunehmen, zeigte es sich, daß die Lehrerschaft zu früh gejubelt hatte. Die Mächte, deren Schulideal ein anderes war als die religionslose nationale Schule, von der die Lehrerschaft träumte, erwiesen sich als unüberwindlich. Nur die Gruppe der Demokraten trat für die Ziele der Lehrerschaft ein. Die Sozialdemokratie versuchte, die Gelegenheit zu ergreifen, um ihr sozialistisches Schulideal durchzusetzen. Das Zentrum und die national gesinnten Parteien traten für die überlieferte christlich-konfessionelle Schule ein. Es blieb schließlich nichts anderes übrig, als den Weg des Kompromisses zu gehen. Der berühmte Artikel 146 wurde beschlossen, in dem es heißt:

„Das öffentliche Schulwesen ist organisch auszugestalten. Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf. Für diesen Aufbau ist die Mannigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlagen und Neigungen, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend.

Innerhalb der Gemeinden sind indes auf Antrag von Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten, soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Absatz 1, nicht beeinträchtigt wird. Der Wille der Erziehungsberechtigten ist möglichst zu berücksichtigen. Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes."

Mit andern Worten: der evangelischen und katholischen Schule sollte die weitere Existenz ermöglicht werden. Ebenso der „weltlichen," d. h. der materialistischen Schule der Sozialdemokratie. Den Vorrang aber sollte eine „Gemeinschaftsschule" haben, die die Kinder aller Konfessionen vereinigt.

Allein mit diesen Beschlüssen war kein Abschluß erreicht. Der Kampf ging weiter. Und gerade diejenigen Mächte, die durch die Revolution überrascht worden waren, und sich auf das Neue noch nicht innerlich hatten einstellen können, rafften sich nun erst auf zum Kampf für das, was ihnen heilig war. Das erste Zeichen einer neuen Bewegung war die große Petition von sieben Millionen Unterschriften, für die Erhaltung der christlichen Schule, die noch vor dem Abschluß der Reichsverfassung für die Erhaltung der evangelischen Schule einsetzte — die größte Petition, die Deutschland jemals gesehen hat. Aus der einmaligen Unterschriftensammlung wurde eine feste Organisation, die Organisation der **Evangelischen Elternbünde,** die gegenwärtig fast zwei Millionen Mitglieder zählt und eine fest geschlossene Kampftruppe darstellt. Diese Elternbünde haben ihre Probe

bei den Wahlen zu den Elternbeiräten abgelegt. Hatten sie im Jahre 1920 verhindert, daß diese Elternbeiräte nach dem Willen der sozialdemokratischen Machthaber ein Werkzeug für die Entchristlichung des ganzen Volksschulwesens wurden, so konnten sie im letzten Frühjahr bereits einen Sieg auf der ganzen Linie für sich buchen. Keine Regierung ist heute mehr imstande, den Willen der evangelischen Eltern zu ignorieren, dem der Wille der katholischen Eltern an die Seite tritt. Für das Ideal der „Gemeinschaftsschule" kämpft heute nur noch die Lehrerschaft, unterstützt von einem kleinen Häuflein der Demokraten.

Inzwischen hatte die Reichsregierung nach langem Zögern den Entwurf eines **Reichsschulgesetzes** eingebracht, um dem Artikel 146 der Reichsverfassung, der bisher nur Theorie war, praktisches Leben zu geben. Die Verschiebung der Kräfte zeigte sich bei der Beratung dieses Entwurfs auf das deutlichste. Es ist heute nicht mehr möglich, die Bahnen zu gehen, die man im Jahre 1919 hatte gehen wollen. Die evangelischen und katholischen Schulen lassen sich nicht mehr als Schulen zweiten Ranges in den Winkel rücken.

So ist eine überaus schwierige Lage entstanden. Auf der einen Seite die Verfassung, auf der andern Seite der Wille der Elternschaft. Die sozialistischen Parteien finden für ihre Schulforderungen bei einem großen Teile ihrer Wähler keine Gefolgschaft. So ist die ganze Schulgesetzgebung auf einen toten Punkt geraten. Vermutlich wird es überhaupt nicht möglich sein, eine Gesetzgebung zu schaffen, die den Artikel 146 der Verfassung wirklich durchführt. Man wird sich mit Notmaßregeln begnügen, die wenigstens den Wirrwarr, der in den verschiedenen Landesteilen eingerissen ist, irgendwie aus der Welt schaffen. Wie die Dinge heute stehen, läßt sich für die Zukunft nur Folgendes als einigermaßen sicher voraussagen:

1. **Die „Gemeinschaftsschule," wie sie die Lehrerschaft fordert, wird entweder überhaupt nicht, oder doch nur in sehr bescheidenem Umfang ins Leben treten.** Es ist das gewiß in mancher Hinsicht zu beklagen. Ein Volk, das eine Einheit bilden soll, muß auch ein einheitliches Schulwesen haben. Aber wie die Dinge in Deutschland nun einmal liegen, kann diese Einheitlichkeit nur erkauft werden durch die Preisgabe des christlichen Charakters der Schule, die einer Preisgabe der ganzen einheitlichen sittlichen Erziehung der Kinder gleichkommen würde. Dies Opfer kann eben nicht gebracht werden. Infolgedessen bleibt nur übrig, auf die Einheit zu verzichten, und den christlichen Charakter möglichst sicher zu stellen.

2. **Im Vordergrund des deutschen Schulwesens wird auch in Zukunft die evangelische und katholische Schule stehen.** Der Geist dieser Schule wird künftig einheitlicher, geschlossener und darum hoffentlich auch pädagogisch wirksamer werden als bisher. Diejeni-

gen Lehrer, die sich in den Geist einer christlichen Schule nicht schicken, haben künftig Gelegenheit, an andere Schulen überzugehen. Eltern, die ihre Kinder nicht in christliche Schulen schicken wollen, angeblich um ihre jungen Seelen nicht zu vergewaltigen, werden andere Schulen zur Verfügung haben. Was künftig sich in einer christlichen Schule zusammenfinden wird, wird von einem Geist innerer Gemeinschaft getragen sein. Das läßt mit froher Zuversicht in die Zukunft blicken.

3. **„Weltliche" Schulen werden in begrenztem Umfang entstehen.** Schon jetzt, bevor noch die gesetzliche Grundlage dafür geschaffen ist, haben sich die sozialistischen Parteien in vielen Städten diese weltliche Schule erzwungen — vor allem durch das höchst bedauerliche Mittel der Schulstreiks! Die christliche Elternschaft hat nur ein Interesse daran, diejenigen Elemente, die die christliche Schulerziehung stören wollen, aus dieser Schule zu entfernen. So wird sie der Einrichtung der weltlichen Schulen kein Hindernis in den Weg legen. Schon jetzt aber zeigt sich deutlich, daß diese weltlichen Schulen keine sehr erfreulichen Produkte des modernen Lebens sind. Während an den übrigen Volksschulen, wenigstens in den unteren Klassen, Kinder aus allen Volksschichten zusammen kommen, sind die weltlichen Schulen reine Proletarierschulen. Der Geist des Elternhauses läßt in der Regel viel zu wünschen übrig. Die sozialistischen Elternbeiräte üben gegen die Lehrer eine rücksichtslose Diktatur. Die Schulverwaltung hat die größten Schwierigkeiten, Lehrer zu finden, die an solchen Schulen unterrichten wollen. In der Regel muß sie junge Lehrer, die sonst keine Anstellung finden, in diese Schulen kommandieren. Was für Früchte die Erziehung in diesen Schulen tragen wird, läßt sich unschwer voraussehen!

4. Zu „Weltanschauungsschulen" sonstiger religiöser Gemeinschaften, wie sie ursprünglich gedacht waren, wird es voraussichtlich überhaupt nicht kommen.

Diese ganze Lösung ist freilich nur ein Notbehelf. Sie ist nicht die befreiende Tat einer neuen Idee oder einer führenden Persönlichkeit. Man wird nicht erwarten können, daß von dieser neuen Regelung des deutschen Volksschulwesens eine besondere Kraft neuen Lebens ausgehen wird. Immerhin: gegenüber dem bisherigen Zustand hat die neue Ordnung unleugbare Vorteile. Eine größere Freiheit der Bewegung ist geschaffen. Die großen geistigen Strömungen, die im deutschen Volke miteinander ringen, finden in den verschiedenen Schularten ein Ventil, durch das sie sich auswirken können. Die Freudigkeit der Schularbeit wird nicht mehr dadurch gehemmt sein, daß Lehrer an einer Schule arbeiten, die zu dem Geist dieser Schule in schroffstem Widerspruch stehen. Auch das Verhältnis zwischen Elternschaft und Lehrerschaft wird enger werden. Auch die Tätigkeit der Schulverwaltung wird in Zukunft mehr als früher

im Zeichen der Freiheit stehen. Es wird dem tüchtigen Lehrer die Möglichkeit gewährt werden, mit den Kindern erzieherisch umzugehen, ohne sich allzu ängstlich an Pensum und Lehrplan zu binden.

Ob aus dieser Verbesserung des Schulwesens eine dauernde Frucht entstehen wird, hängt freilich auch von anderen Faktoren ab. Nicht zuletzt von der künftigen Gestaltung der **Lehrerbildung**. Hier aber liegt alles noch so sehr im Dunkeln, daß irgend welche sicheren Zukunftsperspektiven nicht gegeben werden können.

Gewiß ist nur das eine: **Das Lehrerseminar in seiner alten Form wird abgeschafft.** Schon jetzt werden Präparanden nicht mehr angenommen. Auch die unteren Klassen der Seminare sind vielfach abgebaut worden. Was aber an die Stelle dieser Seminare treten soll, weiß noch niemand. Die Lehrerschaft fordert, daß jeder künftige Lehrer zunächst irgend eine höhere Lehranstalt besuchen und dann drei Jahre auf der Universität studieren soll. Es spricht vieles für eine solche Regelung. Nichts ist schlimmer als die Halbbildung, wie sie bisher an den Lehrerseminaren großgezogen wurde. Diese Halbbildung war erträglich, so lange der Lehrer nicht den Ehrgeiz hatte, in der vorderen Reihe der Gebildeten zu stehen. Nachdem dieser Ehrgeiz aber erwacht ist, ist es gewiß das Richtige, ihn wirklich zu befriedigen. Wer an der Universität studiert, wird anfangen, für die Bedeutung und für die Grenzen des menschlichen Erkennens das rechte Augenmaß zu gewinnen. Er wird nicht mehr das, was er zufällig in einem Buche gelesen hat, als der Weisheit letzten Schluß und als „gesichertes Ergebnis der Wissenschaft“ unbesehen annehmen. Leider aber ist es aus äußeren Gründen völlig ausgeschlossen, daß dieser Wunsch der Lehrer in Erfüllung geht. Einstimmig haben die Finanzminister ihr Nein gesprochen. Denn es versteht sich von selbst: wenn die Lehrer ebenso wie die Juristen und die Oberlehrer studieren, so müssen sie auch ebenso bezahlt werden. Was es aber ausmacht, wann 120,000 Lehrer nach dem heutigen Stand der Mark jährlich 20 bis 30,000 M. Gehalt mehr erhalten sollen wie bisher, ist unschwer auszurechnen. Ganz abgesehen davon, daß auch für die Universitäten ganz ungeheure Mehraufwendungen gemacht werden müssen, wenn die jungen Lehrer zu Tausenden hineinströmen. Das Eingehen der Lehrerseminare bedeutet für den Staat keine Ersparnis. Was er hier an Ausgaben streicht, muß er bei den höheren Schulen wieder zusetzen.

Es wird auch hier zu einem Kompromiß kommen. Man wird pädagogische Akademien in Verbindung mit den Unversitäten einrichten und wird die jungen Lehrer dort ein bis zwei Jahre studieren lassen. Man wird vielleicht sogar die alten Lehrerseminare in der Form der sog. Aufbauschulen wieder erstehen lassen — Schulen also, die den vom Lande kommenden Kindern den Weg zur Abiturienten-

reife erschließen sollen. Ob freilich die Bildung, die die Lehrer sich auf diese Weise erwerben, besser sein wird, als die bisherige — das steht dahin. Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, daß die jungen Lehrer in dem stolzen Bewußtsein, auf der Universität gewesen zu sein, des Glaubens leben werden, daß sie nun alle Tiefen der Bildung genossen haben. — Jedenfalls hat es der Staat mit der ganzen Neuregelung nicht eilig. Der Lehrerberuf ist gegenwärtig überfüllt. Für die nächsten zehn Jahre ist der Bedarf an jungen Kandidaten schon jetzt gedeckt. Zu Tausenden und Abertausenden gehen die Lehramtsbewerber in andere Berufe über, weil sie keine Aussicht haben, bei Lebzeiten an einer Schule angestellt zu werden. Es ist dem Staate nur erwünscht, wenn eine Reihe von Jahren hindurch kein neuer Nachwuchs in den Lehrerstand hineinkommt.

IV.

Und die Zukunft des **Religionsunterrichts?**

Dreierlei ist sicher: zunächst, daß auch in Zukunft an allen Volksschulen Deutschlands — die nicht sehr große Zahl der weltlichen Schulen ausgenommen — Religionsunterricht erteilt werden wird. Sodann, daß dieser Religionsunterricht an den evangelischen Schulen, gemäß den Bestimmungen der Reichsverfassung „in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche" erteilt werden muß. Endlich, daß der Religionsunterricht sowohl für Lehrer wie für Schüler freiwillig sein wird — ohne daß diese Freiwilligkeit doch zu einem Deckmantel der Willkür und der Laune gemacht werden wird.

Die Freiwilligkeit des Religionsunterrichts ist das Wichtigste. Es darf angenommen werden, daß ein Lehrer, der den Religionsunterricht aus freiem Entschluß erteilt, auch mit dem Herzen bei diesem Unterricht sein wird. Der Krebsschaden des ganzen bisherigen Religionsunterrichts wird damit beseitigt, daß er vielfach widerwillig, ohne innere Anteilnahme, ja bisweilen mit einer offen zur Schau getragenen Abneigung erteilt worden ist.

Damit ist auch für die evangelische Kirche ein neues Verhältnis zu dem Religionsunterricht der Schule geschaffen. Mit größerem Vertrauen als bisher darf sie dem entgegen sehen, was dieser Unterricht ihren Kindern geben wird. Freilich kann die Kirche in diesem Vertrauen nicht so weit gehen, daß sie den Religionsunterricht völlig sich selbst überläßt. Irgendwie muß sie sich davon überzeugen, daß der Religionsunterricht wirklich dem entspricht, was sie nach den Bestimmungen der Reichsverfassung zu fordern befugt ist. Aber sie wird das nicht auf dem Wege einer äußerlichen Kontrolle tun. Eine Aufsicht des Ortspfarrers über den Religionsunterricht bleibt für die Zukunft ausgeschlossen. Vielmehr wird die Kirche auf anderem Weg „innere und äußere Bürgschaften" für den rechten Geist des Re-

ligionsunterrichts zu erlangen bestrebt sein. Die äußeren Bürgschaften sind vor allem darin gegeben, daß die Lehrpläne und die Lehrbücher für den Religionsunterricht von den kirchlichen Instanzen genehmigt werden müssen, und daß die Kirche auf die Ausbildung der Lehrer für den Religionsunterricht einen gewissen Einfluß behält. Die inneren Bürgschaften wird man in einer möglichst engen Fühlung zwischen den Religionslehrern und den Organen der Kirche, zwischen Religionsunterricht und praktischem kirchlichem Leben suchen. Die neue Preußische Kirchenverfassung räumt bereits den Lehrern eine selbständige Vertretung bei der Kreissynode ein. Sie werden dort darauf hinzuwirken haben, daß Kirche und Religionsunterricht sich gegenseitig verstehen und finden. Und die Forderung, daß der Religionsunterricht die Kinder nicht nur mit den nötigen Wissensstoffen vertraut macht, sondern sie zur praktischen Betätigung ihres Glaubens anleitet und sie zu diesem Zweck in das kirchliche Leben hineinführt, ist ganz allgemein. Es steht zu hoffen, daß von hier aus ein neues enges Verhältnis zwischen den evangelischen Schulen und der evangelischen Kirche sich anbahnen wird.

Noch ist alles in Gährung. Es werden noch Jahre vergehen, bis diese großen und schwierigen Fragen einer befriegenden Lösung nahe gebracht sein werden. Das Wichtigste ist, daß die evangelische Elternschaft die ungeheure Bedeutung evangelischer Schulerziehung für ihre Kinder begriffen hat und daß die organisierte Kirche diesem Unterricht ein großes Maß neuer Liebe und neuen Verständnisses entgegen bringt. Noch steht das deutsche Volksschulwesen im Zeichen der Krisis. Gott gebe, daß es eine Krisis ist, die zur Gesundung und zu neuem, frischem Leben führt!

The Problem of Ephesians

President H. J. Schiek

The problem of Ephesians involves primarily the question of authorship.

It is characteristic of Paul to make mention of his friends, individually or collectively, or both, in his letters to his churches.

In the letter to the Ephesians, however, there is *no note of personal reference or reminiscences.* Paul, as we know from Acts 20: 31, had lived and labored in Ephesus for over three years. No doubt, there were many ties of affection which bound Paul to the Ephesian Christians. Would Paul in his letter to them abstain from personal greetings? Is it like Paul to ignore his friends?

We note, further, that in Ephesians 1: 15 and 3: 2-4 the author of Ephesians casually remarks that his own knowledge of the faith of the Ephesians was by *hear-say;* and that their knowledge of his ministry was of similar character.

Would Paul write like this to people whom he had long known?

To be sure, the above arguments speak against the Pauline authorship of the letter, so far as that letter is addressed to the Ephesians. However, it may be argued that the epistle, if Pauline, was *not* sent to the Ephesians alone. In favor of this argument a number of interesting facts may be adduced. Thus, for instance, *Marcion,* to whom the first collection of New Testament writings is ascribed, spoke of the Ephesian letter as the "Epistle to the Laodiceans." This may only be a critical deduction from the reference in Col. 4: 16. But there are other facts which testify against the designation "To the Ephesians."

Our *two best manuscripts,* א and B, do not contain the words "in Ephesus" (ἐν Ἐφέσῳ), as found in 1: 1. They are struck out by the *corrector of '67,* who has preserved many old readings.

They are not read by *Origen. Basil* says that the old copies did not contain them. *Tertullian* charges Marcion with falsifying the title. Evidently Tertullian did not read "in Ephesus" in the text, or he would have appealed to this.

Evidence shows that the words "in Ephesus" were a marginal reading, introduced later, and as such, crept into the text and from the text into the title.

The letter, evidently, if Pauline, was not written to the Christians at Ephesus. But, if the letter was not written to the Ephesians, to whom was it addressed?

The *general character* of the letter, the *absence of personal salutations,* the *lack of discussion of the local problems* all point strongly to the fact that the letter was originally designed as a *circular* letter, addressed to a number of churches. Probably in the circuit, where the letter made its rounds was Ephesus. This would account for the fact that the letter would pass into circulation as an Ephesian letter, inasmuch, too, as Ephesus was pre-eminent in the collection of a Pauline corpus of letters.

Or, if the original text was, according to Marcion, "To the Laodiceans", the lapse of the Laodicean Church" see Rev. 3: 14-18) would bring it about that Laodicea would forfeit the honor of being the recipient of so important a letter as "Ephesians", whereas the prominence of the Ephesian church would effect its ascription to the Church at Ephesus.

Presumably, the original destination of the Ephesian letter was lost, as it circulated in the church at large. It became known in the West thru copies emanating from Ephesus, the great Christian center in Asia Minor.

Those who hold to the "encyclical" hypothesis commonly as-

sume that a blank was left in the text, to be filled in with the appropriate local name, as the letter was read aloud in the churches.

The "Circular letter" theory, altho it answers a number of objections, still leaves others unanswered. The most serious of these are based on the *style* and the *ideas* of "Ephesians". "Ephesians" contains long, cumbrous sentences. Thus, for example, Eph. 1: 3-14, 15-23, 2: 1-9, 3: 1-17 are, in the original, all single sentences. A certain German scholar, Norden, who is thought to be the world's greatest living authority on Greek prose, says that Eph. 1: 3-14 is the most monstrous conglomeration of clauses he has ever seen in the whole range of the Greek language. He also calls attention to the fact that there are forty-four Greek words in Ephesians not found elsewhere in all of Paul's writings.

The style, then, it is asserted, is of un-Pauline character. Suppose we grant this argument and then raise the question "How about Colossians?" It, too, contains some remarkably long sentences, e. g., Col. 1: 3-8; 9-18; 21-29; 2: 8-12; 13-15. Furthermore, there are sentences in Colossians which are not typically Pauline. Yet Colossians as a whole is generally regarded as of Pauline authorship. Does not the force of the argument seem broken, that Ephesians is un-Pauline, because of the long, labored, breathless sentences thereof? May we not rather argue that Paul, who reveals himself in different moods in his various letters, in Galatians and Philippians, in Romans and Philemon, shows in Ephesians new qualities and peculiarities which can only add to our estimate of the versatility of Paul.

The *ideas* expressed in "Ephesians" are thought to be un-Pauline. In Ephesians 3: 5 Paul speaks of himself and the other apostles as "holy". Is this like Paul? We confess, it is not. But, then, the adjective "holy" might be regarded as a later reverential addition; or, if original, the term "holy" may carry with it *not* so much a *claim to saintliness,* as an expression of *dedication* to God.

In 1 Cor. 3: 11, Paul conceives of Christ as the only foundation of the church of God, while Ephesians 2: 20 asserts that the apostles and prophets constitute the foundations.

Furthermore, the doctrine of the church is supposed by many critics to be too advanced for Paul's time.

Also, the doctrine of redemption is regarded as un-Pauline, in that "reconciliation" is here used in the sense of the reconciliation of Jew and Gentile.

These arguments are of varying value, as they rest on the assumption of what Paul is, or is not, likely to have written. They ignore the versatility of his genius and make the generally recognized

epistles a type to which everything must be made to conform in order to be recognized as his.

However, we do not wish to deny that a certain doubt hangs over the epistle. Among others, Moffatt, one of the most influential commentators of the liberal school of interpretation, and Von Soden, a world authority of highest rank, declare the Epistle to be undeniably pseudo-Pauline. Julicher, called the prince of all New Testament commentators and the author of probably the best scholarly "Introduction" ever written, is undetermined as to the authorship of Ephesians.

On the other hand, however, there are not lacking critics of the highest type of scholarship who stoutly defend the authenticity of Epesians. Some of these are B. Weiss, Salmon, Godet, Zahn, Peake, and, in fact, the great body of conservative scholars.

The case for the spuriousness of the Epistle has, therefore, not yet been made out. Until that is done, it is but reasonable to accept the genuineness of the Epistle.

The *similarities* between the epistles to the Colossians and Ephesians is striking. They cover not merely the circle of thought in the two writings, but extend into verbal coincidences. For example, let the reader compare Colossians 3: 18-25 with Ephesians 5: 22, 25 and 6: 1, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Further comparison will reveal that,

Col. 2: 8=Eph. 5: 6.
Col. 3: 5, 8=Eph. 5: 3, 4.
Col. 3: 16, 17=Eph. 5: 19, 20.

So remarkable are the similarities that Bacon simply welds the two epistles into a compound name, when speaking of the problem of their origins: "Colossians-Ephesians."

It was De Wette who first came to the conclusion that Ephesians was but a "verbose amplification" of the Epistle to the Colossians. Holtzmann, on the contrary, thinks that the priority is on the side of Ephesians. Whereas De Wette assumes the genuineness of Colossians, Holtzmann does not concede the authenticity of either epistle in its present form, but alleges that Paul, having written a short letter to the Colossians, this was used by the author of Ephesians as the basis of his writing. The same writer, however, later added to and expanded the original Colossian Epistle. This view is thought by many to indicate the line along which a solution of the problem is to be sought (Hausrath, Mangold, Pfleiderer).

However, it seems (at least to the writer of this article) that the most natural explanation of the resemblances of the two epistles is to be found in the fact that Paul composed both about the

same time, writing to Colossians first because of the urgent specific need in Colossae and then, with the material of Colossians still in his mind, writing in a larger and freer manner the "Ephesian" letter.

In conclusion, just a word regarding the *date* of the epistle. Ephesians, Colossians and Philemon form a closely related group. They may be ascribed to the period of the Roman imprisonment (Acts 28: 30; Eph. 3: 1; 4: 1; Col. 4: 10, 18; Phil. 1: 23). Of interest is Lisco's theory that Paul probably wrote the "Prison Epistles" from Ephesus, a theory which receives the support of Deissmann, Lake, Bacon, Robinson, Goguel and other scholars. However, this together with the theory of an earlier imprisonment at Caesarea (Acts 24 ff) seems improbable.

The Need of Reality in Religion

By H. S. von Ragué

Enemies of Christianity who have failed in their endeavor to destroy its influence, have made the discovery that man is an incurably religious creature. We who are concerned with the religious life and practice of man often see the other side of it; we see difficulty and failure where the enemy beholds success. We, too, feel that man wants and needs spiritual life, but we become painfully aware of problems, the solution of which is far beyond our frail powers.

Not the least of these difficulties grows out of a tendency to foster religion for its own sake and not for the distinct needs of man in his particular day, cf. The Sabbath was made for man, and not man for the Sabbath. Mark 2: 27. The Christian religion was given by God in order to bring man and his affairs into a saving relation with God. Religion can bring this about only if effectively applied to the great, outstanding needs of the individual and the group. If it fails, it is because it does not appeal to the soul and does not bring about contact of the soul with God. Religion, to be effective, must be real. And if we voice a demand for reality in religion we thereby admit that, in a measure, present-day religion lacks reality. We thus have this peculiar situation: Man is in need of religion; God desires to supply the spiritual needs of man; the church, for all its wonderful success, yet has not fully succeeded in establishing a satisfactory contact between man and God, and consequently a satisfactory relation between man and the world in which he moves.

Supposing these premises to be correct, let us first of all discover *why* there is a lack of reality in religion. It cannot be the fault of its substance; we are convinced that the revelations of the

Triune God which are available to us are fully sufficing for the redemption of man. The cause must therefore lie in the manner in which religion is dispensed.

Christianity is propagated, interpreted and applied by an organization of human beings: The Church. The Church has had periods of dismal failure followed by wonderful and spontaneous bursts of enthusiasm. Thus, there were seasons when it failed and seasons when it succeeded in establishing a real contact between man and the sources of spiritual life. And paradoxically, the seed of failure was sown in the moment of success. It was then that religious thought was formulated and pious practice was standardized; the formula was made paramount, and subsequent failure grew out of an attempt to press the spiritual life of a new generation into the form which was found highly satisfactory in a preceding day. The magnificent experience of the Protestant Reformation has left a heritage of formulas which are a burden to this day. The German Reformation gave us doctrines and the Swiss Reformation gave us prescriptions which were undoubtedly splendid in their day, but utterly fail to touch the pulse of our age. Let me add right here that our immediate problem is distinctly an American problem. There are represented in this country all the churches of the European reformation; but in influence they have been far outdistanced by younger churches which have had their main growth and development upon American soil. We as the Evangelical Union are regarded as inconsistent both from the point of metaphysical Lutheranism and the angle of Calvinistic ethics. Perhaps we are inconsistent because, as it were, we try to combine or reconcile two systems of philosophy. But here we have a distinct advantage in that we are not bound by the rigid doctrines and demands of either.

A desire for reality or immediacy in religion is today found everywhere. One reason for a lack of effectiveness is that so much of the equipment of the church was conceived in the middle ages. The Renaissance was a period in which men discovered that they had a personality, a soul with all its longings and rights. It was an age in which the development of the individual personality stands out as the all-consuming desire of men. The medieval church failed to meet this demand, and the result was an ineffective church in a sea of almost unheard-of wickedness, of license which only increased with the progress of enlightenment. Meanwhile better men worked out the faith which brought the individual into direct, personal relation to God—a faith which solved the problems of the individual and gave us the Reformation and a new civilization. Carlyle assures us that all movements towards liberty and democracy are a gift of the Protestant Reformation.

Today the minds of men are focussed upon something entirely different. Improved methods of travel and intelligence have brought the world into our front yard. Craftsmanship has given way to machine-industry. Men everywhere speak not of souls but of conditions. A man's advantages or disadvantages are determined by the class or group to which he belongs. Changed conditions led to the Reformation, and changed conditions will have an enormous effect upon the interpretation which Christianity receives today and tomorrow. Christianity must be brought to bear upon those phases of life in which man is most immediately interested, or it is utterly devoid of any appeal.

I. WE MUST EXAMINE THE NEEDS OF MAN in order to determine our objective. What shall we work for? There can be no dynamic preaching without a very distinct and definite aim; without, furthermore, a vision which entirely captivates the man in the pulpit.

There can be no enthusiastic response on the part of men of affairs in the pews, the young men in particular, if they are not given a definite and almost tangible objective to become interested in.

The first aim of the church must ever be the influencing of the individual to create the thoroly Christian *personality*. But this Christian personality must be trained to strive for Christian conditions, the kingdom of God. We must not stop at the achievement of a moral personality. In punctilious conduct the average Pharisee probably surpassed the average Christian. But the aim of Christ was for a greater achievement, a "better righteousness," the consecration of the individual unto that which He called the Kingdom. That is why He warned His disciples to beware of the leaven of the Pharisees who never penetrated beyond mere casuistry. That is why Paul preached salvation by faith rather than righteousness by frantic and sporadic attempts at good behaviour. Faith goes farther; it has a subtle way of making over the human being and even human society. If this force is directed upon definite objectives it will not fail to bring about the desired results. The great, classic proof of this statement is found in the conquest of the Roman empire by spiritual penetration of the various layers of its society, beginning at the bottom at that.

II. HAVE WE THIS FAITH? Faith is not a vague and indefinite thing, a figure of speech. Faith is the reliance upon the efficiency of spiritual salvation. Do we, for instance, believe that Christianity offers and contains the remedy for the great troubles of our age? Do we really believe that there is a great need for bringing our gospel to the heathen world? Are we convinced that

our gospel has a remedy for the terrible ills of our day, such as war? Can it lead us to overcome poverty, social injustice and industrial wrong?

There are those who claim that Christianity is placed on trial. This is not the case. Christianity has always been victorious and always will be. What is really on trial is *our faith in Christianity* as a means of salvation. We are being challenged to be consistent. If we *do* believe, then let us live by faith and drop every other effort; if we *cannot* believe that Christianity has the power, then let us cease to speak of our faith and, like the imprisoned Baptist, "look for another."

It is interesting in this connection to note that, for all its scepticism, the bulk of civilized mankind really looks to Christianity for a solution. As it blames Christianity for its failure to prevent disaster it actually admits that it expects salvation from just this quarter. This is significant, and permits us to hope that the world is quite open to conviction once the church is able to convince it of the efficacy of our faith.

The history of the immediate past has been a denial of the faith which we profess. The commandment: *Thou shalt not kill* has been brazenly ignored and overruled, as well as its New Testament version to the effect that whosoever hateth is a murderer. Truthfulness, one of the most essential fruits of the Christian spirit, has been thoroly abandoned. The fact that many millions have died of starvation in Europe, and other millions are even now perishing despite all the individual charity can do is a constant reminder that the duties of the age are too immense for the individual and must be laid upon a social consciousness and conscience which is still to be created; we do not have it as yet. The fact that for all our resources and enlightenment the world is steeped in poverty and strife as never before clearly shows that Christian society has not learned to live by its faith. The added fact that an interpretation of the gospel to this effect has been and is being frowned upon, reveals that *reality in religion* is precisely what the stand-pats in the world and the Church do not want. Nevertheless, the voices are increasing in number which are demanding that we give Christianity its chance to redeem the world by the faith that saves.

III. AND HOW SHALL WE WORK FOR REALITY? By examining the needs of man; then by scrutinizing the will of God. We cannot seperate these two demands, and to meet them we, as Christian leaders, must make for reality in our own, personal religious thinking. We are somewhat inclined to live in a religious atmosphere which we have created to fill the particular needs of our

own soul. One may be inclined towards mysticism, another may look mainly for results in conduct. This may be well as far as we are concerned, and give us thoro satisfaction in a spiritual way; but as it reaches the pews this mysticism may become fruitless and detached; the insistence upon ethical fruits may become a barren moralism. The Christian leader must learn to widen his horizon to include problems of social, national and world-wide importance. As he reads his newspaper he must speculate on just what God's hand is doing in history and how contemporaneous history and current events stand in relation to the eternal plan of God.

That is, for one thing, the great key to Missions. Undoubtedly one of the motives of missionary enterprize is plain pride. We often think of heathen as a possible conquest for the church when we should think of our faith as the possible salvation of the heathen. The great work of Missions rests upon a consciousness of that which God wants done, and a determination to do it. Similarly in that which we call "church-work" the will of God, and our anxiety to do His will, must be made to supplant, as far as humanly possible, the mere pride in a smoothly-running machine.

We must realize that Christian society must be taught to work with God and carry out His will. The Christian must realize and the church must teach that God's will (Christian ethics) is as binding upon the group as upon the individual. By far the majority of present-day ills grow out of the failure to understand this. Today it is possible for a Christian in "good standing" to combine with others in a political group the aims of which must work harm for others. He may join with others in a business-enterprize, have part in an industrial concern or a stock-company which is responsible for much social hardship. While his activity is decidedly social in its scope, his ethics remain individual. Today many Christians are ready to admit that it is impossible to apply Christian ethics to national or international affairs or to the conditions prevailing in the world of business. In effect, this is nothing short of a blunt denial of Christ. And the sad result is that society suffers, Christianity is discredited, and the church is losing influence with many who looked to it for inspiration. Christianity is not permitted to operate in the one field where it might obtain real and valuable results, and the Church is merely guarding her own interests by insisting upon a social order in which consistent Christian conduct is not made practically impossible.

The great sin of our age is materialism. That it destroys nations we have seen. The saddest feature is that it is not only the besetting sin of the evil-doer but a danger to the visionary. Today some of our finest progressive thinkers, social uplifters, reformers

and radicals are thoroly sceptic of spiritual power. Their aims and ends are noble and fine, but their means betray a deep-seated scepticism of the power and integrity of God. Like the malefactor to the left of the dying Saviour, they suffer defeat as sceptics who finally resorted to violence. Violence is the logical course where there is no faith in social regeneration. The French Revolution and the Russian horror showed it, and forward-looking men everywhere are inclined to scoff at the cross and be offended at Him who preached that the meek shall inherit the earth and that a spiritual force shall redeem and sanctify all life.

It is our duty first of all to believe that Christianity saves; then, to prove to the world that we believe it by our attitude towards its problems. We must be fearless to call the problems of man by name and to point out their solution to the church and to the world. And it is furthermore our duty to believe in man's readiness to accept a clear and convincing proof of the efficacy of our faith.

Let us not underestimate man's response to a higher appeal. Men may be materialistic, but they are also spiritual; they have at all times been ready to pour out their life-blood for moral and spiritual ideals. Men have died for faith and fought wars for religion. Men have always been prepared to sacrifice self and substance for freedom. We need not examine to what extent slavery was the real cause of the Civil War, but the freedom of man was undoubtedly the ideal which set the nation aflame; Spanish oppression in Cuba galvanized America into action in 1898. To what extent the recent war was one for democracy and humanity only history can determine; but such were the ideals for which the populace brought its sacrifices. Whether the "fourteen points" were a sincere proposal or a *ruse de guerre* is a question at this time; but the "fourteen points" electrified both friend and foe and stopped a war. Why should a Christian, a follower of Christ Jesus, doubt for a single moment that a world, steeped in misery and despair, would be eager to embrace a convincing hope! Man's extremity may once more be God's opportunity. And it is our privilege to stand before a despairing world and cry: *Whatsoever is begotten of God overcometh the world; and this is the victory that hath overcome the world, even our faith* (1 John 5: 4).

Hence we believe that the Christian religion as an influence and a power can be made more real:

1. By discovering the needs of the world and fearlessly publishing them as a challenge to the Christian Church.

2. By ascertaining the will of God as to the ways and means of approaching the task of bringing salvation to the world.

3. By boldly affirming our conviction that *in none other is there salvation* than in the name of Christ Jesus.

4. By bringing our own, personal religion into such close contact with actual life that we may be qualified to lead others.

5. By giving recognition to the fact that, since many of the outstanding problems of our age are of a social nature, the Gospel must be interpreted as applying to the group as well as to the individual.

6. By striving for and insisting upon a social order in which consistent Christian conduct of the individual is not rendered difficult almost to the point of impossibility by conditions and standards which are permitted to prevail.

The Historicity of Moses

By a One-time Student

The complete title of this article might be "The historicity of Moses according to modern criticism." The writer set out a few years ago to find out what is the view most commonly held by critical scholars concerning the life and works of Moses. What he found, he has set forth in this paper. The reader will take his findings for what they are worth. It is probably correct to say that the conclusions given in the summary are the more conservative views of the majority of scholars.

Sources

The sources for the life of Moses are the books of the Pentateuch, except Genesis, besides references to Moses in the book of Joshua and practically every other book in the Old Testament, and many in the New Testament. Josephus and Philo both contain accounts of Moses, that add very little but legend, however, to the Pentateuchal history. The narrative of the Egyptian historian Manetho which Josephus uses as corroborative testimony for the historicity of the Exodus, contributes nothing to our knowledge of Moses. Archeology and Egyptology reveal nothing about the person of Moses.

The life and works of Moses are subjects, therefor, which are intimately, if not inextricably, interwoven with the substance of the Pentateuch. The witness of internal and external evidence as to the Pentateuch must decide all that we can expect to know of Moses.

Practically all Protestant scholars who accept the methods of historical criticism agree that the Pentateuch as we possess it is a compilation of at least four earlier *documents,* J, E, D, P, which are drawn from still earlier sources. These four documents can be distinguished with tolerable accuracy, not only from each other, but from the glosses and interpolations of redactors. It is sufficient for our present purpose to accept the result of criticism without any attempt to trace further the differences between the documents of the Pentateuch. Obviously, however, the consideration at once arises:

1) that Moses could have written but one, if any, of the documents; or

2) that Moses may have written none of the present documents, but an earlier, probably very much briefer code and history, which is the source of one or more of the present documents, or rather, forms a part of it; or

3) that Moses wrote nothing.

It is now but another step to the fundamental questions:

4) did Moses give any law to Israel?

5) did Moses ever lead Israel out of bondage in Egypt, thru remarkable adventures to the confines of Palestine?

6) did Moses ever live?

We may start from the last question, did Moses ever live, and ask, is there anything in the story of his life which enforces either belief, or doubt, for the whole or part of the narrative? The story of Moses begins with Exodus 2; but Exodus 1: 7-22 is an indispensable link with the close of Genesis, which relates the death of Joseph in Egypt. Ex. 1: 7: 'and the children of Israel were fruitful, and increased abundantly, and multiplied, and waxed exceeding mighty; and the land was filled with them.' At this point we encounter the objection of some scholars, e. g., Stade, Ed. Meyer, Cheyne, Winckler, that the Israelites never were in Egypt. If this objection were sustained, we could at once close a long chapter in the biblical narrative of Moses and Israel. The probability that at least a portion of the Hebrews who entered Canaan had been in Egypt, has the support of most students on the face of present evidence, not the least of which is the Bible itself. The oppression of the people by the pharaoh is a fact which accords entirely with the known practice (from Egyptian records) of Rameses II (1292-1225), and other rulers. It is scarcely a story which later Hebrew imagination would deliberately invent, for an ancestry of slaves is a doubtful glory. An exodus of some kind follows as a necessary corollary of the Egyptian sojourn.

That the leader of the exodus should have been born in Egypt is most natural. It would be too difficult to conceive of a sufficient interest in the Israelites on the part of one who was not of them, to undertake the task of rescue and the more arduous work of the journey and the conquest not to forget the most significant accomplishment of all, the education of the people to the worship of Jehovah. This, however, is a point to be proved in the development of our discussion.

Ex. 1: 15-16, the king of Egpt gave orders to kill all the male children of Israel. The midwives, however, neglected the royal commands. Ex. 1: 22, Pharaoh charged all the people to cast all

the male children into the river. The historicity, or the probability, of this story may be debatable, but not inherently inadmissible. Equally the notice of similar tradition about Sargon and Bacchus are merely curious. The denial of either this story, or the circumstances of the birth and delivery of Moses and his adoption by the daughter of Pharaoh, does not affect the elementary facts of the life and works of Moses. The tendency to embellish the lives of secular and religious heroes with accretions of legend and miracle is too common a fact to occasion any surprise. The real surprise would be to find a popular saint or warrior about whom all that was written before the modern age, or even since, is sober history.

Name

The name of Moses has been thought to refer to his delivery from the ark of the bulrushes into which his mother put the child. This is the explanation of Ex. 2: 10, where Pharaoh's daughter gives the name to the infant. Philologists agree that this etymology is false,* but they differ as to the real source of the name. It would be a matter of less moment if Cheyne, in the Encyclopedia Biblica, did not advance the hypothesis that the name Moses is of north Arabian origin, on the analogy of such other names as Aaron, Miriam, Zipporah. According to Cheyne, Moses, or Moshè, is a development of Misri, i. e., one belonging to the land of Missur. Cheyne, however, is drawn to this hypothesis by his theory that the Israelites were never in Egypt, i. e., Misraim, but in Misrim, which is in northern Arabia. As that is a theory which stands or falls on far more cogent grounds than doubtful etymologies, a theory that, inspite of the formidable support of such an authority as Eduard Meyer, fails to convince most students, we may rest the case of the name with Orelli, who suggests that the unique occurrence and apparent impenetrability of the name of Moses point to the Egyptian origin.

Early Life

The story of the early years of Moses is remarkably simple. 'The child grew, and . . . he became her son' (i. e., son of Pharaoh's daughter). 'And it came to pass in those days, when Moses was grown, that he went out unto his brethren, and looked on their burdens.' We should like to know more of his position, his education, his religious instruction and exercise, his relation to his brethren.' Josephus and Philo, to be sure, have a great deal to tell about these years of Moses. But all is clearly fiction, with scarcely the ordinary credibility of legend. The fact that the biblical narrators

*(1) Because it is drawn from Hebrew etymology, which cannot apply to Egyptian, (2) because the Coptic derivation neglects the analogy of compound word formations in the Egyptian language.

have nothing to tell about the early years is characteristic to a degree. It is the case with many other biographies,—of Jesus, for instance. If it means anything, this silence adds to the credibility of the rudimentary facts that are told. In Acts 7: 30, we have the statement that Moses was forty years old when he left Egypt, that he was forty years in Midian, and let the children of Israel forty years in the wilderness.

Flight

Ex. 2: 11-15 is the story of the flight of Moses from Egypt to Midian. Moses appears first as a defender of his brethren when he slew an Egyptian who was smiting a Hebrew. The next day he is a peacemaker between two Hebrews, but he receives the usual reward of this office when one of them taunts him: "Who made thee a prince and a judge over us? Intendest thou to kill me, as thou killedst the Egyptian?" And Moses feared, and said, Surely this thing is known. And it was known; Moses had to flee before Pharaoh's wrath, to Midian. The McClintock and Strong Dictionary suggests, it is characteristic of *the faithfulness of the Jewish records* that his flight is there occasioned rather by the malignity of his countrymen than by the enmity of the Egyptians! The point seems to me well taken, that the Jewish record is faithful. Surely, if the scribes were in the least unscrupulous, the temptation was very near at hand to supply the information that we lack, as to the relations of Moses to the Hebrews, (while he was yet at court) before his flight. The motive for this flight would have been rendered far more creditable to the Hebrews, and discreditable to Pharaoh, if the story were mere fiction.

Midian

The sojourn of Moses in Midian was most important in the development of the man and the deliverance of his people. To many minds, the theological inference is irresistible that God had in mind the purpose to prepare Moses for the great work before him. McClintock: 'The spirit of Moses was yet too rash and vindictive to fit him for leadership.' Doubtless this is true. 'Eventually, led both by his own disposition and the peculiarity of the revelation he received, he was drawn into closer communion with the invisible world than was vouchsafed to any other in the Old Testament. Criticism, which has to do not with ends but with facts, must regard the contact of Moses with Jethro and his countrymen in Midian as a decisive influence in his career.

The Revelation of Jhwh

Ex. 3: 1—4: 17 records the revelation of Jahweh Himself to Moses in a burning bush. 'Now Moses kept the flock of Jethro his

father-in-law, the priest of Midian: and he led the flock to the backside of the desert, and came to the mountain of God, even to Horeb.' If we reject the literal acceptance of the narrative, we have no way to know what actually took place, to induce Moses, as we read in Ex. 4: 20, to return to Egypt. Probably he had not been out of touch with his brethren in Egypt. The king of Egypt had died. The old charge against Moses, the cause of his flight, had been forgotten, we may assume. The condition of Israel was worse than ever: (Ex. 2: 23) 'The children of Israel sighed by reason of the bondage.' What, but the hope to relieve them, could induce Moses to return amongst his people? But what could Moses do for them? The answer must be found in the revelation that had come to Moses. The truth of the highly imaginative, splendidly picturesque narrative wherein the documents relate the appearance of Jahweh to Moses and the dialog that follows with the commission to go down to Egypt, is in the fact that a new conception of God had come to Moses in the years between his flight from Egypt and the return. To what extent this conception was simply an intensification thru experience of the faith of Abraham, Isaac and Jacob (Ex. 3: 15, 16) ; or a new creed, harmonious with the old but superior to it (Ex. 3: 14; 6: 3) ; and if the latter, where Moses got it,—these are questions that must be answered presently, in a consideration of what Moses contributed to the religion of Israel. At this point, our argument concerns the essential truth, the verity, of a deep spiritual experience which the narrative conveys in Oriental imagery. The miraculous element is only the natural accompaniment to the Oriental mind, of any revelation of God; as inseparable as ceremony from a presentation to the king.

Difficulties in the text multiply as we proceed, but they are the most part not insurmountable. The story of Moses is now bound up with the history of Israel. We turn, then, to a fuller discussion of the questions, were the Hebrews ever in Egypt? When? Were they all in Egypt? When did the Exodus occur? If we can establish the facts of these questions to accord with the biblical account we may safely assert that in the larger sense, the biblical narrative is a faithful, tho in details not necessarily accurate account of the life of Moses, since our study of the text has shown no essential improbability. In other words, the story of Moses so far enforces belief, rather than doubt, as to his historicity. We turn from internal evidence to external corroboration. Then we shall compare the cumulative effect of this witness with other theories.

Were the Israelites ever in Egypt?

The question is fundamental. Such scholars as Cheyne, Stade,

Winckler, and Eduard Meyer deny that the Israelites ever were in Egypt, tho most others hold that they were.

The term Israelite should not be used as synonymous with Hebrew before the occupation of Canaan since the probability is strong as we shall see that the Israelites were only a branch of the Hebrews, and the smaller one that went down into Egypt while the rest were in northern Arabia. The Hebrews are Semites, a race that includes also the ancient Babylonians and Assyrians, and the Arabs. The Hebrews and Babylonians are descendants of a common Aramaean stock. The Moabites and Ammorites at one time were not distinguished from the Hebrews. (cf. Gen. 13, 19: 30-38). The language of the Moabite stone is very similar to Hebrew. The genealogical accounts in Genesis of racial origin attest the popular feeling of kinship among the races of the Old Testament. The story of Ishmael is probably a learned theory, on the analogy of earlier popular traditions, to account for the racial similarity which the Hebrews in their later intercourse found with the Arabs.

Tribes

The story of Esau, however, bears the marks of a popular tradition, that preserves the memory of the common origin of Edomites and Hebrews. Isaac and Rebekah, Jacob and Esau, represent clans. The marriage of Isaac and Rebekah is the traditional symbol of the alliance of two desert tribes; the separation of Jacob and Esau is the symbol of an equally common occurrence—the separation of a larger group into two for convenience. The Edomites were Semites who chose to remain on a lower stage of culture than the Israelites. Amalekites seems to have been a term applied to all Bedouins of the fiercest nomad type, and Midianites, to milder Bedouins. The origin of the Phoenicians and Canaanites is uncertain, but not improbably Semitic. These racial relations are important to bear in mind to understand the problems in connection with the occupation of Canaan by the Hebrews.

Semitic Origin

The common home of the Semites evidently was the interior of Arabia. At long but regularly recurrent intervals, in the past, this country has disgorged its superfluous population in hordes upon the adjacent regions. Among the earliest movements was the migration of the Babylonians, ca. 2500 B. C. The most recent was the great Mohammedan conquest in the seventh century after Christ. A similar movement is discernible about 1500 B. C., and for several hundred years after the unrest continues. During this period (1700-1575) the Hyksos, or shepherd kings, who were Semites, invade Egypt and hold the throne. It is a well established

fact that from 1500 to 1200, foreigners held prominent places in the courts of the pharaohs. Under Mernephtha (1225-1215) the first speaker to his majesty was a Canaanite. These facts preclude any a priori denial that the Israelites might have been in Egypt in this time.

No Record of Hebrew Sojourn in Egypt

Against the sojourn of the Israelites in Egypt, it is urged that there is no record of their stay on Egyptian records. Nor is there of the Hyksos, whose occupancy is not doubted. The sojourn of the Israelites, a small nomad clan on the border of Egypt toward the Arabian desert, may well have been too insignificant for formal notice by the Egyptians; and their exodus it may have been convenient to forget, if it was anything like the humiliation to the Egyptians which the Hebrews record. But the argument from silence is weak in any matter of archaeology, when the spade may at any time turn up evidence to confute it.

Inconsistency of Biblical Narrative

The Hebrew record itself is not unassailable as to its consistency and credibility, e. g.:

a) Israel went down to Egypt, seventy persons in all, and came out two million after three generations: for Moses is the son of a daughter of Levi. Even if we extend the period by many generations to 400 years, (for according to Hebrew usage, son and daughter may mean any descendant) there remains the fact that

b) So many people could not practically subsist, or govern themselves, in the desert together. We must assume a much smaller number of persons.

Arguments for Sojourn in Egypt

The arguments for the Egyptian domicile of the Hebrews are these general considerations, in addition to historical facts:

1. It is an axiom of historical research that the fact of legendary accretion does not nullify the central fact around which a legend has arisen.

2. On the basis of the documentary source hypothesis for the Pentateuch, there is a fourfold substantiation of the Egyptian sojourn.

3. The belief in the fact of the Egyptian sojourn and deliverance runs thru all the prophetic messages.

4. There is no motive for the invention of the story in its present form. If it were fiction, would Moses, the deliverer, have been represented to be brought up at the court of Egypt? Moses, the lawgiver, have been exposed to the suggestion of Egyptian influence? And the chosen nation represented in bondage?

Historical Evidence

1. Nothing in the fact that a Semitic tribe should have gone down to Egypt is unlikely. As has been said already, the Semites were nomads, who frequently broke over the bounds of Arabia into adjacent territory. In the reign of Sethos II (1209-1205) there is a record that a tribe of Bedouins was allowed to cross the Mernephtha ford. Under Harem-heb (ca. 1360) a high official was instructed not to permit a tribe to cross the bounds given to it. There are similar records. Amenophis III is described as surrounded by Syrian settlements. In Memphis there was a Hittite settlement.

2. Goshen is not a mythical land. It is the Egyptian Go-sen, modern Saft-el-henneh, a rich pasture land on the Bubastic (east) arm of the Nile, where the flocks of the pharaohs were raised. Pithom is identified as Pitum, modern Tel-el-Mashkerta.

3. Rameses II (1292-1225) was a great builder. From Egyptian inscriptions, it is known that forced labor was very common.

All this evidence renders the plain fact very probable that the Israelites were, as the Bible records, for a time dwellers in Egypt. But it is indirect. We come very close to positive testimony when we find the name "Apriw" (var. Apuriu, Aperiu) on Egyptian records. In the reign of Rameses II, an officer reports that he has carried out the order to give corn to the soldiers and the Apriw engaged in drawing stone. The Apriw are mentioned again under Rameses III (1198-1167), and Rameses IV (1167-1161).

The word Apriw must be read with two meanings in mind. In its earliest use it is to be explained as 'slaves,' but in its later occurrence it must be read as foreigners', indicated by a determinative sign common in the written language. When we read in the inscription at the Hamamat quarries that the 'Apriw' were 'Anuti,' that is Anath, Semites, is it not a reasonable influence that the 'Apriw' are the Hebrews?

Syrian and Palestinian History

We can not be positive of our identification of the Apriw with Hebrews, however, until we take into account the evidence of Syrian history. Syria, the country north of Palestine, was a vassal of Egypt from 1500 to 1385, and Palestine even longer. The earliest records of Syrian history show that ca. 2000 B. C., the country was under control of the Babylonian dynasty, apparently as the result of Hammurabi's conquest. About 1750 began a Hittite invasion of Syria from the north, which the Babylonians were powerless to repel on account of the Kassite conquest. During the same period occurred the invasion and conquest of Egypt by the Hyksos,

Semitic nomads from Syria. These Hyksos seem to have established a great empire from the Euphrates to the first Nile cataract. Little is known of the Hyksos. About 1575, the native Egyptian element drove out the Hyksos, broke up their empire and secured Egypt for themselves. The XVIII dynasty extended its influence and brought Syria under its control, and even, under Thutmoses III, 1480-1447, carried its conquest to Assyria. About 1400, the Egyptian kings began to lose their grip on Syria, which the Hittites were once more attacking. Eventually, in 1250, after a battle at Kadesh, so strong a ruler as Rameses II was glad to make a treaty by which Syria was left almost altogether to the Hittites.

Tel-el-Amarna Letters

The reason for the treaty seems to have been the danger from other foes. In what are known, from the Egyptian ruins where they were found, as the Tel-el-Amarna letters, we have the reports of local princes of Syria and Palestine to the pharaoh of Egypt. The letters come mostly from the reigns of Amenophis (var. Amenhoteph) III and IV, 1411-1358. They are written in cuneiform script; for Babylonian at this period apparently was the language of diplomacy, since the earlier Babylonian conquests of Hammurabi seem to have spread the Babylonian language almost as widely as Alexander spread the Greek. The letters show that Syria and Palestine consisted at this time of many small city states, often intensely jealous and hostile. This state of affairs would explain the numerous kings whom the Old Testament mentions in the Hexateuch, and account for the fact that the Israelites could conquer Canaan city by city, region by region. Abdi-khiba, king of Jerusalem, writes several letters from which it appears that the dominion is slipping from the grasp of the pharaoh. The Habiri are taking possession of the lands of the king. But the king cares little about the lands, for he is trying to bring about a religious reform in Egypt. He overturns the power of the priests of Amen, at Thebes, and institutes a worship of the Sungod, going so far as to change his name Amen-hotep which means "Amen is contented," to Ikhnaton. After his death, a priest of Amen ascends the throne. For a time Egypt, as well as Syria, is in confusion. The Habiri continue to attack Syria (which here includes Palestine) from the south and the Hittites conquer the north. Eventually Sethos II and Rameses II drive out the Habiri, but fail to dislodge the Hittites, with whom Rameses II makes the treaty of Kadesh.

Were the Habiri Hebrews

The significance of the reference to the Habiri lies in their ready identification with the Hebrews. Etymologically, the names

are identical. But if the Habiri are Hebrews, what are the Apriw? The former powerful warriors, in Canaan, the latter slaves in Egypt?

Another thing to take into account is the Stele of Mernephtha, son of Rameses II, who ruled from 1225-1215. This Stele records the victories of Mernephtha in Syria, and mentions by name a victory over Israel, a people who would seem to have been newcomers in Syria. Here is Israel already in Palestine, ca. 1225.

The explanation of these apparent contradictions is that there were two branches of Hebrews, the larger of which never went into Egypt, but as early as Amenophis III, ca. 1400, began to break into Palestine. A smaller branch the Israelites had already gone into Egypt, most likely during the reign of the Hyksos, who as Semites would be not unfriendly disposed toward these Hebrews. As the rule of the Hyksos came to an end in 1575, the Israelites could not have gone into Egypt later than 1600. Their 'four hundred years of affliction' (Gen. 15: 13) then would end not later than 1200.

Date of Exodus

So we arrive at a probably approximate state for the Exodus. The Israelites whom Mernephtha mentions, then were Hebrews who had not been in Egypt. It is preferable to assume that the Exodus occurred after Mernephtha, because the conditions of disorder were more favorable for an exodus from Egypt by the one branch of the Hebrews, and particularly favorable for the conquest of Palestine by all the Hebrews. Again, there is a list of eight Edomite kings between the time of David and the Exodus. An average reign of twenty-five years would bring us from 1000 B. C., the time of David, to 1200 B. C. as the date of the Exodus.

Jacob and Israel

A fact that lends support to the necessary theory that there were two branches of Hebrews is the double use of the name Jacob and Israel. Patriarchal names, we have good reason to believe, are often only personification of tribes. In some cases, the tribe derives its name from a great leader; in other cases, it is doubtful if the tribal name was not given to an imaginary ancestor. This ethnographic argument, however, is at best auxiliary to others. Cheyne, I believe, carries it beyond reason in his assertion that Moses is only a personification of a clan. In the present case, the occurrence of two names at least fits with the conditions that there were two branches of the Hebrews. Biblical tradition also preserves the memory that some of the tribes, at least, had held residence in Canaan at an early date, and it is entirely unnecessary to assume that they left it. Thus we do no violence to facts or in-

ferences if we assert that there is evidence: 1) that Hebrews were in Egypt, and left it, between 1600 and 1200, and 2) that not all the Hebrews were in Egypt, but all eventually entered Canaan.

Personality of Moses

Our study of Egyptian and Syrian history so far does not discredit, but rather confirms, the fundamental elements of the Biblical story of the Hebrews. The sojourn in Egypt and the Exodus appear with reasonable certainty as historic facts. The personality of Moses now becomes indispensable. Without him, we cannot explain the events that cluster about him. Cheyne somewhat too dubiously says 'the historical character of Moses has been rather postulated than proved by recent critics. Without it, they find it difficult or impossible to explain the ethical impulse and tendency which—from the time of Amos (and Amos presupposes that the impulse is no novelty) is conspicuous in the history of Israelitish religion.' To Cheyne, Moses appears as a symbol of the deliverance of the clans of Israel from Egypt and the recognition of Jaweh by these clans. . . It is difficult to understand what anyone can gain by substituting a symbol for a personality. Kittel says that all three main sources, J, E, P, have historic ground. The passage-thru the Red Sea, a historic fact, is a link which implies earlier and later events. Then, says Kittel, 'if the events of that period are, as a whole, beyond dispute, they demand for their explanation such a personality as the sources give us in Moses.'

Work of Moses

From the sources, we may recapitulate the work of Moses as follows: (fi. Hast. Bib. Dict.)

1. Moses was the leader under whom Israel was delivered from bondage in Egypt, brought thru the peril of the Red Sea; and governed in the wilderness.

2. Thru Moses, Israel received a revelation, which was a new departure in the national religion, and the foundation of Judaism and Christianity.

3. Moses originated or formulated many customs and institutions from which the later national system was developed.

4. To Moses Israel owed its existence as a nation.

We had left the story of Moses after the revelation of Jaweh on Mount Horab, with the question whether the new conception of God with which Moses went back into Egypt was simply an intensification thru experience of the faith of Abraham, Isaac, and Jacob, or a new creed, harmonious with the old but wider and purer, and if the latter, where and how Moses got it.

The religion of Moses is monotheistic. But so also is the re-

ligion of Abraham, Isaac, and Jacob. And critics agree that Abraham at least is a real personality, and that the record of his faith, in Genesis, is substantially truthful. Ex. 3: 15 states explicitly:

God said to Moses, Thus shalt thou say unto the children of Israel. The Lord God of your fathers, the God of Abraham, the God of Israel, and the God of Jacob, hath sent me unto you: this is my name for ever.

Exodus 6: 2, 3:

And God spoke unto Moses, and said to him, I am the Lord: And I appeared unto Abraham, unto Isaac, and unto Jacob by the name El Shaddai, but by my name Jhwh was I not known to them.

We have here both a difficulty and, we may believe, a solution of the difficulty.

It is clear that the worship of one God was known to the people of Moses, the children of Abraham. This does not exclude the other races, then, related to the Israelites.

It is equally clear that by the name of Jahweh, God had not been known to the people of Moses.

If we reject the explanation of a miraculous revelation direct from God to Moses we must look for another explanation. We find it in the religious conditions of the Semites. Whether the Semitic clans had a common notion of God, matters not for our discussion. Every clan had its tutelary deity, toward whom it owed a primary duty. But the clan recognized likewise the existence and power of other deities. In battles between rival clans, each deity fought on the side of his adherents. This is monolatry. All evidence from the Hebrew records points to the fact that the chosen people originally were not monotheistic but monolatrous. The monotheism of Abraham and Moses was slow to impart itself to the Hebrews, and its earnest inculcation with its ethical content was the mission of the Hebrew prophets.

God was known to Abraham, we may assume, as Elohim, or El Shaddai. So it was known to Moses when the latter came to Midiân. There Moses found the worship of Jahweh, which was native to the people of Sinai. Jethro, the father-in-law of Moses, was a priest of Jahweh. From Jethro, Moses received the worship of Jahweh, since he was adopted into the family of Jethro by marriage. It was the peculiar glory of Moses, by his insight to perceive the owneness of God whether by the name of El Shaddai or Jahweh. It became his message to introduce the people of Israel to the worship of Jahweh.

This, in brief, is the Kenite hypothesis, held by most eminent scholars today. The fact that the Kenites, the inhabitants of Sinai, were worshippers of Jahweh is beyond dispute. Long after Moses,

in the time of Elijah, Sinai or Horeb, was still regarded as the seat of Jahweh—a fact which is testimony to the origin of Jahweh worship in Sinai. The Kenites appear always in the Hebrew scriptures as zealots for the worship of Jehovah. In short, the Kenite theory accounts nicely for itself, until we encounter the question, was Jahweh really unknown to the Hebrews? Ex. 3: 13-15 scarcely sounds like the introduction of a new God. We may answer this obpection by the theory that, according to Ex. 6: 2, 3, Jahweh was unknown by name to the Israelites, but that he was constantly under the influence of later monotheism, identified by the scribes with the monolatrous El Shaddai known to them. We may reasonably suppose that the lofty monotheism of Abraham and Moses was not shared at once by the people.

But this simply presents another difficulty. If Jahweh was unknown by this name to the Hebrews, how was Moses ever going to persuade Israel in its sore straits to accept a new God? For a new name meant a new God; tho not to Moses, to the people. How would he ever inspire a whole race with confidence in him and his God, unknown to them? Possibly we magnify the difficulty. Great things are possible for great men, and assuredly, Moses was one of the greatest figures in the history of the world.

This was the task of Moses when he went down into Egypt:

1. He had to unite the tribes on a permanent basis, and this basis could only be a religious one. In the patriarchal traditions, the tribes had already the necessary basis for a union in the faith of their fathers, which Moses interpreted for them as the religion of Jahweh, by the revelation given to him.

2. He had to lead the tribes out of Egypt and conquer a country for them. Doubtless Moses knew that the time was favorable for an exodus from Egypt, and that there was a good chance to conquer Canaan for the tribes, especilally if we may assume (as the records permit) that the Habiri who were overrunning Canaan were kinsmen.

3. He had to organize institutions and formulate laws.

All this he accomplished. We sometimes forget that before Joshua led Israel across the Jordan, the country east of Jordan had been largely conquered under the leadership of Moses. How much law he gave, is a question we have yet to consider.

The first objective point of the exodus was Sinai, or Horeb. Here Moses Ex. 18: 12, was met by his father-in-law, Jethro, and here Jethro, in the presence of Moses, Aaron, and the elders of Israel, took a burnt offering and sacrifices for God. The Kenite hypothesis explains this act as the initiation of Israel in the worship of Jahweh; tho it is intelligible without this hypothesis. The scrip-

tural tradition records the debt of Moses to Jethro (Ex. 18: 21) for the suggestion to organize the people under rulers of thousands, hundreds, fifties, and tens; and further: 'thou shalt teach them ordinances and laws, and shalt show them the way wherein they must walk, and the work that they must do.' Ex. 18: 20.

Is this not very suggestive of a recollection that Jethro was the sponsor of Israel before Jahweh? The belief that Moses found the worship of Jahweh on Horeb in no way minimizes the glory of his achievement, the difficult task of inspiring the whole nation of the Hebrews to worship Jahweh. It does not explain the ethical content of the Hebrew religion, which we must ascribe largely for its origin to Moses. We simply face the problem of revelation in terms that are more in accord with our worldview; for we know that God still reveals himself to men thru men, we know not how. Still we may say of men, as it is recorded on a tablet in Appleton Chapel at Harvard of Andrew Preston Peabody:

'He walked among us, and he wist not that his face shone.'
To us, the miraculous, the truly wonderful is the revelation of God thru Moses.

The decalog, as found in Exodus 20 and in Deuteronomy 5, always has been thought to be the law given by Moses. We admit let us say, that not all the laws of the Pentateuch, the Torah, could have been given by Moses, on the documentary hypothesis. But did not Moses give the decalog? We are told explicitly that Moses gave all the laws. Since this cannot be the case, we are at liberty to disregard the assertion of the Pentateuch in any place. Internal criticism sets to work. We find that many laws deal with conditions that are applicable only to dwellers in cities and tillers of the soil. The laws presuppose an urban and rural population. But the Hebrews to whom Moses gave laws at the advice of Jethro are tent dwellers, nomads of the desert. We may therefore exclude at once, as not from Moses, a considerable body of the law. Another point. The state of the Hebrew civilization at the time of Moses could call for only primitive law, for they were a somewhat primitive people even in the time of David. By the process of elimination in this way, scholars have come to agreement that what is known as the older decalog may well be Mosaic. It is thoroly primitive. This is found in Exodus 34. One hesitates to pass judgment on the question of the younger decalog, as it is known, the familiar ten commandments of Exodus 20 and Deuteronomy 5, which Professor J. M. P. Smith pronounces the older. Scholars like W. R. Harper, G. B. Gray, Kuenen and Kittee deny that Moses could have given this set of laws, on account of commandments 4 and 10, which call for a settled state of life that the Israelites did

not have in the time of Moses. The attitude of Professor Smith commends itself, however, as at least equally scientific and more conservative of a tradition that may not be utterly unhistorical. Why not, indeed, concede doubt over commandments 4 and 10, but keep the other eight? It ought to be done with as good a right as to construct a decalog out of Exodus 34, and call that Mosaic— as serious modern scholarship has done.

We may summarize the conclusions of historical and archaeological criticism as follows:

1. That the basic events of the history of Moses are credible, because

   a) The story of the Egyptian bondage and exodus of Israel find support in archaeology.

   b) The events demand a personality such as tradition preserves in Moses.

   c) The chief facts in the life of Moses are entirely probable.

2. That, therefore, Moses was the founder in Israel of the religion of Jahweh.

3. That out of the monolatry of the people grew the ethical monotheism of the later period, thru the mission of Moses and the prophets.

4. That Moses was the founder of the law, not the whole law as we have it; but the originator of Hebrew law.

5. That Moses was therefore the founder of Israel as a nation.

6. That Moses is not the author of the Pentateuch.




Editorielle Aeußerungen.

Stadt und Land auf den Distriktskonferenzen.

In der Entwicklung unsers Volkstums macht sich ein starkes Streben nach **Gleichmachung** geltend. Es ist stets das Erstaunen der Mitwelt gewesen zu sehen, wie es dem amerikanischen Gemeinwesen gelungen ist, so ungeheure und verschiedene Massen von Völkern der alten Welt zu assimilieren und zu nivellieren. In verhältnismäßig kurzer Zeit vergessen die Eingewanderten ihr eigenes Volkstum und sind stolz darauf Amerikaner zu sein. Natürlich macht es einen Unterschied, ob die Neuangekommenen auf einer hohen oder niederen Stufe der Zivilisation stehen. Aber da sie meist alle ökonomisch der arbeitenden Klasse angehören und demnach auf den all-

gemeinen Verlauf nur wenig Einfluß ausüben, so werden sie ziemlich widerstandslos in den Strom der Entwicklung gezogen und in dem amerikanischen „Melting Pot" in die Gesamtmasse hineingeschmolzen.

Ohne Zweifel ist bei diesem Prozeß die Hauptkraft das Zauberwort **„Demokratie."** Die Theorie, oder das Ideal, daß in diesem Lande alle Menschen politisch gleichberechtigt sind und wirtschaftlich denselben Anspruch auf Vorwärtskommen haben, schafft eine Atmosphäre — oder sollen wir sagen: eine Illusion? — wo einem jeden — und vielen zum ersten Mal — das erhebende Bewußtsein kommt, daß er Menschenrechte hat, und daß diese Rechte anerkannt werden. Gewiß viele meinen entdeckt zu haben, daß es mit dieser vielgepriesenen Demokratie nichts ist, und daß aus ihr mehr und mehr eine Plutokratie geworden ist. Diese Ansicht kristallisiert sich mehr und mehr in Arbeiterkreisen und mag in Zukunft das Solidaritätsgefühl gefährlich untergraben. Aber doch übt das alte Schlagwort seine magische Wirkung aus und wird von weitschauenden Bildnern der öffentlichen Meinung je und je in wirkungsvollen Dienst gestellt.

Auch auf dem **kirchlichen** Gebiet sind die Nivellierungskräfte deutlich wahrzunehmen. Schon vor den großen Einigungsversuchen unserer Tage ist oft darauf hingewiesen worden, daß der kirchliche Betrieb sich trotz der vielen Denominationen je mehr und mehr vereinerleit hat. Der methodistische Typus ist in großem Maße bei allen heimisch geworden. Man denke nur daran, wie die methodistischen Erweckungsmethoden sich überall eingebürgert haben. In neuerer Zeit fängt man an, dem gegenüber das Moment der religiösen Erziehung zu betonen, aber die evangelistischen Bestrebungen bestehen doch in Kraft.

In unserer eigenen Kirche hat die **Sprache** lange einen Wall gebildet, der sich dem Einströmen der Nivellierungswoge entgegen warf. Es macht einen Unterschied, ob eine Kirche (oder sogar ein Distrikt) wesentlich deutsch oder englisch ist. Aber bei dem Verschwinden des Deutschen und dem rapiden Wachstum des Englischen wird dieser Wall über kurz oder lang fallen, und dann wird mit der Zeit unsere Synode kirchlich ganz homogen, einförmig, gleichartig werden.

Oder wird etwa der Unterschied von **Stadt** und **Land** diese Gleichförmigkeit wesentlich beeinflussen und modifizieren? Bei unserer diesjährigen Konferenz legten wir uns diese Frage vor. Kommen doch die Delegaten teils vom Land und kleinen Landstädtchen, teils von sehr großen Industriezentren. Und so ist es in fast allen unsern Distrikten.

Der Gegensatz sehr großer Städte gegenüber der Landbevölke-

rung macht sich im **politischen** Leben oft geltend. Die Prohibitionsbewegung ist durch die Landbevölkerung zum Siege geführt worden, wie schon vorher die „Local Option"-Praxis den Städten durch die Counties auferlegt wurde. In New York ringt die Metropole bei den Wahlen mit der „Up State"-Bevölkerung, und oft ist Tammany durch die Stimmen der ländlichen Distrikte am Einzug im Staatskapitol verhindert worden — ohne daß damit für den Staat freilich viel gewonnen worden wäre.

Auch im **kirchlichen Leben** ist der Widerstreit von Stadt und Land zuzeiten wahrzunehmen. In der Methodistenkirche ist lange Streit gewesen wegen des sog. Vergnügungsparagraphen. Schließlich kam derselbe auf der Generalkonferenz (der vorletzten) zum Austrag. Es fand sich, daß das Verlangen, den Paragraphen abzuschaffen, hauptsächlich von den Bewohnern der östlichen Diözesen mit großer Stadtbevölkerung ausging. Die westlichen, mehr ländlichen Distrikte, waren durchaus für Beibehaltung. So wurden die Großstädte mit großer Mehrheit geschlagen. Aehnlich werden die Verhältnisse wohl bei der Agitation der „Fundamentals" liegen. Die konservativen Farmer und die kleinen Leute werden für Betonung der „Fundamentals" sein, und die fortschrittliche Bevölkerung großer Städte wird für liberale Akkomodation an den Geist der Zeit eintreten.

Ist also so anderwärts allerdings ein häufiges Auseinanderfallen von Stadt und Land zu konstantieren, so liegt die Frage nahe: Wie steht es bei uns? Wir haben uns daraufhin unsern eigenen Distrikt angesehen, den wir naturgemäß am besten kennen, und haben dabei eine eigentümilche Beobachtung gemacht. Wir haben beim Vergleichen der städtischen und ländlichen Delegaten nämlich bemerkt, daß zwischen ihnen **fast gar kein Unterschied** besteht. Die Farmer mögen etwas mehr wettergebräunt aussehen als die Städter, aber schwielige Hände haben sie beide. Im äußeren Menschen, in Kleidung und Gehaben sind keine hervorstechenden Verschiedenheiten zu verzeichnen. In Bildung, Lebensanschauung und Gesinnung wären sie so ziemlich in eine Klasse zu zählen. Hier und da äußert ein Pfiffikus Gedanken, die zeigen, daß er der Tagesweisheit etwas mehr zu Füßen gesessen; aber im allgemeinen wird man eine erstaunliche Gleichartigkeit nach Außen und Innen feststellen können. Darin wird die geographische Lage auch wenig Unterschied machen, ob Ost oder West, ob Nord oder Süd, die gleiche Beobachtung wird sich überall aufdrängen.

Die Sache erklärt sich einfach so, daß wir es fast durchweg mit den „kleinen Leuten" zu tun haben. Die gesellschaftliche „Oberschicht" haben wir noch nicht erreicht. Es steht mit unsern Gemeinden im Wesentlichen so wie mit der in Korinth: „Nicht viel Weise

nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle." In moderner Sprache: Nicht viel Kapitalisten, Aristokraten, Feingebildete, Führer im Geschäfts- oder geselligen Leben haben wir, sondern unsere Gemeinden rekrutieren sich aus den Kreisen der Farmer, Arbeiter und kleinen Geschäftsleute. Das vereinfacht unsere Arbeit in vieler Beziehung, es hält uns konservativ in Lehre und Praxis und bescheiden in der Lebenshaltung. Es hat auch seine Nachteile, die sich leicht aufzeigen ließen. Seien wir jedoch jetzt dankbar für die Vorzüge dieser Lage. Unsere Konferenzen würden nicht so gemächlich verlaufen, wenn es anders wäre. Bis jetzt sind es meist nur die Pastoren, welche für Leben sorgen. Bei den Laien freut man sich geradezu, wenn einer einmal eine selbständige Meinung äußert. Wenn Besitz und Bildung mehr unter uns vertreten wären, so würde das anders werden. Mit der Zeit werden wir dahin kommen, vorläufig aber können wir Beobachtungen dieser Art nur an andern Kirchenkörpern machen.

Praktikus oder Theolog?

Wer vermöge seines reiferen Alters auf eine Reihe von Jahrezehnten zurückblicken kann, dem drängt sich die **Wandlung** auf, die die Welt in ihrer **Wertung der Wissenschaft** durchlaufen hat. Als der Schreiber dieses noch in die „höhere" Schule ging, führte sein Vater, um ihn zum Eifer in den Sprachstudien anzuspornen, oft den Vers an: „Lern Latein, so trinkst du Wein!" Es lag darin die Anschauung, daß die gelehrten Berufe eine sichere Bürgschaft für eine höhere Lebenshaltung darböten. Der Vater war ein Fabrikant und ökonomisch also wohl situiert. Es war demnach einigermaßen auffällig, daß er dem Sohn gerade vom Latein- und Universitätsstudium her so zu sagen einen Weinkeller in Aussicht setzen zu können meinte. Die Sachen lagen auch damals wirklich schon anders. Die industriellen und technischen Berufe liefen den gelehrten an finanziellen Gewinn längst den Rang ab. Aber es sprach sich darin die **Hochschätzung** aus, die man von alters her in bürgerlichen Kreisen vor den **akademisch Gebildeten** hatte. Erinnern wir uns doch andererseits noch wohl, daß die letzteren auf die kaufmännische und technische Welt leicht mit einer gewissen Geringschätzung herabsahen. Ein Pastor, ein Doktor, Richter oder Gymnasialdirektor erschien den wirtschaftlich doch bedeutend besser Gestellten als eine Art höheres Wesen.

Das ist seitdem erheblich anders geworden. Die Naturwissenschaften haben die Geisteswissenschaften im engeren Sinn ins Hintertreffen gedrängt. Man denke nur daran, wie die Philosophie, einst eine absolute Königin, jetzt Zepter und Krone ebenso hat abgeben

müssen, wie die Fürsten auf Deutschlands und Oesterreichs Thronen. Im modernen Betrieb wird eine Wissenschaft in **dem Maße geehrt,** als sie **materielle Werte** schaffen kann. Ein Streben auf praktische Nützlichkeit hin hat sich überall durchgesetzt. Der Idealismus der Wissenschaften befindet sich in einem verzweifelten Kampf ums Dasein, und wenn die Reaktion auch nicht ausbleiben kann, so ist doch vorläufig der Marktwert noch maßgebend.

Natürlich hat diese Entwicklung auch ihre guten Seiten. Das **Dringen** auf **Realität,** auf festgegründete Ergebnisse, auf lebensfähige und lebenfördernde Erkenntnis ist etwa Gesundes. In der Theologie hat es uns gelehrt zu fragen, was uns der Glaube an inneren **Werten** bringt. Es hat uns genötigt, uns auf die **Gewißheit** unserer religiösen Ueberzeugungen zu besinnen. Ihm verdankt diejenige Theologie ihre Entstehung, die sich auf **Erfahrungstatsachen** des religiösen Bewußtseins gründet.

Jedoch sind die Schattenseiten auch nicht zu verkennen. Speziell im geistlichen Bereiche zeigen sie sich darin, daß die praktische Seite auf Kosten der theoretischen zu einseitig gepflegt wird. Der Ehrgeiz unserer jungen Geistlichkeit liegt fast nie im Streben nach einer theologischen Bildung, die auf der Höhe der Zeit steht, sondern nach den Dingen, die statistisch einen guten Eindruck machen. Erfolgreich zu sein in Organisation, Propaganda, Verbesserung und Vergrößerung des Gemeindeeigentums, Vermehrung der Glieder u. dgl.: das ist das Ziel des Strebens. Natürlich hier wird man uns erwidern: Ist denn das nicht die Hauptsache? Was hilft alles Bücherwesen, wenn die Gemeinde nicht voran kommt? Selbstverständlich sind wir nicht so verbohrt, daß wir nicht die Berechtigung dieser Einrede bereitwilligst zugeben würden. Aber doch, während man das eine tut, braucht man das andere nicht zu lassen. Ist es nicht um des eigenen Fortschritts willen nötig, daß man auch die Pflege der Erkenntnis nicht vernachlässige?

Es wird immer bedeutend mehr Leute des praktischen Lebens geben auch im geistlichen Stand als solche, die an wissenschaftlicher Arbeit Freude finden. Doch sollte man auf die letzteren nicht, wie es oft geschieht, als **wunderbare Käuze** und **unbrauchbare Bücherwürmer** herabschauen. In Deutschland ist Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit oft überschätzt und zu einem Fetisch gemacht worden, dem abergläubische Verehrung zuteil wurde. Bei uns ist es umgekehrt gewesen: wenn sie nicht Dollars und Cents produzieren oder direkt greifbare Resultate hervorrufen konnte, so wurde sie für nichts geachtet. Nichtsdestoweniger, je höher eine Kirche in ihrem kulturellen Streben steigt, desto höher wird auch die Wissenschaft eingeschätzt. So lange der Krieg währte, waren selbst die Sehenden blind. Jetzt

aber wird man bald zu seiner alten Liebe, nämlich der deutschen Führerschaft auf wissenschaftlichem Gebiet, zurückkehren.

Auch unsere Synode, wenn sie an den Aufgaben, die ihr die Zeit stellt, mitarbeiten will, muß dem **wissenschaftlichen Streben** bei ihren **geistlichen Führern das Hausrecht bewahren.**

An unsere Mitarbeiter.

Den geschätzten Brüdern, welche durch ihre Einsendungen eine so durchaus wesentliche Mitarbeit am „Theologischen Magazin" leisten, möchten wir einen Rat erteilen. Es ist unser lebhafter Wunsch, daß ihre Artikel nicht nur gedruckt, sondern auch gern und aufmerksam gelesen werden. Damit dies geschehe, muß man es den Lesern so leicht und angenehm als möglich machen. Wenn ein Artikel aber so einfach 10 bis 12 Seiten lang fortläuft, ohne daß man die Unterabteilungen oder einzelne Hauptpunkte durch den Druck auszeichnet, so ermüdet die Lust zum Lesen leicht. Werden aber die einzelnen Teile deutlich kenntlich gemacht, und durch **fetten Druck** hier und da die Uebersicht erleichtert und der Eifer angespornt, so kann die Arbeit von vornherein auf eine freundlichere Aufnahme rechnen.

Man sehe sich den ersten Artikel von Dr. Dibelius in der Märznummer an, ebenso in derselben Nummer den von Pastor Horstmann und etwa unsere eigenen „Editorials," und man wird sofort sehen, was gemeint ist, und wie man es macht. Man überlasse solche Arbeit nicht dem Redakteur; dem wird es sonst oft an Raum und Zeit fehlen, auch mag er nicht immer nach dem Sinn des Verfassers handeln: man tue es selbst.

Vor allen Dingen aber gehe man mit dem Unterstreichen **sparsam** um, sonst würde es schlimmer als vorher sein.

Eine Bitte.

Der Redakteur ist mit der Abfassung einer historischen Studie beschäftigt. Dazu braucht er an einer gewissen Stelle die Nummern der „Theol. Zeitschrift," in welchen der sel. Professor Otto seine theologische Stellung darlegte. Es war dies kurz vor seiner Resignation im Jahre 1880. Will einer der älteren Brüder die betr. Nummern aussuchen und dem Redakteur gütigst zuschicken?

Im voraus besten Dank!






Kirchliche Rundschau.

Die Wittenberger Konföderation.

Die Begründung des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes.

Wittenberg, am Himmelfahrtstag.

Mit würdiger Feierlichkeit, aber doch mit einer gewissen geschäftsmäßigen Nüchternheit und Exklusivität, die selbst für den jeglichem Schaugepränge abholden Protestantismus etwas Auffälliges hatte, ist an diesem Himmelfahrtstage in Wittenberg, wie bereits telegraphisch berichtet wurde, der **Deutsche Evangelische Kirchenbund** begründet worden. Wenn nicht der **genius loci** dieser von einer großen geschichtlichen Vergangenheit umwitterten Stadt, dazu das vielstimmige Glockengeläute am Vorabend, Posaunenchöre von den Türmen der wie eine feste Burg trotzig bewehrten Stadtkirche am Morgen und etwas größeres Leben in den sonst so stillen Straßen der lieben alten Stadt einige Stimmung gebracht hätte; kaum hätte man wohl von der Wichtigkeit dieses immerhin kirchengeschichtlich bedeutsamen Ereignisses einen Begriff bekommen. Jedenfalls ist das eine zu konstatieren, daß selbst bei dieser auf Kirchen- und Luther-Säkularfeiern äußerlich und innerlich eingestellten Bevölkerung von einer tieferen Anteilnahme an dem in der Schloßkirche am Grabe Luthers vollzogenen Akt kaum gesprochen werden kann, nicht einmal, daß die Feier über die allernächste Umgegend hinaus größere Massen interessierter Neugieriger angezogen hätte.

Der Grund für diese offenbare Teilnahmlosigkeit breiterer evangelischer Volkskreise an dem kirchenpolitischen Vorgang, der sich hier abspielte, liegt in der formalrechtlichen Natur des Aktes, dessen Vorgeschichte und Bedeutung für die Laien nicht ganz einfach zu erfassen ist, wenn auch das Resultat, nämlich der Zusammenschluß der zersplitterten evangelischen Landeskirchen des Deutschen Reiches, an sich ein recht sinnfälliges, im Wünschen vieler, wenn nicht aller, deutschen Protestanten tief verwurzeltes Ziel darstellt.

Um die Entwicklung zu verstehen, muß man auf die Entstehung der evangelischen Kirchen in Deutschland zurückgehen. Luther selbst hat keine neue Kirche gründen wollen. Als er sein Werk begann, lebte er der Hoffnung, daß die ganze Christenheit sich seinen Ideen anschließen und gwisse Mißbräuche, gegen die er so energisch ankämpfte, abtun würde. Aber weil die alte bischöfliche Organisation und die großartige Zusammenfassung des kirchlichen Lebens, wie sie von Rom geordnet war, und auch der deutsche Kaiser an der Tradition festhielten, mußten neue Bildungen des evangelischen Kirchenlebens sich gestalten. Diese Neuordnungen vollzogen sich unter dem Schutz der Obrigkeiten, d. h. der der Reformation zugeneigten Territorialfürsten und des Rats der Freien Städte in Deutschland. So entstanden an Stelle einer einheitlichen deutschen evangelischen Christenheit, etwa einer „Nationalkirche,“ zahllose von einander unabhängige Landeskirchen. Daraus entwickelte sich das Summepiskopat der Fürsten, ein höchst fragwürdiges Institut, weil es dazu führte, daß die evangelische Kirche sich hauptsächlich als Staatsdepartement für kirchliche Angelegenheiten gestaltete, und sich ebenso

heillos zersplitterte wie das deutsche Staatswesen selbst. Jede staatliche Neuordnung übte ihre Rückwirkung auf die landeskirchliche Ordnung. Es ist bekannt, daß, während der Wiener Kongreß der Existenz vieler kleinen staatlichen Gebilde und damit ihrem besonderen Kirchenregiment ein Ende bereitete, nach dem Krieg von 1866 in den an Preußen neu angegliederten Provinzen die alten landeskirchlichen Einrichtungen sich erhielten. Zumal in Preußen hat die evangelische Kirche immer in engster Beziehung, vielfach in starker Abhängigkeit vom Staate gelebt: Staat und Kirche waren auf Gedeih und Verderb, gewissermaßen wie die „siamesischen Zwillinge" miteinander verbunden, und daraus erklärt es sich denn, daß der Zusammenhang des alten Staates auch die evangelische Kirche aufs stärkste in Mitleidenschaft ziehen mußte. Man braucht nicht die Geschichtsklitterung mitzumachen, wonach der Stoß, der nach dem und durch den verlorenen Krieg das monarchistische Staatswesen in Deutschland traf, zugleich auch gegen den Protestantismus gerichtet gewesen sei, aber man wird sich nicht der Tatsache verschließen können, daß die Revolution, indem sie das in der Vorstellung breiter protestantischer kirchlicher Kreise mit einem gewissen religiösen Nimbus umgebene Hohenzollernhaus beseitigte, damit auch dem besonders gearteten protestantischen Staatskirchentum eine der stärksten Stützen genommen und darum auch die Haltung gewisser kirchlicher Kreise zur Republik vielfach bestimmt hat.

Mit dem Sturz der Monarchie war auch das landesherrliche Kirchenregiment, das viel angefochtene Summepiskopat, weggefallen, und damit das Staatskirchentum beseitigt, das die evangelische Kirche in ein wesensfremdes Gewand eingeschnürt hatte. Mit der Befreiung vom Gängelband des Staates war die Kirche auf der andern Seite vor die Aufgabe gestellt, sich mit der von der Revolution proklamierten „Religionslosigkeit des Staates" auseinanderzusetzen, um dem evangelischen Volksteil dem Staat gegenüber den Einfluß zu sichern, der ihm zukommt. So entstand die Bewegung, die auf den Kirchentagen in Dresden 1919 und Stuttgart 1921 zu lebhaften Erörterungen führte und jetzt in der Begründung des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes ihre Krönung gefunden hat. Der Zweck des Bundes, über dessen Ordnung und Verfassung hier nicht im einzelnen zu sprechen ist, ergibt sich aus seiner eben geschilderten Entstehung. Es handelt sich nicht um eine Reichskirche, sondern um eine Konföderation. Die einzelnen Landeskirchen sollen nicht zu Satrapien herabgedrückt werden, vielmehr werden die verbündeten Kirchen ihre volle Selbständigkeit in Bekenntnis, Verfassung und Verhaltung bewahren. Ebenso war man sich darüber klar, daß eine Gemeinschaft der evangelischen Christenheit nur dadurch möglich sei, daß man auf jeglichen Bekenntniszwang verzichte und sich auf die äußeren Angelegenheiten der Kirche beschränke.

Aus dieser einschränkenden Zielsetzung und Selbstbescheidung des Bundes erklären sich manche Erscheinungen, die sich dem kritischen Beobachten aufdrängen. Es wurde zwar in Reden und Predigten, die bei der Wittenberger Feier gehalten wurden, mancherlei gesagt von der volkskirchlichen Grundlage des Kirchenbundes und von der Aufgabe, alle evangelischen Deutschen zu sammeln und das Kirchenvolk an der Kirche und ihrer Verwaltung zu interessieren. Aber man kann nicht darüber hinwegkommen, daß eben dieses „Kirchenvolk" an der Bundschließung selbst keinen Anteil hatte und daß

es sich im Grunde nur um einen rechtlichen Vertragsabschluß durch die verschiedenen Kirchenregimenter handelt. Schon bei der Begrüßung im Sitzungssaal des Rathauses der Lutherstadt fehlte das Laientum fast vollständig und die Versammlung bestand eigentlich nur aus den bevollmächtigten Vertretern der 28 Landeskirchen. Man sah prächtige Prälatengesichter, durchgeistigte Gelehrtenköpfe, gestraffte Diplomatenfiguren und dazwischen gedrungene Bauerngestalten vom Martin Luther-Typ. Eine einzige Dame tauchte unter all den Schwarzröcken auf: die Lizentiatin Carola Barth. Auffallend war, daß zwar die preußische Regierung durch den Kultusminister Dr. Boelitz vertreten war, dagegen die Reichsregierung, soviel zu bemerken, keinen Vertreter entsandt hatte. Weniger vermißte man andere Faktoren, die, wenn man zurückblickt, nicht vom Wesen evangelischen Kirchentums in Deutschland zu trennen sind, nämlich die Fürsten und den „christlichen Adel deutscher Nation,“ deren Wappenschilder heute noch secundum ordinem aufgereiht die Wände der Schloßkirche zieren. Im Chorraum dieser prachtvollen repräsentativen Kirche besaßen sämtliche evangelische deutsche Fürsten einen besonderen Chorstuhl. Heute hatten die bevollmächtigten Vertreter der Landeskirchen diese Sitze okkupiert. Nur den Sessel des ehemaligen Kaisers hatte man irgendwohin abseits in eine Ecke gerückt. Ist es nicht bezeichnend für die Ueberlebtheit der monarchischen Institution, daß, ebenso wie der Zusammenbruch der Monarchie in Deutschland der Einheit des Reiches nichts anhaben konnte, die Aufhebung des Summepiskopats der Landesfürsten der Einheit der Landeskirchen nicht nur nicht geschadet, sondern vielmehr den Zusammenschluß der vielfach nur noch als historische Monumente in die neue Zeit überkommenen einzelkirchlichen Gebilde gerade erst gefördert hat! Und wenn auch traditionell, zumal in orthodoxen protestantischen Kreisen zusammen mit konservativer Gesinnung auch noch monarchische Gefühle vorhanden sind — Tatsache ist, daß jetzt in Wittenberg nicht einer der vielen kirchlichen Redner auch nur mit einem Wort der Fürstenhäuser gedachte, in deren Schutz einstens die neue Lehre gediehen ist und die bis zur Revolution die eigentlichen Träger des Staatskirchentums gewesen sind.

Und noch ein anderer Gedanke drängt sich auf, da wir uns in Wittenberg befinden, wo Hamlet, der Dänenprinz, einmal studiert haben soll: die evangelische Kirche ist in der Lage Hamlets. Für sie stellt sich das Problem so: die Welt ist aus den Fugen; auch die Kirche ist berufen und spürt die Verpflichtung, das Ihrige dazu zu tun, sie wieder einzurenken. Aber ihre Wesenhaftigkeit steht ihr hemmend im Wege.

Der angeborenen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt.

Etwas von dieser Resignation klang auch aus der im übrigen optimistischen und alle Hörer in ihren Bann zwingenden Rede des glaubensstarken bayrischen Kirchenpräsidenten D. Veit. Auch von den Protestanten hat das Wort zu gelten, das von ihren Antipoden, den Jesuiten gesagt ist: Sint, ut sunt, aut non sint! Und eben hier in Wittenberg, wo jeder Winkel von den Großtaten seines Heldenzeitalters erfüllt ist, drängt sich die Tatsache auf von dem Protestantismus, der immer groß war im Angriff und klein in der Verteidigung, weil der Individualismus, der seine Stärke ist, ihm stets noch das einheitliche Handeln verdarb. Wichtiger als der formelle föderative Zusammenschluß der evangelischen Kirche jedenfalls ist die Einigkeit im Geist,

die not tut, wenn die unvermeidlichen Stürme nicht das allzu lose, im Kampf der „Richtungen“ vielfach uneins gewordene Gefüge über den Haufen werfen soll. Ob es gelingen wird, das neue „Corpus Evangelicorum“ mit dem rechten Geist und Inhalt zu erfüllen, muß die Zukunft erweisen.

(„Frkf. Ztg.“)

Der Liberalismus versagt kirchlich.

Wie dem Liberalismus wiederholt aus den eigenen Kreisen sein kirchliches Versagen bescheinigt worden ist, so erklärt nun auch D. Baumgarten in Kiel in der „Christl. Welt“ No. 16: „Der Neuprotestantismus hat **kirchlich völlig versagt.**“ Er kommt zu diesem Urteil in einer Betrachtung über die Kommissionsverhandlungen der altpreußischen Kirchenverfassung: „Es handelt sich, das muß der fortschrittlich Gerichtete sich sagen, auf der unbedingt herrschenden Rechten um ein Nichtanderskönnen auf Grund eines Kirchenbegriffs, der nun einmal sich nicht einlassen kann auf die neueste Gedanken- und soziologische Umbildung. Aber statt uns zu entrüsten über die Engherzigkeit und Rückständigkeit der Kirchenleute sollten wir bei der Betrachtung der vorläufigen Ergebnisse der Verfassungsarbeit in erster Linie tiefe Beschämung empfinden über die Kaltherzigkeit und Verantwortungslosigkeit der hinter der Mitte und der Linken stehenden, an Zahl weit überlegenen nichtkirchlichen Leute. Auch wenn man die Ungunst und Ungerechtigkeit des zu dieser Zusammensetzung der Verfassunggebenden Kirchenversammlungen und Verfassungskommissionen führenden Wahlverfahrens noch so sehr betont, sollte man nicht das völlige Fiasko verschleiern, das unsere, ja unsere, auch der hinter der C. W. (Christliche Welt) stehenden Kreise Propaganda für eine energische Mitarbeit am kirchlichen Leben in allen Deutschen protestantischen Landeskirchen in Württemberg nicht minder als in Altpreußen, in Schleswig-Holstein wie im Volksstaat Sachsen erlebt hat. Man erwäge die außerordentlichen geistigen und Willensenergien, die, um nur einiges anzuführen, auf solche vom Volkskirchengedanken geleitete Unternehmungen wie die „Christliche Welt,“ die „Schriften des Alten“ wie „des Neuen Testaments für die Gegenwart erklärt,“ das nun nahezu ausverkaufte Lexikon „Religion in Geschichte und Gegenwart,“ die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher,“ aber auch die Diskussionsabende, die Versammlungen der Freunde der Christlichen Welt oder der Evangelischen Freiheit verwandt sind. Wer mit dieser Propaganda für die Mobilmachung des freien Protestantismus zur Arbeit an der Volkskirche dies klägliche Resultat vergleicht, wer dann vor allem auch die vollendete Gleichgültigkeit beobachtet, mit der die moderne protestantische Gesellschaft und ihre Presse dies Resultat hinnimmt, der kann nur den Schluß ziehen, daß eben der Neuprotestantismus kirchlich völlig versagt hat. Man kann das auch so ausdrücken: der Neuprotestantismus, wie er aus dem durchgeführten Prinzip des Individualismus, und der Toleranz, des Relativismus und der Ehrfurcht vor jeder Sonderbildung erwachsen ist, verträgt sich nicht mit dem Kirchen-, nur mit dem Sekten- und Vereinstypus. Er ist **aristokratisch,** auf eine Auslese der persönlich erlebenden Seelen gestellt und erreicht nicht die Breite einer Massenkirche, die auf der Vertrauensstellung zu ererbten Traditionen beruht. Wer dies Resultat als eine übereilte Verallgemeinerung der neuesten Erfahrungen ablehnen zu können glaubt, indem er die dem Volkskirchengedanken entgegengesetzte Zusammen-

setzung der Verfassunggebenden Kirchenversammlungen, das Fehlen der bis zur Spitze durchgeführten Ur- und Verhältniswahlen, das Fortbestehen des Siebwahlsystems u. s. w. betont, der möge nur den Vorgang in Württemberg bedenken, wo die Demokratisierung der Wahlen sauber durchgeführt, auch seitens der Freunde der Volkskirche eine vorbildliche Aufklärungsarbeit geleistet war, und doch eine so überraschende Mehrheit der mit den Gemeinschaftskreisen im Bunde stehenden altgläubigen Richtung zustande gekommen ist. Nein, man sollte über diese letzten Erfahrungen mit soziologischer Einstellung nachdenken und nicht vor der Feststellung zurückschrecken, daß Demokratie und Neuprotestantismus, Massen- und in diesem Sinn Volkskirchentum und persönliches Erlebnischristentum sich ausschließende Gegensätze sind." Man darf Baumgarten nicht übelnehmen, wenn er die Neuprotestanten für die Aristokraten der Kirche hält, die Bekenntnistreuen für die plebs, „die Masse." Es liegt freilich eine Ungezogenheit in dieser Rubrizierung. Man wird sich darüber trösten können. Der Apostel Paulus redet von der Unfähigkeit der „Weisen" in der Erkenntnis Gottes, und daß Gott das Geringe und Verachtete „erwählt" habe. Jesus vollends dankt dem Vater, daß er es den „Weisen und Klugen verborgen" und den Unmündigen geoffenbart habe. („Allg. Luth. Kirchenztg.")

Das deutsche Volkstum in der Welt.

Durch den Ausgang des Weltkriegs ist das deutsche Volkstum weiter stark zersplittert worden. Vor dem Krieg gab es fünf Staaten mit mehr als einer Million deutscher Bevölkerung, jetzt acht Staaten. Früher hatten drei Länder eine Anzahl von 100,000 bis 1,000,000 Deutsche, jetzt hingegen 11. An erster Stelle steht selbstverständlich das Mutterland mit 61,000,000 Deutschen. Dann folgen der Zahl nach die Vereinigten Staaten von Amerika mit 9,000,000, Oesterreich mit 6,400,000, die Tschechoslawakei mit 3,700,000, Schweiz 2,663,000, Frankreich 1,710,000 (Elsässer), Sovietrußland 1,700,000, Polen 1,500,000, Rumänien 850,000, Saarstaat 680,000, Britisch-Nordamerika 450,000, Ungarn 400,000 Danzig 330,000, Jugoslawien 300,000, Italien 264,000, Luxemburg 250,000 Belgien 151,000, Memelland 130,000, Brasilien 100,000, Dänemark 53,000, Lettland 45,000, Niederlande 40,000, Estland 35,000, Argentinien 27,000 Uruguay 27,000, Afrika 20,000, Australien und Ozeanien 16,000, Liechtenstein 11,000, Chile 10,000, Mexiko 4000, China 3000, Palästina 3000, Paraguay 2000, Finnland 2000, Japan 1000 und in allen anderen Ländern 10,000. Insgesamt gibt es daher auf der ganzen Welt rund 92,000,000 Deutsche. Wenn man die stammverwandten Holländer und Flämen einrechnet, so bewohnen die ganze Welt fast 103,000,000 Deutsche; dies ist ein Siebenzehntel oder 6 Prozent der Gesamtbevölkerung der Erde.

Das Elend der deutschen Studenten.

Handel mit Zigaretten und warmen Würstchen als Nebenberuf.

Berlin, 1. März.

Unlösbar verbunden mit der Not der deutschen Wissenschaft und Kunst ist das Schicksal des deutschen Studenten. Ihn treffen die veränderten Lebensbedingungen der gegenwärtigen Zeit mit am härtesten. Im Ausland

ist wohl die Notlage der deutschen Kinder bekannt, aber das harte Geschick der deutschen akademischen Jugend dürfte weiten Kreisen noch fremd sein. Aber auch in Deutschland wird die Not ihrer äußeren Lage noch lange nicht genug beachtet. Stolz und Schamgefühl halten den Studenten davon ab, seine Not offenbar werden zu lassen, und daher kennen nur wenige seine traurige und dürftige Lage. Tausende von Studenten können sich jetzt **nur einmal in der Woche ein warmes Mittagessen** leisten, zahlreiche Studierende, besonders in den großen Universitätsstädten, **verfügen kaum über Wohn- oder Schlafräume** und manche sind genötigt, **die Nächte auf Bahnhöfen, in Asylen** und ähnlichen Zufluchtsstätten zuzubringen. Sodann besteht bei einem außerordentlich großen Teil der Studentenschaft ein Notstand hinsichtlich der **Bekleidung.** Es fehlt an Ueberkleidung, Leibwäsche und Schuhwerk. Von den 120,000 deutschen Studenten haben mehr als zwei Drittel unter der ungünstigen Gestaltung der Lebensverhältnisse zu leiden und viele von ihnen erdulden Hunger und Kälte und befinden sich in schwerster Not. Der schlechten Ernährung entspricht der Zustand geistiger und körperlicher Ungesundheit, der überall in der Studentenschaft herrscht. Allgemein sind die Klagen über die Müdigkeit, Mangel an Konzentrationsvermögen, Vergeßlichkeit u. s. w. Auch hat die Lungentuberkulose unter den Studenten auffallend zugenommen.

Die Not der jungen Akademiker ist dermaßen groß geworden, daß sie einer **moralischen Depression** gleich kommt. Viele Studierende mußten bereits unter Verzicht ihr Studium abbrechen und sich zum Uebergang in einen gewerblichen Beruf entschließen, der ihnen die Möglichkeit selbständiger Lebenshaltung schneller verschafft. Die deutsche Studentenschaft ist sich der Schwere der Situation durchaus bewußt. Die akademische Jugend hat denn auch bereits begonnen, in weitestem Maße zur wirtschaftlichen Selbsthilfe zu schreiten. An den meisten Universitäten und Hochschulen wurden durch die Initiative von Studenten, Dozenten und Freunden der Hochschule **studentische Wirtschaftsämter** geschaffen, die bereits zahlreiche gute Erfolge aufzuweisen haben.

Der Student wird seine Ausgaben in jeder Weise durch **Wirtschaftsgenossenschaften** u. s. w. zu verringern und sich andererseits durch praktische Arbeit Einnahmen zu verschaffen suchen. Diese Studentenselbsthilfe, die in der Wirtschaftsfürsorge ihren vorzüglichsten Ausdruck gefunden, umfaßt u. a.: Die Studentenspeisung in billigen Studentenküchen, das Arbeitsvermittlungsamt, das Wohnungsamt, das Heizmittelamt, die Warenabgabestelle, die Bekleidungsbeihilfe, das Bücher- und Materialamt, das Lehrmittelamt u. a. Ferner vermittelt die Wirtschaftsfürsorge Ferienarbeit, beschäftigt sich mit der Kranken- und Einzelfürsorge, wie auch Darlehnskassen gegründet wurden. Das Arbeitsamt verschafft minderbemittelten Studierenden **Nebenverdienst** in Form von wissenschaftlicher Hilfsarbeit, Privatstunden, Uebersetzungen in fremde Sprachen, Büro- und Schreibmaschinenarbeit, Beschäftigung in photographischen Ateliers, sowie Verdienstmöglichkeiten in der Industrie, dem Handel, dem Handwerk und der Landwirtschaft u. a.

Die **Studentenspeisung** in den verschiedenen Universitäten ist in großzügigster Weise durchgeführt; Tausende von Studenten erhalten Mittags- und Abendmahlzeiten für weniges Geld. Die Bekleidungshilfe gibt den Studierenden zum Selbstkostenpreise Kleidung und Wäsche, das Bücheramt bezweckt die Schaffung billiger Bücher und Lehrmittel. Oftmals sind, wie

z. B. in Tübingen, Buchbinder- und Schuhmacherwerkstätten geschaffen worden, in welchen Studenten nicht nur als Verbraucher, sondern auch in der Erzeugung tätig sind. Eine große Rolle spielt ferner die Ausbildung zum Stenotypisten. Viele Studenten werden während der Sommerferien als Gartenarbeiter untergebracht, und während der Ernte gibt es in der Umgegend der Universitätsstädte genügend Gelegenheit zu landwirtschaftlichen Arbeiten. Andere Studenten geben Nachhilfeunterricht oder finden Beschäftigung als Privatsekretäre und in der Verwaltung oder in kaufmännischen Betrieben. Durch Vermittlung der Industriellen steht eine große Anzahl von Ferienstellen in Landwirtschaft, Industrie und auch im Torfgebiet zur Verfügung. Tausende von männlichen und weiblichen Besuchern der Universitäten erarbeiten sich während der Sommerferien den Unterhalt für das nächste Studiensemester.

Es gibt wohl kaum einen Betrieb, in dem der Student heute als Arbeiter oder Angestellter nicht zu finden ist. Und man kann wohl sagen, daß er, um sich die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu schaffen, vor keiner ehrlichen Arbeit zurückscheut. Bietet sich ihm gerade keine andere Arbeitsgelegenheit, so kommt es ihm durchaus nicht darauf an, seinen Lebensunterhalt auch vorübergehend durch Holzhacken oder auch durch Verkauf von Zigaretten oder Würstchen u. s. w. zu verdienen. In Dresden z. B. hat die Wirtschaftsgenossenschaft der Hochschule eine Selterwasserfabrik errichtet, in der Studierende das Füllen der Flaschen gegen Entgelt besorgen und die Studentenschaft an heißen Sommertagen imstande ist, ihren Durst auf billige Weise zu löschen.

Was die **Einzelfürsorge** anbelangt, so möchte die Studentenschaft hierbei nach folgenden Richtlinien verfahren: Die Fürsorge soll zunächst den Kranken zuteil werden. Diese Aufgabe ist erschreckend groß, denn allein 3000 heilbare Tuberkulose sind noch zu retten und ihrem Studium zurückzugeben. Ferner soll eine Unterstützung zunächst für ältere Studierende, ganz besonders für Kriegsteilnehmer und Examenskandidaten, in Betracht kommen. Ihnen ist sorgenfreie Möglichkeit für geistige Arbeit zu verbürgen. Jüngere Studenten aber sollen, soweit sie nicht Nachprüfungen ablegen, durch Nachweis von Arbeitsgelegenheit während des Semesters und von Ferienarbeit unterstützt werden, sowie auch durch Zuweisung von Reisegeld und Arbeitsanzügen. Ueberhaupt sollen an Stelle von Geldunterstützungen möglichst Naturalleistungen, wie Freitische in den Studentenküchen, Vermittlung billiger Wohnungsgelegenheit, von Büchern u. s. w. treten.

Aber diese studentischen Wirtschaftsämter haben außer ihren wirtschaftlichen Zielen auch einen hohen ideellen Wert. Noch immer bestehen vielfach die alten Gegensätze zwischen Farbenstudenten und „schwarzen" Studenten, zwischen Korporationsstudenten und Finken. In den Organisationen der Wirtschaftshilfe sind jedoch Kommilitonen aus allen Schichten der Studentenschaft tätig und hier bietet sich für jeden mitarbeitenden Studenten eine günstige Gelegenheit, seine Kommilitonen, die in einer andern Gemeinschaft leben, kennen und achten zu lernen.

(Fritz Löwe in „Nationalztg.")

William Randolph Hearst.

Von Dr. jur. Graf Montgelas in „Frankfurter Ztg."

Hearst ist in Europa. Aß neulich in London mit Lloyd George, der im Kriege, lange vor Amerikas Eintritt, den Hearst-Blättern den britischen, also den einzigen Kabeldienst sperrte. Von dort will er nach Paris, Italien, dann Wien und über München auch nach Berlin kommen. Soweit man über die Bewegungen eines so impulsiven Herrn etwas Sicheres voraussagen kann, wird er wohl Anfang oder Mitte Juli die Reichshauptstadt besuchen.

Im Winter 1912 sah ich Hearst zum ersten Mal. Es war im Restaurant des jetzt auch verschwundenen „New" Martin. Der Nebentisch war für eine große Gesellschaft reserviert. Als Hearst mit dieser hereinkam, wurde ich sofort auf ihn aufmerksam gemacht. Ich war sehr begierig, mir den Mann anzuschauen, der in New Yorker konservativen Kreisen der Politik sowohl als der Gesellschaft ebenso verhaßt und verleumdet war, wie Lloyd George noch vor wenig Jahren im gleichen Milieu in London. Ich sah einen großen, breiten Mann mit großer Nase, die fast ohne Ansatz in die lange Stirn übergeht. Dazu große, helle, graublaue Augen, deren etwas starrer, manchmal fast verträumter Blick dem ganzen Gesicht seinen Ausdruck gibt. Ich ahnte damals nicht, daß ich einige Jahre später in engere Beziehung zu ihm treten, in ihm den unermüdlich fleißigen Arbeiter und dabei doch stets liebenswürdigen, lebensfreudigen und geselligen Gastgeber kennen lernen und einen stets hilfsbereiten, loyalen Freund finden würde. Denn er ist all das, und zärtlicher Sohn, Gatte und Vater dazu. Damals aber sah ich ihn noch mit den Augen meiner Umgebung, und das erste Ansichtigwerden dieses „schwarzen Mannes" aller guten Konservativen hat mir vielleicht gerade deshalb so viel Eindruck gemacht.

Wer also ist Hearst? Der Sohn eines schwerreichen kalifornischen Minenmagnaten, der schon als junger Student in Yale die Studentenzeitung redigierte, hat er aus derselben Passion heraus mittels seiner Millionen sich Zeitungen geschaffen. Zu dieser Passion kam dann später der persönliche Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen. Auch hier kam der Appetit beim Essen. Also kein Northcliffe, der seine Persönlichkeit in schweren Kämpfen zu Macht und dann zu Geld durchsetzte. Auch kein „Zeitungskönig" in dem Sinn, wie Rockefeller Oelkönig oder Pearson Seifenkönig. Dagegen ein Zeitungsgenie mit dem nötigen Geld, seine Ideen in die Tat umzusetzen, unabhängig vom Muß des Verdienens. Sein Geld hat er benutzt, um nicht seine eigene Persönlichkeit, sondern seine Ideen mit Hilfe anderer Persönlichkeiten durchzusetzen. Sein Etat war immer ungeheuer. Es war zu Anfang wohl ein kostspieliger Sport, aber er zeitigte journalistisch die größten Erfolge. Die Konkurrenz konnte die Gehälter nicht bezahlen, die Hearst freigebig den journalistischen Talenten gab, um sie seiner Organisation einzufügen. Wo immer er das Feld betrat, „verdarb er die Preise." So war er auch von Anfang an der Bundesgenosse der Drucker- und Setzergewerkschaften.

Nicht nur den Zeitungen entführte er Talente, auch den Buchverlegern fing er durch nie gehörte Honorare die Autoren weg. Wer in „Hearsts Magazine" oder im „Cosmopolitan" seine Novellen veröffentlichen kann, wo hohes Honorar und ein riesiger Leserkreis ihn beglückt, der antichambriert nicht länger mehr anderswo. Sogar das Experiment des „Hearst Buches"

hat er einmal versucht. Allerdings ohne Erfolg. Kein Wunder, daß ihn Verleger und Zeitungskollegen nicht sonderlich liebten.

Hearsts Geld hat die **Hearst-Presse** möglich gemacht.

Hearst kannte damals sein Milieu. Während die meisten übrigen Zeitungen damals nach bewährtem, vornehm traditionellem englischen Muster für Amerikaner, wie sie sein sollten, verfaßt waren, verfaßte Hearst die seinen für Amerikaner, wie sie in der Mehrzahl wirklich sind. Hierin liegt sein Genie. Er sieht sein Milieu, wie es objektiv ist, nicht, wie er es subjektiv haben möchte.

Hier zeigt sich der Ausfluß der demokratischen Weltanschauung auch im Zeitungswesen. Hearst, der Demokrat aus dem Westen, erkannte instinktiv den Weg, den seine noch in europäisch-aristokratischen Ideen unbewußt verstrickten Zeitgenossen nicht sahen und nicht sehen wollten. Er wollte, wie Lessing im Gegensatz zu Klopstock, „weniger bewundert und fleißiger gelesen sein."

Hearsts echt amerikanisch-demokratischer Instinkt kommt auch in seiner politischen Anschauung letzten Endes doch stets zum Durchbruch und versöhnt den, der diesen Instinkt kennt und versteht, immer wieder mit den Schwächen des Mannes als politischer Führer. Denn daß Hearst es nicht verstanden hat, das Instrument, das sein Genie geschaffen — er besitzt heute zehn große Tageszeitungen und mehrere große illustrierte Zeitschriften — auch einer zielbewußten, den Stempel einer Persönlichkeit tragenden Politik dienstbar zu machen, läßt sich nicht leugnen. Von einer Politik der Hearst-Presse kann nur die Rede sein, soweit es sich um ganz allgemeine, dem oberflächlichen Beobachter in ihrem Ausgang und ihrer Tendenz kaum merkbare Richtlinien handelt. Ihr Ausgang ist eben mehr der amerikanisch-demokratische Instinkt und nicht eine diesen Instinkt klar erkennende, ihm konsequent und kompromißlos folgenden Persönlichkeit. Und wie die große Masse des amerikanischen Volkes auch nur von Instinkten geleitet wird, nicht durchdenkt, sondern von Fall zu Fall Partei ergreift, so auch Hearst, der in diesem Sinne eben Teil des Volks und nicht Führer ist. Auch er stellt seine Politik von Fall zu Fall neu ein. Und dort, wo er sich selbst treu bleibt, seinem echten Instinkt folgt, übt er großen Einfluß, weil seine Stellungnahme sich mit der instinktentsprungenen Stellungnahme des Volkes deckt. Und dieser Instinkt — das ist ein Glaube, den sich kein Demokrat rauben läßt — täuscht fast nie. Sobald Hearst aber, persönlich im besten Glauben, etwas durchsetzen will, was diesem Instinkt zuwider, versagt ihm die Menge die Gefolgschaft. Diese Beobachtung kann man immer und immer wieder in den wechselreichen politischen und sozialpolitischen Preßkampagnen Hearsts machen. Bei der Größe und dem Umfang der von ihm gespeisten Oeffentlichkeit sind seine gelegentlichen Mißerfolge nur so zu erklären.

Vor allem der große Mißerfolg, der uns Deutsche angeht! Millionen Deutscher haben aus der Tatsache, daß die große Hearst-Presse mit ihrem etwa den zehnten Teil der amerikanischen Leserwelt ausmachenden Publikum dem britischen offiziellen Boykott verfiel, die größten Hoffnungen auf eine deutschfreundliche Einstellung der amerikanischen öffentlichen Meinung gesetzt. Darüber besteht kein Zweifel: Hearst hat den Krieg mit Deutschland verhindern wollen. Er hat ihn aber nicht verhindern können.

Als der Weltkrieg in Europa ausbrach, ergriff der europäisierte ameri-

kanische Osten sofort Partei. Die große Mehrzahl für Frankreich und England, die Minderheit, bei der Bande des Bluts oder Freundschaft mitsprachen, für Deutschland. Anders der Westen. Auch hier ergriff man Partei, aber gegen den Wahnsinn des Krieges. Dem Amerikaner, dessen Land eine von Ozean zu Ozean spannende unbefestigte Grenze von seinem kulturverwandten kanadischen Nachbar trennt, kam das plötzlich in eine Orgie von Haß und Mord sich stürzende „zivilisierte" Europa wie ein Tollhaus vor. "The European madhouse" — in diesem oft gehörten und gelesenen Wort drückte sich sein Urteil aus. Der echte Amerikaner war neutral, wie ein Gesunder oder Nüchterner beim Handgemenge zweier Tobsüchtiger oder Betrunkener neutral bleibt. Wenn also die Hearst-Presse vom ersten Kriegstag an dem europäischen Tollhaus gegenüber diese Stellung einnahm, so folgte ihr Leiter auch in diesem Fall eben nur seinem gesunden amerikanischen Instinkt. Die Tollhäusler verstanden das nicht. Auch die östlichen Landsleute Hearsts nicht. Viele waren entweder schlimmer als Poincaré oder als unsere ärgsten Alldeutschen. Und so kam es, daß Hearst, dessen Blätter als einzige im Osten nicht in das allgemeine Haßgeschimpfe gegen Deutschland einstimmten, von Deutschen als prodeutsch in Anspruch genommen und von Ententefreunden aus demselben Grunde verschrien wurden.

Die Maßlosigkeit, Aufschneiderei und direkte Verlogenheit der Ententeberichterstattung in den ersten Wochen des Krieges kam Hearst zustatten. Er, der Amerikaner, bewahrte sich seinen gesunden Instinkt für Wahrheit und Anständigkeit, und damit auch seinen klaren Blick. Und gerade weil seine Stellungnahme ein Ausfluß echten Amerikanertums war, barg sie Hoffnungen für uns. Und wirklich, schon im September 1914 mußte Roosevelt in einem Artikel des ententefreundlichen „Outlook" im Einleitungssatz die Tatsache konstatieren, daß "American public opinion is slowly but surely turning in favour of Germany." Auch Roosevelt hatte, trotz aller Voreingenommenheit, seine Feinfühligkeit für den Instinkt seiner Landsleute behalten. Er schrieb nicht "turning away from the Entente," er konstatierte, daß die öffentliche Meinung, die bisher noch überhaupt keine Stellung genommen hatte, jetzt erst langsam begann, Stellung zu nehmen, und zwar "in favour of Germany."

Hearst hatte also das Richtige getroffen, und seine Politik der Neutralität, der Ablehnung ententischer Ansprüche und des Gerechtwerdens der deutschen Sache mußte sich durchsetzen, solange sie dem Instinkt des amerikanischen Volkes entsprach. Sie hat sich nicht durchgesetzt, weil unsere Politik und Kriegsführung diesem Instinkt in sich immer wiederholenden Fällen und schließlich gänzlich zuwiderging, ihn herausforderte und es der feindlichen Propaganda allzu leicht machte, unsere Fehler in ihrem Sinn auszuschlachten.

Hearst selbst blieb seiner Stellungnahme auch dann noch treu, als die deutschfeindliche Einstellung des amerikanischen Volkes bereits Tatsache geworden war, und als lediglich noch galt, den effektiven Kriegszustand mit Deutschland zu verhindern. Seine Gefolgschaft versagte in dem Moment, als die traditionelle latente Feindschaft gegen England und Furcht vor britischer Politik dem neuen Haß gegen und der akuten Furcht vor deutscher Politik Platz gemacht hatte. Als die große Mehrzahl des amerikanischen Volkes ohne große Begeisterung, aber im besten Glauben von dem Kreuz-

zugsgeist gegen „deutsche“ Methoden, „deutschen“ Geist und „deutsche“ politische Weltanschauung durchdrungen worden war.

War Hearst also doch deutschfreundlich? Ja, er war und ist wohl noch ein Freund all des Deutschen, das durch obige Anführungszeichen nicht entstellt oder klassifiziert wird. Er hat seine ersten Eindrücke echten Deutschtums gewonnen, als er nach Absolvierung seiner Studien in Yale als junger Mensch durch Süddeutschland, Oesterreich und die Schweiz wanderte. In Tirol hat er sogar jodeln gelernt. Ich kann bezeugen, daß er es kann, als wäre er auf der Alp geboren.

Er hat am Deutschtum das geschätzt und geliebt, was die besten Deutschen an ihrem Volkstum schätzen und lieben, und er stand **dem** verständnislos und ratlos gegenüber, das auch die besten Deutschen im wilhelminischen Zeitalter als undeutsch empfanden und gegen das sie sich sträubten.

Daß er später ehrlich zu den 14 Punkten Wilsons sich bekannte, und daher auch in seiner Presse für Amerikas Krieg in diesem Zeichen eintrat, darf ihm nicht zur Last gelegt werden. An ihrem subjektiven Wahrheitsgehalt haben die Besten aller Völker nie gezweifelt. Zweifel bestanden nur an ihrer Durchführbarkeit in einer Atmosphäre des Hasses und der Rachsucht. Und diese Zweifel hat Hearst, das weiß ich aus persönlicher Unterhaltung, voll Sorge gehegt. Den Verrat Wilsons hat er daher so bitter empfunden, wie nur irgend ein Mann, der es mit der Welt und mit Deutschland gut meinte.

Der Prozeß, von dem Roosevelt damals schrieb, hat fast unmerklich und allmählich wieder eingesetzt. Public opinion is again slowly but surely turning in favour of Germany. Und je mehr dieser Umwandlungsprozeß in Amerika fortschreitet, desto nützlicher wird uns wieder die Sympathie des Mannes werden, in dem sich so wahr und echt die Eigenschaften seiner Landsleute widerspiegeln. Das ist die Bedeutung von Hearst und seiner Presse für die Zukunft.

Vicisti, Loyola!

THE JESUITS 1534—1921, BY THOMAS J. CAMPBELL

Vicisti, Loyola! Having saved the church, you have subjugated it. Your Company of Jesus, recruited in the nick of time to stem the rising tide of Protestantism, to carry the cross to heathen lands from the rising to the setting sun, and to denature the dangerous spirit of the Renaissance, became the praetorian guard of the Roman monarch, his maker and his master, and thru him the ruler of the church. For nearly four hundred years the history of Catholicism has been the story of the struggle of the Jesuits against the more liberal and finer elements in the church, a struggle in which, in spite of one disastrous defeat, the Jesuits have won. Hard was the road by which they obtained a firm footing in the nations of Western Europe; hard but victorious their battle with Jansenism, that hopeful Catholic Reformation. Was it not the Jesuits, both at Trent and at the Vatican, who won the victory for the dogmas of free will, of the immaculate conception, and of papal infallibility? Assuredly it was.

Providentially raised up, according to the bull of canonization,

was St. Ignatius to combat "that foulest of monsters, Martin Luther." They were foemen not unworthy of each other. Almost at the same time, the one in April, the other in May, 1521, each went thru his baptism of fire, the one at Worms, the other at Pampaluna. A brave man that, that lying on his bed of pain, with his leg shattered by a cannon-ball, who, in order to restore it sound, suffered the badly knit bone to be broken, the protruding portion to be sawed off, and the limb stretched in racks, and thru it all uttered no groan but only, as he boasts in his autobiography, clenched his fists. Strengthened with visions of the Trinity, of the Real Presence, and of Satan, and endowed with an unconquerable will, driven from Spain by the Inquisition, and from Paris, perhaps, by the scourge, he succeeded in the end, and founded the order which is the incarnation of ecclesiastical militarism, animated with the courage and disciplined by the obedience of the soldier.

As soon as incorporated by Paul III, in the bull beginning with the words, "For the rule of the militant church," the Company of Jesus developed with an unequaled rapidity. In a few years Jesuits were everywhere, preaching to naked savages and creating art for the most cultivated peoples of the world, refuting heretics and training boys in the humanities, writing epigrams and volumes of Latin verse, editing inscriptions and measuring the altitudes of the stars. Their emissaries were persecuting in Austria and persecuted in England and Japan; their missionaries were the confidants of kings and the servants of the poor. Great was their success, and well merited by their devotion, their discipline, and their efficiency.

But their very efficiency soon became, as, pursued for its own sake efficiency must always become, soulless. Their anxiety to achieve results led to woeful compromises with the world. Ambition, untruth, worldliness made them hated and finally suppressed, only to be revived later in a chastened form. At present, according to Father Campbell, there are about 17,000 Jesuits in the world; and they have in the United States about 16,000 pupils in their schools. At present they find their chief work in education and in the pursuit of learning, and they boast of some distinguished names in science, in scholarship, and in history.

It is a pity that there is no book in English like Boehmer's in German and in Monod's French translation, that is at once authoritative, impartial, and well written. The works of McCabe and Hoensbroech are both valuable, but are both slightly marred by hatred of the order to which both authors once belonged.

Father Campbell's book will supply a needed place as a corrective to theirs, but it cannot be regarded as thoroly satisfactory. With a disarming superficial candor, it is, nevertheless, deeply biased. It makes no attempt to be fair to anyone outside the Catholic church, nor does it really expose or set forth any of the important weaknesses of the order or the serious charges against them. Many silly things have been said about the Jesuits by their enemies, and Father Campbell delights to take the worst of these as typical of the whole case

against the order. He devotes some lines to showing that the famous "perinde ac cadaver" was not borrowed by Loyola from a Mohammedan, and more to proving that the Jesuits were not cannibals, a charge which he absurdly fathers on Kingsley, who once made a joke about it. His defense of casuistry and of Jesuit moral theology is thoroly unreliable in its statement of the facts.

Busembaum is praised to the skies, but there is not a hint that in Busembaum we find the dangerous principle "that when the end is lawful the means are lawful" ("Medulla theologiae moralis," Cologne, 1712, p. 404). Garnet and Blackwell are mentioned in the chapter on the English mission, but nothing is said of their defense of equivocation. Still less is it admitted that in the modern Jesuit works of Gury and Lehmkuhl we can learn how the bankrupt, without sinning mortally, may defraud his creditor of his mortgaged goods, how the servant may be excused for pilfering from his master, how a rich man may pardonably deceive the tax-collector, and how the frail beauty who has violated her marriage vow may rightfully deny her guilt to her husband, even on oath. Doubtless there are exaggerations in some of the denunciations of Jesuitical casuistry and probabilism, but they are founded on very substantial and very damaging facts.—*The Nation.*

Public Demand for Risque Movies

"More mush and slush, predigested pap, stories from Rollo's wonder books and about God's glorious handiwork"—these are the things, says Rex Beach, author and writer of scenarios, which the critics of the movies want to see on the screen. But it would seem that it is less "mush and slush" that some, at least, of the critics want, and certainly, if we are to judge their attitude by the findings of a commission of the Federal Council of Churches of Christ in America, they would not object to seeing a little more of "God's glorious handiwork" thrown on the screen. They are not without encouragement, for Will H. Hays, President of the Motion Picture Producers and Distributors of America, has shown that he welcomes advice from those who believe that the screen can be improved without suffering any loss in receipts. In fact, at a recent "meeting of criticism" in New York, attended by representatives of fifty nationally federated civic, business and welfare organizations, Mr. Hays avowed his determination to "establish and maintain the highest possible moral standards" in screen entertainments. It was at this meeting that Mr. Beach gave vent to his acrid utterance." As he is quoted in the New York *World*, Mr. Beach declared:

"The pictures are sick because there are too many doctors. This is a meddlesome age, and we have got to the point where meddling is a paid profession. People are not content to let motion pictures remain what they should be, entertainment, but must make of them soul-saving devices, toys for children. . . .

"And here's another angle. The author goes to the producer with a great idea. 'Attaboy,' says the producer, and then he asks: 'Where is the cabaret and where are the evening clothes?' One producer al-

lowed me to write a drama in which I put a good, clean love story, and all that was left of it after the censors got thru were the title and the license number."

Censorship as a cure-all was sharply attacked at the meeting, and nothing definite, we are told, was suggested for altering methods of acting or directing. However, Mr. Hays accepted two suggestions: one, from Roy E. West, Chief Scout Executive of the Boy Scouts of America, that he name a committee of three to work with him in naming a larger committee to study the screen from the view-point of the public and to make studio regulations that will not hinder the artistic inspiration of the makers of pictures, and the other, that he create an office to which criticisms of pictures from all over the country may be sent. In accepting the first suggestion Mr. Hays said: "I have at heart the welfare of the corporations that have millions of dollars at stake in the motion-picture industry, but I also equally respect the rights of the fathers and mothers who have millions of children. I will assist these committees and work with them to the limit, so that there will be no complaint that the motion-picture industry is not doing its fullest."

Most criticisms of the movie specify the excessive portrayal of crime and violence, unwholesome treatment of sex themes, of marriage and divorce, and of family life. It should be recognized at the outset, however, says a report of the Commission on Social Service of the Federal Council, headed by Dean Charles N. Lathrop, that "the screen is not the worst offender" in this respect. "In many theaters the pictures are fine and wholesome by comparison with the vaudeville performances that accompany them. In the nature of the case motion pictures, because the emanate from a few centers of production, lend themselves more readily to control than does the action stage. Also the greater influence of the screen upon the young gives greater importance to its quality." Any effort toward improvement should be addressed to the entire industry, urges the report, as it is quoted in the Grand Rapids *News*, tho it does not attach all the blame to the industry. "Members of the trade often declare that films of a risqué character are very much in demand and that the public is therefore responsible for their use. There is, unfortunately, evidence to support this contention," and 'experience seems to indicate that the response of the public is equally pronounced whether the performance is of artistic quality and high moral tone, or of a subtly salacious character; if it kindles the imagination and conveys a thrill, little else matters." As to the value of censorship, groups of church people in Philadelphia condemned, we are told, twenty per cent of the pictures reviewed, all of which, presumably, had been passed by the Pennsylvania State Board of Censors. In Louisville a church committee condemned 13.9 per cent of the pictures viewed—this in spite of the fact that Ohio has a State Board of Censors. From Harrisburg, Pa., came the report that 54.3 per cent of the films viewed were too bad to be shown. In Springfield, Mass., a church committee condemned 11.7 per cent of the pictures viewed. Among the reasons given for judgment

against the condemned pictures were violence, objectionable treatment of home life and sex themes, crime, murder, drunkenness, ridicule of law and religion, brutality in action and expression. But "conventional moralists," says the report, "sometimes fail to realize that realistic art is not necessarily immoral because of its frank and intimate treatment of elemental life situations. Until the blue law attitude and psychology is wholly superseded by something more intelligent and constructive, Philistinism will thrive." What the remedy is, then, can not be set down in the terms of medical prescription, for opinions vary with personal tastes and environment. What one might consider immoral, another would deem harmless. The Commission concludes: "The best that it seems possible to do is to lay down broad standards of judgment with such specific illustrations as may be possible and endeavor to get producers to observe them as faithfully as possible in selecting scenarios and staging pictures."

Some American films give terrible impressions of America abroad, according to report, and we are told that the pictures excluded from American communities on account of their coarseness and immorality are being exported to Japan, China, Brazil and other foreign markets. At a luncheon given by the Associated Motion Picture Advertisers in New York, recently, Sir Charles Higham, a noted British advertising expert, said of American films sent to England, "some of the pictures are vile." As the New York *World* quotes him further:

"Others merely have vile titles and are vilely exploited. Millions of people in all parts of the world believe that if America is as bad as the pictures paint her, she must be a pretty bad place."

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Victory of God, by the Reverend James Reid, of St. Andrew's Presbyterian Church, Eastbourne (England). George H. Doran Company, New York, 1922. 308 pages. $2.00.

This volume of 25 sermons receives its title from the first sermon, on Gen. 50: 19-20. It is Joseph's word to his brethren, "Ye thought evil against me; but God meant it unto good, to bring to pass, as it is this day, to save much people alive." The full title of the sermon is "God's victory in the disasters of life." The question treated is, how can divine providence be squared with the evils of life? The common answer is, they are the dispensations of God; we must learn to train our will to endure them and to be chastened in the process. The author says, they are not nearly always to be attributed to divine causation. They are often the effect of human sin; for instance, as to the cross

of Christ and all that brought about His crucifixion. "It was not God's will that the enemies should do this. It was God's agony, God's crucifixion; but God meant it, shaped it, redeemed it unto good to save much people alive."

And there is nothing that so purges out the dross of the old nature as the refining fire of affliction. He shows that beautifully in the life of Joseph. "From his youth upwards we recognize in Joseph a man with a great soul. He has all the marks of it. He never falls beneath his best. He is always the same, whether you meet him in a prison or in a palace." "In a moment of blinding temptation he is the soul of chivalry." "In the national crisis in Egypt, when they are faced with famine, he takes the situation in hand and saves the country. The stiffest test of a really great soul is the hour of prosperity." And Joseph was equal to this test. He can forget wrongs and shows no resentiment or bitterness. Here the author takes time to make an application to present situations and to remind his countrymen how unchristian it is for them, after a victorious war, to keep alive the war hatred and to want to "make Germany suffer." No doubt this is good advice, but in other respects he is in no wise above the ordinary mentality in allied countries. Germany caused the war in its lust for power. One would think that by this time he should have had information sufficient to make him revise this view. A perusual of the "Freeman," in the spring month of this year, might have opened his eyes. "Sin turns nations into beasts": he is evidently thinking of the "Hun." Of the abominable iniquities of the allied "hunger blockade," however, he hasn't a word to say. Sherwood Eddy, Francis Clark, and many others show a more open mind.

The sermons are not "doctrinal," on the whole. Yet there is one on "the Lamb of God," where he explains his ideas on the atonement. How does the sacrifice of Christ take away sin? he asks. First, he says, it "awakens men to the reality and the consciousness of sin;" and second, it reveals the "utter love and forgiveness of God, and enables us to realize it and make it ours." But, he goes on to say, did Christ *need* to die in order that we might be forgiven. "No," he replies, "that is the way the old theology puts it, but there is no warrant for it in the New Testament. Christ blessed men with the pardon of sin long before he died; and many Old Testament saints experienced forgiveness." This seems to us poor argument. Christ, indeed, forgave sin while on earth. The son of man had power to forgive sins because he was to become the Lamb of God. "This is my body which is *broken* for you *for the remission of sin*." And there is forgiveness of sin in the Old Testament, but also the statement (Heb. 9: 22), that "without shedding of blood there is no remission." On the whole question of the relation of Christ's death to forgiveness see Heb. 9: 18-20, 22; 9: 14; 10: 4; 10: 19, 29; 12: 24.

This is, however, the only place where we differ from the author, doctrinally, as far as we see. On the resurrection he speaks in no uncertain term.

His subjects are interesting and well worded: "the Key to Ex-

perience;" "the Christian Spirit in Action;" "an Eclipse of Faith;" "the Tyranny of Faith;" the "Testing Hour of Liberty;" the "Troubled Life and the Untroubled Heart," etc.

The "Baptist Times" says of his reputation as a speaker: "Its secret lies in an extraordinary power of expression, in the succession of great and beautiful thoughts, and in a penetrating insight into the deeper meaning of Scripture. His vocabulary is very wonderful. It is, however, the spiritual force behind the words which is the soul of this preaching." This seems to be a correct estimate of these sermons, and there must be added that they are shot thru with many fine illustrations which his acquaintance with literature ministers to his hand. There is thus in the book much to admire and to learn from, much to stimulate thought and to kindle the spirit.

Types of Preachers in the New Testament. By A. T. Robertson, Professor of New Testament Interpretation, Southern Baptist Theological Seminary, Louisville, Ky. George H. Doran Company, New York, 1922. 238 pages. $1.60 net.

It is not a characterization of the chief preachers in the New Testament, or their preaching, that we get in this book, as one might expect from the title, but "studies of some of the minor characters in the New Testament" who were either preachers or helped the preachers in their work. The author (who has 25 books to his credit) has already written books about the Baptist, Jesus, Paul, Luke, the apostle John, Mark. In this new volume he deals with such person as Apollos, Barnabas, Aquila and Priscilla, Philemon, Stephen, Lydia, Silas, Titus, Philip, Matthew, Epaphroditus, and others.

Dr. Robertson brings to his task 35 years of experience in the professor's chair. He is a man fully abreast of the New Testament scholarship of the time, but he writes with an eye to the practical need of the pastor and student. His thoroness is most remarkable. There is not a scrap of information, we believe, that can escape him and that he does not use to lend color to the picture he is drawing. Take the chapter on "Aquila and Priscilla," for instance. He traces their career from Rome to Corinth, from there to Ephesus, back to Rome again, and back once more to Ephesus. He never fails to give the evidence, and, with all the plenitude and precision of his scholarship, his sketches are full of life and attractiveness. We see before us men of flesh and blood where we used to have only names or hazy phantoms.

We do not know a book that does for this type of men a similar service. It opens a wealth of material from the history of early Christianity, and a rich store for use in Bible study, pulpit and Sunday school teaching.

Dictionary of Bible Proper Names. Compiled by Cyrus A. Potts. The Abingdon Press, 1922. 279 pages. $2.00 net.

"All proper names in the Old and New Testaments are arranged in alphabetical order and defined. Each name is syllabified, accentu-

ated and diacritical marks employed for every vowel sound. Next appear numbers having reference to corresponding numbers in the Hebrew and Greek Lexicons in Strong's concordance of the Bible. The literal meaning in both Latin and English is shown. A brief identification of each name is given. Names having a similar spelling and those related etymologically are given for purposes of comparison. In each case a single Scripture reference is given which verifies in some manner the information that proceeds it."

Does God Really Care? Essays of Challenge and Comfort by Albert D. Belders. The Religious Tract Society, London (The Abingdon Press are the American Publishers), 1920. 228 pages. $1.50.

Here we have 20 essays by a young Englishman, written in popular style, but thoughtful and in a Christian spirit. Eleven are called essays of "challenge." The challenge lies in the principles of Jesus that demand applications to the situation after the Great War. His general outlook is one of optimism. The great conbination of peoples during the war and the League of Nations as a result of the war, are to him approximations to the ideal of Christ of the Kingdom of God. Had he written a year later, his optimism might not have held out. As it is, he does not seem to realize that the Treaty of Versailles is a complete and absolute repudiation of the principles of Christ. He does not appear to be aware that without an unqualified scrapping of that diabolical instrument the world cannot be remade.

But if in this respect he does not measure up to the insight of a Morel or Keynes in England, or a Borah in America, the sweetness of Christian spirit in him is remarkable. The 4th essay is entitled "the Greatest Saying of the War." It is the declaration that fell from the lips of Edith Cavell just before her death: "Standing as I do, in view of God and Eternity, I realize that Patriotism is not enough, there must be no bitterness or hatred in my heart against any one." Commenting on these golden words, he holds them up to the nations as a call to the Spirit that forgives. We who read this hold, of course, different views as to the need of forgiveness on either side, but we cannot but deplore that General von Bissing, altho martial law and technical right were on his side, committed a grave psychological error and supplied the enemy with a martyr whose death did the general's side a thousand times more harm than her life could ever have done. "To Him the Cross" is the 11th essay. The words are from the last line of "the Rosary." To Protestants the use of the rosary is a pagan prostitution of prayer. The writer, however brings out beautifully the spiritual meaning of this popular song, with its "haunting melody." "Let your trust express itself in this great symbolic act (kissing the cross). Take your heaviest sorrow, your bitterest grief, your hardest duty, and, by faith in the Lord Jesus, Kiss your cross."

In the essay of "comfort" (nine) he asks, "Does God care?" The answer is, yes, He does. We know He does, because of the sacrifice of Christ, who is God's supreme revelation. The 4th essay, "God's Hidden

Forces," is on Elijah under the juniper tree. He speaks of God's hidden forces, His hidden plans, and His hidden servants. It is a most suggestive and helpful chapter. So is the sixth essay, "If it were not so" (John 14: 2). The Christian has faith even for this "age of death" (from war and starvation). "To this faith Jesus has set the seal of His personal assurance, saying, "If it were not so, I would have told you." Divine providence and protection, the justice of His government, death, the immortality of the soul, the resurrection of the body, such are the problems that he grapples with in the essays of the second part. He cannot silence all doubts, pierce all darkness, still all tears. But he looks away from them to Christ, and he is sure that the old gospel, and it only, can heal a sinful and sick world.

Bible Plays by Rita Benton. The Abingdon Press, 1922. 237 pages. $2.00.

Young People's Societies, Adult Bible Classes, and Sunday schools in general often wish to give a play. The difficulty is to find suitable material, that is, material which is appropriate to the place, which, furthermore, can be used by amateurs, and which, finally, has dramatic interest and skill enough to be attractive. This problem is solved in this book of Bible plays. The plays are adapted, as it says in the Introduction, with rare skill to the needs of the newer religious education. They are suited to non-professional players, yet worthy of the highest skill. The story of the play can be followed and the action understood by children, yet the interest will not fail for the mature and scholarly.

There are eight of them: Joseph and his brethren; the Golden Calf; the Daughter of Jephthah; Ruth and Boas; Esther; Daniel; The Burning Fiery Furnace, and the Christmas Story.

With one exception, they are all taken from the Old Testament. The reason is obvious. If they were taken from the new, the person of the God-man would have to be introduced. This has only been attempted with success, in modern times, in the Oberammergau Passion Plays. It could not be done in America, and in ordinary churches.

Many will thank Miss Benton for thus using the dramatic impulse in the teaching of religion to the children.

Many illustrations are given. They show how to arrange the main scenes and what costumes ought to be worn.

Four Books about Sunday School Work and Work with Young People (all of the "Worker and Work" Series):

1. The Superintendent. By Frank L. Brown. The Methodist Book Concern, 1922. 383 pages. $1.50 net.

This book was first written in 1910 and has become a handbook for an untold number of superintendents. It was revised and completed in the late summer of 1921, while the author was under medical care. The report of the writer's death which soon followed brought a sense of deep loss to thousands of Sunday school workers. It has

been written out of the experience and observation of thirty-five years of work as a superintendent. Mr. Brown was the superintendent of a very large Sunday school (the Bushwick Ave. Central Sunday School in Brooklyn), and not all the suggestions can be applied in the smaller schools. But even the leader of a small school finds in it the spirit of faithful work and the methods of procedure that are required to attain the goal of all Sunday school work, "the shaping of Christian character for the world's service."

The book deals with all the phases of Sunday school work, grading, equipment, organization, department management, program and session, music, workers' conference, and many more important items of the efficient school. It is impossible to study the book without getting higher ideals and doing better work.

2. **Leaders of Youth.** The Intermediate-Senior Worker and Work, by Hugh Henry Harris. The Methodist Book Concern, 1922. 240 pages. $1.00.

Recent years have witnessed a marked awakening to the importance of the period of youth in religious education. The scientific study of adolescence has contributed to this interest. With the increased appreciation of the significance of adolescence for religion has also come to realization of the terrific losses in membership during the early teens, causing an inquiry as to its explanation. One of the first results of this inquiry has been the development of specialized method. While formerly all members of the school above the elementary grades were included in one mass assembly, the modern school differentiates between the interest and need of boys and girls in early youth, those in middle youth, and those in later youth. In smaller schools, the pupils of early youth (12-14 years) and in middle youth (15-17 years) are brought together into an Intermediate-Senior (or Teen-age) Department. It is for the officers and teachers in such schools that this book has been written.

It is divided into three parts. The first part deals with the psychology of adolescence to enable the worker to understand the inner life of the pupils of his department. The second part furnishes a discussion of the organization and equipment of the department and directions for worship, recreation and service. The third part tells how to handle the lesson material of the graded system.

It can easily be seen how invaluable this book must be to the one who wants to do intelligent and conscientious work in this department.

3. **Leaders of Young People.** By Frank Wade Smith. The Methodist Book Concern, 1922. 224 pages. $1.00 net.

This book for workers with young people sets a very high aim. It can be used for private study or by study classes. But it requires real study and presupposes a type of young people who are willing and able to do a great deal of it. Its table of contents provides a very full program and a more pretentious one than we have ever seen mapped out for young people. One of its prominent features is the

frequent call for surveying, to be done by the young people themselves. The local group, the church, the community, its situation and its needs are to be systematically studied. There are chapters on the curriculum of the Young People's society; teaching methods; recreation; four chapters on "service activities" (in the local church; community; national; world-wide); on evangelism; training workers; vocational guidance; training for parenthood, etc. If one has a class of young people possessed of sufficient mental resources and inspired with an uncommon desire for self-culture and Christian development, this book could probably not be surpassed for usefulness. With the class of young people, however, with whom most of us have to work, the program of the writer would be only a "pium desiderium" for the present. A few of the suggestions could be carried out; its ideals might always be kept before us, but the reality would fall very short of the ideal. It is a pity we have to make this confession. As things are, we feel like saying two things; first, are there really young people's societies anywhere where you can do such wonderful things as the writer proposes; and, second, will the time ever come when our own young people shall actually rise to such a high place themselves?

4. **The Worker and His Church.** By Eric M. North. The Methodist Book Concern, 1922. 166 pages. 75 cents net.

This is another of the Study Courses of the Methodist Board of Sunday Schools. Every member of the church is interested in his church and its history, or ought to be. To understand its present position and function he should be acquainted with its historical development. So he is given in this book a brief history of the church; an introduction to the historical study rather than a complete history.

The book is written for Methodists. The ancient and medieval past of the church is treated very briefly; 48 pages only are given to the history up to, and inclusive of, the Reformation. Two and a half pages are devoted to Luther and his work: entirely inadequate, we should say, to a sense of proportion and a due appreciation of the movement that ushered in the modern era.

The rest of the book (p. 48-166) deals with Methodism, its growth and present work. A Methodist should read this book with interest and profit.

The first three numbers of this Series, discussed above, all neatly bound and handy in shape, are cordially recommended to our readers. When ordering, *always mention the "Magazine"!*

Handbook for Workers with Young People, by James V. Thompson. The Abingdon Press, 1922. 276 pages. $1.50.

This volume on Young People's Work, by J. V. Thompson, of Northwestern University, covers somewhat the same ground as the one by F. W. Smith (in the "Workers and Work" Series, see above). Yet it is an entirely different book. There is in it a strong emphasis of the necessity that the *church* itself should make a suitable place in its program for its young people. That viewpoint is maintained thruout.

It is pointed out what great interest the church has in the conservation of its youth. The program and activities of the young people are kept in close relation with the church and its vital interests. The Young People's Department that he wants in every church calls for the church board, the general officers, the pastor, the director of religious education, and the director of social and recreational life as advisory members.

He has a chapter on Social Life, and realizes that young people are not to be treated like old saints. But he stresses very strongly the religious character of the organization, the need of special religious instruction, decision, evangelistic effort, life service. He wants young people to find and fill their place in the church, community, and the world. He earnestly pleads for the training of young leaders and tells how it ought to be done.

It is a book born out of practical experience, written by a man who loves the young people, but one who expects a great deal of them and will be satisfied with nothing less.

The River Dragon's Bride, by Lena Leonard Fischer. The Abingdon Press, 1922. 142 pages. $1.25.

"Here are some story beads gathered in South China and strung on a thread of memory, which are part of the treasure trove of a recent visitation to that country that used to be spoken of as "the Land of the Yellow Dragons." As China is just now conspicuous in the thought of the world because of the political, economic, social, religious, intellectual, and industrial phases of her development these "story beads" will prove unusually interesting and attractive.

There are eight illustrations, made from photographs, in the book.

Studies in Philosophy and Theology, by Former Students of Borden Parker Bowne. Edited by E. C. Wilm, Professor of Philosophy, Boston University. The Abingdon Press, 1922. 268 pages. $2.00.

Professor Bowne of Boston University was the greatest teacher of philosophy the Methodist Church in this country has produced. He belonged to the school of post-Kantian idealism, Herman Lotze being his friend and teacher. Reality, according to that school, is not definable in the terms and categories of mechanical physics, but in terms of consciousness. And consciousness is not a mere collection of passive and passing states, as Hume had taught; it can only be a conscious self, the permanent and independent subject of experience and life. The universe is immaterial, conscious and personal in its constitution: this is the sweeping formula of *personal idealism.*

Only lately, at the 10th anniversary of his death, the "Methodist Review" devoted an entire number to an appreciation of his life and work. Now, in this volume, we get, nine papers on philosophical and theological subjects, by the former students of Bowne's, brought together as a token of respect for the departed teacher. Nearly all of them are written for people who have a taste for metaphysical inquir-

ies. We have read more carefully the fifth, on "Religious Apriorism" by A. C. Knudson. (We discussed Knudson's "Religious Teaching of the Old Testament" in B. R. of January, 1919, p. 74-76.) Of late years the question of the religious "apriori" has received a good deal of attention in German theology. This has been especially the case in the history-of-religion school, whose chief exponent is Ernst Troeltsch. This school applies the evolution principle to religion. It admits that in the process of evolution the Christian religion is so far the highest stage, but it leaves the question open whether it is also the final one. With this view the Bible naturally has not the same authoritative position it has in orthodox theology. If religion is a product of the "resident" forces of man's mind, may not the time come when it will be given up as an illusion of the untutored mind and yield its place to science?

This difficulty Troeltsch tries to meet by claiming that religion is no accidental element in human life, but that it is rooted in human nature. This apriori character of religion is guaranteed by its inevitableness, by the feeling of obligation immanent in it, and by its structural relation to a national world-view. Man cannot help being religious, just as he cannot help striving for knowledge or cultivating and expressing his taste for art. This national religious endowment has found its highest manifestation in the great religions of mankind, and by comparing them with each other the response of our own spirit tells us which is best, and what is normative and valid in them.

In these inquiries into the apriori elements of human reason Troeltsch follows largely in the footsteps of Kant. Kant found in practical reason the principle of the categorical imperative. This imperative needs no proof nor credentials, it is simply there and must be obeyed. From there he argued to the belief in God, freedom and immortality as "postulates" of the practical reason. He subjected religion to morality. Tr. does not follow him in this. But what Tr. says of the apriori of religion is not new, and his locating it in reason makes it almost impossible to steer clear of rationalism.

The whole essay is very interesting, clear as far as these things may be made clear, and illuminating as to one of the most recent phases of continental theology.

The book contains a number of valuable contributions and will be read with profit. Those who did not know Bowne it will introduce to one of the choice spirits of the philosophical world of our country.

The Lutherans in the Movements for Church Unions, by J. L. Neve, D.D., Professor of Symbolics in the Divinity School of Wittenburg College in Springfield, O. The Luthern Publication House, Philadelphia, 1921. 226 pages. $1.50.

Professor Neve here offers articles published in the "Lutheran Quarterly," during the years 1918-1921, in book form. They are on the attitude of the Lutheran Church towards Union movements. They do not only deal with present-day developments and questions, but give a historical survey of the attempts at a union between Lutheran and Reformed as they have been made in the past. The general out-

come of the discussion is the impression that the Lutheran Church cannot consent to a union with the Reformed without forfeiting its very life.

The chief stumbling block is the article of the Lord's Supper. People who have been brought up in a union atmosphere find themselves often unable to even understand how a different conception of the presence of Christ in the Communion can keep Christian churches apart. The reviewer himself confesses to this inability. But, as Kaweran explained (quoted by Neve, p. 14), "the Sacrament was to Luther an act in which God incarnate Himself condescends to seal for the individual the forgiveness of his sins." And Neve goes on to say, "Stripped of Luther's conception of the Real Presence, the historical Lutheran Church goes out of existence. If this one doctrine is untenable then a whole number of other tenets based on the same principle must go, and historical Lutheranism is no more." The author deplores that real Lutheranism has become a rare thing in the land of Luther, but he takes comfort in the fact that here in America all the different branches of Lutheranism emphasize, with one accord, Luther's doctrine of the Real Presence.

After reviewing the union movements between the two churches, and devoting an interesting chapter to the Prussian Union, he takes up our own Synod. He does us the honor of a very full discussion (60 pages). We referred to that article in B. R. of May 1921, p. 231-232.

The Synod receives a very fair and intelligent treatment at his hands. He could not very well be better informed or more just in his judgment. He notices in the younger element of our clergy a drift towards Calvinism, while he has not entirely given up hope that, by our *adopting* the *Augsburg Confession* as our *only standard*, an approach to Lutheranism might be possible. (A finger-point to union, by the way, very much like the pope's: return to the mother church, and Rome will always be ready to absorb Protestantism). We don't think that such a thing is ever likely to happen. We rather hold the swing will be towards Geneva. American Lutheranism makes any other development impossible.

The book is of a very remarkable interest. It is the fruit of a comprehensive study of the subject. The difference between Lutheranism and Calvinism as regards the Communion could not be made clearer. The writer's position, altho uncompromisingly Lutheran, does justice to the other side; it never offends. All who are interested in the history of Union movements cannot find anything better than this book.

Linien idealistischer Weltanschauung. (Wider Materialismus und Bolschewismus.) **Von Prof. Dr. Konrad Graß in Dorpat.** A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1921. 77 Seiten. 30 Cents.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, das gute Recht einer idealistischen Weltauffassung, besonders im Gegensatz zum Materialismus, aufzuzeigen. Der Titel ist für unsere Zwecke hier nicht besonders glücklich gewählt, da er zu sehr abstrakte, philosophische Gedankengänge in Aussicht zu

stellen scheint. Es trifft das aber nur auf die ersten beiden Kapitel zu. Kapitel drei und vier, die von der sittlichen und von der religiösen Welt handeln, sind für jedermann verständlich und von hohem praktischen Interesse.

Eine idealistische Weltanschauung, das heißt eine solche, die von dem menschlichen Geistesleben ausgeht und demselben eine selbständige Stellung zuweist, hat ihre Berechtigung darin, daß der menschliche Geist „das alleinige Gefäß ist, mit dem wir die Welt fassen." Der Materialismus geht von der naiven Auffassung aus, daß die Außenwelt objektiv so ist, wie sie erscheint. Schon die kritische Philosophie hat uns in ihrer Erkenntnistheorie dargetan, wie viel der Verstand selbst zu unserer Erkenntnis der Außenwelt beiträgt, indem er die Anschauungsformen und Kategorien liefert, in welchen wir die äußere Welt uns vorstellen. Die physiologische Untersuchung der Sinnesorgane hat auch von Seiten der Naturwissenschaften klar gemacht, daß die Sinne nur gleichsam das Fenster sind, durch welche die Wahrnehmungen in das Bewußtsein hineinfallen, daß aber der eigentlich Wahnehmende der menschliche Geist ist und zwar vermittelst der Gehirnrinde.

Verfasser zeigt im zweiten Kapitel, wie das menschliche Subjekt zur Erfassung der äußeren Welt kommt: Der Verlauf ist eigenes Ich, andere Iche, die übrige Welt.

In dem nächsten Kapitel wird der Begriff des Sittlichen untersucht. Derselbe ist nicht einfach mit geschichtlich gewordener Sitte gleich zu setzen, oder aus der Erkenntnis physischer Nützlichkeit entstanden. Er gehört zu der naturhaften Ausstattung des Menschen, soweit das aus geschichtlichen Zeugnissen belegt werden kann. Z. B. „bei allen bekannten Völkern auf allen bekannten Kulturstufen findet sich sittlicher Gehorsam und Dankbarkeit der Kinder gegen die Eltern."

Im Verlaufe des Kapitels ergeben sich Erörterungen über das Recht, den Rechtsstaat, das Verhältnis von Nationalismus zu Universalismus (Fragen und Folgen des Weltkriegs werden hier berührt).

Das Religiöse ist der Gegenstand des letzten Kapitels. Ursprung und Wesen der Religion, christliche Religion und ihr Anspruch auf Absolutheit kommen hier zur Besprechung. Wie gelange ich zur Heils- und Glaubensgewißheit? wie zur Gewißheit der christlichen Lehre? Jesus und Paulus: hat der letztere das Evangelium Jesu verändert?

Es tut uns leid, alles dies hier nicht besprechen zu können. Wir können nur aufs dringendste auf das Bändchen aufmerksam machen.

Das Alte Testament und die evangelische Kirche der Gegenwart. Von Professor Ernst Sellin. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1921. 103 Seiten. 45 Cents.

Fr. Delitzsch, der schon in dem Babel-Bibelstreit den religiösen Wert des Alten Testaments dadurch zu bestreiten versucht hatte, daß er seine durchgängige Abhängigkeit von der älteren babylonischen Kultur nachzuweisen sich bemühte, hat einen neuen Vorstoß in dieser Richtung gemacht. Im Jahr 1920 und 1921 hat er eine Schrift herausgegeben: „Die große Täuschung." Dieselbe soll zeigen, daß der immer angenommene Zusammenhang zwischen dem Alten und Neuen Testament eben eine große Täuschung sei. Es handle sich im alten Testament um den jüdischen Nationalgott Jahwe, im neuen um den Vater unsers Herrn Jesu Christi: zwischen beiden gebe es keine Beziehungen. Schon Prof. König hat es unternommen, Del. Punkt für Punkt zu antwor-

ten („Die große Täuschung" kritisch beleuchtet. Bertelsmann=Gütersloh 1921). Nun folgt ihm Sellin (s. sein „Zwölfprophetenbuch," besprochen in der Julinummer S. 317—318) in obiger Schrift. Zugleich richtet sich dieselbe gegen A. Harnack, der in seiner Monographie über Marcion gesagt hatte, es sei ein Mangel an kirchlichem und religiösen Fortschritt, das A. T. im Kanon zu behalten.

Den Angriffen D.'s, so sagt Sellin, liegt die Annahme zugrunde, als hätten wir heute noch wesentlich dieselbe Ansicht vom A. T. als die Anhänger der Verbalinspiration, daß nämlich dasselbe vom Anfang bis zu Ende ein von Gottes Geist eingegebenes Wunderbuch sei. Darum stellt S. zunächst fest, was nach seiner Meinung heute die maßgebende Auffassung vom A. T. ist.

Es ist nicht ein solches Wunderbuch, das Diktat des göttlichen Geistes. Das zeigen die vielen Widersprüche der Berichterstattung, das legendenhafte Element, das vielfach beigemischt ist, die z. T. noch mangelhafte ethische Entwicklung, die Beschränkungen des Gottesglaubens. Aber auf der anderen Seite legt das A. T. Zeugnis ab von einer göttlichen Offenbarung, d. i. Selbstmitteilung innerhalb des israelitischen Volkstums. Eine Vergleichung der Religion Israels mit andern läßt erkennen, daß keine andere so klar und fest einen ethischen Monotheismus lehrt. Besonders die Propheten haben fast durchgängig sittlichen Gehorsam als das Hauptgebot dieses Gottes betont gegenüber priesterlichem Opferwesen. S. zeigt dies an Beispielen, von Mose bis Maleachi reichend. Auch die religiöse Einzigartigkeit der Psalmen, des Hiob und der Weisheitsbücher (: sie richten sich an den „Menschen," nicht den Volksgenossen) wird betont. Das Gesetz des A. B. geht nach S. nur zum kleinsten Teil auf Mose zurück (Die 10 Gebote); das Deuteronomium wurde unter Josia eingeführt, das Priestergesetz (2. Mos., 25—40; 3. u. 4. Moses) zur Zeit Esra, zu welcher Zeit die Gesetzesreligion zur definitiven Herrschaft über die prophetische gelangt war. In den Urgeschichten ist vieles sagenhaft, aber doch haben sie tiefen religiösen Wert.

Wichtig ist für Christen die Frage: Wie haben sich Jesus und die Apostel zum A. T. gestellt? Und die Antwort ist zu geben: „Das Alte Testament wir die Bibel Jesu" (Kaehler), und: „Aus dem A. T. hat Jesus Religion gelernt" (Seeberg). Jedoch in vollkommen freier Weise, das Vollgültige aufnehmend, das Minderwertige abstoßend. Ein ähnliches Verhalten ist bei den Aposteln wahrzunehmen.

Das A. T. zu verwerfen hieße dem Christentum den Boden entziehen, auf dem es gewachsen ist. Es hieße auch dem religiösen Leben einen Reichtum geschichtlicher Entwicklung und völklicher Erziehung rauben, den es nicht entbehren kann. Es ist also die enge Verbindung zwischen A. und N. T. keine große Täuschung, sondern eine große historische Tatsache, und das A. T. aus dem Kanon zu nehmen wäre kein Zeichen von Fortschritt, sondern eine große Torheit (gegen Harnack).

S. tritt also durchaus für die Berechtigung, ja sogar die Notwendigkeit, einer kritischen Betrachtung des A. T. ein — und da werden ihm viele unserer Leser nicht folgen — aber zugleich für die Tatsächlichkeit seines Anspruchs, uns die Geschichte göttlicher Offenbarung zu vermitteln. Ob wir ihm nun aber in allem beistimmen oder nicht, das Buch wird jedem Leser bezüglich seiner Stellung zum A. T. zur größeren Klarheit verhelfen.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 24. Band. St. Louis, Mo. November 1922.

Rechtfertigung.

Biblisch-theologisch-praktisch dargelegt von Johannes Mau.*)

„Eine kurze Arbeit über die Rechtfertigungslehre" bin ich zu liefern gebeten worden. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich eine dogmatische Wiedergabe der Rechtfertigungslehre unserer Evangelischen Kirche bringen. Auch mit einer symbolischen Darlegung der verschiedenen kirchlichen Rechtfertigungslehren sind wir allesamt von unserer frühesten theologischen Jugend wohlvertraut. Eher könnte unserer Konferenz schon eine dogmengeschichtliche Skizze der Rechtfertigungslehre willkommen sein. Doch das ist im Rahmen einer kurzen Arbeit ein unmögliches Unternehmen. So habe ich denn mein Thema beschränkt und dasselbe biblisch-theologisch-praktisch erfaßt und behandelt.

I.

Was sagt die **Bibel** über „Rechtfertigung"? — Da die Heilige Schrift kein systematisches Lehrbuch ist, kann es uns nicht wundern, daß wir in ihr formelle Differenzen inbezug auf unsere Thema-Materie finden. Das heilige Bibelland daraufhin zu untersuchen, wird das erste Ziel dieser Arbeit sein müssen. Indem wir dabei die historische Reihenfolge der Verkündiger des Evangeliums innehalten, fragen wir:

1. Was sagt **Jesus nach den synoptischen Berichten?** — Unser Heiland war kein Theologe, kein Systematiker, auch kein Kirchenpolitiker, sondern ein Mann der Praxis, des praktischen Lebens, ein Lebenskünstler und Lebensmeister. So hat er allzeit in freier, prophetischer Weise geredet, „nicht wie die Schriftgelehrten," sondern wie einer, der in eigener Vollmacht (ἐξουσίᾳ) auf den Plan trat. Ausgehend von der festen Ueberzeugung, daß die ganze damalige Menschheit, auch die jüdische Kirche, auf absolut verkehrtem Wege war, ist seine For-

*) Gehalten auf der Pastoralkonferenz zu Seward, Nebr., im Herbst 1920; hier in abgekürzter Form wiedergegeben.

derung: sie muß μετανοεῖν, ihren Sinn ändern, umdenken; und zwar auf eine **ganz** bestimmte Richtung hin: πιστεύετε ἐν τῷ εὐαγγελίῳ. Und wie lautet seine Frohbotschaft? Τὸ εὐαγγέλιον θεοῦ λέγων: πεπλήρωται ὁ καιρὸς καὶ ἤγγικεν ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ. (Mk. 1, 15). Wer das tut, wer von nun ab auf Gott hin denkt, der ist auf rechtem Wege, ganz ohne weiteres. Nirgends hören wir aus seinem Munde von irgend einer anderen Bedingung, die zu erfüllen sonst noch vorher nötig wäre. Der verlorene Sohn darf ohne weiteres, ohne jegliche Vermittlung und Mittlerschaft eines dritten sich dem Vater wieder nahen, um wieder in die väterliche Hausgenossenschaft aufgenommen zu werden. Der Zöllner geht „gerechtfertigt" (δεδικαιωμένος) vom Tempel heim, weil er sein Denken umstellte auf Gott hin. Wo ein Mensch umkehrt von seinem bisherigen Wege und umdenkt auf Gott, wo er das liebe Ich ausschaltet aus dem Zentrum seines Denkens und Redens und Handelns und dafür Gott, dem Vater im Himmel, in den Lebensmittelpunkt stellt, da ist der Anfang des neuen Lebens, da beginnt das Reich Gottes im Menschenherzen.

2. Was sagt **Petrus?** — Wir wählen gerade ihn, weil er in der ersten apostolischen Zeit der Wortführer und Hauptrepräsentant der jungen Jesusschar gewesen ist. Zwischen Jesus und der urapostolischen Verkündigung lagen zwei Dinge: das Kreuz auf Golgatha und die Ostertatsache. Diese beiden Tatsachen waren zu groß, als daß die apostolische Verkündigung an ihnen hätte vorübergehen können. Alle uns in der Apostelgeschichte aufbewahrten Predigten knüpfen hieran an. Aber noch nicht in theologisch-spekulativer Weise steht die Person Jesu im Vordergrund der Verkündigung. Petrus redet vorerst vor den Juden in einer Weise, als ob Jesus nur Mensch gewesen wäre. Er ist „Jesus von Nazareth," „aus Davids Stamm" (Act. 2, 22; 2, 30). In dieser Periode der Verkündigung wird Jesus auch nicht direkt mit dem Ausdruck „Sohn Gottes" (υἱὸς τοῦ θεοῦ) bezeichnet, sondern ὁ παῖς τοῦ θεοῦ (Act. 3, 13; 26), oder im Gemeindegebet ὁ ἅγιος παῖς τοῦ θεοῦ (Act. 10, 37). Das Stärkste, was Petrus einmal von ihm sagt, ist: „Gott war **mit** ihm" (Act. 10, 37). Er wird überhaupt von Petrus nach seiner Würde geschildert als der verheißene Messias, der Gesalbte, nämlich „den Gott gesalbt hat mit heiligem Geist und mit Kraft" (Act. 10, 38; 4, 27). Er sagt von ihm: „Diesen hat Gott erhoben (erhöht) zum Führer und Heiland" (Act. 5, 31) und: „Er ist zum Eckstein **geworden**" (Act. 4, 11). Es fehlt auch bei Petrus z. B., daß Christi Kreuzestod die Sühnung für unsere Sünde sei; vielmehr wird sein Tod einfach als ein Verbrechen und eine Untat des jüdischen Volkes hingestellt. Als Hauptinhalt nennt Petrus besonders „Vergebung der Sünden durch seinen Namen" (Act. 10, 43; 2, 38; 3, 19) und „die Gabe des Heiligen Geistes." Bedingung des Heilsempfangs ist: μετανοήσατε inklusive Taufe auf den

Namen Jesu Christi (Act. 2, 38) und ein Abkehren von dem bösen Zustand (ἀποστρέφειν ἀπὸ τῶν πονηριῶν, Act. 3, 26).

3 Was sagt **Paulus?** — Was dieser Apostel in seinen Briefen darlegt, ist nicht der unmittelbar in der Offenbarung empfangene Gedankeninhalt. Vielmehr ist derselbe durch die Reflexion, durch eine denkende Betrachtung und Ueberlegung hindurchgegangen. Und die Gedanken sind zu einem System zusammengearbeitet. Wir reden daher bei Paulus von einer **Theologie,** was wir bei Jesus und den Urapostelen nicht können. Der Ausgangspunkt der paulinischen Theologie ist nun **nicht** das Evangelium **Jesu,** also nicht die Verkündigung und Proklamierung des Reiches Gottes, sondern er ist der Schöpfer und erste Verkündiger eines „Evangeliums **von** Jesu Christo;" er hat die Person des Heilandes in den Vordergrund gestellt und, anknüpfend an die jüdische und an heidnische Opfertheorien, die Lehre vom Sühntod Christi zum beherrschenden Mittelpunkt seiner Verkündigung gemacht. Die Versöhnung Gottes durch Christum bildet für Paulus den Wendepunkt in dem Verhältnis Gottes zur Welt und damit zugleich den Ausgangspunkt für ein neues Verhältnis der Menschen und des einzelnen Menschen zu Gott.

4. Was finden wir **in der Johanneischen Literatur?** — Es ist nicht ohne Grund, daß wir das Johannes-Evangelium nicht mit den Synoptikern zusammennehmen. Auch Johannes ist ein Theologe. Auch bei ihm ist der Gedankeninhalt des Evangeliums Jesu durch ein Medium hindurchgegangen, nämlich durch den **Hellenismus.** Was Paulus angefangen hatte, nämlich eine Brücke zu schlagen zwischen Judentum und Heidentum, das hat Johannes weitergeleitet. Er hat die letzte Hand angelegt, aus der jüdischen Sekte eine Menschheitsreligion zu machen. Aus dem Semitischen hat er das Christentum gleichsam ins Griechische übersetzt. Aus dem Messias, der nur für die Juden Bedeutung hatte, macht er den Offenbarer Gottes und trifft damit den innersten Kern dessen, was Jesus wollte, und zugleich das Sehnen der Griechen, das auf die Enthüllung der göttlichen jenseitigen Welt gerichtet war. Das Heilsgut des Reiches Gottes überträgt er in „Leben," „ewiges Leben," und befriedigt damit das tiefste Sehnen und Träumen der lebenshungrigen heidnischen Welt. Und noch eins: das Johannesevangelium führt wieder zum historischen Jesus zurück. Paulus hatte nur den „Erhöhten" vor Augen; den „Jesus nach dem Fleisch" kennt er nicht. Das Johanneische Christusbild kommt dadurch zustande, daß der Verfasser das Bild des erhöhten Christus, wie es vor seiner Seele steht, in das irdische Leben Jesu verlegt, und die seelischen Erfahrungen, die er an und durch Christus machen durfte, an den geschichtlichen Jesus knüpft. In sofern reden wir, was bei den Synoptikern nicht der Fall ist, bei der Johannes-Darstellung von einer theologischen Einkleidung des Heilandes. In

unsere Sprache übersetzt ist der Grundgedanke des Heilswegs, den Johannes im Evangelium sowohl als auch in den Episteln geht, dieser: glauben, daß Jesus die höchste Offenbarung Gottes gewesen ist.

5. Was sagt **Jakobus?** — Beim Lesen dieses Briefes stehen wir unter dem Eindruck: schon recht früh in der ersten Christenheit muß die paulinische Theologie in ihrer praktischen Auswirkung zu Mißverständnissen und Mißbräuchen Anlaß gegeben haben. Denn die Spitze dieses ganzen Briefes ist gegen Paulus gerichtet. Man vergleiche nur Röm. 3, 28 mit Jak. 2, 24. Woher dieser krasse Gegensatz? Weil schon gar bald der paulinische Begriff „Glaube" verflacht worden ist. Die rechte Lehre über Christus rückte in den Mittelpunkt und das Annehmen dieser „Lehren" brachte durchaus nicht immer den Abscheu gegen die Sünde und die Nachfolge Cheristi zustande. Auf diese Gefahr hinweisend, unterstreicht daher Jakobus die **Werke** als den Weg, vor Gott gerecht zu werden; die Werke als Frucht rechtschaffenen Glaubens.

N. B. Die noch übrig bleibende neutestamentliche Literatur kommt für unser Thema nicht in Betracht. Nicht der **Hebräerbrief**, der nun Paulus als Verfasser haben mag oder nicht; denn dieses Schreiben, an rein jüdische Leser gerichtet, enthält gegenüber der paulinischen Literatur nichts neues. Auch die **Petrusbriefe** sind paulinisch orientiert, wie denn ja auch der Schreiber des 2. Petrusbriefes sich direkt auf Paulus beruft, wobei er ihn allerdings kritisiert, indem er sagt: „In seinen Briefen sind etliche Dinge schwer zu verstehen" (2. Petri 3, 16). Ebenso enthält der **Judasbrief** nichts auf unser Thema Bezügliches, das neu wäre.

II.

Indem wir so die Heilige Schrift selber reden und zeugen ließen, haben wir fünf verschiedene Melodien an unser Ohr schlagen hören, die alle zwar eine Einheit bilden, die aber dennoch alle recht verschieden sind nach Tonart und Klangfarbe. Alles verstehen, heißt alles verzeihen. Wenn schon die Bibel selber fünf Variationen über das Thema „Rechtfertigung" darbietet, wie leicht konnte dasselbe erst recht in der Folgezeit unter einseitiger Berufung auf eine dieser leitenden biblischen Auffassungen formell und methodisch verschieden erfaßt und weitergebildet werden. Ein Blick in die Dogmengeschichte lehrt denn ja auch, daß solches je und je geschehen ist. An und für sich hätten ja tatsächlich alle ihre Berechtigung und könnten demgemäß auch recht gut nebeneinander bestehen. Und doch wissen wir, zu welcher Gefahr jede einzelne Theorie, wenn einseitig hervorgehoben und dogmatisch ausgebaut, führen kann und positiv geführt hat. **Uns** interessiert vor allem die **paulinische** Auffassung, weil unsere Evangelische Kirche dogmatisch eben in erster Linie paulinisch orientiert ist.

Paulus hat „das Evangelium bestimmt so gefaßt, daß es die Botschaft von der geschehenen Erlösung und dem bereits gegenwärtigen Heil ist. Er verkündigte den gekreuzigten und auferstandenen Hei-

land, der uns den Zugang zu Gott, und damit Gerechtigkeit und Friede gebracht hat." (Harnack, „Das Wesen des Christentums," S. 111.) Sicherlich hat er diese Theologie vom rechtfertigenden Glauben nicht ausgeklügelt, um den Heiden den Zutritt zu der neuen Religion möglichst bequem zu machen. Daß ihm „glauben" mehr ist als „Glauben an ein Dogma," offenbart sich in allen seinen Schriften. Aber er hat nicht hindern können, daß man nach seiner Formulierung die Rechtfertigung und Erlösung gar bald objektiv geltend machte, ohne dieselbe subjektiv zu erleben und dadurch das neue Leben zu bewähren. Der Verkündigung Jesu gegenüber konnte diese Gefahr unmöglich auftauchen. Aber die Formulierung des Paulus war nicht ebenso sicher dagegen geschützt. Für die Praxis des christlichen Lebens hat sie schwere Gefahren heraufbeschworen.

Dreimal ist der Paulinismus der führende Geist innerhalb der christlichen Kirche geworden. Einmal eben durch Paulus selber. Das zweite Mal durch Augustin. Und zum dritten Mal durch Luther. Aber merkwürdig, daß jedesmal ein ethischer Abstieg und eine moralische Laxheit die Folge war; merkwürdig, daß jedesmal, nachdem die paulinische Rechtfertigungstheorie einseitig betont worden war und die Oberhand gewonnen hatte, eine Zeit des Formalismus und Ritualismus und Intellektualismus folgte, die wenig fruchtbringend für das religiöse Leben war. So nach Paulus. In J. H. Kurtz, „Abriß der Kirchengeschichte," S. 35, lesen wir: „Schon im nachapostolischen Zeitalter stellt sich in der ethischen Grundanschauung eine Umbiegung von der evangelischen Innerlichkeit und Freiheit zu einer Veräußerlichung und Gesetzlichkeit ein, die in selbstgerechter Werkheiligkeit und überspannter weltflüchtiger Askese den Gipfel christlicher Vollkommenheit erklommen zu haben wähnte." Dann kam mit Augustin ein neuer Geist auf, ein neuer paulinischer Geist. Aber was war die Folge? Wiederum siegte die Aeußerlichkeit. Denn nur daraus ist die Reformationsbewegung zu erklären. Luther brachte wiederum den Paulinismus, wenn auch nicht ganz in seiner ursprünglichen Form, zur Geltung. Aber die Folgen sind wiederum ganz ähnliche gewesen, und wir tragen noch heute daran, wie nach den beiden ersten paulinischen Epochen. „Der Protestantismus hat im Gegensatz zum Katholizismus die Innerlichkeit der Religion und das sola fide ausschließlich betonen müssen. Aber eine Lehre in scharfem Gegensatz zu einer andern betonen, ist immer gefährlich. Der gemeine Mann hört es nicht ungern, daß gute Werke unnötig, ja seelengefährlich seien. Luther ist für das bequeme Mißverständnis, das sich daran anschloß, nicht verantwortlich. Aber von Anfang an mußte in den deutschen Reformationskirchen über sittliche Laxheit und mangelnden Ernst in der Heiligung geklagt werden. Das Wort: „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote," trat ungebührlich zurück. Erst der Pietismus hat

seine zentrale Bedeutung erkannt. Bis dahin war im Gegensatz zur katholischen „Werkgerechtigkeit" der Pendel der Lebensführung bedenklich auf die entgegengesetzte Seite hinübergeschenkt" (a. a. O., S. 180).

III.

Zum Schluß mögen noch zwei praktische Erwägungen statthaben. Erstens: Müssen wir, als Evangelische Kirche, die das Erbe Luthers auch inbezug auf die paulinische Rechtfertigungstheorie angetreten und bis auf den heutigen Tag gepflegt hat, unbedingt dabei beharren? Oder, die Frage anders gestellt: Ist im Rahmen unserer Evangelischen Kirche **nur** die paulinische Rechtfertigungstheorie denkbar? Wir haben bereits gesehen: die Verkündigung des Paulus ist durchaus nicht die primäre. Lange bevor dieser große Apostel auf den Plan trat, gab es „gerechtfertigte" Menschen. Alle jene, die zu Jesu Füßen gesessen hatten, waren „selige" Leute. Ferner, es steht durchaus nicht so, daß erst Christi Kreuzestod die Grundlage dafür ist, daß Gott Menschenseelen in Gnaden annimmt und gerecht spricht. Jedenfalls hat Jesus nichts von jener altlutherischen Auffassung gewußt, die sich Gott gleichsam mit erhobenem Arm und Richtschwert denkt, und daß er zuschlagen muß, um seiner Gerechtigkeit willen, damit er heilig bleibt, und daß er seinen Sohn trifft, der sein Haupt hinhält, damit die Menschheit nicht verloren gehe, und der immerdar noch fürbitten muß, damit die Gnade nicht wieder dem Zorn weiche. Nein, einen solchen Gott hat Jesus nicht gekannt. Nicht erst dem **Tode** Jesu verdanken wir die Möglichkeit unserer Rechtfertigung. Wer das behaupten wollte, würde damit Paulus, den Apostel des Kreuzes, über Jesus stellen und würde die Kraft einer geschichtlichen Tatsache, eines Justizmordes, eines Schicksalsschlages höher einschätzen als die Kraft des Gottes- und Menschensohnes. Das also ist keine Frage: die paulinische Rechtfertigungstheorie ist etwas absolut Neues gegenüber der Verkündigung Jesu. Aber anderseits muß auch gegenüber gewissen Vertretern der modernen Theologie unserer Tage, die den Paulus deswegen den Verderber der Sache Jesu schelten, gesagt werden: Nirgends ist bei Paulus das Evangelium Jesu verdunkelt worden. Nur den Schwerpunkt im Evangelium hat er verschoben. Er hat gleichsam um den schlichten, zarten Jesusgarten her mit seiner Theologie dicke Schutzwälle aufgeführt zur Verteidigung gegen ein rabiates Judentum und ein eingebildetes Heidentum. Natürlich ist es müßig zu fragen, ob das alles sein mußte und ob es so in der Weise nötig war, wie es geschah. Jedenfalls gehört es zur geschichtlichen Tatsache, daß Paulus durch seine Spekulationen die Sache Jesu aus dem Judentum herausgeführt **hat**. Fragen wir aber, ob wir Heutigen unbedingt und unentwegt diese paulinische Theologie in den Vordergrund stellen müssen und ohne ihre Betonung keine evangelischen Christen sein könnten, dann muß die Antwort lauten: Nein, nicht un-

bedingt! Gewiß, es wird viele Christen geben, die diese Wälle, die der Baumeister Paulus damals aufzuführen für nötig hielt, auch heute noch nicht entbehren können. Aber bestritten muß werden, daß die Rechtfertigung nur im Anschluß an die Paulus-Theorie erlangt und erlebt werden kann.

Und das führt uns zu der zweiten Erwägung: Wäre es, der großen Gefahren wegen, die aus der Verkündigung des paulinischen Rechtfertigungsgedanken nur zu oft entstanden sind, für unsere Zeit nicht vielleicht doch ratsam, von der Paulus-Methode wieder zurück zu gehen direkt zur Quelle, zur Jesus-Methode und in unsern Lehrverkündigungen den Rechtfertigungsgedanken wieder nach der schlichten Jesus-Art ohne alle Theologie zum Vortrag zu bringen? Und wird nicht dieses Aufgebendürfen zu einem kategorischen **Müssen,** wenn wir in unsern Tagen sehen, wie wiederum die an und für sich tiefgegründete paulinische Terminologie das religiöse Geistesleben unserer evangelischen Christenheit so unendlich verflacht und veräußerlicht hat? Denn daß letzteres der Fall ist und daß unsere paulinische Verkündigungsmethode daran mitschuldig ist, steht außer Frage. Wie wäre es sonst wohl möglich, daß es uns — um nur einiges zu nennen — an Krankenbetten immer wieder begegnet, daß die Seelen uns mit dem Hersagen des zweiten Artikels allen Wind aus den Segeln zu nehmen versuchen, an ihnen seelsorgerlich zu arbeiten? „Ich tröste mich dessen, daß Christus sein Blut auch für mich vergossen hat" — das sagen uns Leute, die notorisch verschrieen sind wegen ihres Geizes, oder Leute, die das denkbar ruchloseste, liebeärmste Leben hinter sich haben, ohne auch je eine Spur von Reue darob empfunden zu haben. Wie erklärt sich das? Hätten wir ihnen von Jugend auf den Weg, vor Gott gerecht zu werden, an **Jesu** Hand gezeigt, würde dergleichen nicht möglich sein. Aber nach Pauli Art kann es nur zu leicht zu solcher äußerlichen Auffassung kommen. Oder wie ist es möglich, daß sich so wenig und kümmerlich die Früchte des Geistes an den evangelischen Christen bemerkbar machen trotz der vielen Beichtgelübde: „Ich will mit Gottes Hilfe mein Leben bessern!" Kommt es nicht auch mit davon, daß wir selber es ihnen an der Hand der paulinischen Rechtfertigungstheorie in jeder Beichtrede immer und immer wieder nahe legen, sich ohne weiteres des Verdienstes Christi zu getrösten? Ist es nicht psychologisch ganz erklärlich, daß ein Mensch, der Jahr für Jahr, so oft er zur Beichte kommt, immer wieder hört: Alle deine Sünden sind dir vergeben, wenn du dich mit ihnen unter das Kreuz Jesu stellst — schließlich zu dem abscheulich oberflächlichen Hintergedanken kommt: Nun, wenn man so schnell und einfach seine Sünden los werden kann und gar nichts dazu zu tun braucht, dann riskiert man ja auch nicht viel; beim nächsten Beichtgang wird schon alles wieder in Ordnung kommen! Würden wir in unsern Beichtreden

mehr nach Jesu Art — und Jesus sagt niemals: Nur glauben! sondern er nennt Opfer, die gebracht werden müssen — vorgehen, so würde solche oberflächliche Gesinnung gar nicht erst Wurzel fassen können. . . . Und noch eine wichtige Gelegenheit, wo wir bewußtermaßen mit der paulinischen Rechtfertigungstheorie operieren: Ich meine unsere Karfreitagspredigten in erster Linie wie unsere Passionspredigten überhaupt. Mir ist aus der gesamten positiven Predigtliteratur nur eine einzige Karfreitagspredigt bekannt, die nicht den Paulinismus nach Golgatha bringt. Und diese Predigt wirkt erschütternd gerade deswegen, weil Jesus selber darin zu Worte kommt.*) Würden wir alle solche Karfreitagspredigten, die frei von aller Theologie sind, halten, dann würde das bei der hohen Würdigung, die gerade der Karfreitag innerhalb unserer Evangelischen Kirche, Gott Lob! immer noch genießt, unendlich viel zur Vertiefung des religiösen Lebens beitragen.

*) Zu finden in: L. Ragaz, „Dein Reich komme." S. 58 ff.

2. Tessalonicher 2, V. 1—14.

Exegetisch-homiletische Studie von T. Kugler.

Die unerhörten Ereignisse, die mit dem Weltkrieg zusammenhängen, haben viele Christen vermuten lassen, daß wir schon der letzten Entwicklung der Menschheit ganz nahe stehen, in der auch das Auftreten des Antichrist ein bedeutungsvolles Zeichen der bald danach erfolgenden Wiederkunft des Herrn bildet. Zumal allen Christen deutscher Herkunft ist die Verderbensmacht des Betrugs der Lüge wohl greifbarer wie je nahe getreten, während viele andere noch heute die Wahrheit für Lüge erklären und das Unrecht als Recht behaupten; was ja nur folgerichtig dazu führen muß, daß die Menschheit als solche den Lügner von Anfang und seine Kreatur, den Antichrist, als ihren Gott anerkennen wird. Die oben angegebene Stelle kommt nun für diese letztzeitliche Entwicklung besonders in Betracht.

Der Apostel knüpft im zweiten Thessalonicherbrief an das im ersten Gesagte an, wobei unser erstes Kapitel gleichsam die Einleitung bildet. Da darf Paulus den Fortschritt der Gemeinde rühmen, V. 3, sowie daß dieselbe von neuem ihren Glauben in Verfolgungen bewährt habe, V. 4, und sie endlich auf die herrliche Wiederkunft Christi zu Vergeltung und Gericht vertröften, V. 7—10.

Im zweiten Kapitel hören wir aber, daß inzwischen gewisse Leute die Thessalonicher aus ihrer ruhigen Ueberlegung — nus — gebracht und in Aufregung versetzt. Das dreimalige maete zeigt, wie das geschehen. Menschen, die beanspruchen, prophetische Geisteswort zu

reden, dia pneumatos, vertraten irrige Ansichten über Christi Parusie; andere wieder verbreiteten eigene Lehren als Weisheitsworte, dia logu. Noch andere endlich beriefen sich auf einen vermeintlichen Brief Pauli und seiner Gefährten über Christi Wiederkunft, was vermuten läßt, daß ein unechter apostolischer Brief dort kursiert habe. Aus erwähnten Gründen nahmen nun die meisten Thessalonicher Christen an, der Tag des Herrn stehe unmittelbar bevor.

Dem gegenüber macht der Apostel geltend, daß das gar nicht der Fall sein könne und erinnert sie nun noch einmal an die Belehrung, die er ihnen früher schon mündlich gab. Ehe des Herrn Tag anbricht, muß nämlich erst zweierlei eintreten, was noch nicht erfolgt ist; zunächst hae apostasia, also der allgemeine Abfall, der V. 7 als anomia ein gänzliches Getrenntsein von der Norm göttlichen Willens kennzeichnet. Sodann muß auch noch der anthropos taes hamartias kommen, dessen Auftreten durchaus mit jener apostasia zusammenhängt und in dessen Erscheinung alle anomia, pseudos und hamartia derart gipfelt, daß er gleichsam die Verkörperung der Sünde ist.

Wahrscheinlich knüpft der Apostel hier an Dan. 8 und 11 an, also an Aussagen über Ant. Epiphanes, einen Typus des Antichrist, der ja allein unter dem Menschen der Sünde gemeint sein kann. Paulus charakterisiert ihn auch durch denselben Ausdruck, mit dem Jesus den Judas, nach Joh. 17, bezeichnet, nämlich als Sohn des Verderbens, also einen dem ewigen Verderben verfallenen; sowie durch antikeimenos, als Widersacher Christi und des Gottesreiches. Da der Betreffende schon V. 3 als anthropos bezeichnet ist, kann der Teufel selbst nicht gemeint sein, sondern sein erlesenstes Werkzeug und Beispiel dessen, wozu Satan alle Menschen machen wollte.

Im Antichrist offenbart sich die rastlose Verneinung göttlichen Willens, da er sich wider alles erheben wird, was Gott heißt oder auch nur Gegenstand irgend einer Verehrung ist. Sebasma, V. 4, bedeutet etwas, das sowohl göttlicher wie abgöttischer Verehrung geweiht ist. Denn alles, dem noch die geringste Spur von Anerkennung göttlichen Waltens in der Welt zuteil wird, und geschähe das auch in der getrübtesten Weise, wie bei grobem Götzendienst, ist dem Widerwärtigen tödlich verhaßt. Auch der letzte Rest des Himmelsstrahls irgend einer Art von Gottesbewußtsein wird ihm so unerträglich sein, daß er zum Vernichter jeder, auch nur an Gottesdienst erinnernden Kundgebung wird, zumal er nur für seine Person allein göttliche Verehrung im Tempel Gottes beanspruchen und bei den meisten auch erzwingen wird. Damit zugleich wird er nicht nur jedes Dasein Gottes selbst leugnen, sondern auch die Menschheit auf jede Weise veranlassen zu leugnen, daß es einen Gott gibt, außer ihm, der personifizierten Blasphemie Gottes. Wie also Christus die menschliche Verkörperung Gottes darstellt, so finden wir, als Antithese dazu, im Antichrist eine Inkarnation Satans.

Während der französischen Revolution trat eine derartige antichristliche Strömung zutage, wie sie seit den römischen Christenverfolgungen schwerlich mehr sich zeigte. Dieselbe hat sich aber nicht nur erhalten, sondern gipfelt offenbar im Orden der Pariser Teufelanbeter. Doch die Gegensätze berühren sich. Auch das durch jene Revolution ganz besonders und neuerdings wieder durch die dortige schroffe Trennung von Kirche und Staat stark betroffene Papsttum, weist seinerseits und seit 1870 in verstärktem Maße, durchaus antichristliche Züge auf. Man ginge aber zu weit mit der Behauptung, ein einzelner Papst oder das Papsttum schlechthin personifizierten den Antichrist, außer daß etwa ein Papst die schon fast abgöttisch geübte Verehrung des irdischen Statthalters Gottes zu unbedingter und alleiniger Anbetung steigerte und selbige auch, mit gleichzeitiger Verleugnung Christi und Gottes, zu erzwingen vermöchte.

Die bisherigen Verse unsers Kapitels erinnern namentlich an Daniels Schilderungen in Kap. 8. Dort heißt es V. 25: Er wird sich erheben wider den Fürsten der Fürsten — Gott — und Kap. 11, 36: Er wird tun, was ihn gelüstet; er wird sich erheben und aufwerfen wider alles, das Gott ist, und wider den Gott der Götter wird er Ungeheuerliches reden. All das mag ja zunächst auf Ant. Epiphanes gehen, als Typus des Antichrist, aber eben damit zugleich auf diesen selbst. Doch auch die Schilderung der gottlosen Fürsten bei Jesaja, namentlich Kap. 13 und 14 diejenige des Königs von Babel, und bei Hesekiel, Kap. 28, V. 2, vor allem diejenige des Fürsten von Tyrus, zeigen uns, wie die Weltmacht, wenn sie widergöttlich geworden, auch immer mehr antichristlich wird, wofür jene heidnischen Fürsten als Repräsentanten anzusehen sind.

In unserm Abschnitt nun wird der Antichrist, V. 8, noch weiter bezeichnet als der Gesetzlose, und V. 9 wird von seinem Auftreten gesagt, daß es „kraft der Wirksamkeit des Teufels bestehe." Hier wird das Zukünftige, als sicher eintretend, im Präsens geschildert und von dem Betreffenden gesagt: Satan wirkt in ihm und durch ihn so, wie er das bisher noch bei keinem Menschen vermochte, nämlich in jeglicher lügnerischer Machterweisung, in Zeichen und Wundern, die darum als lügnerisch bezeichnet werden, weil sie dem verlogenen widergöttlichen Prinzip entstammen. Ueberhaupt wird die alte Schlange mit jedem Trug der Gottlosigkeit durch den Sündenmenschen diejenigen umringeln, die verloren gehen; da sie durch dies alles sich derart verblenden und bezaubern lassen, daß sie schließlich den Antichrist anbeten.

Für solche, die trotz aller Schriftaussagen und selbst Christi diesbezüglichen Worten die Existenz eines persönlichen Teufels leugnen, zerfallen natürlich alle hier gemachten Aussagen in nichts. Ohne einen persönlichen Satan gibt es natürlich auch keinerlei Personifikation desselben. Dem gegenüber halten wir fest an dem Maxim-

nullus diabolus, nullus redemptor und lassen es in diesem Sinn selbst gelten, wenn der frühere Dorpater Dogmatiker Keil die betreffende Vorlesung mit den monströsen Worten zu beginnen pflegte: Meine Herren, wir kommen nun zu meinem (persönlichen?) Freund, dem Teufel.

Vers 10 werden die Anhänger und Anbeter des Antichrist ausdrücklich apollymenoi genannt, weil sie die Wahrheit verwarfen und die Offenbarung der Liebe Gottes nicht annahmen. Diese Offenbarung wird hier als solche der Wahrheit bezeichnet, gegenüber der antichristlich-satanischen Lüge, und als solche der Liebe, jener Hassesoffenbarung gegenüber, in welcher der intensivste Gottes- und Menschenfeind die Leute ins Verderben stürzen wird. Ganz ähnlich weissagt ja schon Daniel 8, 24 vom Antichrist, daß er durch seine Macht, die nicht seine Macht sein wird, viele zugrunde richten werde.

Doch dieser Schilderung des erfolgreichen Treibens des Antichrist schickt Paulus, V. 8, die Weissagung voraus, daß Christi Parusie dem allen ein jähes Ende bereitet: „Er wird ihn durch den Hauch seines Mundes vertilgen und durch die Erscheinung seiner Ankunft vernichten," denn die dreifache Lesart, anaelei, anelei und analoi, hat einerlei Bedeutung. So wenig wird es also den Herrn kosten, seinen Widersacher unschädlich zu machen, daß er überhaupt nur selbst zu kommen braucht. Auch das hier Gesagte ist von Daniel, 8, 25, vorausgesagt, wo es heißt: Er wird zerbrochen werden ohne Hand, d. h. doch: ohne menschliches Zutun, durch die Macht Gottes. Daselbst lesen wir dann noch Kap. 11, 45: Er wird sein Ende finden, ohne daß sein Helfer nahe ist. Der Antichrist wird also nicht den geringsten Widerstand leisten und auch sein Helfer, Satan, ihm nun nicht beistehen können.

W a n n aber kann und w i r d jener Vers 3 verkündete g r o ß e A b f a l l e r f o l g e n, der im Antichrist seine Spitze erreicht? Steht etwa diese Zeit allgemeiner Gerichtsreife, die zunächst mit dem Vorgericht über den Lügenmenschen der Sünde abschließt, unmittelbar bevor? Auch darüber hat der Apostel die Thessalonicher schon belehrt, so daß er Vers 6 sagen kann: Und nun kennt ihr dasjenige, was da aufhält, bis dahin, wo er sich zu seiner Zeit offenbart. Das kai nyn leitet zu etwas neuem über, nämlich zu dem katechon, jenem aufhaltenden Hemmnis, das den Eintritt bevorstehender Ereignisse noch verhindert; hier speziell derjenigen, die der Parusie Christi vorausgehen sollen. Also ist etwas vorhanden, was den Eintritt dieses Zeitpunkts hinhält, worüber Paulus die Thessalonicher früher mündlich belehrt hat. Daß dieses katechon, Vers 6, oder dieser katechoon, Vers 7, nicht der Antichrist sein kann, ergibt sich schon aus dem Widerspruch, der darin läge, daß dieser sein Kommen selbst aufhielte. Dennoch muß das Hemmnis anderer Art sein.

Zwar wirkt sich, nach V. 7, das Geheimnis der Bosheit schon jetzt aus, aber nur soweit, als der gegenwärtige Zeitabschnitt es gestattet, an dessen Ende erst der oder das jetzt noch hemmend Wirkende beseitigt sein wird. Mystaerion taes anomias ist Appositions-Genetiv. Die Ruchlosigkeit selbst wird ein Geheimnis genannt; vielleicht auch darum, weil sie bisher in dem Maß noch nicht offenbar wurde, sondern mehr geheim gehalten und verborgen blieb. Dann aber wird man sehen, was boshafte Schändlichkeit und ruchlose Gottlosigkeit, ja eben jene von den blinden Massen unserer Tage erstrebte zuchtlose Gesetzlosigkeit schlechthin ist; e pluribus unum: freie Liebe in wilder Ehe, mit staatlichen Findelhäusern. Die noch aufhaltenden Kräfte, V. 6 und 7, sind wohl als durch dazu qualifizierte Machthaber noch repräsentierte Gesetzesgewalt zu denken, die den antichristos nicht auftreten läßt. Wo es an machtvollen, allgemein respektierten Führern und treuen Beamten mangelt, beweist bereits die brutale Anarchie, die hierzulande schon längst bei jedem größeren Streik, Lynchgericht und ähnlichem zu herrschen pflegt, wozu ein ebenso gewissen- als mörderisch gottloser Pöbel dann erst fähig sein wird, wenn diese Zustände sich einmal verallgemeinen.

Jene aufhaltende Macht muß also derart sein, daß sie einen kraftvollen Vertreter in der Welt hat. Erst wenn dies Hemmnis aus dem Wege geschafft ist, kai tote = dann erst wird sich offenbaren können der anthropos taes hamartias.

Was ist nun aber das katechon oder der katechoon? Paulus glaubte allerdings, trotz des Gesagten, die Parusie des Herrn noch zu erleben, vgl. 1. Theff. 4, 17; ist aber weit entfernt, Tag und Stunde derselben bestimmen zu wollen, vgl. 1. Theff. 5, 1 und 2. Zwar beginnt der große Abfall sich bereits vorzubereiten, doch zur allerletzten Entwicklung ist es bisher noch nicht gekommen, weil diese noch aufgehalten wird. Die hemmende Macht muß also auch der Gegenwart Pauli selbst angehören. Somit kann schwerlich etwas anderes darunter gemeint sein, als die Weltmacht, deren Spitze damals der römische Kaiser war. Wenn sich nun auch Paulus, mit den übrigen Christen seiner Zeit darin täuschte, daß er Christi Wiederkunft noch zu erleben vermeinte, so doch nicht auch darin, wodurch das Kommen des Antichrist noch verzögert wurde, dessen Auftreten wiederum Christi Parusie involviert. Er sah offenbar den festen Damm gegen die Verderbensfluten der Endzeit in der, noch wirklichen Gehorsam erzwingenden obrigkeitlichen Gewalt, von welcher er sagt: Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott — obwohl er nur jene kannte, die der heidnische Weltbeherrscher durch seine Statthalter und Beamte ausübte und welche bekanntlich die Christen Jahrhunderte lang verfolgte. So lange nämlich noch irgend eine Weltmacht, durch unparteiische Vollstreckung ihrer Gesetze, die staatliche Autorität und geordnete Zustände

unter den Völkern einigermaßen aufrecht erhält, kann sich ja die Giftblüte der Sünde noch nicht zur verderblichsten Frucht absoluter Gesetzlosigkeit entwickeln. Wenn aber erst einmal alle gesetzlichen Schranken gestürzt sind, dann ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo die Sünde sich ungehindert entwickelt, um schließlich im Menschen der Sünde ihre Vollreife zum Gericht zu erlangen. Dann erst, nach dessen Auftreten, wird der Herr wiederkommen zu Gericht und Erlösung.

Die durch den Weltkrieg erreichten Zustände zielen allerdings bereits schnurstracks auf die Zeit allgemeiner Gesetz- und Zuchtlosigkeit hin. Man hat nicht nur in Staat und Kirche die satanische Drachensaat infamster Lügen und mörderischen Hasses gesät, sondern planmäßig diejenigen Kräfte und Mächte tödlich verwundet, die noch hätten Gerechtigkeit zwischen den Völkern und damit den Weltfrieden aufrecht erhalten können. Dagegen hat man mit unermüdlichem Fleiß alle verräterischen Elemente, die meineidigen und rebellischen Todfeinde aller Ordnung und gesetzlichen Gehorsams großgezogen und ihnen zu mörderischer Gewaltstellung verholfen. Ob nicht inzwischen das Verhalten der meisten Völker bereits jenen großen Abfall involviert — durch glauben und handeln, gemäß der weltumspannenden Lügenpresse? Wenn so, dann hat man auch das Kommen des Antichrists direkter wie je angebahnt, sowohl durch die sog. Friedensverträge, die sämtlich auf dem verseuchten Lügengrund räuberischer Geheimverträge beruhen und das Wachrufen des Bolschewismus veranlaßten, als auch durch den so eigenartigen Völkerbund, der Vorherrschaft und Besitz der größten Weltmacht vor allem für immer sicher stellen soll. Der Antichrist wird schließlich die Früchte jener Ernte einheimsen, welche dieser noch immer fortgehenden und scheinbar nimmer endenwollenden Aussaat reifen muß. Die durch die heutigen Gewalthaber und Richter im Großen geübte Rechtsbeugung muß notwendig zu stets sich steigernder Verachtung der Obrigkeit und Gesetzlosigkeit der Massen führen und eben dadurch im Sturm allgemeinen Umsturzes folgerichtig enden.

Die in V. 10—12 gegebene Schilderung derer, die verloren gehen, veranlaßt den Apostel schließlich, seine Leser daran zu erinnern, daß sie als Eigentum des Herrn Jesu, durch ein geheiligtes Leben in der Wahrheit befestigt, bis ans Ende bestehen sollen, vgl. V. 15—17. Nach V. 13 und 14 dürfen sie ja ihrer Erwählung gewiß sein und sollen darum am überlieferten Glauben ferner treulich festhalten, damit sie ja das selige Ziel auch sicher erreichen, zu dem sie berufen sind.

Anleitung zur homiletischen Benutzung unsers Textes.

Angebliche Propheten hatten in Thessalonich verkündet, Christi Wiederkunft stehe unmittelbar bevor. Das hatte zu unordentlichem Treiben Anlaß gegeben. Viele hatten alle Arbeit liegen lassen und fielen nun den andern zur Last. In die Lage der Arbeitsamen können

wir uns etwa hinein versetzen, wenn wir annehmen, die Arbeitslosigkeit steigere sich bei uns und alle Arbeitsuchenden, vereint mit den gewohnheitsmäßigen „Brüdern von der Landstraße" legten nun ihrer Bedürftigkeit nicht länger soziale Uebelstände zugrunde, sondern den fromm klingenden Vorwand, da der Heiland heute oder morgen Nacht wiederkomme, müsse gegen die rechte Rüste darauf, alles sündlich Irdische zurückstehen. Doch dem gegenüber erinnert der Apostel die mehr besonnenen Christen, denen er ja ein gutes Zeugnis geben kann, daran, daß er ihnen nie Christi Wiederkunft als so unmittelbar bevorstehend bezeichnet hätte. Er mahnt sie, eingedenk zu bleiben seines eigenen Vorbilds, da er mit eigener Hand sein Brot erworben habe, obwohl er das nicht nötig gehabt hätte. Wer aber über Christi Kommen genaueres aussagen will, als er getan, treibe Vorwitz und den Müßiggängern gegenüber sei unbedingt nach der Regel zu verfahren: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen!

Doch unser spezieller Abschnitt enthält auch Belehrungen über Christi Wiederkunft und was derselben vorausgehen muß. Was kann zeitgemäßer sein, als sich auf jene Zeit großen Abfalls zu rüsten, die der Wiederkunft des Herrn voran geht; zumal in unserm Land, wo selbst die sog. Diener Christi immer wieder jede abgestandene Irrlehre oder Aeußerungen krassen Unglaubens aus aller Welt her, als neustes Resultat der Forschung ausposaunen. Welche Wirkung solche Schlagworte, wie Selbstzersetzung des Christentums oder auch Christusmythe, unter unserm haltlosen Geschlecht erzielen mögen, läßt sich leicht denken. Wie erfrischend ist es, dem gegenüber, sich in die Zeit des Apostels zu versetzen, wo noch solche lebten, die den Herrn persönlich gekannt und nun auch seine baldige Wiederkunft noch selbst zu erleben hofften; zumal etwa noch gestützt auf sein Wort: Siehe, ich komme bald!

Wann kommt der Herr?

1. Noch wird Christi Wiederkunft verzögert.

a. Die Obrigkeit noch Herr über die Bosheit.

b. Noch ist Abfall und Gesetzlosigkeit nicht allgemein.

2. Doch die Zeit übermächtiger Verführung naht.

a. Schon machen sich Vorboten allgemeiner Anarchie bemerkbar, Bolschewismus und ähnliches.

b. Ist diese eingetreten, erfolgt Herrschaft und erzwungene Anbetung des Antichrist.

3. Dann aber erscheint auch der Herr als Sieger und Vergelter.

a. Er kommt als unerwarteter Richter seiner Feinde.

b. Aber auch als ersehnter Erlöser seiner Freunde.

1. Der Herr kommt; doch wird sein Kommen noch verzögert.

a. Seid nüchtern und wach, mahnt Paulus die Thessalonicher, V. 1—3, die in Gefahr sind, seine frühere Belehrung zu mißachten.

Warnung vor Schwärmerei, die zu trägem, unordentlichem Wandel verleitet. In Kap. 3 Anweisung, wie mit solchen zu verfahren, welche des Herrn unmittelbare Wiederkunft vorschützend, nicht nur selbst andern zur Last fielen, sondern auch noch mehr Christen zu frommem Müßiggang verleiteten. Dem gegenüber darf Paulus, 4, V. 7—9, sein und seiner Mitarbeiter Verhalten als Vorbild fleißigen Christenwandels hinstellen.

Wohl hofft der Apostel, nach Kap. 4, 15 des ersten Briefes, Christi Wiederkunft noch zu erleben, muß nun aber doch die Thessalonicher, 2, V. 5, an das ihnen früher mündlich darüber Gesagte erinnern; daß nämlich erst noch der große Abfall, mit seinem Haupt, dem Antichrist, V. 3b, kommen muß. Diese Vorboten werden aber selbst noch zurück gehalten, offenbar durch die noch bestehende äußere gesetzliche Ordnung. Vergleiche die bekannte Aussage des Apostels, daß er noch das Evangelium allen Völkern verkündigt und Israel sich als Volk bekehren werde — vor dem Ende. Ersteres mag bereits geschehen sein und Israel wird sich vielleicht, während des großen Abfalls der übrigen Völker, erst recht in seinem alten Gottesglauben bestärken; durch Bekehrung zu Christo, zu unwandelbarer Treue befestigt.

b. Wohl regt sich, V. 7, das Geheimnis der Bosheit, doch darf die Gemeinde heute noch bekennen: Herr, deine Kirche danket dir, noch wohnt dein Wort im Lande. Noch finden sich, wie in den baltischen Landen, Blutzeugen, die den gekreuzigten, alleinigen Mittler todesgetreu bekennen. Die Kirche, als solche, kennt oder ahnt doch den furchtbaren Ernst unserer Zeit und arbeitet mit Hochdruck durch heimische und ausländische Mission; auch durch vielfache Laienmithilfe, Männer- und Frauenbewegungen u. s. w. Immer erneute Einigungsversuche von Kirchenkörpern. Dazu eine Obrigkeit, die in manchen Ländern noch immer den gröbsten Ausschreitungen und dem schlimmsten Verderben zu steuern und damit den Anfang vom Ende aufzuschieben sucht.

2. Dennoch kommt eine Zeit übermächtiger Verführung durch teuflische Verblendung.

a. Alle schon vorhandenen antichristlichen Zeitströmungen und Erscheinungen leiten dieselbe ein, z. B. der Satanismus, der um sich fressende Krebs des Spiritismus, Rückfall ins Heidentum, Modekrankheit, die überhandnehmende dreiste, Gottesleugnung unserer Zeit, die im Bolschewismus bereits weite Ausdehnung fand. Auch das Papsttum trägt durch Unfehlbarkeitslehre und angemaßte Statthalterschaft Gottes unverkennbar antichristliche Züge. Aber auch die, trotz aller versuchten christlichen Sozialisierung der Arbeiter, nur verstärkte antichristliche Tendenz vonseiten der Sozialdemokraten, sowie das allen göttlichen und menschlichen Gesetzen hohnsprechende Treiben der weltbeherrschenden Plutokratie, das alles sind Wegbereiter des Anti-

christ; denn durch das alles werden die Massen in die Arme des Unglaubens und Abfalls getrieben. Die sich steigernde Pietäts- und Religionslosigkeit der Massen entreißt auch der staatlichen Gewalt noch den letzten Halt, worauf die Sturmfluten der Verderbensmächte hereinbrechen werden, um wie mit Wassern einer erneuten Sintflut die durch den Abfall zum Gericht ausgereifte Völkerwelt zu bedecken, deren Pöbel in tierischer Zuchtlosigkeit sich ausleben und in blutigen Greueln schwelgen will.

Zwar beschränkt sich ja der Apostel in seiner Schilderung mehr auf die Zeichnung der Person des Antichrist selbst. Doch schon durch die an ihm aufgezählten Brandmale wird ja auch die Art seiner Wirksamkeit charakterisiert. Nach Gottes Bestimmung soll die zur Freiheit der Gotteskinder bestimmte Menschheit, gottgewollt oder auch gottwidrig, doch ihren Reifepunkt erreichen. Die, wie aus mehreren Schriftstellen, z. B.: Wenige sind auserwählt, Kleine Herde u. a., hervorgeht, ihrer größeren Masse nach, dem völligen Unglauben entgegenreifende Menschheit erreicht ihren erlesensten Vertreter im Menschen der Sünde, der die restlose Verneinung des göttlichen Willens verkörpert. Diesen Antichrist wird Satan mit aller Macht verführerischer Zauberkräfte ausrüsten. Wenn erst jene Zustände während der französischen Revolution und im heutigen Bolschewismus sich findende, allgemein herrschen und die Massen den Glauben an den Dreieinigen noch völlig über Bord werfen, bricht auch das Ende jeder etwa noch bestehenden staatlichen Ordnung an. Der schon heutzutage in immer erneuten blutigen Orgien sich ergehende Pöbel wird in der Endzeit sich erst recht schrankenlos austoben. Der letzte Damm ist ja dann gefallen, nachdem einmal Spiegel, Riegel und Zügel des göttlichen Worts und Gesetzes, samt Christi Dienern beseitigt sind. Alles steht damit für das Auftreten des Lügenmenschen bereit, dessen ganzes Wesen Gesetzlosigkeit und Laster atmet. Die unheilschwangerste Verderbensfrucht der abgefallenen Menschheit, das fratzenhafte Zerrbild Christi tritt in ihm zutage und führt an Stelle der göttlichen Weltordnung seine antichristliche ein; bei allen, die nicht lieber unter Foltern und Todesmartern doch ihrem Gott und Erlöser die Treue bis in den Tod halten. Durch zauberhafte Wunder verführt er seine Anhänger, die der Wahrheit nicht glauben wollten, zum Glauben an seine Gottheit, so daß sie, auf sein Geheiß, Gott und Christo abschwören und diese Ausgeburt Satans als einzigen Gott anbeten, wobei er alle und alles ausrottet, was dem widersprechen könnte. Doch diese dunkelsten Tage der Welt verkürzt der Herr, um der Erwählten willen, die aus der Wahrheit sind, vgl. Matth. 24, 21 und 22; ähnlich wie er während der Flut Noahs gedachte.

3. a. Unerwartet, wie ein Dieb bei Nacht, 1. Thess. 5, 2, und unverhofft, wie ein im Dunkel geschleudertes Lasso, wird der Herr

wiederkommen. Gerade dann, wenn das Reich Satans scheinbar für immer herrscht und boshafte Lüge und alle Greuel höllischen Treibens, nebst Verfolgung der überlebenden Gläubigen durch furchtbare Schreckmittel des Stellvertreters Satans, ihren Gipfel erklommen haben, wird das Gericht der Vergeltung hereinbrechen. Zunächst am Antichrist selbst, V. 8. Schon Christi Wiederkunft an sich wird so überwältigend wirken, daß der Antichrist und sein Anhang vernichtet werden. Vor dem Schlangenzertreter muß alle teuflische Sündenmacht so gewiß zu schanden werden, als schon einst ihr Oberhaupt Jesu Wort weichen mußte: Hebe dich weg von mir, Satan. Mit ihrem Haupt, V. 12, werden aber auch alle Glieder des antichristlichen Reichs von demjenigen der Wahrheit und herrlichen Seligkeit ausgeschlossen.

b. Diejenigen aber, die in glaubensgehorsamer Heiligung des Geistes, beim Verheißungswort der Wahrheit beharrt und auch in Verfolgung und Marter Christum bekannt, V. 13, sind nun, als des Herrn Eigentum zu Teilhabern am ewigen Reich seiner Herrlichkeit erkoren. Ihnen galt vor allem jene Mahnung ihres erhöhten Meisters aus der Ewigkeit her, zum geduldigen Festhalten an der Hoffnung auf die völlige Erlösung vom Uebel: Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben! und jene andere: Wer bis ans Ende beharret, wird selig werden. Denn:

Nur dem Sieger wird die Krone
Beigelegt zum Gnadenlohne.

Der Mensch.

K. K. P.

Was ist denn eigentlich der Mensch? Hat der moderne, abgehetzte, übermüde Mensch überhaupt noch Lust und Zeit dazu, sich mit dieser Frage zu befassen? Bitterste Ungerechtigkeiten, harter Seelenschmerz, herzzerreißendes Elend und grenzenloser Jammer gehören zur unklaren Antwort. Es kann ja doch keiner eine befriedigende Antwort geben.

Vielleicht sind wir gar keine Menschen mehr, sondern haben teilweise bereits den bekannten „Uebermenschen" erreicht? Auf der andern Seite mag aber auch die Frage Geltung finden, ob wir überhaupt schon Menschen geworden sind oder erst auf dem Wege sind, Menschen zu werden. Es würde sich dann die Frage dahin zuspitzen, ob wir jenem großen Nazarener gleich, und wenn nicht das, ihm doch wenigstens ähnlich geworden wären, wird doch von ihm in erster Linie behauptet, daß er wahrer Mensch gewesen sei, und wir nicht schließlich um ihn im letzten Grunde gekämpft, wie nie zuvor, ja spiegelt nicht die ganze jetzige Weltlage diesen großen Kampf der Geister wieder?

Unmöglich kann doch das, was wir heutzutage Mensch nennen, wirklich der „Mensch" sein. Schaue auf zu den Sternen, die im ewigen Wandel kreisen, und frage dich, ob dieser Gott, der sie geschaffen, vor dessen Augen die Menschen wie Staub sind, wirklich keine Macht gehabt haben sollte, etwas Besseres zu schaffen. Schaue um dich und in dich. Oeffne die Augen weit. Siehe, wie alle die dich umgebenden Zerstreuungen dir und den Deinen die Seele vergiften und dich krank und matt machen. Gute und gesunde Zeitungen haben keine Wirkung, werden sie doch kaum noch beachtet — und die kranken Zeitungen sind eine Seelenpest. Und sonst? Dunstgestalten der krassesten Genußsucht, wüster Freudentaumel und Sinnenkitzel. Tritt ein in einen der gewaltigen, lichthellen Tempel des modernen Christentums. Strömt dir nicht aus ihnen der Geruch des Todes entgegen? Abendunterhaltungen, rauschende Festlichkeiten zum Geldverdienen, riesige Turn- und Spielhallen für das junge Volk, große Sonntagschulen, die mit viel Geklingel und Lärm die Kraft des lebendigen Gottes ersetzen müssen, Oede und Leere während der Predigt, Nacht und Tod, schattenhaftes Diesseits und verlorenes Jenseits, grausiges Verderben, — Gottverlassenheit.

„Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht."

Gibt es wirklich den Christengott oder sollen wir eines andern warten?

Gehe hin nach Europa, wo das Seelenelend betteln geht, wo seelische Krankheiten die Länder durchrasen, wo tausend und abertausende unter dem Hohngelächter der andern dahinsinken, wo tausenden von bleichen, zuckenden Lippen und verzweifelten Herzen es ausgepreßt wird: Es gibt keinen Gott!

Warum ist alles so außer Rand und Band in dieser Welt, trotz aller Weisheit der Menschlein? Oder ist eben alles so außer Rand und Band, weil sie eben so weise sind? Wohl dem, heißt es, von dem die Welt etwas hält, er kann doch dann infolge dessen auch viel auf sich halten, wenn auch nur aus Dankbarkeit. Es muß einer heutzutage eben sogar dankbar sein, wenn er nicht übergerannt wird. Ob es wohl einen Gott gibt für solche modernen Menschen? Sie sind selbst Gott. Sie sind wie Gott geworden. Ja, es geht bunt zu auf der alten Mutter Erde. Der liebe Gott will doch auch etwas zu lachen haben (Ps. 2. 4). Ob er über die Pogroms auch lacht? Und über die Hungers sterbenden Frauen und Kinder? Ob er Gefallen hat an dieser Buntheit, und wenn sie sich mit den Bajonetten unter den Segenswünschen und den brünstigen Gebeten der Priester aufschlitzen? Hei, welch eine erhabene, mehr als tierische Wildheit!

Einer hat einmal gesagt: „Ja, ihr sogenannten Christen seid immer mit einem Fuße im Himmel und mit dem andern in der Hölle." Ob der Mann wohl je einen Christen zu Gesicht bekommen hat? Wenn es wirklich einen Gott gibt, muß man sich ihm ganz ergeben, oder nur bis zu einem gewissen Grade, und dann, wie weit? Die Antwort werden viele darauf geben wollen, aber wissen sie auch, was sie sagen? Haben wir nur unter Gottes leitender Entscheidung zu handeln oder auch auf eigene Entscheidung hin? Die eigene Entscheidung mag aber dann ein Uebersehen der Gottesentscheidung sein? Wie lange muß ich in Fällen der Ungewißheit für den Einzelfall anhalten am Gebet? Bis ich Gewißheit erlange? Darf ich aufdringlich sein, wie die Witwe beim ungerechten Richter? Und wenn mir dieses Leben nicht mehr gefällt? Bin ich gezwungen, daß es mir gefällt? Werde ich bestraft, wenn es mir nicht mehr gefällt? Sind wir schlaff, statt tatkräftig? Verleugnen die sogenannten Christen ihren Herrn? Oder nicht, indem nicht der ihr Herr ist, den sie dafür ausgeben? Sollen wir unserer Brüder Hüter sein? Freilich nicht eigener Splitter und Balken unbewußt. Legen wir mit Wort und Tat genügend Zeugnis ab von der Feindesliebe? Als Hirten? Sammeln wir genügend feurige Kohlen auf Feindeshäupter in Gemeinschaft mit denen, die wir drängen, ein Gleiches zu tun? Hüten wir unsere Nächsten nach Möglichkeit vor der Sünde der Unterlassung? „Ich elender Mensch; Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?"

„Der Tod ist der Sünde Sold."

Um die Frage zu beantworten: Was ist der Mensch? müssen wir erst einmal die Dinge, mit denen der Mensch umgeht, in eine gewisse Ordnung zu bringen und einzuteilen versuchen, um hinwiederum das Schattenhafte des modernen Begriffs „Mensch" feststellen zu können. Daß wir dabei den modernen Götzen „Wissenschaft," der absolut nichts mit dem wahren Wissen zu tun hat, streifen, versteht sich von selbst.

Es gibt Dinge, die wir wissen, und wir wissen, daß wir sie wissen.

Es gibt Dinge, von denen wir annehmen, daß wir sie wissen, doch wissen wir, daß wir sie nicht wissen.

Es gibt Dinge, die wir glauben, aber wir wissen sie nicht, noch nehmen wir an, daß wir sie wissen könnten.

Es gibt Dinge, die wir nicht wissen.

Es gibt sehr wenige Dinge, die wir wahrhaft wissen, und ein Versuch würde bald nachweisen, daß die meisten Menschen ihr „Wissen" auf ein Blatt Papier schreiben können. Wir wissen z. B., wenn wir glücklich sind und wenn nicht. Wir wissen, daß wir gewisse Fähigkeiten haben, und daß wir essen und trinken müssen, um zu

leben. Wir wissen, daß der Tod dem physischen Leben ein Ende bereitet. Wir wissen diese Dinge, denn wir erfahren sie. Alles wahre Wissen baut sich auf Erfahrung auf, ohne sie gibt es kein Wissen. Darum ist es von größter Wichtigkeit für den, der in den Irrgängen menschlicher Weisheit umherirrt und sie zu verlassen gewillt ist, zu wissen, daß nur die Erfahrung der Wahrheit ihn frei machen kann. Was immer diesem entgegen tritt, muß beiseite geschoben werden.

Es gibt Dinge, von denen wir annehmen, daß wir sie wissen, die wir jedoch sehr oft unfähig sind, zu beweisen, und doch ist diese Art des „Wissens" bei den meisten Menschen das Einzige, was sie besitzen und sie sind auf diesen Schatz sogar sehr stolz, da sie von vielen darum angestaunt werden. Wir nehmen diese Dinge einfach als etwas Bewiesenes an und sind unter Umständen bereit, für sie in jedem Gerichtshofe einzustehen. Nehmen wir z. B. unser Alter an. Wir nehmen an, daß wir an einem bestimmten Tage geboren sind, weil es uns von unseren Eltern und denen, die dabei waren, mitgeteilt worden ist. Beweisen können wir den fraglichen Zeitpunkt nicht, weil wir uns dessen nicht mehr erinnern können. Wir nehmen an, daß die Welt rund ist, den Beweis dafür zu liefern, dürfte sehr vielen schwer werden. Dasselbe gilt auch von geschichtlichen Vorgängen. Wir folgern, daß sie so und so geschehen sind, weil wir vielleicht Dokumente dafür haben. Erlebt und erfahren hat sie vielleicht niemand.

Es gibt Dinge, die wir glauben. Dieses Glauben ist sehr gefährlich, führt es doch viele hin zum Aberglauben. Manche glauben, daß es einen Gott gibt, aber Mohammed ist sein Prophet, andere glauben, Gott sei eine Naturkraft, die sie sich aneignen können, um selbst Gott zu sein. Viele glauben an einen dreieinigen Gott, und andere glauben nur an einen Gott. Manche glauben an kein Leben nach dem Tode, während andere gerade so ernsthaft an ein Leben nach dem Tode glauben. (Dabei ist nicht zu übersehen, daß eben Glaube in Wissen oder besser gesagt in Erfahrung umschlagen kann.)

Es gibt Dinge, die wir nicht wissen, und bei denen wir zugeben, daß wir sie nicht wissen.

Wohl um kein Buch in der Welt ist je ein solcher Kampf geführt worden, wie um die Bibel. Jemand hat irgendwo einmal gesagt, daß für jeden Buchstaben derselben ein Mensch habe sein Leben aushauchen müssen. Man hat sie ausrotten wollen, und man verbrannte sie mit jenen, die sie besaßen. Die Lebendigen besiegte man, aber die Toten siegten. Voltaire, der in gesunden Tagen so große und im Sterben so unendlich kleine französische Freigeist, wollte die Bibel in hundert Jahren verbannt und vergessen

wissen. Er starb, die Bibel lebt. Er ist vergessen, die Bibel kennen ihre erbittersten Feinde oft am besten. Nietzsches sinnloser Gottes- und Bibelhaß endete mit ihm im Irrenhause, wie überhaupt alle Versuche, die Bibel beiseite zu räumen, sich als völlig hoffnungslos herausstellten.

Wer aber hatte recht? Jene Leute, die schließlich zum Märtyrer ihrer Anschauung wurden oder die Bibel? Denn das sollte man ihnen lassen: Märtyrer waren sie, aber sie sind es um das große „Nichts" geworden, Märtyrer, die sich selbst hinausstießen in die große Wüste absoluter Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung und lieber verhungerten und verdursteten, als daß sie den Weg, den sie gegangen, einmal auf seine Richtigkeit hin untersucht hätten Wer die Wahrheit finden will, muß manchen Fehltritt machen. Wer ihr ins Auge schauen will, muß blind sein gegen alles andere. Deshalb gab es für diese Leute kein Vorwärts; Liebe und Erbarmung waren ihnen unverzeihliche Schwächen. Sie waren Propheten der Tiefe, die Millionen mit hinunterrissen in Nacht und Grauen. „Wilde Wellen des Meeres, die ihre eigene Schande ausschäumen, irrige Sterne, welchen behalten ist das Dunkel der Finsternis der Ewigkeit." Die französische Revolution, die neuere Geschichte des „Los von Gott" Kampfes dürfen davon erzählen, sie sind ihr Werk. An Hand der heutigen, geradezu wahnsinnig zu nennenden Verhältnisse dürfte übrigens jeder Vorurteilslose es bestätigen, daß die Weltgeschichte dazu da ist, daß wir nichts aus ihr lernen. Jene Kämpfer der absoluten Geistesarmut wollten wenigstens wahr und aufrichtig sein, während ihre Nachäffer und Kläffer eben meistens nicht wahr sind.

Das aber wissen wir, denn wir können es täglich am eigenen Leibe erfahren, daß derjenige, der die sogenannten Gesetze Gottes übertritt, sich selbst straft. Greifen wir nur ein Gesetz heraus: Du sollst nicht töten. Dies Verbot hat den gesunden Menschenverstand zur Grundlage, während außerdem das praktische Leben ungeheure Werte daraus zieht. Da bricht Krieg aus. Was geschieht? Wirklichkeitssinn, Edelmut, gesundes Volksempfinden lösen sich, je länger der Krieg dauert, in Nebel, Theorien, Haß und Selbstgier auf. Die ganze Meute der Hölle wird losgelassen, und mit ihr vereinigt sich die „Kirche Christi," wie sie sich stolz nennt. Kurz gesagt: Die Menschheit wird wahnsinnig. Sogar die Bibel muß herhalten, damit dieser Wahnsinn auch religiöse Begründung findet. Sie glauben auch fest an die Gerechtigkeit der Vernichtung des Gegners, und wer in solchen Zeiten diesen Glauben nicht hat, der wird vor lauter Religion eingesperrt. An was glauben denn überhaupt diese Leute? An das, was in der Bibel steht, oder an das, was nicht drin steht. Sind sie nicht die vollkommenen

Menschen? Stehen sie nicht am nächsten der Bibel? Eifern sie nicht genug um die Rechtgläubigkeit, haben sie nicht genug totgeschlagen, verketzert und verdammt, um damit ihren Glauben zu beweisen? „Schlagt sie alle tot, der Herr kennt die Seinen." Wissen sie nicht, daß der, in dessen Namen sie totschlagen, verketzern und verdammen, auch ein Ketzer seiner Kirche, nämlich der jüdischen war, daß auch er verdammt und todgeschlagen wurde? Bekanntlich wird aber nur der zum Ketzer, der die Bibel studiert. (Siehe Huß und Luther.) Die andern bleiben Schafe oder Böcke.

Warum streiten sie sich soviel über den angeblichen Besitz des Heiligen Geistes? Wer ihn hat, weiß es, daß er ihn besitzt, und wer ihn nicht hat, kennt ihn nicht. Wenn sie ihn haben, können sie ihn ja zeigen. Jesus und seine Kirche zeigen ihn ja auch.

Warum kämpfen sie um die Handhabung der Taufe und des Heiligen Abendmahls? Einer verdammt den andern in den tiefsten Pfuhl der Hölle hinein. Je weniger man von einer Sache weiß, desto mehr streitet man sich darüber; „zuletzt weiß keiner nichts." Auf der andern Seite sollte man meinen, daß man nur eine Sache vertreten könne, die man kennt. Da hapert es aber. Die meisten geben vor, die Bibel beurteilen zu können, und haben sie noch nicht einmal ein einziges Mal durchgelesen, sie ist ja so unendlich langweilig, zumal man sie nicht verstehen kann, und was man versteht, das braucht nicht mehr gelesen zu werden, das hört man manchmal in der Kirche und man hat's vor Jahren im Konfirmandenunterricht oder gar in der Schule gelernt. „Uebrigens bezahlen wir ja zur Kirche. Sie hat Leute für uns angestellt, die missionieren müssen, die für uns die Bibel studieren sollen, die sonntäglich in der Kirche sein müssen, damit sie vor leeren und vollen Bänken predigen, ja wir haben sogar welche, die den lieben Gott in ihren gelehrten Schriften, gerade so wie ein Doktor einen Leichnam, auf den Seziertisch ihrer Weisheit gelegt haben, die ihn zerschneiden, daß auch garnichts mehr Unlösliches für uns übrig bleibt. Und es arbeitet fein, dieses System. Wir werden reich, denn Gott ist die Liebe, solange wir nur unsere Kollekten aufbringen, einigermaßen anständig leben und dann und wann uns in der Kirche sehen lassen. Dafür gibt es in vielen Fällen auch nach dem Tode einmal die „Seligkeit."

Im letzten Grunde sind solche Menschen nicht besser, als jene vorerwähnten falschen Propheten, nur kommt hier ein neues Moment hinzu: Heuchelei. Sie sind die Bleigewichte an den Füßen des wahren Christentums, mit dem sie nichts gemein haben, wie den Namen. Sie bleiben an ihrem Tempel (Kirche) zu Jerusalem hängen, gehören zu allen möglichen Sekten, glauben an alle nur denkbaren menschlichen Lehren, und sinken automatisch unter das

Gericht Gottes. In unserer „eisernen Zeit“ fallen eine Menge dieser Leute von ihrem „Glauben“ ab, weil die ganze Rechnung nicht stimmt. Natürlich ist an allem der menschliche Gott schuld, nicht etwa der göttliche Mensch.

„Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Anstatt Menschen zu Gott zu erheben, sie den Weg des Nazareners zu leiten: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist,“ haben wir den Namen des Allerhöchsten zum Spielball der Menschen gemacht. Wir werfen nur so mit den sogenannten göttlichen Eigenschaften um uns her, ohne dabei zu bedenken, daß wir ja Gott überhaupt gar nicht zu ergründen vermögen, daß unser Verstand eben nicht über unser Menschentum hinausgeht, darum auch nicht imstande sein kann, das Göttliche völlig zu erfassen. Deshalb will der Mensch im allgemeinen sich nicht mehr von Gottes Geiste strafen lassen, wie wir dies so bezeichnend in unserem Lande sehen dürfen. Gott gibt uns Anschauungsunterricht. Wir sehen, wie sich Europa in seiner Gottlosigkeit vernichtete, wir fühlen, daß auch für uns die Stunde kommen wird, aber nein, wir gehen unsern eingeschlagenen Weg weiter. Man darf sich doch nicht ducken. Nein, groß will man dastehen, auch die Kirchen, die behaupten, den zerschlagensten der Menschenkinder als Führer zu besitzen. Im wahnsinnigen Tempo geht's weiter. Wen Gott zerstören will, den schlägt er erst mit Blindheit. Wir brauchen nur Sodom und Gomorrha zu betrachten. Belsazar wurde von seinen eigenen Knechten umgebracht, und Mene, Mene, Tekel, Upharsin ist auch über unser verführtes und sterbendes Volk mit erschütternder Deutlichkeit geschrieben. Wir werden von unsern eigenen Knechten umgebracht.

Und mit diesem Wahnsinn verbunden ist die Verständnislosigkeit für die wunderbaren Wahrheiten der Bibel. Versucht man doch meistens in den Kirchen nur noch die zerlumpte, menschliche Weisheit mit ein paar frommen Bibelsprüchen zu behängen, die man ja, wenn Gefahr droht, furchtlos fallen lassen darf. Man darf dann ja z. B. das unbequeme Verbot: Du sollst nicht töten, einfach beiseite schieben. Die Kinder Israel haben ja auch Kriege geführt zur Ehre Gottes. Und wir modernen Menschen kämpfen nur, rein ausschließlich nur für die Freiheit der Welt, für Gerechtigkeit und für die Wahrheit. Diese drei abstrakten Begriffe bringen ja genug konkrete Dinge ein, wenn man auch in der Ausübung dieser edlen Sache einige Millionen Kinder und Frauen Hungers sterben läßt. Wenn sie fort sind, sind wir um so reicher. Sie waren ja solche schlechten Menschen, und: Der Herr kennt die Seinen.

Dabei ist ein Streben nach Anhäufung von Reichtümern in den Kirchen zu beobachten. Alle möglichen Methoden und Methödchen werden erfunden, um den Anhängern klar zu machen, daß es die größte Tat im Reiche Gottes ist, wenn man viel und oft gibt, ist doch das Geld so blutnotwendig zum Aufbau dieses kirchlichen „Reiches Gottes." Prächtige Kirchen, mit allem modernen Luxus ausgestattet werden gebaut, während Millionen Hungernde nur die Brosamen erhalten, die von des Reichen Tische fallen. Weiß man wirklich nicht, daß der äußere Reichtum der Kirche die furchtbare Geistesarmut, die im Innern herrscht, verdecken muß? Hat man es nicht in der Weltgeschichte erlebt, daß die Klein-Asiatischen Kirchen an ihrem wahnsinnigen Luxus und Weltleben zu grunde gingen? Hat man's aus des „Meisters" eigenem Munde nicht vernommen, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist? Wo und wann hat das Reich Gottes es je nötig gehabt, um Geld zu betteln. In Jerusalem vielleicht unter den Aposteln? Bitte lieber Leser, nimm einmal deine Bibel und schlage diese Geschichte auf. Ap.-Gesch. 6. 1. Dort setzte die Armut ein, nachdem der Geist Gottes in seinem Wirken infolge der Selbstsucht nachließ. Zwietracht hub an, ein Zeichen der Geistesarmut. Die Erwählung der Almosenpfleger war kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt. Mit dem Herrn der Heerscharen, der sie aus Aegyptenland geführt hatte, brauchten sich die Kinder Israel nicht um Gut und Geld zu kümmern, für ihre Gesetzen brauchten sie Gold und Silber. Solange sie in der Wüste wären, ja bis zum Ende der Regierungszeit Davids, wohnte Gott in einem Zelte unter ihnen, nachher ersetzten sie Gott durch den Tempel. Ap.-Gesch. 7. 46. ff. Ganz sicher hat sich die sogenannte Kirche entwickelt. Vielleicht hat sie sich aber in der unrechten Richtung entwickelt. Oder wollen wir sagen, Gott will solche haarsträubenden Zustände in ihr haben. Oder haben wir sie, weil die Kirche eben Gott nicht hat, weil Ehrgeiz und Größenwahnsinn sie ergriffen? „Denn wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden."

Ist es vielleicht deshalb, daß der wahren Kirche Christi der Leidenszug ihres Meisters viel schärfer ins Antlitz gegraben worden ist, als je zuvor, im Gegensatz zu der sich immer bemerkbarer machenden Weltkirche, die voll Glanz und Macht, die Wahrheit nicht mehr zu erkennen vermag?

Die Frage: Was ist der Mensch, spitzt sich eigentlich zu einer neuen zu: **Wie werden Menschen?**

Um diese Frage zu beantworten, ist es nicht mehr als billig, daß wir Leute zu Worte kommen lassen, die Menschen geworden sind, die — wissen, weil sie diese Umwandlung an ihrem eigenen

Leibe verspürt haben. Es sind nicht Leute, die annehmen, daß sie es wissen, weil sie davon gehört haben, es sind nicht Leute, die glauben, es jedoch in keiner Weise bezeugen können. Nein, ihr Leben beweist ihr Menschsein. Dabei werden wir die merkwürdige Entdeckung machen, daß wir schon solchen Menschen in unserem eigenen Leben begegnet sind. Ihr Leben war durchglüht von einem Feuer, wie es andere und wir nicht besaßen, und die Flammen loderten zum Himmel empor. Sie jagten einem Ziele nach, das außer ihnen, wie es schien, wenige kannten. Sie verzehrten sich im Dienste des Nächsten, ohne doch aufzufallen. Sie brannten in diesem Feuer, bis sie selbst darin zu Asche wurden.

Der Nazarener ging an dir vorüber.

Was sagt denn der unbekannte Verfasser des Briefes an den Diognet, geschrieben um das Jahr 100 n. Chr., von diesem merkwürdigen Menschen?

„Sie unterscheiden sich weder durch ihr Land, noch ihre Sprache, noch durch besondere Volksgebräuche von den übrigen Menschen. Sie bewohnen nicht eigene Städte, sie sprechen keine fremde Sprache, sie haben keine auffallende Lebensweise. Man findet bei ihnen keine Lehre, die dem Hirn und Sinnen neuerungssüchtiger Menschen entsprossen ist, sie steifen sich nicht, wie manche Andere, auf menschliche Ansichten. Sie bewohnen, wie es einem Jeden beschieden ist, so gut wie fremde Orte, sie fügen sich in Kleidung und Nahrung und sonstigem Leben der Landessitte, aber bei alledem haben sie doch ihre wunderbare und anerkannt staunenswerte eigene Ordnung und Verfassung. Sie wohnen in ihrem Vaterland, aber doch wie Gäste, sie genießen ihr Bürgerrecht, bleiben aber doch Fremdlinge. Jede Fremde ist ihnen Heimat. Jede Heimat ist ihnen Fremde. Sie freien, wie alle andern, sie bekommen Kinder, aber — sie verstoßen nie. Ihr Tisch ist allen gemein, aber nie gemein. Sie leben im Fleisch, leben aber nicht nach dem Fleisch. Sie weilen auf Erden, und wandeln im Himmel. Sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, doch ihr Wandel steht über den Gesetzen. Sie lieben alle und werden von allen verfolgt. Sie werden nicht verstanden, werden aber doch verurteilt. Sie werden getötet und empfangen das Leben. Sie sind bettelarm und machen doch viele reich. Sie entbehren alles und haben an allem mehr als genug. Sie werden gelästert, aber doch gerechtfertigt. Sie werden geschmäht und segnen. Sie werden verhöhnt und ehren. Sie tun Gutes und werden wie Uebeltäter bestraft. Sie werden bestraft und freuen sich, als habe man ihnen zum Leben verholfen. Von den Juden werden sie als Feinde bekämpft, von den Heiden verfolgt, aber den Grund dieses Hasses weiß niemand. Die Seele ist an den Körper gebannt und hält ihn zusammen, auch die Chri-

sten an die Welt gebunden, wie an ein Gefängnis, und doch geben sie ihr den Halt. Unsterblich wohnt die Seele in sterblicher Hütte, auch die Christen wohnen in vergänglichen Leibern, im Himmel aber wartet ihrer die Unvergänglichkeit. Beengt durch die Bedürfnisse des Leibes ringt sich die Seele nur immer herrlicher empor; auch die Christen wachsen gerade unter den Drangsalen von Tag zu Tag. Gott selbst hat ihnen solche Heilsordnung gegeben. Sie haben weder Recht, noch Grund, sich dagegen zu beschweren."

Stellt uns die Bibel nicht dasselbe vor Augen, oder enthüllt sie gar noch mehr? Wir finden keinen gewöhnlichen Alltagsglauben, der bei der ersten Gelegenheit in Stücke fliegt. Hier ist das Wirken des „Unbekannten Gottes" zu sehen, der eifersüchtig wacht über das Wohl seiner Kinder, der sie leitet und zieht, bis sie sich Ihm zuletzt ganz anvertrauen müssen, bis sie ihn als ihren Vater ganz erfahren. Sie werden Menschen, wahre Menschen, Ebenbilder des lebendigen Gottes, die in seinem Reiche bereits hier auf Erden unter ihm leben. Sie werden nicht selig, sondern der Meister sagt: Selig seid ihr . . . . Hier ist der Unterschied zwischen der Weisheit der Menschen und der Torheit Gottes. Der moderne Mensch will alles tun in seinem selbst zurecht geklügelten Reiche Gottes, während in Wahrheit Gott alles schafft. In der modernen Kirchenarbeit kann man keine Grauköpfe gebrauchen, im Reiche Gottes werden gerade die Alten die berufenen Leiter und Führer, deren sich Gott bedient. Dort werden Freiwillige gebraucht, im Reiche Gottes ist man froh, wenn sich niemand freiwillig meldet, hier werden sie berufen. In der modernen Kirche gibt es viele Worte, noch mehr Pamphlete und am meisten Rufe nach Geld, im Reiche Gottes gibt es wenig Worte, die Taten ersetzen sie vollkommen, keine Anpreisungen und Behauptungen, sondern jeder kann das göttliche Geschehen an seinem eigenen Leibe erfahren, keine Bettelei, denn hier gehört einfach alles, auch das Leben dem allmächtigen Gott, der da spricht: „Gold und Silber sind mein, dem deshalb der gelbe Sand absolut nicht imponiert, der aus Steinen Brot machen kann, der die Seinen nicht verläßt, und wenn alles sie verläßt. Wer im Reiche Gottes lebt, braucht nicht angebettelt zu werden, er weiß und hat es erfahren, daß der Arbeiter seines Lohnes wert ist, und das Geld der andern ist völlig nutzlos, mag es wer weiß was für eine große Summe sein; das Scherflein der Witwe im Reiche Gottes wiegt schwerer, so schwer, daß seiner in aller Ewigkeit gedacht werden wird. In den modernen Kirchen traut man im allgemeinen nur sich selbst, man hat ein gewaltiges System der Ordnung und Vollkommenheit ausgearbeitet, man tut, wie man sagt sehr viel gutes im Namen des Herrn, möchte aber auch dafür nicht den im modernen Kirchenwesen so überaus wich-

tigen Credit vor der Welt verlieren, hat alle Drähte gelegt, nur fehlt die Hauptsache: Der elektrische Strom, der die ganze Geschichte lebendig macht, der Heilige Geist. Im Reiche Gottes ist nichts fertig, sondern alles ist im fortwährenden Fluß begriffen, und der elektrische Strom ist da. Man kann heutzutage an den heiligsten Stätten der Religionen ungestraft fluchen, schwören, lügen und betrügen, aber in der ersten Christengemeinde konnte nichts Unheiliges, nichts Gemeines leben. Der Geist Gottes vernichtete es. Siehe Ananias und Sapphira. Selbst der Mann Gottes, Moses, mußte dieselbe Erfahrung machen, da ihn der Herr töten wollte auf dem Wege nach Aegypten. Warum? Er hatte Gottes Befehl nicht ausgeführt: Beschneide deinen jüngsten Sohn. (2. Mos. 4. 24.) Und welch ein Leben war diesem Manne von Gott vorgeschrieben worden, um ihn zum Menschen und zum Werkzeuge seiner Hand zu machen. Ein angenommener Königssohn, unterrichtet in aller Weisheit der Aegypter, konnte er es am Königshofe nicht mehr aushalten, wollte er die schmähliche Unterdrückung seiner Brüder nicht mehr ansehen und erwählte, wie es Hebr. 11. 25 lautet, viel lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben. Er schlug den Aegypter tot, Gericht und Strafe an ihm übend. Er meinte aber, daß Gott durch seine Hand ihnen Heil gäbe, sagt Stephanus (Ap.-Gesch. 7. 25). Er tat's im eigenen Geiste, sein Plan war Menschenwerk. Er ward zu schanden. Gott will eben keine Freiwilligen. Seine Arbeiter müssen erst erzogen werden. Lot war auch so ein Freiwilliger und zog sich nachher lieber in die verruchten Städte Sodom und Gomorrha zurück, als daß er sich gebeugt hätte. Und im Neuen Testamente begegnen wir dem Markus als Freiwilligen. Er wollte Barnabas und Paulus auf ihren Reisen begleiten. Er lief beim ersten Ansturm der feindlichen Mächte davon. Bei seiner lieben Mutter in Jerusalem brauchte er sich solche Dinge nicht gefallen zu lassen. Nachdem er ausgereift war, rief ihn Gott in seinen Weinberg zu harter Arbeit. Er ist der Schreiber des Evangeliums gleichen Namens geworden. Wer Gott dienen will, muß mit diesem Leben abgeschlossen haben. Je schärfer die Schneide des Schwertes, desto wuchtiger der Hieb, je härter die Spitze der Lanze, desto durchdringender der Stoß. Je mehr ein Mensch sich von Gottes Geist schärfen läßt in den Kämpfen des Reiches Gottes, desto größe ist seine Durchschlagskraft. Dies haben sie alle bewiesen, die Menschen des Reiches Gottes. Allen voran Moses. 80 Jahre alt, zog er am Ende seines Lebens stehend, wieder zurück nach Aegyptenland, eine ergreifende Menschengestalt. 40 Wüstenjahre hatte er als Hirte hinter sich und mit ihnen ein verfehltes Leben. In der langen Wartezeit hatte Moses alle Lust verloren,

etwas aus eigener Kraft zu unternehmen, er hatte seine Schwächen gründlich kennen gelernt, zugleicher Zeit hatte ihn aber Gott gerade während dieser Zeit tief in die göttlichen Wahrheiten eingeführt. Moses war gelehrt in aller Weisheit der Aegypter. Wieviel Wahn und Irrtum waren aber darin enthalten. Am ägyptischen Königshofe hatte er unter lauter Götzendienern gelebt und durfte den Glauben seiner Väter nicht wahrnehmen lassen. Aus jenen Umgebungen und Einflüssen war er nun 40 Jahre lang hinaus, gehörte der Familie eines Mannes an, der den wahren Gott erkannte, und in der Wüste gewöhnte er sich um so mehr an jenen stillen Umgang mit Gott, wie der ihn brauchte, der nachher der Mittler seines Volkes werden sollte. Nur so war es ihm möglich, das Gute vom Falschen zu unterscheiden. Er lernte aber im Umgang mit seinen Schafen auch Geduld und Achtsamkeit, wie sie eben ein solcher Mann in seinem hohen Berufe brauchte. Mit tiefem Zagen, seiner Schwachheit immer eingedenk, machte sich die greise Hirtengestalt auf den Weg, blindlings Gott folgend. Nicht einmal seinem Schwiegervater machte er Mitteilung von der gewaltigen Aufgabe, die ihm bevorstand (2. Mose 4. 18). Die Sache war ja Jehovahs Werk, Menschen konnten doch nicht dabei helfen, zumal er doch Gottes weitere Winke in der Sache abwarten mußte. Und die blieben nicht aus. Eine zweite Berufung folgte (2. Mose 4. 19), und Moses ging. Gott gibt ihm 40 Jahre mehr zur Ausführung des Werkes, und während sich der Mann Gottes innerlich schwach und klein und ganz und gar abhängig von seinem Herrn fühlt, wächst er sich zur Riesengestalt in der gesamten Weltgeschichte aus.

Schauen wir uns den Sohn des Priesters an, Johannes den Täufer. Dem Vater ist es von Gott verheißen worden, daß der Sohn ein Großer in Israel werden wird. Was geschieht? Die Wüste nimmt Johannes auf. Armut ist sein Begleiter, Hunger und Durst kennt er wohl. Anstatt im Priesterrock im Tempel zu stehen, trägt er ein Kleid von Kamelshaaren und einen ledernen Gürtel; seine Speise sind Heuschrecken und wilder Honig. Im dritten Kapitel, Vers 2, können wir weiter lesen: Da geschah der Befehl Gottes zu Johannes, des Zacharias Sohn, in der Wüste. Riesengroß steht er da. Ein Charakter, der nie mehr seines gleichen fand in der Weltgeschichte. Großgezogen in Gott, ruhend mit all seinem Sein in Gott. Nichts konnte diesen Mann erschüttern. Ein Felsen im Meere der zeitlichen Nöte. Ein Stück Ewigkeit in der Zeitlichkeit. Die menschliche Verkörperung der göttlichen Gerechtigkeit und Strenge.

Und neben ihm? Jesus. Die menschliche Verkörperung der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit, bereit überall helfend beizutragen. Ebenfalls äußerlich arm, jedoch alle reich machend, die

sich zu ihm nahen. Einfachheit und Natürlichkeit atmend, während überall umher die Unnatur herrscht. Er schaut in den Kelch der Lilie und erblickt darin das Antlitz des Vaters, der Vögel liebliches Gezwitscher am frühen Morgen bringen ihm seinen Morgengruß und der leise Abendwind, der durch die schweren Blätter der Palme rauscht, trägt auf seinen Fittigen den Gute-Nacht-Kuß der ewigen Liebe droben. Jesus erlebte Gott. Sein ganzes Sein unterlag dem Willen des Vaters. Aus ihm zog er die Kraft des Lebens, tat er Wunder, die nicht etwa etwas Göttliches sind, sondern etwas echt Menschliches, schon im Paradies Verheißenes. Gen. 1. 28. Aber er tat sie in der Kraft Gottes. Gott wirkte sich aus in ihm. Nur so konnten Jesu Nachfolger und Vorläufer ihre sogenannten Wunder tun, die im letzten Grunde nichts weiter als Auswirkungen der göttlichen Lebenskräfte sind, die eben jeder besitzt, der „Mensch" geworden ist. Hat sie Jesus nicht zu tun verlangt von seinen Jüngern, und will er nicht mit den Seinen sein bis an der Welt Ende, er mit all seinen Lebenskräften und Lebensbeweisen? Die sogenannte Wunderlosigkeit unserer Zeit liegt an unserm Mißtrauen gegen Gott, an unserm furchtbaren Sündenleben, das leider bei Millionen trotz allen Abendmahlsgehens nicht vergeben wird. Die Menschen, die den Vater kennen, kennen auch die Bezeugung seiner Lebenskräfte in Krankheit, Not und Tod.

Sind wir Menschen? Manche von uns, viele nicht. Lassen wir uns ganz und gar von Gott „vorwärts bewegen," oder versuchen wir uns selbst „vorwärts zu bewegen?" Wir stehen im Zeichen der Vorwärtsbewegung. Geht sie von der Zeitlichkeit, verbunden mit irdischem Wollen aus, oder entspringt sie der Ewigkeit? Ist sie von sogenannten Menschen oder von Gott? Segen und Fluch liegen in deiner Hand. — Werde Mensch.

„Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darin; und sie ist's, die von mir zeuget."

Psychology of Prophecy.

BY J. L. ERNST

Widely differing ideas of a prophecy seem to have existed among all peoples. These ideas originated from beliefs or feelings: (a) that there was a supernatural God, or gods, on whose will and power the well-being and destiny of men depended; (b) that these supernatural powers had communion with men and gave them intimations of their will and purposes; (c) that these intimations were not given to men indiscriminately, but to certain favored men, who communicated them to others. On the basis of these beliefs ordinary men and entire peoples, desirous of living and acting in har-

mony with the will of the deity, especially when in perplexity in regard to what lay in the future, had recourse to them thru whom the deity spoke, and consulted them.

It was furthermore believed that the supernatural powers gave expression to their will and disposition toward men in different ways; either in an external and objective or in an internal and subjective manner. Among the external types of communication we find the *omens,* such as, meeting a person, the flight of birds, the rustling of leaves, etc. (Judges 6: 37, 2 Sam. 5: 24), while the internal illumination meant that the deity possessed the man, inspired him and spoke thru him. The divine omens were not intelligible to ordinary men, hence they required persons of special endowment to interpret them.

In Israel the prophet was the national spokesman of Jehovah. Under the influence of great mental and emotional excitement, he uttered an abundance of words which frequently contained deep and profound truths. Mysterious mind-phenomena of all description, from simple dreams, to and thru all the stages of psychological illusions, from clairvoyance, to epilepsy, in short all mental phenomena deviating in the slightest degree from the everyday normal routine, were considered, by agent and witness alike, as direct inspirations and revelations. The prophet was regarded God-inspired and God-commissioned, and his words, whether they contained profound wisdom or not, were considered messages from God thru His prophet.

The prophet was also a loving child of his nation. He was a patriot in the sublimest sense. Whenever in the great crises of his people, he saw inevitable ruin and confusion, he soared aloft on prophetic pinions, comforting his own bleeding heart and the hearts of his countrymen by the hope and message of peace that some day the ideal king, the Messiah, would bring order out of chaos and harmony out of confusion. It is furthermore evident that the prophet must have been a great student of nature and of his times. Voluntarily or involuntarily he was pressed into service by the great and mighty force of his soul. He preached because of an awakened indignation against oppression and sin. He taught because he could not help uttering his aspirations and longings. In all these activities it can be seen, that he acted also along with natural laws, displaying all the beauty and power of the human heart under the conditions of oppression, poverty, imprisonment, love, hatred, ambition, and above all religious and patriotic enthusiasm.

The earliest prophets lived and labored in the day of external means of inquiring into the future and obtaining an answer from

God for private and national needs. It is here that we find the Teraphim, the Lot, and the Urim and Thummim. The following period, containing the names of Elijah, Elisha and others, represents an advance in intellectuality and moral concepts. Israel had brought into Canaan the seed of an ethical religion and it was this ethical seed that now took root and grew thru the help of the prophets. The prophets of the last period flowered forth into a prophet-genius, and the genius is always in a sense unique; unique because of excelling wherein others fail. It would appear that the Hebrew prophets were the perfected embodiments of Hebrew genius, that is, they were the political, economic, social and religious genii of Israel all in one.

If we now eliminate all such powers and faculties which the prophet-genius and other genii have in common, there still remain other distinctions that are peculiarly the possession of the prophet. An attempt to explain these can be made from the view-point of psychology. Among these peculiarly prophetic elements which can be submitted to analysis in the light of psychology we find the following: the Call; Premonition; Revelation; Dream; Vision; Audition; Ecstacy and Inspiration.

All prophets are conscious of a divine *call*. Nowhere do they speak or write about a resolution or decision to devote themselves to the profession of a prophet. They speak of an experience, oftentimes momentary, wherein the call impressed itself upon them with unmistakable clearness and irresistible force. Moses, Samuel, Amos Jeremiah, Ezekiel and others were forced into the prophetic office in a manner of which one of their number writes "It was within me like a burning fire, I tried to withstand it but could not." In Exodus 3: 4 we find a clew to the psychology of the prophetic call. "When God saw that Moses *turned aside to see,* He called him." Thus God calls a man to the prophetic office after he *turns aside to see.* In other words, the call comes only when one is occupied with the subject to which he is called. When he has been thinking, planning, hoping, aspiring, fearing, a revelation, a solution, a great light may flash in upon him. The musical genius must stay and practice before he can attain fame. Not otherwise did the prophets receive the "call" not because they were already equipped and educated, but because they were prepared to *turn aside* and direct their powers into the channels of prophetic activity. And in a general way we may state, that from our view-point the prophetic "call" is the psychological moment when one suddenly becomes conscious of profound truths whereupon he rises to the situation with the true genius that makes him a prophet.

Turning to prophecy in its narrower sense of mere *premonition* and *prediction*, we find the psychologist confronted by a dilemma and the theologian also somewhat in a quandary, as is shown by the following definition: "Prophecy is the foretelling of future events by virtue of direct communication from God—a foretelling, therefore, which, tho not contravening any laws of the human mind, those laws, if fully known, would not, without this agency of God, be sufficient to explain." (A. H. Strong, D. D., LL. D. Systematic Theology, page 134.) According to Kuenen, the eminent Dutch theologian, there is not, and never has been, any real foretelling of future events beyond that which is possible to natural pre-science. Pfleiderer, John Knox, and others, deny direct prediction, pointing out that it is chiefly the product of the conscience or moral reason. "True prophecy is based on moral grounds. Everywhere the menacing future is connected with the evil past by the *therefore*." A. B. Davidson writes: "Certainly, belief in such a faculty (premonition) by peculiarly gifted persons has been prevalent in different ages and among different peoples, but anything like scientific proof of the existence of this faculty has probably never been offered. . . There may be obscure capacities in the mind not yet explored." (Hasting's Dictionary of the Bible—Prophecy and Prophets.) Many leading psychologists will be found to be almost less iconoclastic and more orthodox than the churchmen quoted above. Professor James claims that mystical states may be "windows thru which the mind looks out upon a more extensive and inclusive world." (Varieties of Religious Experience.) Thru the doorway of the subconscious, in his opinion, the mystic comes into touch with "an altogether other dimension of existence," in which most of our ideals originate. Concerning the attitude of the scientist, Dr. Pratt makes the following statement: "We must make up our minds whether we really wish, so far as possible, to stick to science. . . Not that science dogmatically denies the existence of the supernatural. It neither knows nor pretends to know anything about this. It merely points out that if the supernatural can and does interfere with the natural then there is, at the spot where the interference takes place, no longer any room for science. If the supernaturalists are right in maintaining miraculous breaks in natural law, science must, at the very least, modify her pretensions, and speak no longer in universal terms but in the more modest diction of mere probability." (J. B. Pratt, Ph. D.—The Religious Consciousness, Page 445.) Another psychologist, who has studied carefully this phase of prophetic activity, arrives at the following conclusion: "Premonition is the delicate intuitive adjustment of the

human mind for catching the distance vibrations, or 'overtones' of the operations of the universe."

Thus prophecy, particularly its outstanding factors, such as call, premonition, revelation, dream, vision, ecstacy and inspiration, when studied from the viewpoint of psychology, tends to resolve itself into human and subjective phenomena of the mind. Divine it is, not only in the narrow sense of being superinduced by God, but in a larger and truer sense that all phenomena, particularly all mind phenomena, are divine. They are manifestations of the Infinite One in a larger sense. As far as prophecy is a purely mental process it can be studied psychologically. However at that point where the known laws of mental activity are suspended and superseded by the supernatural, the psychologist is utterly at a loss. We can know only that which bears analogy to our own nature or experience.

Home Mission as the Expression of the Social Impulses

By J. J. Braun

Home Missions to a man of vision is the romantic task of bringing in the kingdom of God in the home country. It is God's work and we are his partners. This is a large conception. The average man thinks of Home Missions as the task of winning men and women for the faith and organizing them into a church which shall as soon as possible become self-supporting. When he speaks of social impulses, he thinks of alms, of free hospital beds, orphanages and old folks' homes, relief for war and famine sufferers etc. Or, the word "social" may bring home to his conscience the challenge to lend head and hand toward the solution of difficult economic problems such as the control of natural resources, the control of transportation and of factories; the position in which many millions of propertyless workingmen are placed by their economic dependence on conscienceless and powerful capitalistic organizations; the conditions of dissatisfaction, class consciousness, lack of humility, racial antipathies etc., among these workingmen; and similar questions of social justice, wisdom and good-will. But when all three of these seem to be lumped into one mass, it is not surprising that conservative men should be on their guard.

There is a strong movement urging men to think of home missions in social terms. The machinery of the churches is not yet operating home missionary enterprises as tho the boards were thinking in such terms, but an increasing number of men on and off

boards are thinking that way. Eden Publishing House reports many sales of Douglass' "The New Home Missions." The Pilgrim Press at the Chicago office have made the statement to the writer that it is an especially good seller. This is significant inasmuch as Douglass urges in a way that would seem radical to most churchmen that home missions in the old sense is a thing of the past. The following is a characteristic passage; "In Home Missions it concerns not merely the redirecting of the whole process, but ultimately the moving of perhaps 5,000,000 a year of appropriations and 15,000 men from conventional or sectarian to social tasks." Sadly the author complains that no one is ready for the step, but rallies his courage and insists upon radical action. "Vast and sudden changes in society demand equal changes in the Church."

Prominent missionary men in our Synod are becoming known as advocates of a "redirection of Home Missions" in our own work. They have told us a number of times lately in pamphlets and from convention platforms that we must lengthen our cords, or that we must take a hand in the social reconstruction of our day, else our work will remain incomplete.

The Christian Church is exceedingly conservative. Immediately upon statements as those above, we ask: "Is this another case of substituting the better for the best? Is our objective for human redemption being lowered? The evangelistic passion of a truly spiritual church has engendered keen social zeal. It follows naturally upon the great evangelistic period of Moody and the many others. Or in Germany, it followed upon the blessed work of the pietists. Now come these men and want to take over the rich heritage of a living social interest and cut loose from the roots of a vital personal religion. Unfounded or not, this is the suspicion with which we shall have to deal. We will have to show the vital necessity of the right kind of social interest, and we will have to show furthermore that pietism and evangelism must actually and faithfully nurture the social impulses it has engendered or it will be guilty of one of the greatest acts of wastefulness in the history of the Christian Church. In the meantime the movement for more social interest in the aggressive work of the church, to which it is the object of this paper to point out and emphasize, will inevitably have to be reviewed, analyzed, criticized, tested, and held in abeyance just as long as it is weak enough to be held in check. As soon as it has gained enough strength, it will become overwhelming and we will obediently fall in line.

Very enlightening at this point is a reference to the German book, which the writer has found in quite a number of Evangelical

parsonages: "Was man von der Inneren Mission wissen soll" by Wurster-Henning. These men present a faithful historic and descriptive investigation of what in Germany is called "Innere Mission." Seemingly Germany has had no frontier. There is no problem of expansion at home. There is practically no territory where nominally at least, the church is not long since established. Yet the more earnest churchmen have been far from being content with the ordinary program of the church. As long as many thousands were not being reached by the church, and as long as the chief reason why these thousands are not being affected by the Gospel seems to be the fact that their minds are preoccupied and warped by the very pressing problems of their daily bread, or poisoned by injustices suffered at the hands of representative people, the church had to become the good Samaritan. The modern church took note of ancient lines of social endeavor and built thereon its "Innere Mission". Wherever it was functioning without the highly defined, artificial inhibitions of priests and levite, the German church attacked the social problem with a great deal of zest and called the Berliner Stadt-mission the Bielefeld institutions, the Deaconess houses, the whole list of preventative and palliative social enterprises, its "Innere Mission."

America had a frontier, but it has vanished. There are still large sections to be reclaimed, populated, and then churched. New mining camps will spring up and will then need to be ministered to. But this does not present a difficult problem of expansion. Exhaustive surveys in 1911 show that the church is keeping pace with the western population far more effectively than most eastern people think. The worst situation at that time was found in a very large territory in western Washington, eastern Montana, northern Idaho. Here about 4,000 persons were found that had to go four miles or more to the nearest Protestant church. The writer made a survey of Dolores County, Colorado, in 1919, and found that the 1,400 square miles of mostly mountainous territory harbored about 800 people, no Protestant church and one small Catholic church. He organized a community church at the county-seat, Rico, which became one of his eleven preaching places. Only 150 miles away was overchurched Grand Junction, where among a population of about 7,000, 24 religious denominations were found, 12 of them having church buildings or halls for regular worship. The problem has ceased to be one of expansion and become one of strategy and of quality.

The mission of the church at home is the intensive effort to establish the kingdom of God. This might also be called the King-

dom of social righteousness. Comparing the American and the German situations at this point, we find an interesting difference. With us the church is gradually turning her energies into a field that others have developed, while in Germany the church was the first in the field. Fliedner, Wichern, Bodelschwingh, Stoecker and others were great originators. They were primarily churchmen. The great American social workers have handed down to the present day a tradition concerning work that is not the same as that handed down by the German pioneers. The latter rendered social service with the overmastering objective of enabling people to become spiritually minded Christians. On the other hand those who were first dominant in the American field, seemed quite willing to disclaim any such objective. They were satisfied with holding up as their standard a higher type of Americanism, good citizenship, ability to be economically independent. The phenomenal American enthusiasm for social service may have its roots in Christianity, but it surely did not proceed out of the church as an organization. It is characterized by a degree of devotion and high-mindedness that can have no other source than Christ. It may even be true that many of our great social workers have from the beginning been honestly glad that the people that were helped were thus made more nearly like that which Christ wished men to be. But on the other hand it is clear that there was no passion to give Christ the glory that was in any way equal to the passion for the work itself. To lead people to believe in Christ was no objective of this work. The social service that Christ rendered was based on this motive entirely. The Innere Mission of the German churches was actuated by this motive. The great joyous task of the soundly spiritual church is to set everyone free by the power of Christ of whatsoever may be his bondage, for the single purpose of glorifying God. In other words, the ideal life remains that in which a man finds freedom and supreme delight and in his glorious work of salvation thru Christ. Nothing short of a profound inner experience of God as the Supreme One, offended by our sins, freely forgiving us thru Christ, the author of every good and perfect gift, will make a man the dynamic social force which every man must be in a right social order. The very enthusiasm the Master had for humanity forbade his admitting that relief of physical distress by itself rendered a man a good social being. When it was at all possible, he gave a man the abundant life for time and for eternity. Where this was very evidently a matter of development it was nevertheless very evidently the conscious objective of the Master. The extent to which the more limited tradition of social service dominates the minds of

benevolent people, becomes evident when we consider the recent change that is coming over one of the church's most typically spiritual institutions. The reference is to our deaconess homes. Deaconess homes have in times past been an effort of the church to take man out of his misery all the way into a full Christian life. Now we have officially declared, the objective need not be to bring patients into the Kingdom. It is sufficient to get people over their immediate physical crisis. Consequently it is already coming to pass that respectability and a general thing called Christian character with efficiency at nursing is all we require of nurses in some of our deaconess homes. The real deaconess feature is rapidly disappearing. In its place we are admitting a kind of worldly-wise benevolence.

Wherever the call is to use home missionary energy and money for worldly-wise benevolence, spiritually-minded men will object—not because they fail to see that even such benevolence is helping the cause of human welfare, but because they see so clearly that a more far-reaching program of social service is feasible.

We must remember at this point that it is just this strategic element of trying to arrive at the most "far-reaching" or most effective program of social service which is the real achievement of all the splendid thinking and experimentation along this line. No true and well informed social worker in America will try to build the ideal society without trying in some way to make room for Religion. But if it is an extraneous matter, merely made room for, it will not be effective. Religion, to be effective, must do its work and yield both its message of redemption and its training into higher ways of thinking and living from out of the heart of the social worker himself. It must express itself unequivocally in all social principles and standards, institutions and arrangements. Thus, for truly scientific social work, the social worker must be truly religious. The profound conviction that there could be no comprehensive social work without a vital religious faith, prompted men like Josiah Strong, Walter Rauschenbusch, Chas. Stelzle and others to seek to induce the church to assume the responsibility for social reconstruction.

It has been a long time since these men began their labors. Since then, even some of the most conservative denominations have at least appointed commissions on social service and investigation, and we are no longer strangers to social responsibility. What we are timidly groping after now is a strong and ready arm of the church to put our social convictions into operation.

In the meanwhile, the only mission the majority of the churches

recognize in their home territory is to organize more churches of their own denomination. A hundred thousand negroes in one city, a hundred and fifty thousand in another, remain untouched by religion and are a menace to the morals and spirituality of their communities. We have practically one type of church work and that does not appeal to negroes. It is in the main gauged only to appeal to persons of German extraction and of Lutheran training. In the meantime, nobody gets under the skin of the rich who do so much to aggravate and perpetuate social injustice. We have them in our own churches and painstakingly avoid all unpleasant subjects. Thousands of prospering Jews crowd in on our downtown churches. Among them are the men who are rearing a corrupt and corrupting motion picture business and those who conduct sweat shops. The church weakly moves out of that section and fails utterly to grapple with the godlessness of the unsocial Jew. In the meantime also, we go on in our work of establishing churches. We desire new centers from which to preach and educate and serve the people,—where little occasions for service are right handy, and we have time to spare from our many labors that are necessary for keeping the church going. We ought to organize more churches, but we have neither the men nor the money. When a new church is organized, it is not infrequent for the organizer to stand aside and look with amazement at the child. While he was in the midst of his part of the work, pouring his prayers, his best life, into the young thing that was coming to birth, he thought of himself as the parent of the new church. Now he would rather think of himself merely as the nurse. He had been praying and working for a communion of saints in which sainthood should mean a cleansing passion for God's glorification and for the redemption of mankind. Instead there was on his hands a selfish, touchy creature with neither heart nor ear nor eye for the larger work. Would he be right in tracing the selfish features of the new church to the parent stock, the whole church? Another explanation would be that the members may have been brought into membership before they had that religious experience that sets a man free from self and creates in him a new enthusiasm for humanity. Very likely there is some truth in each of these explanations. In fairness it should also be stated that a newly organized church naturally sees its first task in securing a place of worship, winning new members, paying heavy bills, establishing its own ways of working, etc. And furthermore it should be said that there might be found one or more persons even in such a church that have the faith to hold and cultivate the large Kingdom outlook from the beginning. Speaking of the

situation as a whole, it would certainly be inaccurate to say that the parent churches had no social impulses, and it would be equally untrue to say that the members of the new church had no genuine religious experience. The truth of the matter would very likely best be stated by saying that the awakening social impulses in the members of the new church are being inhibited as rapidly as they appear by the strength of the traditional unsocial conception of Evangelical Christianity.

Every genuine religious experience generates social impulses. No one experiences a new love for God without experiencing also a new love for his fellow-man. If these impulses were given immediate expression in well-planned, strategic social or Kingdom service, they would live and grow.

Unfortunately, our present plan of harnessing all the service impulses of our people for church work, money raising, and other things that should be incidental, is supported by a very strong opinion that grappling with the social situation directly is somehow beneath the dignity of the church. Society, like he that fell among the thieves, continues lying in her misery. We conduct our church work in such a way that the impulses toward brotherly helpfulness, once aroused, are not used and nurtured. They should be so assiduously cultivated that the dominant passion of our people comes to be the building of the kingdom of God right here in the social structure in which we live.

The angels must weep when the effect of our present conception of our mission at home becomes apparent in the inner history of some of our best converts. Here is a red-blooded man of ordinary talent, who has followed the gleam and joined the church. After going along for a number of years with reasonable faithfulness, life crowds in on him, and he does things that reveal to him the utter and woeful inadequacy of his inner resources. In the stress and strain of that period he is brought face to face with the great alternative. There is a voice that says "Turn your back on all this talk about sin and accountability to God. That way of thinking is antiquated. Quit the church, live like other men, be more prudent, live down what mistakes you have made, and in the course of time the world will be at your feet." "No!" cries another voice, "Allow yourself to see that all your experiences come to a focus in the overwhelming fact that you are a sinner—helpless spiritually, utterly sinful. The cry of your innermost soul is for a clean heart and a new spirit. Do not stifle that cry. God will hear you, take the leap into the dark, throw your whole sinful self upon Him. Dare!" And he dares. The result is exactly what is promised.

There arise in his soul new perceptions of the Lord and His love. There comes a new trust, a new quietness, soberness of soul, together with such an unmerited joy of life and inner freedom that his amazement scarce knows any bounds. In the center of it all is the Lord worthy to receive all honor and glory and power. At the same time other people appear in a new light. They are more real. He sees persons, souls beautifully endowed, where before he was always troubled by an inability to appreciate other people. It is the Lord's doing and marvelous in his eyes. With all his being he is alert to give God the praise. Spontaneously, as if by the immediate suggestion of the Holy Spirit, he senses the needs of other people and feels an infinite readiness to help him, if only the Lord would graciously allow their needs like his own to come to a focus in the great central liberating experience of the Lord's grace. By and by the masculine mind in him leads him to desire larger service. Where will his life count most? He sees so much that could be done and feels sure that with expert leadership the admirable forces of the church could be mustered for real results. However, all energy and all time in the church seem to be taken up with efforts to keep the church going. The church thinks it must limit itself to formal services of worship, to what religious education is feasible, and to the work of getting the money required for it all. There are collections for benevolence and he puts in his envelope. He acquiesces. He comes to measure his church work ecclesiastically as others do. Much routine work. Little opportunity to nurture those spontaneous impulses to be a modern good Samaritan. He all but accepts the theory that it is right to keep on regenerating souls and then allowing the best resultant impulses that arise to atrophy. He is sure of his own experience of God and welcomes every opportunity to help the church's program of preaching and teaching. But his own life begins more and more to lack power. It dawns on him that the church does not help much. As a whole it is stultified. It is making no headway. Its traditions are so powerful that it seems nothing can be done. He finally asks: "Art thou he that shall come or wait we for another. It almost seems as tho most of our good church men are men like this, who with more or less vividness have gone thru some degree of the same kind of exercises. Their own expressions of the new powers that have arisen within them have been curbed. Now they are powerless.

What is the trouble? Some would have us enter a sane, but thoro-going evangelism. Without doubt our missionary work ought far more largely to be an effort to awaken the deeper religious faith and experience of God such as has been described above. But to

what sort of religious life are we going to awaken people? The whole structure, the very color of the life that is our ideal should be alert and alive socially. The immediate mission of the church in America is to take cognizance of the social needs of the people—those of the individual and those of the masses, those of the rich and those of the poor, and above all those of the great middle class. We should very rapidly develop an aggressive missionary work that would include all of man's needs. Living in this peculiarly troublesome period socially, we should quickly recognize the kind of help that is opportune and therewith vastly increase our ability to offer the spiritual help that we are really eager to offer, but impotent to force on thinking men. These men are afraid that we do not really have that experience of love for God which we preach about. One splendid fellow told the writer recently, it seemed to him that churchmen did not know God as they professed to, for if they did, they would inevitably love their fellow-men more wisely and tenderly. That means that in Home Missions we keep religion too much in a professional compartment by itself. Religion cannot be dealt with that way without degenerating. Come to the secret inner releasing spring and immediately God creates new social impulses the inhibition of which is disastrous.

Foreign missions has a great deal more zest than home missions. This is generally admitted. Foreign missions deals with the whole life of the people. Missionaries very rarely hesitate to take a hand in the social uplift of the people. Out there it seems to be clearer that Christian life cannot live in un-Christian forms. So the love for others expresses itself freely and grows into considerable strength. It is very likely easier in heathen lands because of the great superiority of the missionaries and because of their independence. Home missions would be less dead and artificial if we, too, insist on Christian social forms for the Christian life our missionaries are striving to produce.

It may be that we are overestimating the movement for the redirection of home missions. Whatever it may be that is impeding the progress of the kingdom of God is evidently so powerful that, it may be, only the coming of the Lord will get us the victory. However, while we wait for His glorious appearance, surely it will be the part of real devotion to do what we can with the powerful machinery we have reared. In its last analysis, home missions is the very social desire to give others the blessing we have ourselves received from religion. The hermit knows nothing of this impulse. If home missions is the effort to give others what blessing we have received, why should we refuse to give him what he can now receive.

It may be that he is not ready for the great central religious experience. Then give him the help he is now ready to receive. And having such highly educated and so many Christian men in the church, that help ought to be in the light of the very best social science of the day.

The Church and the Jewish Problem

By Prof. K. M. Chworowsky

The last few years have seen a revival of public interest in the Jewish question unusual in its scope as well as unique in its expression and tendency. The causes for this revival of interest are to be sought not only among the emotional and political by-products of the late war with its alleged sympathies for oppressed peoples and its blatantly heralded program of a "war for Democracy", nor in the cheap sentimentalities of the framers of the Versailles peace treaty towards submerged nationalities, but rather in conditions and events that are much older than the war and only indirectly related to it.

There has occurred, in recent years and almost contemporaneous with the conclusion of the world war, a re-appearance of anti-semitic prejudice and violent Jew-hatred that has astonished the civilized world with its unreasonableness and obstinacy. While in the light of the history of our civilization this phenomenon may not seem strange in itself, it has, strange to say, assumed most persistent and malignant form in those lands where above all things we should expect Anti-semitism to find least favorable root and soil. It is not surprising that revolution-torn Russia, where for the present all the forces of hell seem released, should stage her time-honored pogroms, nor is it unusual that in the new Slavic states where Jew-baiting has been as traditional and popular political as well as ecclesiastical policy the lot of the Jew should not have improved with the advancement of these peoples into the graduating class of "democracies," but that in enlightened Germany and Austria the fall of "autocracy and absolutism" should be accompanied by new outbreaks of persecution and discrimination against Jews, and that above all in America, the "bulwark of democracy and freedom," Anti-semitism should gain even a temporary footing would seem quite a task for the imagination to visualize, while unfortunately it is a fact for the sense to realize.

What makes this re-awakening of the anti-Jewish spirit seem almost incredible and its presence so much more oppressive is the fact, undisputed everywhere, that the Jew, whose experiences in

the late war constitute one of the most tragic chapters in this volume of woe and misery, did not fail of his duty as patriot and citizen in any of the belligerent lands. Even the most violent of anti-Jewish journalists and propagandists find it a matter of simple tho unpalatable justice to render to the Jew, no matter under which banner he fought, the highest praise and recognition for his services of patriotism.

A conservative estimate made in the early days of the war of the number of Jews bearing arms in the various fighting units puts this number at 550,000. This means that while of the gentile nations engaged about 26/10 per cent of the men were actively employed in the pursuits of war, the Jewish race of all of these nations was contributing 55/10 per cent of its manpower to the armies, not counting the many positions Jews of all ranks were filling in all warring nations in connection with other tasks directly or indirectly relating to the conduct of the war.

The recognition of such services rendered in a spirit of patriotism that seems almost unbelievable when it is remembered that on all battlefields Jew was fighting Jew and that on practically all staffs and commissions Jewish brains were being pitted against Jewish wits—the recognition of such unrivalled devotion to country and cause has been lavish here, unwillingly wrung from a prejudiced press and public there, but it has come, because come it must as the inevitable response of the voice of ultimate justice to an act of almost divine heroism; yet neither this recognition nor the role the Jew is playing in all lands today as directing and cooperating genius in the work of reconstruction has prevented the recurrence of a form of race hatred and prejudice that we are wont to associate with the medieval mind or with semi-barbarism.

The Jew flocked to the Russian standards to protect that land and government which in the prosperous days of peace had denied him the most self-evident assurances and guarantees of liberty and happiness. He died for the Czar only to have his property confiscated, his home burnt, his women ravished, and his children killed. He fought for the new Russia and was rewarded with the same suspicions and disabilities, and with pogroms that because of their Bolshivistic instigation were none the less bloody and cruel.

In Austria, in Poland, in the newly formed Slavic states, and in Germany he bled for the security of the old fatherland and then as enthusiastically for the preservation of the new order of things; but no laurels awaited him, the newly acquired liberties were denied his race, and it only remained for him to realize that his liberal giving of blood and goods had not purchased for him an iota more

of that respect and regard which as a loyal fellow-citizen and dependable fellow-man he always had merited but rarely enjoyed.

We in America may pass over the recrudescence of these forms of race-hatred in the European lands with a shrug and with a confession of our impotence concerning active interference with or even indirect benevolent influence upon conditions responsible for such "deplorable circumstances," we cannot, however, remain indifferent and indolent when we see that even in our own land this same monster is rearing its terrible head and beginning to assume the proportions of a national menace.

We need not be so much concerned with the silly anti-Jewish campaign of Henry Ford, which in spite of the millions behind it has by this time been repudiated by all intelligent and sane people; nor is the cleverly camouflaged agitation of the Ku Klux Klan against things Jewish to be taken very seriously. It becomes a matter of grave concern, however, when Anti-semitism in America begins to assume the forms of organized propaganda favoring social, educational, and economic discriminations against the Jew, as reliable reports from various sections of the country would have it. That these reports, even as those coming from across the seas, are more than the "wolf, wolf" cries of irresponsible alarmists may be gathered from the fact that the press of our land, following the trend of a quite universal disposition, has in its secular as well as religious departments been eagerly discussing the question of Jewish rights, and in not a few instances has this discussion led to bitter recriminations and deplorable partisanship.

It is not so long ago that the report came from one of the leading eastern universities of our land that the governing board of that school was seriously considering limiting the number of Jewish students; comments on this situation have not been exhausted as yet and already we hear anew how the Jews in eastern communities are organizing to contend for the protection of those rights and privileges to which they are as self-evidently entitled as any other American citizen.

Our country has experienced "mild" attacks of Anti-semitism before, and we have taken them good-naturedly as a part and form of the impulsive and often irresponsible democratic life of ours. After all, the Jew has no special reason for complaint, even if he is barred from membership in certain exclusive university or army and navy clubs, as long as the same disabilities are being shared by others of his fellow-citizens. The subject of anti-Jewish feeling as compared with anti-German, or anti-Japanese, or anti-Negro feeling becomes a matter of deep national concern and of essential pol-

icy only then when it takes on the method and mode of a systematically organized movement and an insidiously agitated propaganda. This is actually the status of Anti-semitism in practically all the so-called Christian countries today. It has become a world menace, one that we cannot afford to ignore without periling our very life as a free commonwealth.

The fight against Anti-semitism has always challenged the determined opposition of all right thinking people. In fact there should be no need and sense for speaking of the anti-Christian nature of this and kindred destructive movements. Racial prejudice everywhere has its origin together with all those forces of bigotry and fanaticism that belong to the age of the cave and the brute man. Anti-semitism not only represents all that is ugly, immoral, and unthinkable from the purely human point of view, it is essentially and in all of its aspects an anti-Christian movement. Its motives have nothing in common with either ethics or religion and its practical results are subversive of all that Christianity stands for. While this may seem trite and too self-evident for statement, it remains equally true that Anti-semitism has been most virulent and most hideously destructive during the centuries of Christian history, that it has been instigated, encouraged, or abetted by either Christian governments, by Christian ecclesiastical authorities, or by organizations that, while admitting other than religious motives, never denied their religious affiliations. In other words, while the Jews have been persecuted long before our era, it has remained for the "Christian age" to give to the world a demonstration of the most horrible inconsistency history could record, namely that of a religion built on faith in a God of love and justice persecuting those from whose hands it has received the very soul and substance of its faith.

The historic church will have a difficult task explaining or excusing the anti-Jewish tendencies of the early and medieval church. It will be no easier to apologize for the monstrosities exercised in modern times by Christian authorities upon Jewish communities, or for the systematic campaign of violence engineered by Christian groups against Jewish minorities, or for the indifference displayed by Christian clergy and laity alike in full view of the horrors of recent and present day massacres and cruelties.

Recalling the disgraceful part the church at all times has played in connection with the Jewish problem, altho laudable and noble exceptions can be made, it might seem almost preposterous to ask in view of the nature and proportion of the Jewish problem as it confronts us today, "What will the church do about it?"

Surely this question is a pertinent one. No intelligent Christian will attempt to deny these incontrovertible facts: that he is indebted to the Jewish race for the most sacred treasures of his faith and religious life; he cannot deny that ethically and spiritually the very essence of Judaism is today the heart and core of Christianity; he cannot deny that both Old and New Testament scriptures, written by Jews, are even today the source of his religious inspiration and of the hope of his salvation; he dare not deny that not only the apostles and early church-leaders but the saviour himself was a Jew according to the flesh; he will not attempt to controvert the first commandment of his faith which teaches love; he can find little encouragement in even the New Testament writings for his pride in being of the select "new Israel," for does not St. Paul in Romans 11 in unmistakable terms castigate this false pride with that cutting allusion to the natural branches and the grafted boughs? Does not the "Book" declare without equivocation that a necessary prerequisite for the second coming of the Christ shall be the return of the first Israel to its God and Lord? And finally, is there anything in Christian biblical writings or in essential Christian thought that teaches the believer anything but an attitude of charity and sympathetic brotherliness towards the Jew, who may have fallen from grace, but to whom even now belong the most glorious promises of restitution and rehabilitation? Is there really anything more illogical, more stupid, more inconsistent, and more brutal from a Christian point of view than Anti-semitism, and yet it is a fact, disputed but faintly and surely unpardonable, that the church of all institutions has done least to oppose and effectually to fight Anti-semitism when it of all organizations should have made such warfare a sacred duty.

It is not saying too much to assert that the attitude of the historical church towards the Jewish question constitutes one of the most bewildering inconsistencies in the history of Christian civilization. Here is an institution challenging a world in the name of the God of Love, whose Fatherheart revealed in the life of the Prince of Peace would gather all men into the communion of a divine brotherhood; here is a church born in persecution and conceived in the blood of martyrs; here is the church of Jesus Christ, the Son of God, and a Jew according to his own testimony; here is the church of the apostles, martyrs, and early fathers, many of them Jews; here is that church drawing its spiritual sustenance from the pages of the Old and New Testament, almost every line of which was written by Jewish authors who never denied their origin and who while deeply conscious of the sins of their people were at

the same time as keenly aware of the glorious promises held out for their race by Him "whose side they had pierced"; here is this same church for centuries either actively directing persecution, expulsion, expatriation, disfranchisement, and hatred of its Jewish brethren, insidiously abetting the most virulent and deadly of prejudices and passions against this race, or at the very least turning indifferent eyes and ears towards the agonies and sufferings of a people upon whose ultimate redemption, according to Christian eschatology, the final consummation of all things depends. What a record, what a pageant of barbarism and brutality, what a spectacle along the highway of a civilization that proudly calls itself "Christian."

If these words seem unduly harsh and critical, let it be remembered that history itself, history as recorded by Christian authors and by gentile pens, actuated not infrequently by a desire to vindicate the harshest measure against the Jewish race, constitutes the most powerful indictment of church-christianity on this score. If we would measure others by the scriptural standard "by their works ye shall know them," is it more than simple justice to apply these standards to ourselves?

Whether we think of the early church which so readily turned from the role of the persecuted to that of the persecuter, or whether we read the pages of medieval history with their stories of inquisition, ecclesiastical sanction of excesses against Jews, and church-inspired policies of wholesale banishment and disfranchisement, or whether we turn to Protestant church or profane history writing its own verdict in a policy of almost systematic indifference towards governmental interference with the most self-evident political and moral rights of Jewish citizens, or what is even worse, registering neither complaint nor reproof against mob-violence of the most savage kind, against pogroms in Russia, Poland, and Galacia, against persecutions of a subtler but more despicable sort in present-day republics and monarchies alike; no matter what chapter of history we choose to read, the indictment stands, no matter how much we deny the guilt or disavow responsibility. There is only one alternative of judgment: either the civilization that we even today glorify with the name "Christian" is undeserving of that name which has bene defiled again and again by the fractricidal hands of its champions, or the name itself is a hollow mockery and sham, since it has not only tolerated but even sanctioned and defended outrage and murder.

It would almost seem that the church had entirely forgotten the beautiful virtue of its Master, that of meekness and modesty. While leaders of Christianity are frank to confess that the church

in its "human nature" can fail and has failed, these confessors of a theoretical fallibility seem most reluctant to make the necessary confession when confronted with the plain facts in this case. Now nothing is better founded in fact or grounded upon more evidence than the case of Jewry against the church; not the case of Judaism against Christianity or Christ, as many superficial Jews and enemies of Christianity would put it, but Jewry's case against a church which in much of its practise and life has forsaken the Christ of the New Testament and the gospel of peace and love, worshipping in their place a vengeful and vindictive deity whose message like that of the God of Islam preaches conquest, fire, and sword rather than the peace of Bethlehem and the love of Calvary.

What better proof may be rendered for the ever present uncharitableness of the Christian towards the Jew than the fact that any attempt to discuss this matter impassionately and fairly at once meets with the most violent rebuff and with charges of "pro-Jewish" and "anti-Christian" from church-members. Ever since the church thru its alignment with temporal power (and this alliance exists even where there is no state church, as the recent war has conclusively proved), has secured for itself a position of safety and influence, it has been most intolerant of crticism, even where this criticism was aimed at the only too evident errors and mistakes of human frailty and shortcoming in the church. The foregoing statements, for instance, are actuated by nothing more than a deep love for the Christ and His church,and yet the author feels that he shall be thoroly misunderstood, roundly condemned, and most unfairly censored for his attempts to throw light upon a situation which calls for open-mindedness and frankness if for anything.

The writer feels that a change in the prevailing attitude of Christians towards their Jewish brothers is a thing that can hardly be hoped for, much less looked for in this generation and that, if a change is to come at all, it will come only as the result of even more bitter experience and chastisement than that thru which the Lord has just taken His church.

Shall we expect the church in Russia to change its heart, when even under "free" Bolshivistic rule it is as dangerous to be a Jew as it was under Czardom? Or will that church repent of its ways with the Hebrew which has created the ghetto, stigmatized the Jew, sponsored the wholesale expulsion of hundred thousands under Ferdinand and Isabella and in the middle ages openly agitated persecution and outrage against a harmless and helpless minority?

Or shall we expect the Protestant or Evangelical churches to champion the Jew's cause, the churches that for four centuries have

done practically nothing to alleviate Israel's lot, notwithstanding their profession to authorship of the Jew's relatively better lot in Anglican England and atheistic France. In all other Protestant countries, while the fagot and the halter were in abeyance, disabilities and indignaties have been and are being practised upon the Jew that bear discreditable testimony to Evangelical broadmindedness and liberality or to the new revelation and conception of human freedom with which Protestantism has so gladly identified itself.

And what can either Catholic or Protestant church say in selfdefence today, while the most crude and puerile of medieval superstitions concerning the Jew are being revived in the atmosphere of twentieth century knowledge and culture, and not only being revived but adopted and nurtured by clergy and laity alike. The resultant condition has been indicated in the first paragraphs of this article.

In England, where the European Jew first rose into enjoyment of his rights as a man and citizen, Anti-semitism is on the increase; in France, where memories of the Dreyfus scandal are still vivid, anti-Jewish feeling is identifying itself with the forces of political and economic reaction; in the states born from the war-travail of Europe the new statesmanship is trying its mettle and temper by arrogant and dictatorial measures against Jewish minorities; in Germany the Jew has never risen into the untrammelled use of the rights of his citizenship, and today in spite of his services during and after the war he has again become the victim of organized suspicion, systematized prejudice, and in many cases of assassination and murder perpetrated, it would seem, with full knowledge and acquiescence of the avowedly Christian population of the new republic; in Austria, where the status of the Jew even in the piping days of peace left much to be desired, the war with its vicissitudes and misfortunes furnished an only too welcome excuse for the revival of an Anti-semitism that bids well to rival its worst prototypes in Galicia and Roumania. And in our own land we have just witnessed, nor heard the end of, an outbreak of race-hatred directed against the Jewish people that stands almost unparalleled in the annals of democratic life. Henry Ford's recent attack on the Jews, based on nothing more than a document of spurious authorship brought by Russian agents of reaction to this land and bearing on every page the plain marks of origin in "darkest Russia," has found so many credulous and willing ears, has aroused anew so much animosity and ill-will against Jews everywhere that it becomes increasingly apparent that even in free America there is fertile ground for

the rank seed of Anti-semitism. The ignorance and stupid vindictiveness of a Ford has herein been ably seconded by the more effective, because more subtle organized propaganda of the Ku Klux Klan which openly declares war upon Judaism as one of the forces opposed to genuine Americanism.

All these instances are symptoms of a disease that is threatening the moral and spiritual life of our civilization with a blight more terrible than that of physical war and economic destruction. For in every case enumerated, altho the pretext is made of waging war and opposition against dangerous radicals and representatives of destructive doctrines and practices, the basic motive is that of resentment against the Jew as a Jew, not as the member of any particular political party or creed, nor as champion of any economic or industrial theory, but as one who happens to belong to a race whose remarkable achievement and enviable attainment in face of consistent oppression and persistent persecution have baffled, mortified, and angered a resentful world.

The author has not the slightest interest in briefing the virtues or the allegedly superior ethical qualities of the Hebrew people, he is not concerned with the question of "better or worse" as to the character of nations; furthermore he is fully aware of the role the Jew is today playing not only among the saints and servants of all peoples but among the rogues and rascals as well. He makes this remark as an "aside" to those who will insist on trumping the argument of Jewish intrigue and cabal while forgetting entirely that no measure of wrong alleged committed by the Jews of the world could ever warrant or excuse the methods employed by a self-styled "Christian" civilization even on the grounds of self-defence and retaliation. Since, however, the Christian world has for so many centuries been callously unconcerned as regards the salvation, temporal and spiritual, of its Semetic brothers, there seems little hope today that it will experience a regeneration and change of heart. The facts here set forth are therefore quite certain to provoke not relevant discussion and pertinent criticism but rather evasive argument and that irrelevant reasoning that for so long has represented Christian sentiment towards and solicitude for Israel.

The two stock phrases used by the majority of Christians today in reference to the Jewish problem by clergy and laity alike, are these:

"The Jews are suffering the consequences of their own sin. Are they not being punished for having murdered the Christ?"

"The Jews have no reason for complaint, for the church has for centuries promoted missionary enterprise among them."

The mental horizon of the first sentiment is best illustrated by the following story:

A Priest walking along the street saw Pat, one of his Irish parishioners, unmercifully beating a Jew.

"Why Pat," exclaimed the horrified priest, "aren't you ashamed to be treating that poor man so cruelly?"

"Sure, your Riverence," said Pat, without a trace of remorse in his voice and without relinquishing his hold on his victim, "this man is a Jew, and didn't the Jews kill the blessed Saviour?"

"But, my good man," remonstrated the clergyman, "that was two thousand years ago."

"Sure, and I just heard about it," was Pat's triumphant reply. As for the common and complacent acceptance of the Jew's fate as his deserved punishment from the hands of an angry Deity, it might well be pointed out that such a doctrine is not only incompatible with Christ's own attitude towards his enemies ("Father, forgive them!") but biblically ungrounded as well as a means for defending the part Christian nations and individuals have taken in adding to the misery and discomfort of the Jew. Surely, not the most frantic efforts of the questionable dialectics of a medieval theology could construe anything in the New Testament, be it words of Jesus or words of his apostles, as meaning that Christians should take up the fagot, the sword, and the scourge together with the role of the avengers of the crucified Saviour. Undoubtedly the fate of the Jewish people today is bound up with that eternal law of retaliation which works its mysterious and terrible way thruout the wide course of history, but nothing in reason or imagination can assign to the church of Jesus Christ the task of slave-driver or executioner. That charity that "vaunteth not itself, doth not behave itself unseemly, rejoiceth not in iniquity, but rejoiceth in the truth" cannot gloat over the tragic suffering of "Christ-killing" Jews no matter how much theological artifices seek to adapt "unto the third and fourth generation" to the moral sense of New Testament Christianity.

Instead of injecting the virus of prejudice and hatred into the minds of even our children by teaching thru the Sunday school and Bible class, without qualifications and historic interpretation, that "the Jews killed Christ," we might profitably remember that for the one crucifixion on Calvary staged by wicked Jews hundreds of Calvaries have been raised during the two millennia of Christian history, Calvaries on which the Saviour of mankind was crucified again in the forms of those men and women of his race, who suffered the most cruel and ignominious death for the sins of their own people as well as for the transgressions of their tormentors.

As long as *we* pierce the sacred heart with the shafts of scorn we aim at the Jew, as long *our* intolerance and uncharitableness wind anew the crown of thorns for the weary brow, let us not accuse those whose burden of guilt is great enough but scarcely greater than ours.

As to the glib remonstrance that the church has been doing regular missionary work among the Jews, let it suffice to point out at this time the lack of interest in practically all denominations towards Jewish missions. While it is readily recognized that no department of missionary activity demands so much careful study, so much tactful planning, and so much tender solicitude and sympathy, and while it is openly admitted that nowhere the task is more laborious and exacting, the efforts are in no wise commensurate with the object to be attained. Compared with the enthusiasm shown for the conversion of the heathen, how much interest is there in the average church community for the conversion of Israel? As to the specific means and methods employed today in Jewish missions, volumes might be written in criticism of the multlplied stupidities and semingly intentional crudities that defeat any end that well-meaning Christians may desire for their brothers of the Old Testament. And will the church ever realize that her entire program of missions among the Israelites is nothing more than hollow mockery as long as she does not change her traditional attitude toward this people?

In view of the appeals made recently by prominent American Rabbis and leading Jews of this country and others, the way for the church to go in meeting the critical situation of Christian-Jewish relations today is clearly indicated. What they ask is simple and fair, it is this:

"Send us no missionaries, or before you send them let us hear in your preaching and teaching that the old unjust prejudices have been forsaken and that you are willing to meet us as brothers, as erring brothers perhaps, but nevertheless as brothers. Once we have grasped the hand of Christian fellowship, once you have granted in word and deed that before the eyes of God, our common father, we are equal, the worst obstacles will have been overcome and the opening breach in the wall of anti-Jewish sentiment will have been made. But before that has been done, all attempts to convert us with argument and exegesis will be in vain."

Zangwill, the greatest contemporary Jewish author, once gave expression to the sentiments of his co-religionists in these words: "Christian missions among the Jews will not be successful until Chistianity has been converted to the religion of Jesus Christ."

This is more than a clever saying, it is a challenge to the whole Christian world to revolutionize completely its program and platform as far as the desideratum of a Christian-Jewish entente is concerned."

There must be an "about face" away from the old superstitions and suspicions towards a new vision of contact and association in the spirit of the Christ. And the new program must be directed by ethical rather than by dogmatic considerations. There can be no doubt at all but what a re-alignment of the moral forces of the church in the direction of co-operation with historic Judaism in the work of universal peace and reconstruction would make so tremendous an impression upon our Jewish fellow-citizens that the more complete "conversion" in terms of accepted doctrine and philosophical terminology would be but a matter of time and temperament. The two faiths have so much in common that the only thing needed for an approach along practical lines is that conviction of purpose and that persuasion of ideal that can come from consecrated love alone, not from the operations of a theological mind.

The Jew is waiting today as never before for a demonstration of that spirit of Christianity that can heal and save a war-torn and hate-despoiled world. He is waiting to see whether the church will do anything today in reaction to the recent outbursts of Anti-semitism; whether she will sit idly by as of old and permit the name of Jesus to be profaned by this new crucifixion of his people; whether she will continue to offer sympathy, charity, and help to the Belgian, the Serbian, the Armenian, the suffering children of Germany, Austria, and Russia without so much as a word of pity for those of the Saviour's own blood who in His name are today being made the victims of an unchristian passion and an ungodly fanaticism; or whether she will act as only the church of the living God *can* act and as the church of Jesus Christ *must* act.

The challenge to the church rings clear, the opportunity is a glorious one. It remains for the church as the one logical institution to construct for a world, broken in spirit and disappointed in its ambitions, a program for the new era of peace and universal understanding. Already the forces of darkness are at work to prevent any organized effort in this direction. Anti-semitism is one of the most vicious of these forces. We must face and fight this movement; we must fight it from the pulpit and in the Sunday school, in sermon and in tract, in public and in private. We dare not compromise, for the issue is a vital and fundamental one.

Stephen S. Wise, one of the greatest and noblest of present-

day Jews, closes an article in the American Hebrew on "Jews and Christendom" with these words:

"Unless the Christian churches go before, unless their leaders lead in a new and higher crusade, not for the redemption of the tomb of the Christ, but for the redemption of the spirit of their Christ from the shame which Christlessness has put upon it, who shall follow? And if Christianity lead herein, who in very truth shall fail to follow?"





Editorielle Aeußerungen.

Zur Abwehr gegen „Christian Science."

Kürzlich erhielten wir folgenden Brief von einem Gemeindeglied:

Dear Rev. Kamphausen:—

I desire that my name be taken from the roll as I have joined the Christian Science Church.

Respectfully yours,
Mrs. ———.

Da wir wußten, daß es nutzlos sei, durch persönliche Unterredung eine Umstimmung zu versuchen, so antworteten wir wie folgt:

My dear Mrs. ————:

Your letter in which you express the wish to leave your church "since you have joined the Christian Science Church," has been received.

I am very sorry that you have taken this step, and I think you are making a great mistake.

You call Christian Science a "church." It is, howevere, not a church but a society practising mind healing.

The Christian Church is founded on Jesus Christ as the savior from sin. Christian Science gets rid of sin by forgetting about it. Sin has no reality, says Christian Science, and yet—Jesus died for it!

The Bible and Christian Science are as far apart as the East and West, all the way thru.

I trust the time may come when you will see this yourself.

In the meantime, may God bless you!

Yours sincerely,
H. K.

Wir veröffentlichen diesen Briefwechsel um der Wichtigkeit der Sache willen. Er erinnert uns an die mannigfachen Absplitterungen von der Kirche, die dem Einfluß des Sektentums und verwandter Erscheinungen zuzuschreiben sind. Man kann diesen Prozeß am besten in den großen Städten beobachten. Dort sind die Sammelbecken der

so verschiedenen geistigen Strömungen, und die Anhäufung großer Volksmassen gibt ihnen die Möglichkeit der Entwicklung. Der Spiritismus zeigt auf der „Go-to-Church-seite" der Sonntagsblätter unserer Stadt mehr Versammlungsorte an als irgend eine Kirche. Sodann kommt die „Christian Science." Doch während die spiritistischen Lokale meist abseitsgelegene Winkel sind, präsentiert sich die „Christian Science" ganz anders. Sie errichtet stattliche Bauwerke und zwar, im Unterschied von den christlichen Kirchen, im Stil der griechischen Tempel und, im Einklang mit ihrer optimistischen Weltanschauung, in blendendem Weiß. Es ist noch eine Reihe von Sekten, die entweder durch ihren Adventismus oder den Anspruch besonderer Geistesgaben oder ihren Biblizismus die weniger urteilsfähigen Glieder unserer Kirchen an sich ziehen. Aber, wenn wir von unserer eigenen Erfahrung schließen können, so steht die „Christian Science" oben an unter den Schädlingen. Sie gewinnt ihre Proselyten fast ausschließlich durch den Anspruch, Krankheit heilen zu können. Besonders Nervenleidende und Gemütsbeschwerte fühlen sich von ihr angezogen und bezeugen vielfach, Heilung gefunden zu haben. Es sind nicht die sonntäglichen Versammlungen denen der Cult seine Hauptwirkungen verdankt, sondern die „Experience Meetings" in der Woche. Die sonntäglichen Gottesdienste, in denen ein oder zwei gedruckte „Predigten" verlesen werden, sind eine äußerst trockene Geschichte. Die „Experience Meetings" dagegen, wo die Geheilten ihre beglückendn Erfahrungen erzählen, üben einen mächtigen Einfluß aus. Man sagt sich: „Was andern geschehen ist, kann auch dir zuteil werden," und in Kürze stellt sich der Glaube ein mit oft wunderbaren Erfolgen. Die meisten, die solche Erfahrungen machen, sehen darin ein unwiderlegliches Zeugnis, daß Gott, der Herr, mit diesem Glauben ist. Sie wissen nichts von der neuerdings so viel besser erkannten Kraft der Suggestion, die auch außerhalb der „Christian Science" so Bedeutendes auf dem Gebiet der Krankenheilung leistet. Und mit der Krankenheilung nehmen sie das ganze System unbesehen an. Daß der Herr niemals Krankheit als Einbildung, als "error of the mortal mind," angesehen hat, beunruhigt sie nicht. Die größten Ungereimtheiten der metaphysischen Lehren der Frau Eddy nehmen sie gläubig auf oder lassen sie unverdaut in ihrem geistigen System liegen, ohne dadurch beschwert zu werden. Glückliche Kritiklosigkeit des Volkes, das ein gutes Korn gefunden hat und darum den ganzen Scheffel Spreu mit in den Kauf nimmt! Nein, würde freilich der „Christian Scientist" sagen, es ist einfach wieder der alte Fall des Blindgeborenen, der den Pharisäern sagte: „Ob dieser ein Sünder ist, weiß ich nicht, eins aber weiß ich, daß ich blind war und bin nun sehend!"

Wer sich über die „Christian Science" und die beste Weise der

Abwehr unterrichten will, der lese: "What Christian Science means," von James M. Campbell (The Abingdon Preß, 1920; siehe unsere Besprechung Januar 1921). Das Buch erkennt das Gute in der „Christian Science" bereitwilligst an und verlangt, daß die Kirche von ihr lernen soll, von ihrem Optimismus und von ihrem Heilungsverfahren, daß sie wieder lernen soll, im Namen Jesu zu heilen. Doch aber die Hauptsache sei, Jesum als den Heiland der Sünder in den Mittelpunkt zu stellen. Die „Christian Science" untergräbt das Sündenbewußtsein:

"It makes everything easy (p. 157). It calls for no struggle, for no humbling of self, for no confession of sins. It casts aside the hair-shirt of self-accusation with a sense of infinite relief. It chloroforms the moral nature; causing it to sink into a profound sleep, from which it awakens to live supremely happy in a fool's paradise."

Darum weiß sie auch nicht, was Erlösung ist im biblischen Sinn. Sie legt einseitig den Ton auf Krankenheilung, was aber bietet sie dem physisch Gesunden? Daß Sünde eine Wirklichkeit ist, wenn auch eine böse, daß nur Gott Sünde vergeben kann, und daß er es tut in Christo: dies sind Grundlehren des Evangeliums. Die „Christian Science" dekretiert statt dessen, daß das Böse (sowohl wie der Böse) für alle der Erleuchtung zuteil Gewordenen keine Realität hat. Hier ist der Punkt, wo sie der Schrift diametral entgegengesetzt ist, und hier müssen wir ihr mit der Schrift wie mit unserm Wirklichkeitssinn entgegentreten.

„Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden!"

„Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brot gehen." Das ist die Lebenserfahrung des Dichters des 37. Psalms, eines Psalms, worin der Glaube nach der Lösung des Problems vom Leiden des Gerechten und Glück des Gottlosen ringt. Die Lösung ist die, daß zwar eine Zeit lang der Gottlose sich brüsten mag in seinem Uebermut, aber „wie das Gras werden sie verwelken." Darum ist des Sängers Lebensphilosophie: „Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchen wird es zuletzt wohl gehen." Es ist ein guter Rat, denn Gottesglaube und sittlicher Wandel sind die beiden Grundpfeiler des menschlichen Lebens, die bleiben, wenn alles andere wankt. Aber es lüftet doch die Dunkel nicht, denn wie steht es, wenn es auch nicht einmal zuletzt ihm gut geht? Da versagt die Erkenntnis des Alten Testaments, und erschütternd wie erhebend zugleich ist es, wenn selbst dann der Glaube, wenn er den Knoten nicht lösen kann, ihn zerhaut: „Dennoch bleibe ich stets bei dir. Wenn mir gleich Leib

und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil!"

Dem Neuen Testament sind angesichts des Kreuzes und der Auferstehung die Prüfungen dieser Zeit kleine Dinge. „Hunger, Blöße, Fährlichkeit oder Schwert können den Apostel nicht von der Liebe Gottes scheiden," und „die Leiden dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns sollen geoffenbart werden."

Das ist ein heroischer Standpunkt, den die große Menge der Gläubigen wohl nur mit Mühe behaupten könnte. Auch der moderne Gedanke der Solidarität, in welcher der einzelne mit seinem Volk steht, und zufolge dessen er mit ihm leiden muß, auch wenn er gerecht ist, macht die Last nur wenig leichter.

So sind denn die Anfechtungen der Gläubigen in unserm Vaterland in dieser Zeit nicht gering. Wenn die alten Verheißungen nicht mehr zu gelten scheinen, und sie auf die über das gewöhnliche Maß so weit hinausragende Stellung des Apostels sich nicht schwingen können, was bleibt ihnen? Nicht als wenn sie sich nicht der Züchtigung beugen wollten oder die Läuterungskraft der Leiden nicht für nötig hielten. Im Gegenteil, sie sind tief davon durchdrungen und erhoffen Großes davon für den religiösen Aufstieg des Volkes.

Aber man muß doch leben! Und die Kinder müssen doch etwas zu essen haben, und man muß doch Kohlen haben in bitterer Winterkälte. Wo aber soll all dies herkommen, wenn die Butter (September 22.) 360 Mk. kostet, ein Laib Brot 100 Mk. und die Kohlen gar unerschwinglich sind? Wie herzzerreißend sind die Hilferufe, die zu uns herüber schallen. Soeben erhielten wir einen Brief von Stettin, worin für die Anstalten und Werke der Inneren Mission um Hilfe gefleht wird: für die Tuberkulösen, Siechen und Säuglingen, Kriegswaisen, verschämte Arme (aus dem untergegangenen „Mittelstand"), Waisenhäuser, unterernährte Kinder in den Industriebezirken und viele andere. Es ist ihnen wie Ertrinkenden, die nach der rettenden Hand greifen.

An wen sollen sie sich wenden als an ihre Glaubens- und Stammesgenossen in diesem glücklichen, reichen Land? Wenn wir so durch die besseren Teile (die „Residential Districts") unserer großen Stadt wandern und sehen die prächtigen Häuser, in denen selbst der Mittelstand wohnt, bei jedem zweiten Haus eine Garage für das Automobil, wohlgepflegte Gärten vor dem Haus und geschmackvolle Möbel drinnen und den Tisch dreimal reichlich gedeckt: wie dankbar müssen wir sein, und wie können wir den Dank besser erstatten als durch Gaben der Liebe! „Nicht müde werden," sagt der Apostel. Wir haben lange schon und viel gegeben, und manche sind müde geworden. Aber die Not ist größer als je; so lasset uns denn von neuem unsere Herzen auftun und helfen, so viel uns nur möglich ist. Das Ernten kommt

ja nicht erst in jenem Leben; schon jetzt wird uns die Freude lohnen des Werkes, das in Gott getan ist, und die Dankesbriefe derer, in deren Dunkel wir Licht gebracht haben.

Ein alter Freund.

Es ist sonst nicht unsere Gewohnheit, in dem editoriellen Teil ein Buch zu besprechen, aber diesmal machen wir eine Ausnahme. Nachdem das Rezensionsdepartment schon geschlossen war, lief bei uns ein:

J. Schneider: „Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands.“ 49. Jahrgang, 1922. Gütersloh, C. Bertelsmann. 590 Seiten. Preis $2.00.

Wir wollten mit der Anzeige dieses Werkes nicht bis zu der Januarnummer warten. Es ist uns und vielen andern ein lieber alter Freund, ohne den uns eine genauere Kenntnis des kirchlichen Lebens im alten Vaterland nicht möglich wäre. Das Buch ist so reichhaltig, daß es schwer wäre, sich irgend eine Erscheinungsform des kirchlichen Deutschlands zu denken, die hier nicht ihre einsichtige Berücksichtigung fände. Im 1. Kapitel bespricht Dr. Koch-Münster, „Staat und Kirche seit der Revolution,“ eine Sache, die im „Magazin“ von Dr. Dibelius behandelt worden ist. Dann folgt ein Artikel von Gemeinde und Gemeindeorganisation, von dem bekannten Professor M. Schian an der Gießener Universität. Das 3. Kapitel gibt die Kirchliche Statistik. Dieselbe wird wie gewöhnlich von Dr. theol. Schneider selbst gegeben. Sie ist durchaus erschöpfend und von anerkannter Zuverlässigkeit. Er schätzt die Bevölkerungsziffer Deutschlands in seinen jetzigen Grenzen auf 61 bis 62 Millionen. Ohne Krieg und Kriegsverluste würde sie 72 bis 73 Millionen betragen. Es ist unmöglich, diesem etwa 90 Seiten umfassenden Abschnitt hier gerecht zu werden. Er ist allein den Preis des Buches wert. Nur eins sei daraus angegeben. Die Zahl der evangelische Theologie Studierenden war 1921—22 2970 (gegen 3730 im Jahre 1917). Die meisten weist Tübingen auf, 520 im Wintersemester 1921—22, im Sommersemester 1921 gar 693 (mehr als doppelt so viel als Berlin). Im vierten Kapitel berichtet M. Ulbrich, Magdeburg-Cracau (im „Friedensboten“ haben wir mehrfach von ihm gehört) über Innere Mission. Darauf folgt Heidenmission von Pastor Paul Richter; Judenmission von Lic. Schaeffer; Innerkirchliche Evangelisation von Pastor E. Bunke; Das evangelische Auslandsdeutschtum von Dr. Schubert-Rom; Vereine von Frick-Bremen; Kirche und Schule, von Prof. Bachmann-Erlangen. Die Kirchliche Zeitlage wird beleuchtet von Dr. theol. Schneider, S. 379—509; wieder ein hoch bedeutsamer Artikel, wenn auch, der Lage entsprechend, die tiefen Schatten der Not sich deprimierend geltend machen. Dennoch sagt der Verfasser: „Auf kirchlichem Ge-

biet ist mehr Hoffnung, als auf dem politischen. Die bleierne Lethargie weicht. Die Zeit wird kommen, vielleicht erst in Jahrzehnten, wiewohl sie schon unterwegs ist, wo man wird sagen können: Gott hat dir deine Not gesegnet, du deutsches Volk; du wärst verdorben ohne diese Zuchtrute. Gott will dich erhalten." Das letzte (12.) Kapitel macht den Abschluß mit der Darstellung der Kirchlichen Gliederung der evang. Deutschlands, des Personalstandes der Kirchenbehörden und Synoden, sowie der theologischen Fakultäten und Predigerseminare. Aus der „Totenschau" heben wir hervor die Besprechung des Prof. Herrmann-Marburg (gest. 2. Januar 1922), des bedeutendsten Schülers Ritschls; dann besonders des berühmten Volksredners lic. (später Dr. theol.) L. Weber-München-Gladbach: der erfolgreichste praktische Sozialtheologe Deutschlands, von hinreißender, packender Beredsamkeit (gest. 29. Januar 1922); und L. Wittes: Tholuckbiograph.

Man kann dies Buch nicht genug anpreisen. Man nehme zwei Papierdollars, stecke sie in einen „Registered Letter" und bestelle das Buch bei C. Bertelsmann-Gütersloh (Westfalen) und wird dadurch nicht nur diesem verdienstvollen Verlag, sondern sich selbst einen hohen Dienst erweisen.

1923: das Jubiläumsjahr des „Magazins."

Die Januarnummer 1923 wird die Jubiläumsnummer des „Magazins" sein. Mit derselben wird es seinen 50. Geburtstag feiern. Natürlich soll dieselbe in festlichem Gewand erscheinen und sich durch besondere Güte des Inhalts auszeichnen. Zugleicher Zeit soll sie an alle Synodalen gesandt werden und eine starke Werbearbeit für das „Magazin" ausrichten. Es sind Schritte getan worden, um das „Magazin" im neuen Jahr bedeutend zu heben. Das Honorar für den Bogen (16 Seiten) ist von der Publikationsbehörde von 10 auf 20 Dollars erhöht worden. Dadurch hoffen wir die Erlangung von tüchtigen Artikeln von namhafter Seite zu erleichtern. Der Prospektus von 1923, der gleichzeitig mit der ersten Nummer an alle Pastoren versandt werden soll, wird über unser Gelingen nach dieser Seite Auskunft geben. Schon jetzt stehen wir in Unterhandlung mit Dr. Neve und andern führenden lutherischen Theologen, von denen wir englische Beiträge erwarten. Außerdem sind uns zugesagt — oder stehen zu erwarten — Artikel von dem Geheimen Konsistorialrat M. Schian-Gießen über: „Die Predigt im heutigen Deutschland"; von Dr. H. Wagner-Bethel über: „Dr. Steiner und seine Anthroposophie"; von Dr. Dibelius über: „Die Theologie und Theologen an den hauptsächlichen Universitäten Deutschlands." Von unsern eigenen Pastoren erbitten wir das Beste, was sie haben oder leisten können.

Der Preis des „Magazins" ist angesichts des erhöhten Honorars

und der allgemeinen Kostenlage auf zwei Dollars für 1923 festgesetzt. Doch wird ein Kombinationspreis für „Friedensbote," „Evangelical Herald" und „Evang. Magazin" von $4.50 angeboten. So wird der Durchschnittspreis für alle drei Blätter also $1.50 bleiben. Wir hoffen, daß die Erhöhung von 50 Cts. für das „Magazin" uns keinen einzigen Leser kostet, und daß die obengenannten Pläne zu seiner Verbesserung uns die Gunst und Unterstützung aller Synodalen zuwenden werden.

Senator Borah to the Editor

Rev. H. Kamphausen, Editor,
9807 Cudell Avenue,
Cleveland, Ohio.

My dear Reverend Kamphausen:

I have read with unusual interest your letter of recent date. I sympathize with all you say. I should be happy if I felt I could be of service in relieving the distressed situation in Europe. But Reverend Kamphausen, there is no way to relieve Europe so long as Europe persists in her present policies. For the United States to become a part of the European affairs under present European policies would be in the end to ruin our own country, while we would not save Europe.

The President of the United States went to Europe with what you might call an American program announcing American principles. Every single policy or principle which he announced was rejected in the writing of the Versailles Treaty. The Versailles Treaty was based upon injustice, imperialism, and then they ask us to join a league of nations to nail it down. In other words, having divided Europe among the victors, and written a treaty to enforce it, which would destroy Europe, they ask us to become a party to the program to enforce the treaty.

How can we help Europe therefore so long as Europe persists in the policies which would destroy us if we became a part of those policies.

I think that there are some things which we could do which would help Europe. Those things I have always been in favor of doing and I am now most earnestly in favor of doing. But to pour our money into Europe while Europe is using it to buy more arms and to build up greater military organizations would be not to aid peace, but to aid war.

How do you suggest, Reverend Kamphausen, that we help Europe? What in your opinion can we do. I am always anxious to hear the solution of the problem.

Very sincerely,
Wm. E. Borah.




Kirchliche Rundschau.

Eine übernationale Arbeitsgemeinschaft des Protestantismus.

Erzbischof Soederbloms Programm.

Bei der Lutherfeier in Wittenberg hielt der bekannte Führer der schwedischen Kirche, D. Soederblom-Upsala vor zahlreichen Vertretern des evang. In- und Auslandes einen vielbeachteten programmatischen Vortrag über „Christliche Lebens- und Arbeitsgemeinschaft," dem wir folgendes entnehmen:

„Soll Wittenberg, das der Mehrheit der Christen als Zeichen des Zwiespaltes gilt, noch einmal das Zeichen der Einigung werden? Das ist die brennende Gegenwartsfrage. Die Methode Roms und mancher Freikirchen, wo Einheit gleich Uniformität ist, ist abzulehnen: sie ist aussichtslos und steht im Gegensatz zum Evangelium. Nur die Methode Wittenbergs, die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Formen und Einrichtungen erstrebt, kann die unsere sein. Die geschichtlich entstandenen Scheidewände sollen nicht verschoben werden. Aber in jedem Wohnraum der christlichen Familie soll der göttliche Geist walten, so daß sich die Glieder in Glaube, Hoffnung und Liebe und im gemeinsamen Kampf gegen protestantischen Pharisäismus, gegen römischen Aberglauben, gegen weltliche Machtpolitik vereinigen.

Gerade diese innere Einheit kann durch Institution oder Gesetz nie herbeigeführt werden. Eine bestimmte äußere Ordnung zur Bedingung der Einheit machen, hieße alle anderen Christen ihrer geistigen Heimat berauben; ja, es wäre Untreue gegen den Christenglauben. Die Freiheit des evangelischen Heils gegen jede feinere oder gröbere Form der Gesetzesreligion zu verteidigen, bleibt unsere heilige Erbschaft, die wir um des Seelenfriedens willen in keiner Weise schmälern oder verdunkeln dürfen."

Die Weltnot erheischt gebieterisch ein Zusammenarbeiten. Ist es da nötig, sich vorher des gleichen Credos zu vergewissern? Oder genügt nicht der einfache Wille zu helfen, der reine Trieb dem Meister nachzufolgen? Daß diese Grundvoraussetzungen für ein Zusammenarbeiten, die brüderliche Gesinnung in den evangelischen Kirchen lebendig ist, haben u. a. die wiederholten Zusammenkünfte verantwortlicher Kirchenmänner aus den ehemals feindlichen Ländern in und nach dem Kriege (1915 Bern, 1919 Haag, 1920 Crans, Genf und Beatenberg, 1921 Lake Mohonk) bewiesen. Besonders ertragreich war in dieser Beziehung die von D. Soederblom geleitete Aussprache in Genf, die, obwohl keineswegs in ungetrübter Harmonie verlaufen, mit einem Sieg des Zusammengehörigkeitsgefühls und Willens zu gemeinsamer Arbeit endigte. Tatsächlich besitzt die evangelische Christenheit mehr Einheit, als der Schein und die allgemeine Meinung vermuten lassen. Auf Seiten der katholischen Kirche, die doch stets als die Völker umspannende Einheit erscheint, ist es bemerkenswerterweise zu einer persönlichen Berührung zwischen den Angehörigen der feindlichen Staaten während des Krieges nicht gekommen.

Dennoch ist, um die Zusammenarbeit planmäßig zu gestalten, eine ge-

wisse Organisation erforderlich. Sie wird die äußere und innere Selbständigkeit der einzelnen Gemeinschaften zu wahren und, um sich den lebendigen Inhalt zu geben, an die schon vorhandenen internationalen Verbände, insbesondere auf dem Gebiet evangelischer Liebestätigkeit anzuknüpfen haben. Gegenüber der internationalen Organisation der katholischen Charitas und der vor allem im „Roten Kreuz" vertretenen humanitären Arbeit bedarf es einer internationalen Zusammenfassung der evangelischen Diakonie. Will die evangelische Christenheit die Kräfte des Evangeliums für die Beziehungen der Völker wie für das soziale Zusammenleben innerhalb des einzelnen Volkes mehr als bisher nutzbar machen, soll den über die ganze Welt zerstreuten evangelischen Minderheiten Schutz und die nötige Pflege gewährt werden können, so ist eine übernationale evangelische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft nicht länger zu entbehren, welche nichts anderes ist als das schon von Luther in der Vorrede zu den Schmalkaldischen Artikeln geforderte Konzilium für praktisches Christentum. „Vaterland."

Der amerikanische Botschafter Houghton über die Zustände in Europa.

Der „Western Christian Advocate" enthält in seiner Nummer vom 13. September 1922 den Inhalt einer Unterredung unseres neuen amerikanischen Botschafters, Mr. Houghton, in Berlin mit Dr. J. A. Ascham, einem hervorragenden Cincinnatier Prediger, von diesem selbst mitgeteilt. Wir halten diese Mitteilung für bedeutsam genug, sie im Wortlaut zu übersetzen und weiterzugeben, zumal der Botschafter sich am Schluß besonders auf den Methodismus bezieht und die Dienste, die dieser dank seinen weltweiten Beziehungen dem Weltfrieden leisten kann.

Dr. J. B. Ascham schreibt: „Als ich in Berlin war, stattete ich dem amerikanischen Botschafter einen Besuch ab. Nachdem wir uns etliche Minuten über die gegenwärtige europäische Lage unterhalten hatten, bat mich Mr. Houghton, am nächsten Tage zur Fortsetzung der Besprechung noch einmal bei ihm vorzusprechen. Ich tat das, und jetzt legte mir der Botschafter mehr als eine Stunde lang in größtem Ernste die Katastrophe dar, welche Europa gegenwärtig droht. Die Unterhaltung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Wiederholt traten mir die Tränen in die Augen. Am Schluß der Unterredung legte mir Mr. Houghton nahe, seiner Botschaft die weiteste Verbreitung zu geben durch die gesamte Presse der Bischöflichen Methodistenkirche. Was ich berichte, ist die erste öffentliche Kundgebung der Ansicht unseres neuen Botschafters über europäische Zustände und Amerikas Pflicht denselben gegenüber. Der Botschafter wird dieselben zweifellos den Autoritäten zu Washington mit Nachdruck zu Gehör bringen.

„Die politische Lage Europas," sagte er, „stellt sowohl ein allgemeines als ein spezielles Problem dar. Die spezielle Frage ist das Verhältnis zwischen England, Frankreich und Deutschland.

Frankreich hat nun drei Jahre lang seine Luftflotte und seine Submarinflotte ausgebaut. Es hat jetzt hinreichende Flugzeuge, um England in Schrecken zu halten und wirksam zu schädigen. Mit seinen Submarinen bedeutet es eine tatsächliche Gefahr für Großbritannien. Frankreich beherrscht heute die ganze europäische Situation. Es hat die größte Armee und hat das

Geld geliefert zur Unterhaltung der Armeen von Polen, Rumänien, Tschecho-Slowakien und Jugoslawien. Frankreich ist heute so militaristisch und imperialistisch wie in den Tagen des großen Napoleon. Seine Politik Deutschland gegenüber ist die Zerbröckelung des Reiches in kleine Staatengruppen, welche vollständig der Gnade und Barmherzigkeit größerer Mächte ausgeliefert wären. England beginnt eben zur Erkenntnis des neuen Geistes und der neuen Absichten Frankreichs zu erwachen.

Das einzige, was Frankreich an der Verfolgung einer aggressiven militärischen Politik verhindert, ist der Mangel an Geld. Seine gegenwärtige Militärlast ist ungeheuer. Es braucht mehr Geld. Es kann sich aber unmöglich ein größeres Einkommen verschaffen durch schwerere Besteuerung des Volkes. Frankreichs Steuerschraube ist bis zu den Grenzen der Erträglichkeit angezogen. Irgend welche Vermehrung der Steuerlasten würde zu einer Revolution führen. Darum muß es sein Einkommen vermehren durch Reparationszahlungen seitens Deutschlands oder durch Anleihen. Aber weitere innere Anleihen werden schwer zu erhalten sein. Es muß sich deshalb umsehen nach ausländischen Anleihen oder auf Zahlung der Reparationskosten dringen. Ausländische Anleihen zur Fortführung einer imperialistischen Politik sind jedoch gewiß für Frankreich nicht zu haben.

Somit wird die Frage der Zahlung der Reparationskosten seitens Deutschlands sowohl die wichtigste politische als auch die dringendste ökonomische Frage Europas zur gegenwärtigen Stunde. Deshalb ist die Frage nach der Zahlungsfähigkeit Deutschlands auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen geradezu ausschlaggebend.

Ich kam nach Deutschland," sagte Botschafter Houghton, „mit der landläufigen amerikanischen Ansicht über die Deutschen. Ich glaubte, sie hätten den Krieg mit Bedacht gewollt. Sie hätten ihn mit rücksichtsloser und barbarischer Wut geführt; sie hätten sich deshalb selbst von den Rücksichten ausgeschlossen, welche man sonst zivilisierten Völkern gegenüber hat. Ich weiß aber jetzt, daß die Ansicht der Durchschnittsamerikaner falsch ist. Aus 65 Millionen Deutschen wollten nicht mehr als eintausend den Krieg, und nicht mehr als diese Zahl war verantwortlich für denselben. Die großen Massen des Volkes waren irregeführt durch eine wohlüberlegte Propaganda seitens der regierenden und militaristischen Gruppe. Es wurde dem Volk gesagt, daß in der Vergangenheit sein Land von jeder Richtung her angegriffen worden sei; daß nur militärische Bereitschaft ihm Sicherheit gewähre; daß Rußland, England und Frankreich auf dem Sprung seien, ihre Grenzen zu überschreiten, in ihre Häuser einzudringen, ihre Geschäfte zu zerstören und über ihr Glück einen allgemeinen Ruin zu bringen. Das Volk glaubte infolge solcher Propaganda, daß der ausgebrochene Krieg ein Krieg der Verteidigung seines Lebens und seiner Freiheit sei. Es glaubte, daß Recht, Gerechtigkeit und Gottes Willen durchaus auf seiner (Deutschlands) Seite sei. Die Massen des Volkes waren aber so wenig verantwortlich für den Krieg, wie Sie es sind und ich es bin.

Ich bin," fuhr der Botschafter fort, „beinahe Pazifist geworden. Ein Krieg ist nicht möglich, ohne daß ein Volk überzeugt wird, daß seine Sache die Sache des Rechts, der Gerechtigkeit und Gottes sei. Das haben die Deutschen geglaubt. Dieser Glaube wurde auch den Engländern, den Franzosen

und den Amerikanern beigebracht. Jetzt ist Deutschland das hilflose Opfer der Kriegspropaganda. Wir alle sind Opfer der Kriegspropaganda; aber Deutschland ist das im allerschlimmsten Grade. Der Sturz der deutschen Mark ist die größte Katastrophe der Zeit. Er macht die Bezahlung der Reparationen unmöglich oder schiebt dieselbe in eine unberechenbare Zukunft hinaus. Deutschlands Unfähigkeit zu zahlen schiebt aber den Plänen Frankreichs einen festen Riegel vor. Das ist die crux der politischen Situation in Europa.

Es ist sehr viel Not in Deutschland, und dieselbe nimmt beständig zu. Die Preise steigen ununterbrochen; die Leute sind unterernährt. Alte Kleider werden ausgetragen und dann wieder getragen. Die Quäker speisen 600,000 Kinder. Vor etlichen Tagen besuchte ich ein Tuberkulosenhospital für Kinder, die während des Krieges geboren wurden. Alle oder fast alle werden sterben müssen. Ich sagte zu dem aufsichtshabenden Arzt, nachdem ich bemerkt hatte, daß sie keine Spielsachen hatten: „Sind denn keine Spielsachen da für diese Knaben und Mädchen?" „Nein," war die Antwort, „wie können wir Spielsachen kaufen, wenn wir nicht genug Geld haben, Milch und Eier für sie zu beschaffen?" „Wollen sie damit sagen," fragte ich den Arzt, „daß diese kleinen Mädchen sterben sollen, ohne die Freude gehabt zu haben, eine Puppe im Arm zu halten?" „Ja, denken Sie nur," sagte Mr. Houghton zu mir, „Kinder wie jene, die Jesus in seine Arme geschlossen hat, müssen sterben ohne auch nur den matten Schimmer der Freude, welche ein Spielzeug verursachen kann! Doch diese kleinen Mädchen kamen bald zu Puppen; leider kann ich solche nicht für alle beschaffen. Es sind aber tausende arme Kinder wie diese in allen Teilen Deutschlands zu finden.

Natürlich, unter den Linden begegnet man dem Leiden nicht. Da sieht man die Schaufenster voll schöner Dinge. Viele Amerikaner, die nach Berlin kommen, gehen mit einem falschen Eindruck über die tatsächlichen Zustände nach Amerika zurück. In den Hintergassen, da existiert ein anderes Berlin. Dort wohnen Hunger, Mangel an Brennmaterial, Armut, welche nicht imstande ist, Kleiderschränke und Speiseschränke nachzufüllen. Dort sind die Massen, die bereit sind zu Aufruhr und Revolution, wenn ihre Leiden und ihre Unzufriedenheit noch weiter gesteigert werden.

Was wird die Zukunft bringen?" fragte der Botschafter. „Die Erledigung der Reparationsfrage ist die erste Bedingung der Sicherheit Europas und des Gedeihens einer jeglichen europäischen Nation. Die Reparationsfrage ist unlösbar verknüpft mit der Frage der Rückzahlung der von den allierten Nationen gemachten Anleihen. England macht jetzt den Vorschlag, den Nationen, die von ihm liehen, ihre Schulden zu erlassen, wenn die Ver. Staaten ein Gleiches tun. Und es sind viele in den Ver. Staaten, welche dieses begünstigen. Andere aber sind nicht für Erlassung der Schulden, sondern bestehen darauf, daß sie auf Heller und Pfennig bezahlt werden. Sie sagen, wir haben unser Geld und unsere gefallenen Söhne hergegeben und haben damit genug getan. Ich gehöre zu denen, die gegen die Erlassung der Schulden sind, weil wir dadurch Europa nur in den Stand setzen würden, bald wieder neue Kriege anzufangen. Es muß etwas geschehen, um das unmöglich zu machen."

Bei diesem Punkte der Unterhaltung wurde der Botschafter außerordentlich ernst. Um auszusprechen, was jetzt folgt, hatte er mich noch einmal zu sich beschieden.

„Die Ver. Staaten sollten auf Zahlung dringen, aber nicht in Geld oder Waren; sie sollten eine zweite Washingtoner Konferenz einberufen. Und dann sollten die Ver. Staaten den Vertretern der Völker erklären: „Wir erwarten, daß ihr eure Schulden bezahlt; aber wir wollen weder Geld noch Waren. Wir verlangen von euch, daß ihr euren Haß, euren Militarismus, euren Imperialismus opfert. Wir verlangen von euch drei Beweise dafür, daß ihr bereit seid, uns die Hand zu reichen zur Herbeiführung einer besseren Zivilisation. Erstens verlangen wir, daß ihr euch mit uns verschwört, auf fünfzig Jahre hinaus keinen Krieg mehr zu führen. Zweitens verlangen wir von euch, daß ihr nie wieder einen Krieg erklärt, ehe eure Völker Gelegenheit hatten, durch eine Abstimmung sich für oder wider den Krieg zu erklären. Drittens verlangen wir, daß ihr, und zwar sofort, Maßnahmen zur Abrüstung und zur Neuordnung eurer staatlichen Oekonomie und eurer politischen Beziehungen trefft, welche die Ausführung der beiden erstgenannten Punkte sicher stellen." Das könnten die Ver. Staaten tun," erklärte Mr. Houghton, „und wenn sie es täten, dann könnten wir uns erheben auf ein höheres moralisches Niveau. Für die Gegenwart ist das gewiß der eine große und konstruktive Plan.

Manche mögen diesen Plan für einen theoretischen Traum halten," fuhr Mr. Houghton fort. „Viele sogenannte praktische Leute werden ihn mit einer ablehnenden Gebärde und einem Lächeln von sich weisen. Aber seit Wochen habe ich ihn immer wieder in mir bewegt; und die Ueberzeugung ist in mir beständig gewachsen, daß dieser Plan den Ruin aufhalten würde, welchem Europa täglich näher gedrängt wird. Ein Ideal wie das oben entwickelte weist zu der gegenwärtigen Zeit den sichersten Weg zur Ruhe und zum Glück der Menschheit. Was uns heute not ist, das ist ein fester Blick auf ein großes, moralisches Ideal und eine eiserne Entschlossenheit, dasselbige zu verwirklichen. Jetzt und hier soll das Christentum seine Kraft beweisen.

Das amerikanische Volk muß seine Verantwortlichkeit und seine Gelegenheit erkennen. Gott hat uns die Macht gegeben, der Menschheit jetzt einen gewaltigen Dienst zu leisten. In zweitausend Jahren hatte kein Volk eine solche Gelegenheit. Die Welt ist eine große ökonomische Einheit geworden. Das müssen die Ver. Staaten erkennen und müssen ihre Taktik dieser neuen Tatsache in ihrer geschichtlichen Entwicklung anpassen. Wir dürfen uns nicht isoliert halten. Es muß unter uns das Gefühl der Verantwortlichkeit für den Aufbau einer besseren Welt und Zivilisation genährt werden.

Die Bischöfliche Methodistenkirche," schloß der Gesandte, „kann ein mächtiger Faktor werden im Bemühen, die obenerwähnte Möglichkeit und den angedeuteten Weg zur Herbeiführung des Weltfriedens vor das amerikanische Volk zu bringen. Es kann keinen Frieden und keine große Zivilisation geben ohne das Christentum. Christus muß Herr werden nicht nur im Leben einzelner Menschen, sondern auch auf dem Gebiete der Beziehungen der Nationen untereinander. Das Gesetz der Liebe, der Selbstaufopferung und des Dienstes muß in der gesamten Welt zur Geltung gebracht werden, wenn eine bessere Zeit für die Menschheit kommen soll."

Auf den Schreiber machte diese Unterhaltung mit dem Gesandten einen tiefen Eindruck. Sie stellte mich vor ein großes und erhabenes Ideal. Ich hatte in Mr. Houghton einen Mann von großer Tatkraft kennen gelernt, einen Mann, welcher der Ernüchterung, den Leiden, der Verzweiflung von Mil-

lionen menschlicher Wesen auf ihre letzten Ursachen nachgegangen war, und der sich nicht scheute, zu erklären, daß die Stunde gekommen sei zu einem kühnen Mittun der Christen auf dem Arbeitsgebiet der internationalen Beziehungen. Apol.

Who Won the Coal Strike?

There is a certain sporting instinct in us all that takes a keen interest in the question of "who won" in a big contest of any kind. The coal strike has bee a gigantic contest with 600,000 men on one side and hundreds of millions of money on the other. Now it is settled. Both sides claim victory; the miners that they won a clean cut victory, the operators that they won a compromise. The big question is "what did the American people win or lose?" In such a contest this question far transcends the sporting interest. It is quite possible for both miners and operators to have won and the public to have lost.

This is the fifth big coal strike since inter-state collective bargaining was adopted in 1886 and is the second longest in duration, 20 weeks, as compared with the 1902 strike which lasted 23 weeks. But this one involved 600,000 men and the other only 140,000. This strike was by all odds the greatest in volume and the most adequate in point of morals. It involved more men, more capital and a larger industrial public than any strike on record, not excepting even the big British strikes. The 1902 strike was confined to anthracite and was ended by the mediation of President Roosevelt, who remarked when he determined to intervene that he supposed it would be the end of him politically. The men got a 10 per cent increase in wages, the operators a stabilized three-year contract, and the public a start toward a new conscience on its own responsibility in such conflicts and a deep repugnance to such assumptions as that voiced by "God's Providence Baer" in saying that a wise Providence had committed these vast properties to the few because they could manage them so much more wisely than could the people.

* * *

A Little Strike History

Peace ruled at large, tho of course with many local walkouts, until 1919 when the miners asked for a raise equal to the increased cost of living caused by the war. President Wilson compelled arbitration by use of unrepealed war-time powers and the award was a compromise raise of 27 per cent in wages, or about one-half the amount claimed. This award called for a meeting between the operators and the miners' representatives before its expiration on March 31st of this year. The refusal of the Southern Ohio and Western Pennsylvania operators to comply with this provision brought on the present conflict. These operators claimed that their competition was no longer with the Illinois and Indiana fields but with those of Eastern Kentucky and West Virginia, and asserted, with a solid foundation of fact in their contention, for freight differentials had put Chicago territory under

a handicap to them, that they could no longer enter agreements in the old "Central Competitive Field."

There were also two other big, unmentionable facts. One was the non-union status of the West Virginia and Kentucky fields and the other was the overwhelming influence of such Pittsburgh open-shop interests as the U. S. Steel corporation with its vast coal holdings in both Western Pennsylvania and West Virginia. In other words, back of the refusal to come into the conference according to agreement was the militant open-shop, bust-the-unions movement with the biggest and most powerful single employing concern in America in the background. How little ethical factors counted is shown by the refusal to keep the agreement and come into conference, for coming into the agreed conference did not imply a necessary continuation of the old scales and conditions nor even a continuation of the so-called "national" or "Central Competitive Field" type of agreement. Had ethical considerations counted for an iota the conference would have been held and withdrawal could have come thru regular and moral methods. To contend, after the breach of course, that the miners had called many strikes during the two years of the agreement, is only to beg the question. On the one hand two wrongs never made one right, and on the other the various walk-outs referred to had been over local differences and never was over the "national" agreement to which they were in this case collective parties.

* * *

Settlement Defers Day of Judgment

The settlement has only deferred the day of judgment. Unless some way out is found, every bone of contention buried for the present will be dug up next March. The miners win on two points for the time being; they keep the old wage scale until April 1st, and they retain the "check-off" unchallenged until that time. There is no assurance that the Southern Ohio and Western Pennsylvania operators will all accept the terms of the Cleveland conference, and therefore a blow may be registered tellingly against any continuation of the "national" colletive bargaining agrements. So on the third point neither side wins. Under the old Central Competitive Field agreements the actual contracts were set up district by district, i. e., Illinois and Indiana, hence each district signed separate agreements, always in conformity with the "national" agreement. That has now been done in both of the above states under the informal Cleveland agreement, and the smaller outlying districts, such as Iowa, are falling in line. President Lewis of the miners was very effective in his strategy when he prevailed on a minority of the operators to come into informal conference. The Coal Age acknowledges that the end comes because "concessions offer profits." As a matter of fact concessions usually do offer more profits for everybody concerned than does fighting. The difference is that the principle is ethical while the practice, as noted by the Coal Age, is wholly opportunistic.

The miners have been out 20 weeks. That does not mean they have

lost 20 weeks' wages. That would only absorb their average of lost time for the past year if they could now work every day during the winter. Car shortage and other rail troubles will cause losses in time, —very sharp losses until the railroad strike is settled—but these 20 weeks are the time of a big slack in their employment. Newspaper estimates of millions lost to them are sensational but not scientific. The operators make their annual profits largely out of the autumn and winter mining. They will lose little if anything at all because they will raise prices, and every rise in the price of a ton at the mine will be largely clear profit. These facts do not in the least imply collusion, as Judge Anderson and some writers have concluded, but they do mean that the parties to the contest may lose little, that the big operators may even make money by it, and that the public at large may lose heavily.

* * *

What Hope for the Public?

The Cleveland conference calls for a fact-finding commission made up of men satisfactory to both sides and approved by the president. It provides that by January 3, 1923, they shall meet to attempt to offer a solution of the difficulty that is due to arise again on April 1st when the agreement expires. Neither side likes the idea of a governmental commission without official representation from the organizations. The operators secured an injunction restraining the Federal Trade commission from making just such an inquiry, and the miners protest against the bill now before Congress providing for an independent governmental commission. The operators do not want to be compelled to state profits and reveal methods of management. The miners think it is a blow at collective bargaining in that it will possibly lead to some such a labor board as that provided for railways. The clear headed public will see no hope in any other type of inquiry.

It is a problem for engineers. In the early days of the strike the Social Service Commission of the Federal Council of Churches and the Catholic Social Welfare commission joined in petitioning the president and congress to set up a federal inquiry into costs, wastes and profits in the coal mining industry that there might be an adequate basis of facts upon which to base permanent agreements in regard to wages and prices. They petitioned that the investigators be competent engineers without interest in the industry. They do not want labor leaders who will stress one side nor business men who will stress the other but competent, impartial technicians who will represent the public. Such a fact-finding commission, endowed with power to examine the books of both operators and mine unions, could give the public a scientific basis for proposals that would work toward permanent ways and means to mine and distribute coal. It is a question of even more importance to the public at large than to either of the parties directly involved in strikes.

The present wasteful method cannot go on nor will it ever be improved by scrapping the unions or restoring a competitive struggle as

a means of reducing waste. A very powerful operator can advocate the latter but the public knows that that is just what brought them to the present state of affairs. There are some types of business that cannot serve well under unlimited competition. Business recognizes this fact and enters into "gentlemen's" and other types of agreement and combination to prevent it. What business does as a means to its own profit the public will have to do for its own protection. Co-operation within a competitive order usually results in mutual profit for the co-operators. Competition within a co-operative order will stimulate service to all.—*Alva W. Taylor, Christian Century.*

Christianize Economics!

Until certain economic dogmas are changed there is no hope of a Christian society. The world of material concern looks upon them as fundamental, unrepealable and as eternal as the law of gravitation. They are called non-ethical just as geological or physical laws are, but the net result of their operation is inhuman, unjust, and anti-Christian.

There are no elemental economic laws akin to those of physics except the instinctive fact that human beings must eat and reproduce and that these things depend upon material production, i. e., work applied to nature. All material civilization is builded upon various and infinitely multiplied combinations and refinements of these facts. The laws governing these ways and means have ever changed with the growth of civilization and they must always change to meet the requirements of social progress. It is more reasonable to agree with Rosseau that the primitive man is happiest than to argue, with a modern disciple of laissez faire, that competition is the invariable law of trade, that supply and demand infallibly govern the exchange of values and of goods, labor included, or that when each individual follows his own self interest the highest good of all is served.

The old classical economist, and after him the modern capitalistic newspaper, contended that competition was the fundamental law of trade and was always good. The Marxian socialist reacted from that and with all the capitalistic materialism grounded in his philosophy, argued that all competition was bad. The events of social progress are showing both to be partially wrong—and both partially right. There is good in competition as a device, but as a dogma it is bad, i. e., human beings are stimulated to progress from an ethical competition but the dogma of competition will wreck a democratic civilization if it is applied as an unrepealable law. The law of competition depends upon the assumption of the perfect mobility of goods and of labor and upon the exact equality and freedom of all contending parties. It actually works out a characteristic Darwinian formula of "struggle for self," resulting in the subjugation of the weak and unfortunate by the strong and fortunate. To say that those who do survive are the ones most fit to survive is about as ethical as to argue that tigers are better civilized than horses because in an open contest tigers would survive.

* * *

Self-Interest as a Moral Law

It is a striking fact that Malthus in England and Summer in America should both have been clergymen and yet be two of the great scholars that gave their lives and minds to championing type of individualism that made self-interest by necessity the ruling motive of civilization. Every line and percept in the teachings of Jesus contradict this theory and the Christian religion is not Christian when it forsakes the social percepts regarding duty, service, sacrifice and the renunciation of selfish interests. That contradiction is still uppermost in the theories of the average layman who conducts a business enterprise, and the majority of the practical leaders of labor have not thought beyond it. All too many of the clergy have accepted this theory and are content to confine their gospel to individualistic motives, the realm of whose action is narrowed to purely personal contracts.

"By this wise provision," write Malthus, "i. e., by making the passion of self-love stronger than the passion of benevolence, the more ignorant are led to pursue the general happiness, an end which they would have totally failed to attain if the moving principle of their conduct had been benevolence." By "benevolence" Malthus does not mean merely a philanthropic spirit; he means all those motives by which men put the common good above their own. As Arnold Toynbee put it, this theory is based upon the concept that "self-love is God's providence."

Therefore each has only to follow self-interest to make the world into the kingdom of God. Thru a gracious providence of God we poor, ignorant mortals, by each blindly following his own selfish ends, not only derive the greatest satisfaction for ourselves but irresistibly unite to make this the best possible world. It is like saying "follow the drift of the stream and the end of the journey will be heaven." It is the Darwinian law of the jungle transformed by a metalphysical concept into a theological paradise. Of course such a theory was not the product of an inductive science but of an abstract deductive logic. No wonder the "die-hards" decry social investigation and rail about commissions of inquiry. One must expect their chaplains to condemn social service and sociology as not of the gospel. It is actual inquiry into social conditions and social processes, coupled with a sympathy for "the least of these" that overthrows the non-ethical theory whereby the strong and fortunate can keep a good conscience while profiting thru the misery of the weak and unfortunate and whereby competition of even a cut-throat variety wears the mystical mantel of divine law and the finest talents of men are released for a jungle-like commercialism. The result is untold human misery in this wealthiest and latest of the Christian centuries, and we can actually count the largest numerical gains to the churches at a time when the Christian world is well-nigh ruined by war and its most modern republic shaken with inter-necine strife.

* * *

Killing Freedom with a Dogma

Adam Smith is perhaps the father of laissez faire, but he was a passionate lover of justice whose work was directed to the emancipation of labor. Freedom of exchange for goods was, in his system of thought, incidental to the freedom of labor. Just here is one of the most interesting stories in the history of the evolution of dogmas. In Smith's day both labor and exchange were hampered by arbitrary laws and the dictates of monarchs. He looked upon labor as the means of obtaining all values; work applied to nature's goods produced all wealth primarily (a good socialist theory yet). But labor was hampered by all sorts of restrictions. It could not move freely from place to place and it could not freely develop skill and talent nor enter freely into competition for wages. The great economist tried to show that all this was contrary to fundamental social and economic laws. His primary theorems were that personal liberty was necessary to the largest productivity of goods and the best condition of labor, and that self-interest would bring forth the largest human welfare. His protest, in these theories, was against the arbitrary control of labor and commerce from above. Adoption of his theories in that simple age of individual relationships, brought freedom to the individual from arbitrary restriction and was basic to the new democracy. It was almost a moral crusade and did much for the free-trade policy that has made England a mighty industrial nation as well as has brought her far on toward social democracy.

Then came the great merchant Ricardo. Without mentioning them he writes on the basis of Smith's freedom-finding theorems with a deadly, deductive logic, and coins the non-ethical theories upon which our complex industrial and commercial epoch still seeks to ride the seas, made stormy with ferment of a social progress that is motivated by moral and human urges. Men are not friends, neighbors, social beings or brothers—they are simple economic atoms with a nexus of material interest, gold-seeking animals endued with powers to organize, invent and manage great complex enterprises but with no ethical motives above those of the jungle. Economics becomes an abstract science, not only "dry as dust" but as dusty as the tombs and as inspiring as a tome of figures. Prices depend upon the cost of production measured only by the cost of labor; wages, rent, profits have nothing to do with the prices of goods—they are the result of such prices; competition is the law of trade; self-interest is the all-controlling motive; labor is assumed to be perfectly mobile and can therefore move hither and yon to compete for wages, and it is a commodity thus to be purchased on the market as are goods; competition is free and resistless and the world of work and trade is like a sea with its currents, winds, waves, calms and storms—you need only to know the laws governing it and you can utilize its powers to the best advantage, but there is no power in man to control the sea itself. Ricardo was a captain of industry and indulged in no moral philosophizings; Malthus and others gave the system the mystical interpretation of "self-love is God's providence" and James Stuart Mill wrought it out into that

utilitarianism of "enlightened self-interest" that becomes its only apologetic in these modern times.

* * *

Hang-Overs from Ricardo

There are millions today who accept the general assumptions of the old economists as law tho they know not the names of a single master of that school. The assumptions that labor is a commodity and must be dealt with as such; that it is perfectly mobile and therefore "if you don't like your job and its pay you can take it or leave it"; that competition is the infallible law of trade; that supply and demand adequately controls markets; that the cost of labor determines all price, and "things cannot come down until labor comes down (to old time starvation wages even); that property right is paramount and even labor is nothing more than labor power or earning capacity, and that it will, like goods, under free competition keep wages down to the lowest level consistent with ability to live. All these and many other presumptions need an ethical revaluation, or rather they need an ethical appraisement that there may be a new and more human mortality for industry. The economists are timidly making the turn; the church needs a generation of apostles in the field of industrial relations that the principles of Christ may find lodgment there as working principles. Until the Almighty Dollar is humanized no religion of humanity will get far in this complex and materal age.—*Alva W. Taylor, Christian Century.*

Carelessness Took 76,000 Lives in 1920; Toll from Autos, 11,000

Careless America's toll of accidental deaths in 1920 was 76,000, a life every six minutes, a report of the National Safety Council made to the eleventh annual safety congress here yesterday disclosed.

While the 1920 toll from all public and industrial accidents was a decrease of 3300 under 1911, the beginning of the decade, the balance on the credit side of the 1920 ledger was only 400 over the 1919 figures.

In 1920 there were 1200 more deaths from automobiles than in 1919. Thirty deaths a day, a total of 11,000, was the record of automobile fatalities in 1920. Reports now available indicate an increase in 1921.

People died from falling accidents of all kinds at the rate of 34 a day in 1920. Burns claimed 22 a day, a total for the year of 8088 and an increase of 215 over 1919. Other major causes of accidental deaths were railroad accidents, 7769; drowning, 6066; gas, 3618; firearms, 2767; mine accidents, 2660; machinery, 2660; street cars, 2128; other vehicles, 2022; conflagrations, 1277.

Accidents in industry showed a decline of 1.3 deaths a 100,000 population for each year of the 10-year period, while public accidents decreased 1.1 per cent.

In round numbers 55,000 men and 21,000 women were killed in accidents in 1920.

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Jesus as Judged by His Enemies. A Study of the Criticisms and Attacks Made on Jesus by His Enemies. By James H. Snowden. The Abingdon Press, 1922. 246 pages. $1.75.

The case of Jesus is here submitted to the judgment of His enemies. The enemies of His earthly life had much to say about Him and aganst Him. More than sixty of these sayings are scattered thru the gospels. The author examines a number of these sayings to show what light they throw on the person and power of Jesus Christ. He finds that many of the judgments of the Lord's enemies are among the most penetrating and splendid testimonies to Him. "Unconsciously they put upon His brow some of His brightest crowns. The enemies of Jesus often established more surely the facts in His life (the resurrection, for instance, by the precautions they took to prevent any fraud in connection with it). They have often been a powerful factor in establishing and spreading the gospel.

Twenty-nine enemy sayings are discussed, from Herod I. ("with worship upon his lips, but murder in his heart") to the centurion under the cross who pronounced Him "truly the Son of God." To mention a few, they are such as these: "Can any good thing come out of Nazareth?"; "Is not this the Carpenter?"; "Strange things" ("We have seen strange things to-day"); "An Incomparable Speaker" ("Never man spoke like this man"); "A Doer of Miracles," etc. The chapters we have examined are very good. The one on "the Incomparable Speaker" is one of them. The writer brings out the simplicity, effectiveness, originality, reality, sincerity, universality, and the power of Christ's speech. Also the one on Christ as a doer of miracles is quite strong. He does not side with those moderns who consider Christ's miracles more a burden than an evidence of Christianity, but regards them as the natural manisfestations of His divine person and power. He shows how the testimony of His enemies adds the peculiar weight of their unwilling witness to the confidence in Christ's miracles that we may already have from other reasons.

The syle of the author is attractive for its simplicity and naturalness. The language flows on with remarkable ease. The aptest word is always used; and illustrations spring readily into existence; the applications are never forced.

To the minister the book has a special value as it furnishes him with a large number of texts, together with a suggestive treatment and abundant material. It is in every respect a fine book, a strong contribution to popular apologetics, and a storehouse of inspirational reading.

The Divine Right of Democracy. The People's Right to Rule by Clarence True Wilson. The Abingdon Press, 1922. 144 pages. $1.00.

The author is just as fervent a hater of the monarchical system as he is an ardent believer in democracy. He claims that the framers of our Constitution did not find the principles of popular government in the republics of Greece or Rome, but in the Old Testament. He has been reading law books for 25 years, he says, and is beyond measure amazed that not one of the writers on constitutional law has discovered that the Bible, especially the Old Testament, is the chief source for the characteristic features of our government. He then goes on to show that the idea of popular government and of election to office by merit and not by birth goes back directly to divine revelation. According to him, Israel's mission was not only to reveal an ethical theocracy to the world, but just as truly to teach the peoples democracy. "God the father is a democrat, and Jesus Christ the most democratic person that ever lived." Staements like this have become somewhat familiar since the war. We may concede their underlying truth even if the phraseology lacks in reverence. The democratic elements of the O. T. are also plain enough, altho we believe that the makers of the Constitution derived their political ideas more from the deistic writers of the time (Rousseau, "Contrat Social"; the state, a product of a contract between rulers and people), than from the Bible direct.

The author now raises the question, "Is the U. S. a Christian nation?" and answers it in the affirmative. Certain "pagan inroads" tho have to be removed and a house cleaning carried out, in this way: the law should be enforced, especially the 18th amendment; a campaign for total abstinence pledges be inaugurated; cigarettes to be tabooed; the Bible be brought back to the schools; the American Sabbath to be preserved; no foreign language to be tolerated in the grades or in the newspaper. In the closing chapter the writer, resident of Oregon that he is, makes a plea for the initiative, referendum and recall, as in operation in that state.

His information on continental history is somewhat hazy. He says, on p. 76, "Pitt rescued Frederick the Great from the French *and the Spaniards*." We know Frederick had many enemies, but the Spaniards never faced him. There are other errors on this line in the volume.

The author is a dashing writer. Sometimes he claims too much, but on the principle of democracy and the 18th amendment he is absolutely uncompromising.

On the danger that threatens democracy from the huge aggregations of capital, the menace of plutocracy, he has not a word to say.

The Fundamentals of Christianity. A Study of the Teachings of Jesus and Paul by Henry C. Vedder, Professor of Church History in Crozier Theological Seminary. The Macmillan Co., 1922. 250 pages, $2.00 (estimated).

The subtitle of this book should rather be made the chief one, for

it is mainly a comparison of the teaching of Jesus with those of Paul. The author believes that what is needed most of all in the church to-day is to raise the cry, "back to Jesus!" In the history of German theology it was Wrede who stood in the forefront of this movement. According to him and his followers Paul had substituted for the religion of Jesus, which consisted mainly in the teaching of the fatherhood of God and the ethics of human brotherhood, the theology of the atonement: the offended deity must be propitiated by the sacrifice of Christ, and thus forgiveness is offered to all those who believe in the atoning blood of the Savior. Vedder does not mention Wrede but he takes largely the same position. Christ is to him also chiefly the revealer of the law of God. The God of Jesus is no arbitrary potentate, he is not a vengeful being thirsting for blood, no "great Hun in the heavens" (p. 101)—by the way, the author is as fervent a hater of "Kaiserism" and the "ruthlessness of the Hun" as you could wish; in this respect he is no whit behind the "100-percenters" of the war period. God is a loving father and as such he ever appears in the teachings of Jesus. Jesus is a peasant—poet—on this side of his personality the writer dwells beautifully. He is a prophet who thinks nothing of ritual, sacrifice and priest, but a great deal of the real virtues. He announces the advent of the Kingdom of God, which is a democratic institution; where God is the father-king and all people brothers. To get into this Kingdom one must repent, i. e., change his views and life, and become a partner with God in spreading the desire for social righteousness. Christ is also a savior; he saves from sin by his moral influence. His death, too, is not an atonement or a sacrifice for sin—where he seems to say himself that it is, f i. in the word about the "ransom," or the other about the bloodshed for many "for remission of sins" (Luke), we have "almost certainly a later accretion" (p. 185). Christ's death is that of a martyr. If it should be any more, that is, if it should be necessary to give it a more specific meaning, Bushnell's moral influence theory would perhaps be the most acceptable.

There is not a word about the miraculous side of Christ's life and person; miracles are not even mentioned, nor is His resurrection or His supernatural birth.

Thus simple was Christ's teaching and his gospel. And strange to say, altho his disciples were devoted to his person, his gospel never penetrated their minds (p. 61). They heard, they remembered, they recorded, but they never understood, much less believed. "To the last he had no real disciples." (And this in spite of His saying John 15: "I am the vine, ye are the branches" etc.) After Jesus had gone and his disciples were sent out to proclaim his prophetic religion (against priest, sacrifice and cult), "they instantly, with one accord, abandon prophetic religion and devote themselves to establishing a new cult and made Jesus the centre of it. They failed to see that at the same time they were deifying Jesus they were defying Him" (p. 52). We must admit that these last statements seemed to us to reach about the height of unreasonableness. That the disciples after

being with Him three years in most intimate communion and after receiving the baptism of the Holy Spirit—which Vedder does not mention tho—should have completely misunderstood him and that the world would have had to wait for Vedder and men like him to be set right—this seems indeed passing strange! If such are the ways of God we feel like bursting out with Paul, "They are past finding out!"

Under these circumstances one can expect that Paul's theology does not find much favor with the author. To Paul God is more a sovereign than a father. He attributes to him the arbitrariness of an absolute monarch. He elects some and rejects others. He has to be appeased by the blood of his son. The cross becomes the one and all of His life. Under Paul's influence sacramental ideas gain influence in the church. A theology is substituted for a religion, and, in time, intellectual assent takes the place of a change of life and heart.

Christianity should in the author's opinion be a life rather than a creed or cult. Individual salvation should be sought in the salvation of society. That we disagree with the writer almost *toto caelo* need hardly be said. Yet we believe that altho Paul rendered the church and the world an invaluable service, just now his writings do not appeal to the modern man in the same way as they did to Luther and the Reformation age. The drift is towards Jesus and His Kingdom idea, towards ethics rather than dogmatics. While the cross and the resurrection will always be the foundation, the question is, what are you going to build on it? Show me your faith with your works, says James, and that is necessary today if it ever was.

Vedder's book shows a spirit of independent research on every page. He points out the difference of viewpoint between the Savior and His greatest apostle most clearly. To many it will be in this respect a surprising revelation. In our opinion it does not take sufficiently into consideration the effect that Christ's death, resurrection and ascension were bound to have on Christian faith and preaching. Nevertheless we advise a most thoro study, it cannot but be beneficial to the careful student.

Six Books for Sunday School Workers

Everyday Lessons in Religion. Teacher's Manual by Clara Belle Baker. The Abingdon Press, 1922. 196 pages, $1.25.

This is another of the Abingdon Religious Education Texts, so deservedly popular for their practical nature and their particular attention to adaptation to age and intellectual capacity of the pupil. It is the teacher's manual for work with the beginners in week-day schools. The first part, "the Bow in the Cloud," contains material for thirty-two reading lessons. The stories are taken from the Old Testament. The second part, "the Star in the East," contains sixteen stories from the New Testament, and sixteen poems of nature and child life. In Book I. the topics emphasize especially the gifts of

God; in Book II., the gifts for others. Each lesson provides not only the story but also poems, pictures, and suggestions for activities on the part of the children.

Everyday Lessons in Religion. Vol. I. The Bow in the Cloud. Vol. II. The Star in the East by Clara Belle Baker. The Abingdon Press. 65 and 60 cents.

These 2 books by the same author contain the stories and poems referred to in the teacher's manual above. They are in large type, with beautiful illustrations, designed for use by the children.

All three books are printed on excellent paper and well bound.

A First Book in Hymns and Worship, by Edith Lowell Thomas (Instructor in Boston University School of Religious Education and Social Service). The Abingdon Press, 1922. 150 pages, $1.25.

This volume seems to supply a body of worthy religious music that keeps carefully within the range of the child's comprehension and appreciation.

The author is a musician and composer of note and a teacher and director of children's music in church schools. Typical programs for worship are included. Each program is bulit around a definite theme, and all its parts are selected and adusted to develop that theme. It, therefore, attempts that for children which our "Elmhurst Hymnal" does for more advanced pupils. The hymns are those of the past as well as selections from recent writers. We find many old favorites in it, and new contributions. The book seems well to meet the needs arising from the child's life, from nature and the church year.

A Second Primary Book in Religion, by Elizabeth Colson. The Abingdon Press, 1922. 342 pages, $2.00.

The plan of the book provides for two one-hour lessons each week of the school year. Most of the story material is taken from the Bible. Experimental activities follow the story and the song. Poems, pictures and service work of various type round out the program of the hour.

The lessons are grouped under eight divisions: Friendly Children; Thankfulness; Love's Lessons; the Religion of Work; Lessons in Loyalty; Learning to Obey; Wonder and Worship; the Happy Child.

This text book should make the lesson hour for the second year primaries easy, interesting and helpful.

The Little Child and His Crayon. A monograph for Church School Teachers by Jessie Eleanor Moore. The Abingdon Press, 1922. 63 pages, 75 cents.

"A study of little children's drawings from the baby's first reaction with the pencil up to the age of eight years. There are 60 cuts of such drawings, chosen from the thousands which have come to the

author's hands from all types of children in all kinds of situations. The book is intended for Beginners and Primary teachers, helping them to interpret the crude productions of the little ones in their classes, presenting the educational principles underlying the use of handwork in the religious education of young children and giving an evaluation of the various types now in use."

The Use of Art on Religious Education, by A. E. Bailey (Professor of Religious Art and Archaeology Boston University). The Abingdon Press, 1922. 163 pages, $1.25.

The appearance of this book of Professor Bailey's marks, as the Editor says, an epoch in the history of method in teaching religion. Art used to be the handmaid of religion for centuries. Then a time came when it shook itself free from the trammels of religious conventionality and began to live its own independent life. Yet even then religion gave it its most inspiring subjects and assured it of its readiest and widest appeal. Christianity has developed a new art, and art on its part can render a great service to religion by its emotional effect as well as by its pictorial representation. The book before us seeks to help the teacher how to use pictures in religious instruction.

The 12 chapters are entitled: Art as the Handmaid of Religion; the Function of Religious Art; the Language of Art; Pictures and Children; Pictures for Juniors; the Hero in Art; Art and the Adolescent; The Intellect; Art and the Adolescent; The Emotions; Personal Religious Values in Art; Social Religious Values; Religion in Architecture; the Discovery and Use of Community Resources.

Each chapter has a picture study in which the picture presented is discussed.

The book is unique and, in plowing a fresh field, cannot but be welcome to those whose taste for the cultural values of art is developed.

Old Joe and Other Vesper Stories, by Shepherd Knapp. The Abingdon Press, 1922. 297 pages, $2.00.

"For a number of years, at the vesper service of the church of which the author is pastor, a story has taken the place of the customary sermon, or, rather, the sermon has been preached in the form of a sermon. These stories, first told extemporaneously, were later written out, and appear now in this volume, in the hope that they will have some interest and value for another audience."

Old Black Bass, by A. B. Cunningham. The Abingdon Press, 1922. 101 pages, $1.00.

A story on the Great-Out-of-Doors. The author says in the first chapter: "I am the spirit of the fisherman. I sit by the riverside and dream my dreams of fish. I tell the story of Old Black Bass as I have seen him on brisky evenings where the whip-poor-will calls. If

the reading of this story leads you to greater love of the waters, to a better understanding of all his kindred, and to manifest forever the attitude of the true sportsman, then I, the spirit of the fisherman, shall be satisfied."

Der Rahmen der Geschichte Jesu. Literarkritische Untersuchungen zur ältesten Jesusüberlieferung von **Karl Ludwig Schmidt,** Privatdozent an der Universität Berlin. Trowitzsch & Sohn, 1919. 322 S. M. 80 (wahrscheinlich $1 bis $2).

Das Problem, ob man aus den uns zugänglichen Ueberlieferungen ein chronolgisch zuverlässiges Bild der Geschichte Jesu herstellen kann, ist ein altes, aber immer neues Interesse herausforderndes. Die Lösung scheint von vornherein an der Tatsache zu scheitern, daß nicht einmal die Länge der öffentlichen Wirksamkeit des Herrn feststeht. Die Synoptiker, die nur das Todespassah erwähnen, machen die Annahme möglich, daß sie nur ein Jahr gedauert habe. Nach Johannes dagegen, der drei Passahs anführt (Kap. 2, 6 und 12), sind es wenigstens zwei Jahre gewesen. Vertreter der Einjahrtheorie aus dem christlichen Altertum pflegten sich für ihre Ansicht auf die Stelle Luk. 4, 19 von „dem angenehmen Jahr des Herrn" zu berufen, die uns heutzutage gar keine Beziehung auf die Zeitdauer zu haben scheint. Dagegen deuten verschiedene Stellen in den Synoptikern, besonders das Klagewort Jesu über Jerusalem (Matth. 23, 37), auf eine Wirksamkeit des Herrn in Jerusalem **vor** der galiläischen Periode hin, wovon Johannes allein uns Kunde gibt. In dieser Hinsicht wird deshalb wohl allgemein dem Verfasser des 4. Evangeliums der Vorzug gegeben.

Johannes, wie sehr er aber auch in einzelnen Dingen die Berichterstattung der Synoptiker korrigieren mag, gibt keine vollständige Geschichte Jesu, sondern eine nach bestimmten Gesichtspunkten (1, 11. 12) getroffene Auswahl. Als Geschichtsquelle dienen uns die von Johannes geschriebenen synoptischen Evangelien. Seit den Arbeiten von Holtzmann und Weiß gilt Markus als der älteste Evangelienschreiber. Seine objektive Art, die wesentlich die Taten Jesu, des mit göttlicher Autorität ausgestatteten Menschensohnes, berichtet, die primitive Anordnung des Stoffes, die unpsychologische Weise der Darstellung, die auf irgend welche Entwicklung Jesu oder der Jünger oder der Ereignisse nicht achtete, scheinen dafür zu bürgen, daß wir es hier am meisten mit einer Reproduktion des in der Urgemeinde vorhandenen Jesusbildes zu tun haben.

So geht denn auch Lic. Schmidt (wenn wir uns recht erinnern, ist er jetzt Professor in Gießen) in seiner Arbeit von dem Markusevangelium aus. Er richtet sein Augenmerk auf den sog. „Rahmen" der Geschichte Jesu, d. i. auf die einzelnen geographischen und zeitlichen Bestimmungen, mit welchen die Erzählungen eingeleitet werden. Er will untersuchen, ob sich aufgrund derselben eine zeitlich zusammenhängend fortlaufendes, ein geographisch klarbestimmtes Leben Jesu herstellen läßt. Diese Untersuchung nennt er eine literarischkritische, weil sie Stil und Darstellungsweise der Synoptiker prüft und miteinander vergleicht und die literarischen Eigentümlichkeiten mit zur Beurteilung des historischen Wertes der Berichterstattung berücksichtigt. Ob-

wohl nun Markus immer die erste Autorität ist, so werden doch fortwährend die andern zwei Synoptiker verglichen und so die synoptischen Fragen in interessanter Weise mit hineingezogen.

In neun Abschnitten (der lukanische Reisebericht 9, 51; 18, 14: „Jesus in Peraea," eingeschlossen) wird das Material des Markus mit den andern in obiger Beziehung verglichen. Das Resultat der Untersuchung ist, daß wir bei den Synoptikern **kein Leben Jesu im Sinne einer sich entwickelnden Lebensgeschichte, keinen chronologischen Aufriß** der Geschichte Jesu, sondern nur **Einzelgeschichten, Perikopen,** haben, die in ein Rahmenwerk eingestellt sind. Der Ausdruck „Perikopen" will besagen, daß die Geschichten von Jesu Werken und Reden bald in dem Gottesdienst der Urgemeinde eindrangen und einen regelmäßigen Teil desselben bildeten. Diese perikopischen Einzelbilder wurden dann gesammelt und schließlich zu einem zusammenhängenden Leben Jesu verarbeitet. Die Verbindung der einzelnen Abschnitte geschah durch Hinzufügungen zeitlicher und lokaler Bestimmungen (= der „Rahmen"). Diese Bestimmungen sind oft zuverlässig, doch oft auch ganz farblos, schematisch und sogar zuweilen unrichtig. Markus ist der zuverlässigste, obwohl nicht immer. Lukas ist der Künstler unter den Evangelisten. Er arbeitet mehr nach literarischen Maßstäben, doch schöpft er dabei zuweilen nicht aus Urquellen, sondern tut eigenes hinzu (in Bezug auf Verknüpfung und Motivierung). Matthäus gruppiert bekanntlich nach sachlichen Gesichtspunkten, er „stößt manches überflüssige Rahmenwerk ab."

Nur in der Leidensgeschichte ist die Sache anders. Hier steht eine gewisse Ordnung fest. Die Tragik und Wichtigkeit der letzten Stunden hat sich dem Bewußtsein der Gemeinde so tief eingegraben, daß wir über die Zeitfolge und Oertlichkeit der Vorgänge ein einheitliches Bild haben.

Die tief eindringende Kleinarbeit der Einzeluntersuchungen, die der Verfasser anstellt, ist höchst anregend. Wer ihm folgt, lernt die schriftstellerische Eigenart der Synoptiker viel lebendiger kennen. Ueberhaupt wird ihm das Auge geschärft für die Probleme, mit welchen die Urkirche bei der Fixierung des mündlichen Evangeliums zu ringen hatte, und obwohl man solche Materien nicht auf einen Sitz sich zu eigen machen kann, so gewährt doch das Studium einzelner Abschnitte, wenn das Bedürfnis gerade zu ihnen führt, reichen Gewinn.

Die Benützung der einschlägigen Literatur ist lückenlos, soweit wir sehen, die Selbständigkeit des eigenen Urteils unleugbar, wenn wir ihm auch nicht überall zustimmen. Die Liebhaber des griechischen Neuen Testaments unter uns werden aus dem Buch viel Anregung schöpfen. Der Preis ist in unserm Geld sehr niedrig.

